GESAMMELTE SCHRIFTEN

Otto Ludwig, Adolf Stern, Erich Schmidt

Digitized by Google

Herbert Reichle

99/I/F/99

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Ludwigs
gesammelte Schriften

Erster Band

Digitized by Google

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oscar Brandstetter,
Papier von Ferd. Flinsch, Einband von Julius Hager
in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Ludwigs

gesammelte Schriften

Erster Band

Biographie
Zwischen Himmel und Erde
Gedichte

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Herausgegeben von

Adolf Stern

Seiner Hoheit

dem Herzog von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen

Georg,

dem Landesherrn Otto Ludwigs aus Eisfeld,

in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet

von

der Familie des Dichters

Digitized by Google

Otto Ludwig

Ein Dichterleben

von

Adolf Stern

Vorwort

Der von Erich Schmidt und mir veranstalteten neuen Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ Otto Ludwigs, die sich wohl ohne Überhebung als eine erste Gesamtausgabe bezeichnen darf, soll ein Lebensbild des Dichters zur Einleitung dienen, das ich unabhängig von der Sammlung der Werke geplant, in mehrjähriger Arbeit vorbereitet, schließlich aber im Hinblick auf das Erscheinen der Ludwigschen Werke in derselben Zeit ausgeführt habe, in der diese nach und nach hervorgetreten sind. In sich vollkommen abgeschlossen und für alle, die nur an den Geschicken des Dichters Anteil nehmen wollen, eine vollständige Darstellung der Entwicklung, des beschränkten äußern und überreichen innern Lebens dieser mächtigen Künstlerpersönlichkeit, eine Darstellung, für die ich selbständige Geltung in Anspruch nehme, kann sie gleichwohl besser als jede bloße kritische Erörterung zum Verständnis, zur Erläuterung der poetischen Welt dienen, die sich in Ludwigs Schriften aufthut, und umgekehrt die notwendige Ergänzung jeder Dichter- und Künstlerbiographie aus eben dieser Welt empfangen.

Als Moritz Heydrich, der treue, anhängliche Freund Ludwigs, ein Jahrzehnt nach dem Tode des Dichters im ersten Bande der von ihm herausgegebnen „Nachlaßschriften Otto Ludwigs“ eine „Biographische Skizze“

veröffentlichte, die bestimmt war, neben die schon bekannten wertvollen Charakteristiken aus der Feder Gustav Freytags und Heinrich von Treitschkes zu treten, ging er wohl von der Überzeugung aus, daß die einfachen Erlebnisse Ludwigs keine eingehendere Darstellung erforderten, und beschränkte sich in seinen Mitteilungen über Ludwigs Kindheit und Jugend im wesentlichen auf die Wiedergabe der Aufzeichnungen des damaligen herzoglich meiningischen Amtsverwesers Karl Schaller in Kranichfeld, während er sich für die spätere Zeit auf einen fünfzehn Jahre hindurch währenden freundschaftlichen Verkehr mit Ludwig stützen konnte. Hätte Heydrich sich entschließen können, seine Umrisse zu einem wirklichen Lebensbilde zu erweitern, so würde er jede weitere Arbeit entbehrlich gemacht haben. Da er dies unterließ, so blieb der Wunsch nach einer ausgeführteren, aus mannigfaltigern Quellen geschöpften Erzählung, die die Besonderheit der Erlebnisse, der auf den Dichter wirkenden Umgebungen ebenso ins Auge faßte als die Bedeutung seines gewaltigen Talents, eben unbefriedigt und machte sich immer aufs neue geltend. Obschon ich nun das Glück gehabt hatte Otto Ludwig im Leben zu kennen, und einen tiefen Eindruck seiner Erscheinung treu und dankbar bewahrte, obschon ich zu denen gehörte, die ein wirkliches Lebensbild schmerzlich vermißten, habe ich doch nicht früher Hand ans Werk gelegt, als bis jede Hoffnung geschwunden war, daß einer der Männer, die ehemals dem engsten Lebenskreise Ludwigs angehört hatten, diese Schuld der Pietät einlösen würde. Als ich aber vom ehrenden Vertrauen der hinterlassenen Familie Ludwigs, seiner Witwe und Tochter, die noch in Dresden leben, wie seiner in Brasilien weilenden Söhne gestützt, der Aufgabe einmal näher getreten war, habe ich sie ohne Zögern zu erfüllen gesucht und lege mein Leben Otto

Ludwigs heute den Lesern seiner „Gesammelten Schriften" wie einem weitern Kreise vor.

So reich auch das Material war, das mir die Familie im gesamten noch ungedruckten litterarischen Nachlasse, in den Studien und Planheften, in den Tagebüchern (von 1836—1840), den Hauskalendern und einzelnen Aufzeichnungen des Dichters, in Briefen an Otto Ludwig und in Briefen von ihm, die wieder in ihren Besitz gelangt waren, zur Verfügung gestellt hatte, so wäre dies allein doch nicht ausreichend für die nachstehende Darstellung gewesen. Ich habe es an Bemühungen nicht fehlen lassen, mir weitere Quellen zu erschließen, und muß es rühmend hervorheben, daß ich neben einer Reihe von Enttäuschungen (die bei solchem Anlaß unvermeidlich sind) doch eine große Anzahl uneigennütziger und wertvoller Unterstützungen erfuhr, die nicht nur der Biographie, sondern auch der Ausgabe der gesammelten Schriften wesentlich zu gute gekommen sind. Die bedeutende Folge der Briefe, die schon im Besitz der Familie war (darunter die Briefe an Ludwig Ambrunn, an Berthold Auerbach u. a.), wurde durch zahlreiche in andern Händen bewahrte Briefe ergänzt. Frau Elisabeth Schmidt in Berlin stellte die wichtigen an ihren verstorbnen Gemahl Dr. Julian Schmidt, Frau Bertha Gutzkow in Leipzig die an Karl Gutzkow, Frau Emilie Heydrich in Dresden die an Moritz Heydrich gerichteten Briefe, Herr Dr. Otto Devrient die Briefe Ludwigs an seinen Vater Eduard Devrient, sowie Abschriften der Briefe seines Vaters an Otto Ludwig und höchst wertvolle und dankenswerte Auszüge aus dessen Tagebüchern, soweit sich diese auf Ludwig beziehen, zu meiner Verfügung. Einige wichtige Briefe erhielt ich im Original oder in Abschrift durch Herrn Gymnasiallehrer Dr. Gotthold Klee in Bautzen (an seinen Vater, den Rektor Dr. Julius Klee in Dresden), Herrn Dr. jur. Fehling in

Lübeck (an seinen Schwiegervater Emanuel Geibel), HerrnHofburgtheaterregisseur Josef Lewinsky in Wien, den treusten, aufopferndsten Freund des Dichters, und Herrn Christian Ambrunn in Eisfeld. Viele Briefe Ludwigs sind leider in Autographensammlungen zerstreut, doch war ich glücklich genug, auch eine Anzahl solcher Briefe zur Einsicht und Benutzung zu erhalten.

Vom Beginn meiner Arbeit an legte ich den höchsten Wert darauf, die Erinnerungen aller, die mit Ludwig in irgend einer Zeit seines Lebens in vertrautem Verkehr gestanden hatten, als lebendige und vollgiltige Zeugnisse heranzuziehen. Nächst Frau Emilie Ludwig selbst, die in unwandelbarer Treue und Verehrung nur dem Gedächtnis ihres geschiednen Gatten lebt, bin ich namentlich dem Herrn Kantor Friedrich Kramer in Crock bei Eisfeld, Herrn Oberkonsistorialpräsident und Oberhofprediger Dr. E. J. Meier, Herrn Professor Dr. Hermann Lücke in Dresden für ihre ergänzenden Beiträge zu meiner Arbeit zum wärmsten Danke verpflichtet. Ludwigs Jugendfreunde, der frühere Amtsverweser Herr Karl Schaller in Weimar und Herr Konsul Dr. Wetzstein in Berlin, sowie Herr Christian Ambrunn und Frau Joh. Recknagel in Eisfeld haben mich durch aufklärende mündliche Mitteilungen, Herr Schaller auch durch jahrelange Überlassung der sorgfältig bewahrten Briefe aus Ludwigs Jugendzeit unterstützt, die schon Heydrich in Händen gehabt hat. Bei meinen Nachforschungen in Eisfeld und Meiningen bin ich Herrn Superintendent Reinhard in Eisfeld und vor allen Herrn Hofrat Dr. Rudolf Baumbach in Meiningen herzlichen Dank schuldig geworden. Dr. Baumbach hat nicht nur keine Mühe gescheut, mir in bestimmten Fragen Auskunft zu verschaffen, sondern auch für mein ganzes Vorhaben eine freiwillig fördernde Teilnahme bethätigt, die ich in froher Erinnerung bewahre.

Wenn ich nicht alle zu nennen vermag, die in irgend einer Weise dazu beigetragen haben, dies Denkmal eines tief einsamen und doch so gewaltigen und wirkungsreichen Dichterlebens zu bereichern, so werden hoffentlich alle aus meiner Arbeit selbst ersehen, daß ich jeden mir anvertrauten Baustein zum Ganzen dankbar zu benutzen wußte. —

Wie meine Arbeit wirken kann, muß ich dahingestellt sein lassen; ich gedenke mich weder meiner warmen Hingebung an den Gegenstand noch meines Fleißes zu rühmen. Die Hauptsache bleibt, daß das Licht, das von der schlichten Größe und reinen Natur des Dichters ausstrahlt, auch diesen biographischen Versuch durchleuchtet, und wenn das der Fall ist, darf ich unbesorgt um seine Aufnahme und um seine künftige Wirkung sein.

Dresden,
im Dezember 1891

Adolf Stern

Digitized by Google

Gedichte

Einleitung

Otto Ludwigs lyrische Gedichte sind bei seinem Leben nicht gesammelt, und nur wenige von ihnen sind in Zeitschriften und in dem von Fr. Hofmann in Hildburghausen herausgegebenen „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ überhaupt gedruckt worden. Gleichwohl erstrecken sich poetische Versuche und lyrische Lebensäußerungen des Dichters von seinen ersten Jünglingstagen bis ungefähr zu der Zeit, wo er mit dem Trauerspiel „Der Erbförster“ vor eine größere Öffentlichkeit trat. In einer großen Anzahl von Heften und zum Teil auch in einzelnen Blättern sind diese einem Vierteljahrhundert entstammenden Zeugnisse der lyrischen Begabung und der lyrischen Stimmungen Otto Ludwigs erhalten. Der Eigenart des Dichters und seinem Entwicklungsgange entsprechend, war der lyrische Drang und die Lust an lyrischen Formen bei Ludwig in der Zeit der Unselbständigkeit, der Nachempfindung poetischer Lektüre am stärksten, und aus der Zeit der letzten zwanziger und ersten dreißiger Jahre sind eine Menge von Gedichten vorhanden, die der Dichter selbst späterhin als völlig unreife und wertlose Jugenderzeugnisse beiseite schob, und die lediglich nach der biographischen Seite hin als Belege für die rasche und vielseitige Empfänglichkeit des poetischen Jünglings, als Studien zur jeweiligen Bildung des Autodidakten ein gewisses In-

tereſſe darbieten. Dieſe Art Gedichte erſtreckt ſich noch über Jahre, in denen daneben die Ader eigenſter Empfindung, eigenſter Naturanſchauung, einer tief aus dem perſönlichen Leben quellenden Luſt oder Schwermut ſchon durchſchlägt, und Gedichte entſtehen, in denen das muſikaliſche Naturell des Dichters hie und da den Naturlaut des echteſten Volksliedes traf, und die, weil ihm Wort und Ton zu gleicher Zeit klangen, mit dem ganzen Zauber natürlicher Sprachmuſik ergreifen. Die Anlehnungen an Schiller und Goethe, Tieck, Rückert und Uhland, die noch ſtattfanden, galten Ludwig jetzt vielleicht nur als Übungen; mit der Textdichtung ſeiner erſten Liederſpiele und Opern ward auch ſeine Lyrik freier. Bis ums Jahr 1840 währte die Zeit, wo in fortgeſetzter Folge und auch ohne beſondre, wenigſtens ohne erkennbare Anläſſe faſt allmonatlich einige lyriſche Gedichte entſtanden, wo ſich den lyriſchen Gedichten im engern Sinne Balladen und Romanzen, mancherlei Anſätze und Anfänge größerer erzählender Gedichte anreihten. So finden ſich in Ludwigs Nachlaß teils in beſondern Heften, teils zwiſchen lyriſchen Gedichten Bruchſtücke einer poetiſchen Bearbeitung der Edda im Balladenton, die weitausgeführten, wenn auch nur in einigen Romanzen formell ausgereiften Anfänge eines auf hundert Romanzen berechneten „Kaiſer Octavianus.“ Ein Teil dieſer Gedichte wurde von Ludwig, je nach ſeiner fortſchreitenden innern Entwicklung, wiederholter Umarbeitung unterzogen. Denn ſo ſehr er nach ſeiner ganzen zunächſt Selbſtgenügen und die innerliche Beglückung des Träumens und Schaffens verlangenden Natur mit dem Schritt in die Öffentlichkeit zögerte, ſo blieb von jener früheſten Zeit an, wo er ſeines Vaters kleine Sammlung Gedichte im Verein mit eignen Dichtungen neu herauszugeben beabſichtigte, bis um die Mitte der vierziger Jahre der Wunſch in ihm lebendig, in

der großen Schar der deutschen Lyriker seine Stelle zu finden.

Seit 1841, seit dem Beginn seiner dramatischen Schöpfungen im engern Sinne, fing die bis dahin so ergiebige lyrische Ader Otto Ludwigs zu stocken an, und von vereinzelten bedeutenden Gedichten der Spätzeit abgesehen, in denen er einer tiefen und unwiderstehlichen Empfindung Ausdruck gab, springt sie nur noch zweimal voll auf: in den „Buschliedern" der Jahre 1844 und 1845, den entzückend schönen Zeugnissen einer Herzensneigung und beglückten Liebe, und in den „Politischen Gedichten," die in den Jahren 1845 bis 1848 entstanden und es lebendig bekunden, wie warm und leidenschaftlich der Dichter mit seinem Volke empfand, wie er die tiefste Sehnsucht der Besten nach der endlichen Einheit und Größe des Gesamtvaterlandes teilte. Auch von diesen Gedichten kam unsers Wissens nichts in die Öffentlichkeit; doch wäre es immerhin möglich, daß in vergeßnen Flugblättern und Zeitschriften jener Bewegungsjahre sich eines und das andre von ihnen mit dem Namen des Dichters oder ohne ihn fände. Nach der Aufführung des „Erbförsters" und der Übersiedlung nach Dresden dachte Ludwig vollends nicht mehr an die in verstaubten Heften begrabnen lyrischen Gedichte, und die zahlreicher an ihn ergehenden Aufforderungen zu poetischen Beisteuern für lyrische Sammelwerke blieben meist unbeantwortet, immer mit der einen Ausnahme des Hildburghäuser „Weihnachtsbaums," an den ihn heimatliche Erinnerungen knüpften.

Als nach Ludwigs frühem Tode eine Gesamtausgabe seiner Werke geplant wurde, richtete man natürlich sein Augenmerk auch auf den umfangreichen lyrischen Nachlaß des Dichters. Warum schließlich in dem zweiten Bande der „Gesammelten Werke" (Berliner Ausgabe von 1870) doch nur acht dieser Gedichte („Der

böse Fleck," „Der Städterin Wunsch," „Lied des Mädchens," „Das Lied von der Bernauerin," „Rosen und Lilien," „Julius und Hannchen," „Der Ostermorgen," „Zu stille Liebe") Aufnahme fanden, ist dem Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung nicht recht klar geworden. Denn auch wenn man gemeint haben sollte, daß die Lyrik Ludwigs gegenüber seiner dramatischen und erzählenden Kraft und ihren mächtigen Zeugnissen nur leicht ins Gewicht falle, und wenn man beabsichtigt hätte, nur die tiefsten, die eigentümlichsten und schönsten Gedichte Ludwigs in beschränktester Zahl mitteilen zu müssen, so würden doch sicher an Stelle der Hälfte dieser acht Gedichte ganz andre für die engste und strengste Auswahl in Frage gekommen sein. Gewiß hat Ludwig, wie fast alle Dichter seines Gepräges, geringern Wert auf die sprachliche Vollendung, auf Reinheit des Reimes und ähnliche Vorzüge als auf den Einklang von Stimmung und Ton, die lebendigste Anschaulichkeit des poetischen Bildes, den schlichtesten Ausdruck für die Fülle des Inhalts gelegt. Und gewiß bedurfte es bei ihm der guten Stunde, um den reinsten und fortreißendsten Fluß des Verses mit der Macht oder der Innigkeit seines Gedankens und seiner Empfindung zu verbinden. Ein Verskünstler war er nicht, wollte er nicht sein; die Stärke seines poetischen Naturells, die Innigkeit und Tiefe seines Empfindens ließen ihm gleichwohl Gedichte von höchster Vollendung gelingen und sprechen aus andern, formell minder vollkommenen mit der rührenden Unwiderstehlichkeit aller unmittelbar poetischen Natur zu uns. Bei dem Verhältnis seiner Lyrik zu seiner Entwicklung und angesichts der Thatsache, daß er sich zur Zeit seiner dichterischen Reife nur noch selten zu lyrischen Lebensäußerungen gestimmt fühlte, konnte gleichwohl aus der Masse seiner lyrischen Manuskripte nur ein kleiner Teil zur Veröffentlichung ausgewählt werden.

Der Herausgeber war hierbei nicht gänzlich auf seinen eignen Geschmack und sein eignes Empfinden verwiesen. Zu verschiednen Zeiten hatte Otto Ludwig in seinen Jugendgedichten blätternd und daraus auswählend Verzeichnisse der nach seiner eignen Meinung besten Gedichte entworfen, freilich nicht ohne diese Verzeichnisse wieder durch kritische Bemerkungen, wie „sehr zu ändern" oder „noch umzuarbeiten," zu verengern. Ein solches Verzeichnis findet sich namentlich hinter dem Manuskripte der „Gedichte von Otto Ludwig, 1839 im Winter begonnen." „Zum Teil noch in Eisfeld gemacht, sind sie in Leipzig in dieses Buch gesammelt worden." Eine andre spätere Auswahl fand sich durch ein auf Briefblätter von Ludwigs eigner Hand geschriebnes Manuskript „Einige Lieder und andre kleine Gedichte" betitelt, das für den Zweck der Veröffentlichung, und zwar Ausgang der vierziger Jahre gesammelt zu sein scheint. Da die hier getroffne Auswahl einige der zu den „Buschliedern" und den spätern politischen Gedichten gehörige Dichtungen mit umfaßt und sicher die späteste Fassung enthält, die Ludwig einer Anzahl seiner Gedichte gegeben hat, so konnten nicht nur beinahe alle in dieser Niederschrift enthaltnen Gedichte in unsre Auswahl aufgenommen werden, sondern sie wurde auch als der letzte Wille des Dichters in Bezug auf die mehrfach umgearbeiteten und in verschiednen Fassungen vorhandnen Gedichte angesehen. — Mit alledem blieb weder die Pflicht erspart, auch die ältern Gedichthefte und die von Ludwig bei keiner Auswahl berücksichtigten Lieder und Romanzen wiederholt durchzuprüfen, wobei sich denn in der That einzelne Gedichte fanden, die kein an der innern Entwicklung und Eigenart unsers Dichters wahrhaft Anteilnehmender gern gemißt haben würde, noch konnte die von Ludwig selbst in frühern Jahren getroffene Auswahl unbedingt maßgebend für die Auf-

nahme sein. Denn die Frage blieb immer, was Otto Ludwig selbst in einer spätern Zeit seiner gewaltigen Entwicklung gefordert haben würde. Er würde nach meiner Überzeugung und der seiner Familie kaum etwas dawider zu erinnern gefunden haben, daß einzelne Proben seines Jugendempfindens und des naiv unfertigen und doch oft so ergreifenden Ausdrucks dieses Empfindens mitgeteilt werden, er würde einverstanden gewesen sein, daß die zu unbewußter Vollendung gediehenen lyrischen Zeugnisse seiner späteren Jahre, von denen einzelne zu den kostbarsten Perlen neuerer deutscher Lyrik überhaupt gezählt werden müssen, nicht ferner verborgen bleiben. Aber er würde sich mit der ganzen Energie und Strenge seiner tiefen und schlichten Natur gegen die zur Zeit vielbeliebte wahl- und kritiklose Veröffentlichung alles Unreifen, Unfertigen, von ihm selbst nur als Studie Betrachteten erhoben haben, das sich in seiner Handschrift erhalten hat.

Des Dichters Vermächtnis

Der Oſtermorgen

Der Oſtermorgen lächelt,
Ein Bräutgam, in die Welt;
Er ſteigt von Duft gefächelt
Aus ſeinem blauen Zelt.

Und rings herum das Schweigen;
Der Wald, er ſteht ſo ſtill,
Kein Blümchen ſich verneigen,
Kein Läubchen rauſchen will.

Im fernen Kirchlein ſinget
Die fromme Chriſtenſchar,
Hier von den Steinen klinget
Ein Echo wunderbar.

Als wenn aus Bergestiefen
Das Singen quöll hervor,
Als wenn die Felſen riefen:
Er lebt, er lebt! im Chor.

Er lebt! er lebt! — da lauſchen
Die Blümlein, beugen ſich,
Da bücket ſich mit Rauſchen
Der Wald ſo feierlich.

Und mächtger klingts und wieder:
Er lebt! er lebt! vom Stein;
Mir rinnt ein Schauer nieder
Am innerſten Gebein.

Und denk — und muß mich beugen —,
Was dort geſchrieben iſt:
Die Steine werden zeugen,
Wenn mich der Menſch vergißt!

Der Menſch und das Leben

Menſch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuſchter
Tantalus.

Vor dir der Hoffnung
Gaſtliche Schatten,
Saftige Trauben;
Ach und, Lechzender,
Streckſt du die Hände,
Fliehet der Schein.

Hinter dir, Armer,
Der Erinnerung
Goldener Traum —
Dürfteſt du kehren!
Doch blutig vorwärts
Hetzt dich das Leben.

Ach, was vorüber,
Bannt dir kein Zauber —
Und zum Vergangnen
Führt keine Bahn!

Ach und die Sonne
Senkrecht die Spitzen
Bohrt in den Scheitel;
Blutig die Steine
Netzet der Fuß.

Wimmerſt zum Himmel:
Rettet, o Götter!
Wimmerſt umſonſt.
Himmliſchen Nektar
Schlürfen die Seligen,
Hören dich nicht.

Mächtige Stimme
Schicket das Unglück,
Aber des Glückes
Ohren ſind taub.
Stete Sonne
Härtet den Boden:
Suche nicht Hilfe
Bei Glücklichen.

Seitwärts lachen
Kinderumſpielte,
Weinlaubumkränzte
Freundliche Hütten,
Winken dem Müden
Offene Arme,
Ladet den Hungernden
Gaſtlicher Rauch.

O laß mich weilen,
Laß mich, o Leben,
Zürnender Treiber,
Ruhen nur laß mich,
Kurze Erquickung nur
Gönne dem Müden!

Aber der kalte,
Finſtere Treiber
Kennt nicht Erbarmen,
Hetzt ihn vorüber,
Den Weinenden.

Menſch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuſchter
Tantalus!

Reines Herz

Selig, dem
Die Götter geben
Ein reines, edles Herz.
Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
Was er berührt, mit Wonne zu durchſchwellen.
Die enge Hütte dehnt ſich zum Olymp,
Wohin er ſeine Bruſt voll Götter bringt.
Nur dem iſt arm das Leben,
Der es mit armen Augen ſieht.

Ihm ſchmilzt der Dinge Frühling
Unter der gierigen Hand.
Drum, gütige Götter, erhaltet
Ihm, dem Glücklichen, dem ihr ſie gabt,
Die ſelige Gabe, erhaltet ihm
Im Buſen das reine, edle Herz.

Zu ſtille Liebe

Zwei liebten ſich und wollten ſichs nicht ſagen,
Und küßten ſich auf eines Kindes Munde,
Und ſahen ſich nur in des Kindes Augen,
Und ſprachen ſich nur durch den Mund des Kindes.
Da ſtarb das Kind. Nun konnten ſie nicht küſſen,
Nicht mehr ſich ſehn und auch nicht mehr ſich ſprechen;
Da haben ſie ſich ganz in ſich gezogen,
Und immer fremder ſind ſie ſich geworden
Und haben immer heißer ſich geliebet,
Nach Kuß und Blick geſehnt und ſüßer Rede,
Und ſind am End vor Sehnſucht gar geſtorben.

Des Kranken Ungeduld

Auf den Winden möcht ich reiten,
Fahren auf der Wolke Rücken;
O wie zög ich mit Entzücken
Durch die fernen blauen Weiten! —

Wie beengen dieſe Räume,
Dieſe Hügel, dieſe Berge!
Wirbeln möcht ich mit der Lerche
Hoch im Blauen meine Träume.

O wie eng, wie blaß die Nähe!
Wer die weite goldne Ferne,
Wer die weiten goldnen Sterne
Unter ſeinen Füßen ſähe!

Nicht am Bücherſtaub mehr kleben
Und in früherem Ermatten
Schatten werden unter Schatten,
Will nicht dichten mehr, will leben!

Aus dem vollſten Becher praſſen,
In des Lebens Tiefſtem wühlen,
Wills mit jeder Nerve fühlen,
Wills mit jeder Muskel faſſen!

In die Kräfte überfließen,
Die des Weltalls Lieder dichten —
Im Erſchaffen, im Vernichten
Jede Wolluſt durchgenießen.

Jetzt um ſeine Scheitel weben,
Glitzernd in der Sterne Blinken
Aus dem blauen Becher trinken,
Drin die goldnen Tropfen ſchweben.

Nun durch ſeine Schluchten keuchen,
Durch die tiefen Adern pochen,
Gährendes Verderben kochen
In den feuerſchwangern Bäuchen.

Nun als Silberbächlein rieſeln
Durch das blumenreiche Bette,
Mit den Fiſchlein um die Wette
Über Wurzeln, über Kieſeln;

Rauſchen bis zur Schattengrotte,
Dort der Nymphe nackt Erbangen
Liebgewältigend umfangen
Mit des Haines üppgem Gotte.

Mit den Wolken ziehn zuſammen,
Durch die grauen, tropfenvollen
Mit den dumpfen Donnern rollen,
Mit den roten Blitzen flammen;

Aus der Wolk' geborſtner Schwere
Mit dem Regen eilbefliſſen,
Mit den Bächen fortgeriſſen,
Mit den Strömen zu dem Meere;

Feſtgepackt des Schiffes Rippen,
Umgewirbelt ohne Raſten,
Und die Decken und die Maſten
Wurfzerſchmettert an den Klippen;

Hoch im brüllenden Getümmel
Aufgeſchäumt mit weißen Kämmen
Schwarz den Fuß im Grunde ſtemmen,
Kraus die Scheitel an den Himmel;

In den Jammerſchrei der Armen
Jubelnd mit den Winden blaſen,
Mit den Trümmern ſchleudernd raſen,
Hohngelächter — kein Erbarmen!

Ziehen mit der Glocke Tönen
Dann vom rotbeglänzten Turme;
Kämpfen jetzt im Nervensturme,
Dann in Thränen sich versöhnen!

Mit den Lüften möcht ich fahren,
Möcht ich mit den morgenhellen,
Pilgerstörche zu Gesellen
Und der Wandersänger Scharen.

In der Nachtigallen Werben
Süß auf Sehnsuchtwellen fluten,
Wie ein Seufzer hinzubluten,
Wie ein Lächeln hinzusterben!

Nun, ein Hauch, den Hirten fächeln,
Klagen wehn durch seine Flöte,
Bis ihm Liebesmorgenröte
Bricht aus seiner Hirtin Lächeln.

Dann, umkrächzt von Kauz und Eulen,
Mit des wilden Jägers Grausen
Durch die dunkeln Wälder brausen,
Durch die dunkeln Schluchten heulen.

Von des Gletschers Stirne brüllen —
Kaum ein Zwerg noch, schon ein Riese —,
Goldne Thalesparadiese
Eisig in Vernichtung hüllen.

Segel spannen die Gedanken,
Und das Herz regt seine Flügel.
O zerreiß, mein Herz, die Zügel,
Spreng, o Sehnsucht, diese Schranken.

Wer den Weg ins Freie fände
Aus des Lebens banger Enge!
Schwelle, Herz, mein Herz, und sprenge
Dieses Busens Kerkerwände!

Todesahnung

Hörst du wohl im grünen Dunkel
Durch des Bornes leisen Fall
Wunderbares Tongefunkel?
Hörst du wohl die Nachtigall?
Trauernd klang und bang das Tönen,
Süß ersterbend durch die Nacht,
Wie der letzte Sang von Schwänen,
Eignem Tode dargebracht.

Ha — jetzt hebt sichs im Entzücken
Und es flutet himmelan;
Ach es schwindelt meinen Blicken
Vor der wunderbaren Bahn.
Töne funkeln, Töne sprühen,
Schimmernd wogt die süße Flut,
Helles Lebens-Liebesglühen!
Dunkler, tiefer Todesmut!

Beides faßt sich im Entzücken,
Faßt sich an in höchster Lust;
Solche Wonne muß ersticken
Kleine Nachtigallenbrust.
Lieber, laß uns eilend gehen
Unter Blumen, unter Duft
Kann ich hören jenes Flehen,
Das so süß zum Tode ruft. —

„Freund, du ſchwärmſt! Aus grünem Dunkel
Hör ich keine Nachtigall;
Still nur in des Monds Gefunkel
Rauſcht des fernen Bornes Fall.“ —
Ja ich ſchwärme! Nicht das Singen,
Nein mich ruft das eigne Herz,
Auf der Düfte leichten Schwingen
Zog er ein, der ſüße Schmerz.

Sieh die Roſen, wie ſie glühen,
Still ſich beugen lieber Luft,
Doch aus lebensrotem Blühen
Strömt ein bleicher Nelkenduft. —
„Freund, du ſchwärmſt, du machſt mir bange,
Roſen duften hier allein —
Bleich und bleicher deine Wange,
In dem Auge welcher Schein!“ —

Ja ich ſchwärme! Nicht die Blume
Duftet ſo, es iſt mein Herz.
In dem tiefſten Heiligtume
Quillt und wogt der ſüße Schmerz.
Halte mich in deinen Armen,
Lehne mich an deine Bruſt;
In dem wehmutfrohen, warmen
Herzen woget Todesluſt.

Leg mich hin ins ſtille Dunkel —
Durch des Bornes leiſen Fall,
Stark und ſtärker das Gefunkel,
Hebt ſich neu die Nachtigall.
Sieh, ſie ſchwindet hoch im Blauen,
Stiller, bleicher Nelkenduft,
Nächtig Wogen — lichtes Grauen —
Still — es iſt der Tod, der ruft!

Der Kranke

Wer ſtehet noch an meinem öden Lager?
Kenn ich die zwei Geſtalten,
Die eine hell wie der Tag uns glänzend,
Die andere wie ſtille Nacht? Wer biſt du?

Die eine Geſtalt

Leben nennen mich jubelnd meine Kinder.
Sieh auf den Bergen die ſchimmernden Lichter,
Herabgefloſſen aus dem Meere von Strahlen,
Das der glänzenden Bogen Blau umwogt.
Sieh die hüpfenden Kähne mit roſigen Wimpeln;
Flügel geb ich dir, darein zu tauchen —
Soll dirs Morgenrot ſein?

Die andre Geſtalt

Oder Abendrot?
Sieh, jetzt dunkelt es mählich. Die Lichter verglühn.
In einen fließen all die Schatten zuſammen.
Stiller wirds.
Hoch herauf am Himmel ziehen die Sterne,
Und mit ihnen erhebt ſich dein innerer Himmel;
Im wunderbaren Wehen der Abendglocken
Erwacht dein inneres Saitenſpiel.

Der Kranke

Mann mit der bleichen Wange — wie nenn ich dich?

Die andre Geſtalt

Nenne mich erfüllte Sehnſucht,
Nenne mich den Ruf deiner Lieben,

Nenne mich die ſtille Abendfeier
Vor der Ruhe der Nacht.
Nenne mich das ſtille Erbleichen der Sterne,
Eh hervortritt ein ſchönerer Tag.
Menſchen nennen mich: den Tod!

Der Kranke

Sei mir willkommen! —

Jugendlieder

Alte Liebe

(Volkslied aus dem Singspiel: Die Köhlerin)

Ein reicher Wechsler kam heran,
Ums Töchterlein zu freien;
Kind, nimm ihn; das ist wohlgethan
Und wird dich nimmer reuen.
Und Schreine voll von Linnenzeug,
Wie Schnee so weiß, wie Seide weich,
Und blank Gerät wie Sonn und Stern
Schaun Mädchenaugen gern —

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Drauf kam ein Graf mit Band und Stern
Und klopfte an das Thürchen.
Die Mutter sprach: Den goldnen Herrn
Den laß mir nicht vom Schnürchen.
„Was hilft mir Glanz und hoher Stand;
Nicht hängt das Glück am Prachtgewand;
Wohl freut die Mädchen Schmuck und Tanz
Und goldner Festesglanz“ —

Chor

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und roſtet nicht.

Die feinen Freier läßt du gehn
Und hängſt dich an den Jungen?
Er iſt nicht reich und iſt nicht ſchön,
Weiß Gott, wies ihm gelungen!
„Vereint getragne Luſt und Schmerz,
Die binden feſte Herz an Herz;
Wir haben vereint geweint und gelacht
Manch lieben Tag und manche Nacht.“ —

Chor

Und wenn nichts dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Die alte treue Liebe,
Die welkt und roſtet nicht.

Liebe

(Die erſte Strophe aus einem Volksliede)

O wie iſts möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann,
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir.
Du haſt das Herze mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein andern lieb,
Als dich allein.

Wie doch nur iſts geſchehn,
Daß ich nur dich mag ſehn,
Wie nach dem Sonnenlicht
Blumen ſich drehn.
Nur der Gedank allein,
Daß du nicht mehr wärſt mein —
Ach! auf der Welt kein Tod
Bringt dieſe Pein.

Noch verging keine Nacht,
Die ich nicht durchgewacht,
Die ich mit Schmerzen nicht
Dein nur gedacht.
Ach, vielleicht ſcherzeſt du,
Ach, vielleicht herzeſt du,
Während mich Tag und Nacht
Meidet die Ruh.

Könntſt du mich laſſen doch,
Brechen den Schwur ſo hoch —
Bis ich vor Kummer ſtürb,
Liebt ich dich noch.
Lieben iſt das allein,
Wenn ich will elend ſein,
Iſt alles Lebensglück,
Herzlieb, nur dein!

Der Unzufriedene

(1839)

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen;
Erſt machen ſie mich toll,
Dann heißts, ich fange Grillen.

Und wie ich keinen braucht,
Da kamen sie in Haufen;
Und nun ich sie gern hätt,
Sind sie davongelaufen.

Und wie ich nichts verlangt,
Da brachten sie zu essen;
Und nun ich hungrig bin,
Nun haben sies vergessen.

Und als ich war gesund,
Da wollten sie mich retten;
Nun ich erkranket bin,
Ziehn sie mich aus den Betten.

Und als ich nicht geliebt,
Da wollten sie mich entflammen;
Und nun ich liebe jetzt,
Nun wollen sie es verdammen.

Und wir verstanden uns nicht,
Da ließen sie uns beieinander;
Und wie wir uns wollten verstehn,
Da mußten wir auseinander.

Und als ich mich gehen ließ,
Da lobten sie meine Sachen;
Und nun ich mir Mühe geb,
Kann ich nichts recht mehr machen.

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen.
Ei tausendsapperment,
Und sagt noch, ich fang Grillen!

Hüttchen im Odenwald

Ein Hüttchen steht im Odenwald,
Von Tannen tief versteckt —
Laß ruhn, laß ruhn, wie bist du bald,
Mein armes Herz, geweckt.

Am Hüttchen steht ein Espenbaum,
Der zittert immerdar;
Du hast, mein Herz, den schönsten Traum
Geträumt seit manchem Jahr.

Es stürzt ein Bach mit voller Macht
Hinab den Tannengrund;
In Thränen hab ich zugebracht
Um dich wie manche Stund!

Es biegen sich die Zweiglein linì
Herunter und hinauf.
Sei still! sei still, du lieber Wind,
Weck mir mein Herz nicht auf.

Und wecken soll mirs niemand nicht,
Soll schlafen immerfort,
Bis daß sie selber freundlich spricht:
Wach auf! mit süßem Wort.

Das schwarze Haar, das Kränzlein drauf,
Wie ist dirs nah und weit!
Und spricht sie nicht: Mein Herz, wach auf!
So schlaf in Ewigkeit.

Die Tannen rauschen: Fasse Mut
Und sei mit Klagen still;
Und ist sie dir ja lieb und gut,
Sie kann nicht, wie sie will.

Es floß ſo mild ein ſtiller Schein
Um uns die ganze Nacht;
Das Lämpchen wars, wobei ſie dein
Mit Schmerzen hat gedacht.

Lied an den Mond

(1833)

Biſt du wieder aufgeblüht,
Blum in Himmelsräumen?
Fülle, fülle mein Gemüt
Ganz mit deinen Träumen.

Flüſternd wiegt der Weſte Wehn
Blum an Blum geneiget;
Allen däuchts noch eins ſo ſchön,
Wenn dein Strahl ſich zeiget.

Breitſt du deine Silberglut
Über Thal und Hügel,
Spieleſt auf der ſtillen Flut
Wie mit Schwanenflügel,

Alles wähn ich dann zu ſehn,
Was das Herz mir ſtillte;
Und was edel iſt, was ſchön,
Strahlt aus deinem Bilde.

Biſt der Unſchuld ſtiller Gang,
Biſt die lichte Wahrheit,
Unberührt von wildem Drang
Schöner Seelen Klarheit.

Biſt der Mutterliebe Hauch,
Der das Kindlein fächelt,
Biſt der Liebe ſelig Aug,
Das durch Thränen lächelt.

Biſt das ſtille Dulderherz,
Das zur Marter gehet
Und im unverdienten Schmerz
Für den Mörder flehet;

Aus des Troſtes Silberborn,
Dem der Schmerz entweichet,
Biſt ein vollgeſchenktes Horn,
Das ein Engel reichet.

Walteſt als die Engelswacht
Über Finſterniſſen,
Warneſt vor der böſen Macht
Schlummernde Gewiſſen;

Biſt ein Träger hilfbereit,
Ohne Weil und Klagen,
Hilfſt dem Armen Druck und Leid,
Glück dem Frohen tragen.

Und vergeſſen manchen Tag
Bleibſt du ſtets der Alte,
Trägſt es nie uns feindlich nach,
Zeigſt uns keine Falte.

Laß mich ziehn ſo gleich und rein
All durch Glück und Leiden
Und, ſoll es geſchieden ſein,
Schön, wie du, mich ſcheiden.

Zöllner, Sünder

Ging ich durch das alte Thor,
Sah zum Fenſter nüber,
Sah ich einen Roſenflor,
Ein Geſichtchen drüber,
Ein Geſichtchen, roſger rot
Als die roten Roſen.
Meinem Herzen that es not,
Mit dem Kind zu koſen.
Rede kam und eilte fort
Stets mit ſchnellen Füßen,
Faſt zum heißen Liebeswort
Kams vom leiſen Grüßen.
Zöllner, Sünder ſtehn allzeit
In der Schrift beiſammen,
Streben hier zu meinem Leid
Wiederum zuſammen.
Ja, dies Schauen her und hin
Iſt ein Liebeszünder;
An der ſchönen Zöllnerin
Würd ich gern zum Sünder.

Drei Mägdlein

Drei Mägdelein ſaßen
Auf blumigem Raſen.

Die Erſte

Und hätt ich ein Lieb,
Ich wär wie ein Dieb,

Und thät er mir wandern,
So säh ich nach andern
Und lachte dazu.
So thät ich. Wie du?

Die Zweite

Und wär ich so reich,
Ich zög ihn mir gleich,
Ich maulte und schmollte;
Müßte thun, was ich wollte,
Sonst hätt er nicht Ruh.
So thät ich! Wie du?

Die Dritte

O hätt ich die Lust,
Nur sein mir bewußt!
Und wär er mir gut,
Ich gäb ihm mein Blut.
Und dächt er mein nimmer,
Doch wär ich sein immer;
Je mehr mich betrübte,
Je mehr ich ihn liebte.

Der Städterin Wunsch

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind.
Ach solch ein Pastorstöchterlein
Ist gar ein glücklich Kind.

So voll, und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein,
Die Wänglein rot, die Äuglein blau —
Was kann wohl schöner sein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,
Die Zöpfe lang mit buntem Band,
Die ſtehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann ſie ſpazieren gehn;
Die Städter kommen all heraus,
Das Paſtorskind zu ſehn.

Da ſtrömt der nieverſiegte Born
Der Schmeichelei alsbald;
Sie aber lauſcht nur auf das Horn,
Das fernher klingt vom Wald.

Der junge Jäger bläſt ſo hell,
Er bläſt ihr Lieblingslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde ſchnell —
Meint ihr, daß ſie ihn ſieht?

Er bückt ſich voll Verlegenheit,
Sie wird zur Antwort rot.
Wieviel doch iſt Verwegenheit
Zu einem Gruße not!

Ein Pfarrermädchen möcht ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind.
Ach ſolch ein Paſtorstöchterlein
Iſt gar ein glücklich Kind!

Bescheid

Das Röslein entzückt —
Ich soll mich dir schenken?
Doch welkt es gepflückt —
Ich will mirs bedenken.
Wie lustig der Schmaus —
Ich sollte dich minnen?
Die Reu bleibt nicht aus —
Ich will mich besinnen.
Die Schwalbe bringt Post —
Ich soll deinetwegen —?
Oft harrt noch ein Frost —
Ich wills überlegen.
Begonnen im Scherz —
Ich solls mit dir treiben?
Oft endets in Schmerz —
Ich wills lassen bleiben.

Frühlingstrunkenheit

Ich gehe umher in Träumen,
Ich weiß nicht, wie mir ist.
Dies Heben — dies Verlangen —
Der Lenz hat mich geküßt!

Ich bin ein kleines Vöglein,
Das hoch herunter sieht
Auf Wald und Strom und Berge
Und singt ein trillernd Lied.

Ich bin die ſchwanke Woge,
Die fern an Felſen ſchlägt;
Ich bin die kleine Roſe,
Die ſie am Buſen trägt;

Ich zieh mit Silberſchwänen
Die Kreiſe durch den See,
Und in mir ſingt wie Schwäne
Sehnſüchtig Luſt und Weh!

Es wehn mir Mädchenlocken
Und Küſſe um den Mund;
Ihr blauen, ſchwarzen Augen
Macht krank mich oder geſund.

Das iſt ein ſeltſam Treiben
Und wunderbar Elend.
Bedeutets Liebesanfang?
Bedeutets Liebesend?

Ich bin nicht froh, nicht traurig,
Geſund nicht und nicht krank.
Ich habe wohl getrunken
Von einem Zaubertrank?

Der Lenz hat einen Becher,
Geformt aus blauer Luft,
Gefüllt mit Lieb und Liedern
Und Blum und Waldesduft;

Und hat mich aufgehoben
Mit ſeiner weichen Hand
Weit über alle Berge
Bis an des Bechers Rand.

Den hab ich ausgetrunken
Bis auf den tiefſten Grund;
Dann hat er mich geküſſet
Mit ſeinem roten Mund.

Dann warf er mich kopfüber
In all die Blumen hin;
Da iſts denn wohl kein Wunder,
Wenn ich nicht bei mir bin.

Ja ich bin frühlingstrunken,
Der Lenz hat mich geküßt,
Drum irr ich ſinnend und träumend
Und weiß nicht, wie mir iſt.

Klage

O Lindenbaum, du treuer,
Wie deine Blätter rauſchen,
Du alter, ewig neuer,
Wie deine Blätter rauſchen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! iſt wie der Wind!

So hat ſie mir geſchmeichelt,
Wie deine Blätter rauſchen,
So hat ſie mich geſtreichelt,
Wie deine Blätter rauſchen.
Ach Linde, grüne Linde,
Wie ſchwankſt du froh im Winde.
Ich war wie du, o Linde —
Sie — ach! iſt wie der Wind!

Dann ſchmeichelte ſie andern,
Wie deine Blätter rauſchen;
Ja Wind und Untreu wandern,
Wie deine Blätter rauſchen.

Ach Linde, grüne Linde,
Wie schwankst du froh im Winde;
Ich blieb wie du, o Linde —
Sie — ach! ist wie der Wind!

Alternative

Gestern ruht ich an der Quelle,
Lauschte ihrem Murmellauf,
Sieh, da stieg aus klarer Welle
Leis ein reizend Weib herauf.

Mit den Lippen wie Korallen,
Mit der Augen tiefem Blau,
Kaum bedeckt von Schleiers Wallen
Nahte mir die holde Frau.

Und sie sprach: Sei mir ergeben —
Nein, du willst, du kannst nicht fliehn —,
Wie das Bächlein soll dein Leben
Froh durch goldne Auen ziehn.

Komm mit mir zu süßen Scherzen
In des Flusses klaren Grund;
Weckteſt in der Brust die Schmerzen,
Mach mich, Jüngling, nun gesund.

Und den zarten, liebewarmen
Spitzte sie, den roten Mund —
Doch ich ließ sie ohn Erbarmen,
Ließ sie krank und liebeswund!

Nimm mich ſchnell in deine Arme,
Sichre dein beneidet Gut,
Mädchen, oder ich erbarme
Mich der Schönen in der Flut!

Bei dem Lächeln leis und flüchtig
Deines Schelmenangeſichts!
Biſt du gar nicht eiferſüchtig?
Kind, ich ſtehe dir für nichts!

Der Beſuch

Ich lag vom Schmerzenstriebe
Verſtört im tiefſten Sinn —
So iſt die Hoffnung der Liebe,
So iſt denn alles hin!

Da hört ich leiſe ſagen
Und hörte leiſen Gruß.
Die Augen aufzuſchlagen,
Selbſt das war mir Verdruß.

Da ſprach die leiſe Stimme:
Denk an dein Liebchen rein!
Da kam erſt recht der grimme
Schmerz in mein Herz hinein.

Ich ſprach: Mein holdes Leben,
Mein einzges, liebt mich nicht;
Das hat den Schmerz mir geben,
Das iſt, was mir gebricht.

Begann die Stimme zu weinen
Und ſprach: Ich liebe dich,
Ja mehr als all die Meinen,
Viel mehr, viel mehr als mich!

Du haſt es nicht geſehen?
Und haſt es nicht gedacht?
Iſt ja auch mir geſchehen,
Hat mir viel Leid gebracht!

Da blickt ich ſtaunend um mich
Und ſah des Liebchens Aug,
Wie Himmelsbläue freundlich,
Trank ihren ſüßen Hauch.

Sie neigt' ihr roſig Köpfchen
Und weint' vor Schmerz und Luſt.
Es ſpielten die blonden Zöpfchen
Um Wange mir und Bruſt.

Wie plötzlich war verſchwunden
All feindliches Geſchick —
Ja trüg ich Todeswunden,
Mich heilte ſolch ein Blick.

Winterlieder

1

Ha! wie rennts und eilts da draußen;
Leutchen, übereilt euch nicht;
Gebt ihr Flügel Nacht und Grauſen,
Gebt ihr Flügel auch dem Licht.

Wollt ihr Frühlingsduft genießen,
Dürft den Winter ihr nicht scheun;
Spränget wohl mit schnellen Füßen
Gern aus Lenz in Lenz hinein?

Dürre bringt die stete Sonne,
Stetes Glück macht stumpf die Brust;
Aus dem Schmerz nur keimt die Wonne,
Aus der Qual nur blüht die Lust.

Ha! das rennt und keucht und schaudert,
Rennt und keucht im Sturme fort;
Wer ein Stündchen sonst geplaudert,
Grüßt sich kaum mit halbem Wort.

Und so eilt der Mensch ja immer
Auf der Sehnsucht Fittich hin,
Hascht nach ferner Blumen Schimmer,
Sieht nicht, die am Wege blühn.

Ist das Leben euch so lang,
Ist das Leben euch so leicht?
Wartet, bis nach kurzem Gang
Müd zum fernen Ziel ihr schleicht.

2

War in der Kirche, suchte Ruh,
Doch keine konnt ich finden.
Mein Sinn war tot, mein Herz war zu,
Stak tief in meinen Sünden.

Wohl ging ich unerbaut heraus,
Die Seele voller Wehen,
Da hört ich singen im kleinen Haus;
Andächtig blieb ich stehen.

Am Fenſter ſtand ein junges Weib,
Ihr weinend Kind im Arme.
„Ich ſing und ſag dir Zeitvertreib,
Laß, Knäblein, mir vom Harme.

„Da oben iſt es immer Mai
Und blühen Silberbäume,
Da glühts und funkelts immer neu,
Wie Chriſtusmettenträume.

„Schau auf, mein Kind, zur Dämmerhöh
Und lächl' und ſei zufrieden;
Die weißen Flocken, der leichte Schnee,
Das ſind die ſilbern' Blüten.

„Und manche tänzelt auf dem Wind
Zur kalten Erde nieder;
Sie wirft ein ſchönes Engelskind
Herab für ſeine Brüder."

Sie ſangs und ſchwieg. Ich eilte heim,
War ſelbſt ſo kinderfröhlich;
So macht mich oft ein armer Reim
Aus armem Munde ſelig.

Wiegenlied

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſts ſo kalt,
Dräut dir feindliche Gewalt.
Liebe ſuchſt du, findeſt Schmerzen,
Bleibſt allein mit deinem Herzen.
Ruhſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſts Nacht,
Iſt kein Sternlein mehr, das wacht.
Irrtum ſchleicht auf dunkeln Wegen,
Und das Herz kommt ihm entgegen.
Spielſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſts ſo ſtill;
Kein Vöglein ſingen will.
Hoffnungstod, getäuſchtes Sehnen
Hat zur Sprache nur die Thränen.
Hoffſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Schlummre lind,
Mein ſüßes Kind;
Ruh und Luſt
Beut nur die Mutterbruſt.
Da draußen iſts ſo tot,
Die Liebe iſt verloht.
Läſſeſt dich von Schmeichelblicken,
Herz, mein liebes Herz, berücken.
Trauſt ohne Harm
Nur im Mutterarm.

Aus dem Märchen „Libuſſa“

1. Lidas Lied

Wellenmurmeln
Tönt herüber,
Waldesrauſchen
Klingt hinüber.
Weiße Streifen
In dem Grünen —
Sind es wohl noch
Die Undinen?
Plätſchernd, blinkend
Von Gewändern,
Kühlung trinkend,
Neckend, winkend
Mit den Bändern,
Sinds die Silber=
Garbenbinder
Und die frohen
Quellenkinder?

Weh, geflohen
Sind ſie alle,
Und mit traurig
Leiſerm Falle
Murmelt trüb der
Öde Bach
Den Geflohnen
Klage nach.
Nicht mehr weben
Im Geſträuche,
Nicht mehr ſchweben
Um die Eiche
Scherzesreiche
Haineswächter,

Nicht mehr nicken,
Nicht mehr blicken
Durch die Zweige
Lockenweiche
Elfentöchter.

Weh! geflohen
Sind sie alle —
Und mit schaurig
Bangem Halle
Ächzt der Forst
Ein Sehnsuchtsach
Den geflohnen
Schützern nach!

2. Hirnas Gesang

Und so zieh ich immer weiter,
Weiter über Thal und Höhn,
Immer trüb, ach! nie mehr heiter,
Um die Ruh ist mirs geschehn.

Ach, nicht Tag, nicht Sterngeflimmer
Schwichtigt dieses Ungemach,
Jeder neuen Sonne Schimmer
Ruft den alten Schmerz nur wach.

Weh! nicht weiß ich, was beginnen,
Weh! nicht weiß ich, was ich will —
Still und tot ist alles Sinnen,
Nur die Sehnsucht nimmer still!

Über der Gedanken Trümmer
Schwillt sie hin, der Wünsche Flut,
Ach, es mahnt der kleinste Schimmer
Schmerzhaft an verlornes Gut.

Die des Lebens Glück geflohen,
Alles flieht dich, was du haſt,
Denn die Welt gehört dem Frohen,
Und du biſt ein trüber Gaſt.

Dir umſonſt vom Feſtesglänzen
Winkt zur Luſt ein froh Geſicht —
Wankſt vorbei an ihren Tänzen,
Deine Wange färbt ſich nicht!

Wankſt vorbei den Reihentänzen,
Suchſt die Fern' im matten Lauf.
An den längſt verwelkten Kränzen
Blüht dir keine Blume auf.

Eine Blume noch zu finden
Hofft ich — ach, ich hofft es nur,
Denn umſonſt auf Höhn und Gründen
Such ich des Entflohnen Spur!

Beſcheid

(1831)

Sag mir, ſo ſprach die Spröde,
Was das für Blumen ſind
Hier an dem kleinen Fenſter?
Und ſag es mir geſchwind.

Das haſt du nicht erraten?
Und rätſt doch ſonſt ſo ſchnell.
Es iſt der kalte Winter,
Ein gar verliebter Geſell.

Und wie vorbei er ſauſet
Mit jähem Windesflug,
Schreibt er an alle Fenſter
Des Liebchens Namenszug.

Die langen eiſgen Zapfen
Sind Feder ihm und Stift;
Könnt ich ſie nur entziffern,
Die bunt verſchlungne Schrift!

Es packt mich tief im Herzen
Der Eiferſucht Gewalt;
Du biſts, du biſt ſein Schätzchen!
Was wärſt du ſonſt ſo kalt!

Des Herzens Winterſchlaf

Wie biſt du doch ſo eigen,
Du wunderliches Herz;
Willſt dich zur Erde neigen,
Begraben dich in Schmerz;
Und willſt ſo ganz verblaſſen
Und dich ertöten gar,
Weil dich ein Herz verlaſſen,
Das nie das deine war?

„Der Schmerz will ſeine Rechte,
Daß er zufrieden ſei,
Sonſt laſſen ſeine Mächte
Dich nimmer wieder frei;
Willſt du dem Schmerz entrinnen,
Er hängt an deinem Schritt,
Trägſt in dein froh Beginnen
Selbſt den Verderber mit.

Laß nur den Jammer toben,
Leer ihn bis auf den Grund.
Den Arzt wirſt du noch loben,
Biſt du nur erſt geſund.
Er iſt die Winterdecke,
Die ſtill die Erde trägt,
Daß, bis der Lenz ihn wecke,
Der Keim ſich lebend regt.

Vertraue nur der Sonne,
Sie kommt zu ihrer Zeit;
Dann ſchmilzt in Frühlingswonne
Das ſtarre Winterkleid.
Mit ſeinem Finger rühret
Der neue Lenz dich an,
Zu ſchönern Freuden führet
Dich neu die neue Bahn."

So ſpinne deine Fäden
Denn, trübe Phantaſei,
Trink dich in deinen Nöten
Denn ſatt, Melancholei.
Doch weile, liebe Sonne,
O weile nicht ſo lang,
Weck bald zu neuer Wonne
Mich wieder, neuer Drang.

Vermiſchte Gedichte

Verkniršchung

Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben?
Sprengt keine Kraft dies dumpfe Kerkerband?
Muß ewig ich an dieſer Scholle kleben,
Das Lichte ahnend, doch in Nacht gebannt?
So nimm mir, Allmacht, dieſes Sehnſuchtsbeben,
Mach mir zur Heimat dieſes irdſche Land —
Laß mich, wie ſonſt ich Himmelslicht begehrte,
Mit Luſt mich klammern — Erde an die Erde!

Ihm, der durch Dunkel irrt zum dunkeln Grabe,
Ihm nimm den unerquicklich fernen Schein,
Das Licht iſt kein Geſchenk ihm, keine Gabe —
Schufſt Erde mich, laß ganz mich Erde ſein.
Gieb mir des engen, dumpfen Sinnes Labe,
Laß irdiſch leiden mich — mich irdiſch freun;
Laß ſchweigen jene wunderbaren Töne,
Daß ich mit meinen Feſſeln mich verſöhne!

Laß ſchweigen die verheißungsvollen Lieder,
Erfüllſt du ſie dem Schwergetäuſchten nicht.
Ja hoffend blähten ſie mein ſchwach Gefieder,
Aufſtreben wollt aus Nächten ich zum Licht;
Da zog mich lichtgeträumten Staub hernieder
Des tiefen Loſes ſchmerzliches Gewicht!
Schufſt Söhne du — nicht furchtgedrückte Knechte,
So gieb mir Erdenſinn für Erdennächte.

Tod im Berufe

Wo iſt die ſchöne Ros im Gartenland?
Sie iſt an eigner Glut verbrannt.
Die Nachtigall mit ihrer Klänge Luſt?
Ihr eigner Ton zerbrach die kleine Bruſt.
Der Silberquell mit ſeinen Schwänen?
Ertrank in ſeinen eignen Thränen.
Der Sänger mit empfindſamem Gemüte?
Er ſtarb an ſeinem eignen Liede.

Frühlingsahnung

Auf, ihr zarten, ſtill verſchämten Blicke,
Schneeige Glöckchen, quellt hervor;
Läutet ein mein junges Frühlingsglücke;
Sagt mir, daß ich nichts verlor.

Draußen webt der Winter noch im Haine,
Spielt der Sturm mit leichter Flocken Fall,
Doch wer Frühling trägt im Herzen reine,
Frühling iſt ihm überall!

Zieht der Winter ein zu allen Thoren,
Bleibt ein Sommerblümchen nur zurück,
Aus dem einen wieder wird geboren
Alles Sommerglück.

Kehret auch nur eins der Vöglein wieder
In die ödverwaiſte Bruſt,
Zwar den Frühling trägt es nicht hernieder,
Doch die volle Frühlingsluſt.

Abendopfer

(1839)

Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
Freundlich ſchau zum neuen Heiligtume
Aus den dämmerblauen Fernen.
Sieh, ein Heiligtum hab ich bereitet;
Blumen drein gepflanzt und Himmelslichte.
Alles! alles werde mir zu nichte,
Wenn mir nur dein Auge blauet.
Sag mir, wie ich deine Gunſt erlange?
Iſt zum Opfer gnug ein freudlos Leben?
Könnt ich dir ein herrlich reiches geben,
Ach wie wär auch das geringe!
Freudig wollt ichs opfern dir und bringen,
Lächeltſt freundlich mir du, Göttin, nieder;
Nur um deine Gunſt und deine Lieder,
Hätt ich Götterkräfte, würd ich ringen!
Hohe Göttin du mit Mond und Sternen,
Hohe Göttin du mit Stern und Blume,
Freundlich ſchau zum neuen Heiligtume
Aus den dämmerblauen Fernen.

Liebesruf

Tauch herauf, du Feeenauge,
Tief und klar wie Himmelsſchein;
Nur aus deinem Anblick ſauge
Ich den Troſt in herber Pein.

Warum bist du schnell verschwunden,
Da mein erster Blick dich sah;
Ach, dein Herz war meinem wunden,
Deinem Mund mein Mund so nah!

Tauch herauf, du Lockenfülle,
Tauch herauf, du weiße Brust;
Wirf sie ab, die kalte Hülle,
Gieb für Lieb mir Liebeslust.

Lieb ists, was die Vöglein singen,
Liebe lacht am Himmelszelt;
Dir nur mag im Busen klingen
Nicht die lichte Zauberwelt?

Liebend laben sich die Höhen
Hell im lautern Mondenlicht,
Lieb ists, was die Lüfte wehen,
Dich allein, dich lockt sie nicht?

Ist kein Ton, der aus dem kalten,
Tiefen Wogensitz dich ruft?
Ach, und diesem Drangeswalten
Ist zu kalt die laue Luft!

Des Knaben Lied

Freundliche Stille,
Sanfte Ruh
Schließen das müde
Auge mir zu.

Zitternde Blätter
Singen mich ein,
Nächtliche Grillen
Schrillen darein.

Eilender Welle
Singender Lauf
Weckt mich beim goldnen
Morgenrot auf.

Grüne mein Lager,
Bläue mein Zelt,
Zweige mein Häuschen,
Thal meine Welt.

Thal meine Erde,
Dort in der Näh
Schlößchen mein Himmel,
Schloß auf der Höh.

Stimmen der Mahnung

1

Was wird geschehen? Was vergangen;
Das Alte nur ists — immer neu.
Hast eins gescheut, ans andre dich gehangen —
Und willst du weise sein, sei frei.

Willst frei du sein, darfst du dich nicht beengen;
Dein rechter Wille sei dein Recht;
Und willst du dich in fremde Formen zwängen,
Machst du dich selbst zum Knecht.

Den Ängstlichen beherrscht der Lauf der Stunden,
Ihn höhnt der nie verbürgte Augenblick;
Hat ers nicht zu bequemer Zeit gefunden,
Ist ihm das Glück kein Glück.

Wo ist der Augenblick, für den ihr bürgtet?
Was giebt euch die Zufriedenheit?
Wer von der Zeit nichts hofft, nichts fürchtet,
Der ist der Herr der Zeit.

Und flieh des Vollgenuſſes Klippen,
Lacht dir die Gunſt des Augenblicks;
Nie darfſt du trinken, darfſt du nippen,
Dann biſt du Herr des Glücks.

Die Hoffnung iſt der Dinge Leben,
Ihr Tod wird der Beſitz dir ſein;
Willſt du empfangen, mußt du geben,
Wem du entſagteſt, das bleibt dein.

2

Was willſt du, thöricht Sehnen in die Ferne
Nach blauem Berg mit lichtem Wolkenzug?
Trägſt doch in dir den Himmel und die Sterne,
Fliegſt aus dir nie im kühnſten Flug.

Das ferne Himmelsblau ruht dir im Buſen,
Die Sonne auch und Grün und Sternenpracht.
Glüht nur in dir der goldne Tag der Muſen,
Sei außen ewig dunkle Nacht.

Und zögſt du auch in jene blaue Ferne,
Nur was du haſt, gewinneſt du.
Der Sehnſucht blinken immer neue Sterne,
Aus tiefer Bruſt nur blüht die Ruh.

Mußt zahlen du, was dich erfreut, mit Klagen —
Das Schickſal iſts, das nie ein Opfer bringt;
Verlierſt du dich, der Täuſchung nachzujagen,
Biſt du ein Thor, der nach Enttäuſchung ringt.

Was du beſaßeſt, nie iſt dirs verſchwunden;
Dein Haſchen iſt ſein Fliehn;
Haſt du, eh du geſucht, nicht ſchon gefunden,
Vergeblich all dein Mühn!

Liebesahnung

(1833)

Du ſeltſam Herz, was pochſt du ſo?
Sprich, Herz, was dir gebricht?
Und biſt du traurig? Biſt du froh?
Du weißt es ſelber nicht.

Jetzt fühl ich mich ein Götterſohn
Voll junger Heldenluſt;
Die Erde iſt mein Siegerthron,
Und Himmel hegt die Bruſt.

Durch alle Adern brauſt es warm
Im mächtgen Siegerlauf.
Nach Sternen ſtreck ich keck den Arm,
Und Sonnen halt ich auf.

Bis zu der fernſten Schöpfungsſpur
Der Welten Macht und Graus
Und alle Schrecken der Natur
Ruf ich zum Kampf heraus.

Zum Kampfe ruf ich jeden Schmerz,
Der mit Verzweiflungshand
Zerfleiſcht das ſtärkſte Menſchenherz,
Und halt ihm lächelnd ſtand.

Und jetzo Thränen in dem Aug?
Was dreht ſo ſchnell den Sinn?
Wie Flocken in des Lenzes Hauch
Schmilzt all die Kraft dahin.

Und plötzlich ſpringt manch alter Klang
Der Kinderzeit hervor;
Manch ſchauerſüßer Märchenſang
Umwebt mein trunken Ohr.

Manch freundliche Erinnerung,
Die lang in Nächten lag,
Hebt sich mit goldnen Fittichs Schwung
Und winkt mir liebend nach.

Und fremde Reiche öffnen sich
Und strahlen Duft und Glanz,
Im Zauberreich umgaukelt mich
Dschinnistans Feeentanz.

Und doch ist mirs so seltsam weh
Im tiefen Herzen drin.
Wie eine sturmbewegte See,
So wogt und wallt mein Sinn.

Das Herz, vom wachen Traum umschwirrt,
Bebt auf so ahnungsschwer;
Es ängstet mich, was kommen wird,
Und wünsch es drum so mehr.

Wird heut ein Wunder mir geschehn,
Das mir die Ruhe nimmt?
Soll ich vielleicht das Mädchen sehn,
Das Liebe mir bestimmt?

Das Volkslied

aus dem „Engel von Augsburg"

(1843)

Es hat ein Knab zwei Mädchen schön,
Kathrinchen, die war blond,
Und Elsbeth braun, die muß es sehn —
Er küßt den roten, roten Mund
Ohne Schmerzen.

Was ſtiehlſt du mir den Liebſten mein;
Und 's fehlt an Knaben nicht?
Du nennſt ihn dein, er iſt nicht dein,
Zu ſchön für dein, für dein Geſicht
Ohne Schmerzen.

Und hab ich nun zwei Augen klar,
Dazu den ſchlanken Leib;
Der feinſte Knab, ſo paßts fürwahr,
Freit um das feinſte, feinſte Weib
Ohne Schmerzen.

Mich hat der Knab zum Lieben fein
Und dich zur Narretei!
Braun Elsbeth zog ein Meſſerlein,
Stach ihr das Herz, das Herz entwei
Ohne Schmerzen.

Da ſprang wohl längs der weißen Brüſt
Ihr roſenfarben Blut.
So geht es, wer zwei Liebchen küßt;
's thut wunder — wunderſelten gut
Ohne Schmerzen.

Das Lied

(1840)

Die Sprach iſt ein Markt;
Liegt alles zuhauf!
Drauf wimmelts und drängts
Zum Tauſche, zum Kauf.

Das Auge verlockt
Der Flitterputz;
Sieht außen wie Gold,
Iſt innen nichts nutz.

Bald hat das Aug
Sich satt gesehn,
Dann ists um den Glanz,
Um den Reiz geschehn;

Es läßt dem Markt
Den bunten Kauf
Und sucht in der Au
Die Veilchen auf.

Es spinnt sich der Tand
Von selber fort.
Die reichste Kunst
Such im ärmsten Wort.

Der wilde Strom
Verzerrt das Bild,
Doch treulich giebts
Das Bächlein mild.

Der Stern so gern
In stiller Flut,
Im stillen Sinn
Der Gott gern ruht.

Das schönste Herz
Ist sich selbst nicht bewußt;
Der heiligste Schmerz
In der stillsten Brust.

Avancer

Du standst im goldnen Abendschein
Verklärt in stillem Denken.
Da trat ich scheu und blöd herein,
Besorgend, dich zu kränken.

Ich nahte voll verlegner Not;
Kaum wagt ich aufzublicken.
Du ſtandſt, die Wang umhaucht von Rot —
Ich ſah es mit Entzücken.

So ſtanden wir und ſchwiegen lang
Und wagten nicht zu reden,
Doch endlich wich dem ſüßen Drang
Die Furcht des ſcheuen Blöden.

Ich ſprach zu dir: Nicht bin ich wert
Der Stell zu deinen Füßen,
Und nimmer hätt ich das begehrt,
Wüßt ich, dich möchts verdrießen.

Du nickteſt ſtill und ſetzteſt dich
Und haſts mir nicht verwieſen;
Und nieder warf ich froher mich
Und ſaß zu deinen Füßen.

Da ſaß ich froh und ſah hinauf
Und horchte deinen Worten.
Doch wagte meines Blickes Lauf
Sich nicht zu deines Pforten.

Da ſprach ich: Wär ich doch verwandt
Den Engelein, den ſüßen,
Dann dürft ich dieſe Engelshand,
Die weiße, zarte küſſen.

Da reichteſt freundlich du den Schnee
Zur Lindrung mir hernieder,
Doch heißer noch drang mir das Weh
Der Sehnſucht durch die Glieder.

Drauf klagt ich: Ich verdien es nicht,
Ins Auge dir zu ſchauen —
Du gönnteſt mir das ſüße Licht,
Du holdeſte der Frauen.

Ich ſah hinauf und ſah hinein,
Die Erde war verflogen,
So haſt du mit dem ſüßen Schein
Die Seele mir entſogen.

Ich ſeufzt: O wär ich jenes Band,
Dann könnt ichs wohl erringen —
Ich dürft mit liebend leiſer Hand
Den ſchlanken Bau umſchlingen.

Da hobſt du mich, du ſüßes Weib,
Gerührt von meinem Harme.
Da lag der ſchlanke, zarte Leib
Dem Glücklichen im Arme.

Da hab ich nimmermehr gefragt,
Und, Mund an Mund geſunken,
Was ich zu hoffen nie gewagt,
Des Himmels Luſt getrunken.

An Urania

1

Laß mich bleiben nur und ſchauen!
Bann mich aus des Tages Licht
Hin in höllentnachtet Grauen,
Nur von deinem Antlitz nicht.

Laß mich ſterben, laß mich bluten,
Nimm mein letztes Erdenglück,
Vor der Höll ergrimmten Gluten
Schützt mich doch dein Engelsblick.

Könnt aus deiner Huld ich ſpinnen
Goldne Fäden fein und zart,
Könnt ich draus ein Kleid gewinnen,
Wär ich ſicher und bewahrt.

Hätt ich Rüſtung dann gefunden,
Beßre als vom härtſten Stahl;
Doch von Blicken, liebeswunden,
Trüg ich dann wohl ärgre Qual.

2

Mädchen! hat es Gott geduldet,
Daß du ſchrittſt in ſeine Grenzen,
Dich umgabſt mit Himmelsglänzen,
Nun ſo hat ers ſelbſt verſchuldet,
Wenn ich nicht zu ihm mehr bete.

Der junge Dichter

(1882)

Der Götterhauch! der Sturmesdrang!
Der Ruf zur Meiſterſchaft!
Was fragt er viel? was ſinnt er lang?
Geprüft die junge Kraft!

Dem Brandungsſturm raubt er den Hall,
Dem wüſten Wirbelſchlund;
Des wilden Stromes Donnerfall
Birgt er in ſeinem Mund,

Den Ruf, der Schlachtenreihn entlang
Durch Tod und Leben gellt,
Und ſtürmt ihn aus im Heldenſang,
Selbſt jedes Wort ein Held;

Und tönt ihn aus, den Heldensinn,
Für Wahrheit und für Recht,
Mit Götz wirst er den Handschuh hin
Dem weichlichen Geschlecht.

Und gen die Drachen List und Zwang
Mit Sankt Georg erglüht,
Das Rächeraug blitzt sein Gesang,
Das Feuerschwert sein Lied.

Mit Wasa zieht er, sein Gesell,
Den Steig gefahrumringt;
Den Bogen spannt er mit dem Tell,
Der Tod Tyrannen klingt.

Und dort im Teutoburger Hain,
Vom Drängerblute rot,
Mit Hermann braust er durch die Reihn
Und schmettert Römer tot.

So lang der Kampf im Liede glüht,
Stürmt er den Speer dahin,
Und ist er mit den Streitern müd,
Umfängt sie weiches Grün.

Und kühlen mit dem süßen Met
Des Kampfes letzten Zorn;
Mit Jubel durch die Reihen geht
Das lustgefüllte Horn.

Und abgeworfen ist das Joch,
Ersiegt das Heiligtum;
Von Bergen strahlt die Flamme hoch,
Doch höher noch der Ruhm.

Verweht ist 's Stampfen von der Au,
Und Tod und Todesgraus;
Dem Himmel raubt er nun sein Blau,
Schafft Mädchenaugen draus.

Der Lilie keuſcher Schimmer ruht
Auf zarter Formen Grund,
Drauf gießt er hin der Roſe Glut
Für Mädchenwang und Mund.

Mit Zwergen ſchlägt er ſich ums Gold
Im tiefen Erdenſchacht,
Und kräuſelts um die Schläfe hold
Und Silbernackens Pracht.

Vom Himmel holt er Lieb und Treu,
Die ſenkt er ihr ins Herz;
Träuft auf die Wangen zarte Scheu
Und um den Mund den Scherz.

Das ſüße Schmachten dann mit Luſt
Wölbt er ums tiefre Aug;
Und ſenkt die Sitt ihr in die Bruſt,
Des Frauenlebens Hauch.

Und ſtolz und frei umſchlingt er dann
Mit ihm Thusneldens Leib.
Wo iſt dem Deutſchen gleich der Mann,
Und wo ein edler Weib?

Und mit dem Aar im Siegerlauf
Hinauf zum Sonnenlicht,
Und fährt in Wetterwolken auf
Zum großen Weltgericht.

Mit der Poſaune Wunderton,
Der durch die Gräber klingt
Und alle Toten um den Thron
Des Weltenrichters zwingt,

So donnert dann ſein Lied herab,
Das ſturmesbrauſende,
Und zwingt ſie auf aus ihrem Grab,
All die Jahrtauſende.

Und jagt ihm Zittern ins Gebein,
Und reißt ihm vom Geſicht,
Dem Heuchler, ſeinen Heilgenſchein,
Geborgten Glanz dem Wicht.

Und ſchleudert in die Niedrigkeit
Den Sklaven auf dem Thron,
Den König in dem Bettelkleid
Krönt er mit ſeiner Kron,

Und wälzt auf ihn mit Rächerhand
Der Menſchheit Racheruf,
Den Fürſten, der ſein Vaterland
Zum Sklavenkerker ſchuf.

Und ruft ihm zu: Ihr Herrſcher, wißts,
Vom Schmeichelweſt verwöhnt:
Die Mitwelt nicht, die Nachwelt iſts,
Die Könige ſtürzt und krönt.

Doch du, der weiſe nie getrübt
Des Rechtes Heiligtum,
Wie Götterthaten du geübt,
Nimm hin den Götterruhm.

Und wer um des Geſamten Heil
Sein einzeln Leben wagt,
Ein ewger Name ſei ſein Teil,
Von Sohn zu Sohn geſagt.

Drauf mit dem ſtillen dumpfen Kind,
Das gläubig hingeſchmiegt
In ſeiner Einfalt gottgeſinnt
Vor ſeinem Heilgen liegt,

Und die im plump gehaunen Stein
Der Heiland hehr bewegt,
Den ſie aus reichem Herzensſchrein
In ihn hinüberträgt,

Mit ihr liegt er vorm tauben Holz
In frommem Kinderſinn,
Und Gottes Schauer ſchmilzt den Stolz
In ſüße Schmerzen hin.

Und auf die Stirne haucht er ihr
Den reinen Friedenskuß
Und neigt der Palme Siegspanier
Vor ihr im Engelgruß:

Geſegnet ſei, du fromme Maid,
Dir künd ich Heil und Luſt;
Den Heiland trägſt du allezeit,
Einfalt, an deiner Bruſt.

Und unbewußt der Erdenlaſt
Steigt er und fühlt ſie kaum;
Denn was der Denker mühſam faßt,
Dem Dichter wirds im Traum.

Die Schranke fällt vor ihm zurück
Des Raumes und der Zeit,
Die Ferne bannt ſein Seherblick,
Jahrtauſende zum Heut!

Er ſpielt, ein Kind, im blauen Grund
Mit jenen Sternen dort,
Ein Kind nur, doch ſein Kindermund
Lallt manches Götterwort.

Und iſt ein Mann in Kampfesglut —
Sein Wort iſt eine That, —
Ein Greis, wenn ſeine Flamme ruht,
Den Sieg bewährt der Rat.

Was edel und nachahmenswert,
Des Menſchen Recht und Pflicht —
Das Wort hat ihn ein Gott gelehrt,
Und er verſchweigt es nicht.

Der Götterhauch! der Sturmesdrang,
Der mich mir ſelbſt entrafft!
Was frag ich viel? was ſinn ich lang?
Geprüft die junge Kraft!

Vögleins Auferſtehung

Ein Vöglein rang in letzter Not,
Vöglein ganz verwaiſet —
Und endlich fiels darnieder tot,
Vöglein ganz verwaiſet.
O Vöglein, muß dir das geſchehn,
Und haſt noch keinen Lenz geſehn,
Noch hat der Mai mit ſeiner Pracht
Dir, armes Vöglein, nicht gelacht,
Du armes, armes Vögelein.

Sie läuten, horch! dem armen Wicht,
Vöglein ganz verwaiſet.
Ach nein! das gilt dem Vöglein nicht,
Vöglein ganz verwaiſet.
Es kümmert keine Seele, ach,
Dein Glück und auch dein Ungemach;
Es ſchlägt kein Herz, das deiner denkt
Und dir den Troſt der Thränen ſchenkt,
Du armes, armes Vögelein.

Dem lieben Gott, dem that es weh —
Vöglein ſo verwaiſet.
Er nahm das Vöglein aus dem Schnee,
Vöglein ſo verwaiſet,

Und ſetzts auf einen Himmelsbaum,
Da träumt es gar ſo ſüßen Traum
Und hüpft in ewger Frühlingsluſt
Und jauchzt und ſingt aus voller Bruſt:
Ich reiches, reiches Vöglein!

Des Knaben Abenteuer

(1843)

Gott grüß euch, feines Jungfräulein;
So ſpät bei Nacht im Freien?
Ihr ſollt mir nicht alleine ſein,
Denn ſichrer iſts zu zweien.

Sie ſagte nichts und ging voran;
So dacht ich, daß ſies leide.
Ihr Wuchs war ſchlank und wohlgethan,
Und ihr Gewand von Seide.

Zeigt mir eur ſchönes Angeſicht,
Sprach ich mit ſüßer Rede;
Allein den Schleier hob ſie nicht,
So ſehr ich bat und flehte.

Ich fleht um Lieb, und flehte mehr,
Und flehte lang und länger;
Sie ſchien mit ſich zu kämpfen ſchwer,
Zu atmen bang und bänger.

Und zwiſchen Blüten ſüß von Duft,
Da endlich ſank ſie nieder;
Süß ſchwammen durch die Abendluft
Der Nachtigallen Lieder. — —

Was nun, mein Liebchen, ſoll ich dir,
Du Allerſchönſte, ſchenken? —
Du irrſt dich, Freund, ſprach ſie zu mir,
Willſt du ſo Schlimmes denken.

Ich bin ein vornehm, reiches Kind
Und kann wohl ſelber geben,
Wenn ich wo zu genießen find
Mein friſches, junges Leben.

Und was ich nun gelitten hab,
Die Sehnſucht dir zu ſtillen,
Warſt du kein Fremder, lieber Knab,
That ich dir nichts zu Willen.

Da hätteſt du manch Jährlein lang
Vor Liebe krank zum Sterben
Um das, was dir ſo ſchnell gelang,
Beſcheiden müſſen werben.

Ich gehe fort, du geheſt fort;
Du weißt mich nicht zu nennen;
Und träfſt du mich an einem Ort,
Du würdeſt mich nicht kennen.

Du kennſt mich nicht, ich kenn dich kaum;
Mich kanns nicht ſpäter kränken;
So wars ein ſüßer Frühlingstraum,
An den wir beide denken.

Roſen, Lilien

Er

Hab dich wohl früher ſchon gekannt;
Einſt glichſt du einer Frühlingsroſenaue;
Zwar iſt es noch das Veilchenaug, das blaue,
Doch deiner Wange roſig Rot verſchwand.

Sie

Wohl war die Wang ein Frühlingsroſenbeet,
Eh in die Ferne mir der Freund entwichen,
Und als der Liebe Roſen ſtill verblichen,
Da hat der Kummer Lilien drauf geſät.

Er

Die Reue wandte deines Gärtners Lauf,
Und keine Mühe will ihn nun verdrießen:
Gewiß, wenn treue Thränen ſie begießen,
Blühn röter deine Roſen wieder auf.

Die Wiederkehr

Ich kam aus fernen Landen,
Entgegen mir ein Zug,
Der aus gebrochnen Banden
Ein Herz zur Ruhe trug.

Da hielt ich ſtill. Mir graute,
Da zogs mich mit hinein;
Rings klangen Schmerzenslaute
Und Seufzer um den Schrein.

Ich harrte, bis ſie ſchieden,
Dann ſchlich ich ſtill hinzu;
Ich ahnte, welcher Müden
Jetzt winkt die lange Ruh.

Da lag mit ſtillen Zügen,
Die ich ſo gut gekannt,
Die bleichen Lippen ſchwiegen,
Die mich ſo oft genannt.

Das blaue Aug geſchloſſen,
Umgrünt vom letzten Kranz,
So lag ſie hingegoſſen
In rührend bleichem Glanz.

Da naht' in ſtillem Harme
Voll Schmerz ihr Bruder mir;
Er nahm mich in die Arme:
Den letzten Gruß von ihr.

Daß du ſie haſt verlaſſen,
Das wars, warum ſie ſtarb;
Ich ſchwur ihr, nicht zu haſſen
Den Mann, der ſie verdarb.

Ich hab es ihr geſchworen
Und halt es für und für;
Du haſt durch Schuld verloren,
Drum traure ich mit dir.

Unbelauschte Schönheit

Schön wie das Veilchen, das sich schamhaft birgt
In seiner Blätter Grün; wie einsam, still
Auf abgelegner Alpentrift das blau
Und goldne Glöckchen, das sich selber duftet,
Von keinem Aug gesehn; wie Sang des Vogels,
Der eines Hörers nicht bedarf, ja den
Bewundrung scheucht; ungleich der eiteln Kunst,
Die auf dem Markte sitzend, überputzt
Mit Rednerschmuck zu blenden strebt und angstvoll
Um jedes Laffen Beifall buhlt, stets selbst
Sich mischend in das eigne Werk: „Seht, was
So groß und schön euch rührt, das ist die Welt nicht,
Die ich euch zeige, nein, das bin nur ich;
Die Welt ist häßlich, mein Gemüt nur schön.“
Der Eitle täuscht den großen eiteln Haufen,
Indes der Kenner von Gefühl ihn flieht,
Waldwärts zur unbelauschten Schönheit zieht.

Margareta

Schmachtendes, drängendes Sehnen,
Wonnige, schmerzliche Thränen;
Selber nicht weiß ich zu sagen,
Wie es im Herzen mir ist.

Jetzo, als krankt ich zum Tode,
Jetzo, als wär es nur Scherz,
Jetzo, als wüchsen mir Flügel,
Jetzo, als stürb ich vor Schmerz.

Iſt es denn wirklich die Liebe,
Die mich im Herzen ſo drückt,
Jetzt mich betrübet zum Tode,
Jetzt mich zum Himmel beglückt?

„Margaret," ſagte die Mutter,
„Nimm vor der Lieb dich in acht,
Sonſt um die Ruhe geſchehen
Iſt dirs bei Tag und bei Nacht."

Hab mich ſo lange gehütet,
Nach der Liebe zu ſehn, —
Doch ſie iſt ſelber gekommen,
Will ach! nicht weichen, nicht gehn!

Der wandernde Muſikant

Es ſcheint die Morgenſonne
Ins Gärtchen hell hinein;
Du Anblick voller Wonne,
Du ſollſt genoſſen ſein!
Ein göttliches Verlangen
Hat dieſen Raum geweiht;
Die Blütenbäume prangen
Im weißen Prieſterkleid.
Sie neigen ſich zu Boden
In frommdemütgem Sinn,
Denn Gottes heilger Odem
Zieht durch die Wipfel hin.

Euch ſegne Gott; belaſtet
Mögt ihr mit Früchten ſtehn;
Ich aber hab geraſtet
Und will nun weiter gehn.

Dort in den Büſchen blinket
Ein nettes kleines Haus,
Aus ſeinen Fenſtern winket
Ein trauter Geiſt heraus.
Der ſpricht: In ſtillem Frieden
Pfleg ich das Häuslein gut;
O wär es dir beſchieden,
Zu ruhn in meiner Hut;
So fern vom Weltgewimmel
Und ſeinem flachen Spott,
So recht im innern Himmel,
So nah dem lieben Gott.
O möge ſeine Milde
Dich, Häuslein, ſtets umwehn;
Ich ruht in ihrem Schilde
Und will nun weiter gehn.

Und aus dem Haus gegangen
Kommt dort ein junges Weib —
Wie morgenrot die Wangen,
Wie ſchön der ſchlanke Leib!
Sie wandelt zu der Quelle
Die grüne Wieſe dar
Und wäſcht in ihrer Welle
Die milden Züge klar.
Wie iſt ihm Heil beſchieden,
Der dich umfing als Braut,
Dem ewigſüßer Frieden
Aus deinen Augen ſchaut.

Um dich und deinen Gatten,
Da mögen Engel ſtehn,
Und Gottes Huld euch ſchatten,
Ich will nun weiter gehn.

Doch aus dem Hauſe ſpringet
Ein Knäblein jetzt hervor.
Es jauchzet, und ſie ſchwinget
Es froh zu ſich empor.
Wie ſchön die Löckchen fliegen,
Die gelben, in dem Wind,
Bis ſich in Armen liegen
Die Mutter und das Kind.
O ſolchen lieben Knaben
An ſolcher Mutterbruſt,
Solch Weib und Kind zu haben,
Das iſt wohl eine Luſt!
Nie laſſe Gott, du Knabe,
Dir ſeine Huld entſtehn;
Nun ich geraſtet habe,
Nun will ich weiter gehn.

Dort unter jener Linde,
Die auf dem Hügel ſteht,
Im friſchen Morgenwinde,
Der rauſchend ſie durchweht,
Dort ſollſt du, Waldhorn, ſagen,
Was mir bedrängt den Sinn;
Dort ſollſt du, Waldhorn, klagen,
Wie ich ſo einſam bin!
Dort, ſieh! bei Weib und Knaben
Steht nun der junge Mann.
Ihr ſollt ein Stücklein haben,
Das ſchönſte, das ich kann;

Ein Stücklein und auch zweie —
Wie sie herüberſehn!
Nun ſegn' euch Gott, ihr dreie;
Nun will ich weiter gehn.

Aus dem Bruchſtück „Oktavian"

(1843)

1

Vorſpiel

Mit der Zeitenwoge ſchreitet
Fort der Menſch und ſein Verſtand.
Doch nicht Zeit, nicht Woge ſcheidet
Ihn von ſeinem Vaterland.

Denn er trägts in ſeinem Herzen.
Nie beſiegt von Wahnes Nacht —
Ewig unter Freud und Schmerzen
Blühts in heitrer Frühlingspracht.

Ewig nur in ſeinem Walten
Iſt die Seele groß und frei,
Alles Neue muß veralten —
Schönes nur bleibt ewig neu.

Iſt nur, was geſchehen, Wahrheit?
Irrt doch durch der Nacht Gefahr
Stets des Menſchen Drang nach Klarheit —
Schönes nur iſt ewig wahr.

Und des Willens ſchwanke Fähre
Treibt und höhnt ein falſcher Weſt,
Nutzen bald, bald eitle Ehre —
Schönes nur bleibt ewig feſt.

Nenn es Glauben, nenns Entſagen,
Nenn es Liebe, nenn es Treu —
Zu den Sternen wirds dich tragen,
Und im Schönen biſt du frei.

Iſt durch Außennacht gedrungen
Dir des innern Himmels Stern,
Haſt das Höchſte du errungen —
Nichts, was groß iſt, iſt dir fern.

*

2

Fides

O laß mir deine Hände,
Du holdes, bleiches Weib;
O laß ſie mir und wende
Nicht ab den zarten Leib.

Die Abendlichter ſchweben
In Lieb herab zu dir;
Ich weiß gewiß, ſie heben
Dich mit — o laß ſie mir.

Aus deinem Nacken drängen
Schon Engelsſchwingen vor;
Feſt will ich an dir hängen;
So ſteig ich mit empor.

*

3

Marzebille

Wie trüb iſt mir zu Sinne,
Wie weh in tiefſter Bruſt,
Wie raubſt du alle Luſt,
Du böſe Minne.

Wie ſüß, ach! jenes Leben,
Die Angſt des Herzens wund —
Der drängende, preſſende Mund —
Ich kann nicht leben!

Es fliehet mein Verlangen,
Mein Denken all zurück;
Wie wär das ſüße Glück
So bald vergangen!

Geküßt zu tauſendmalen
Hat er euch Lippen wund;
Er küßte ſich geſund,
Ihr tragt die Qualen.

Dich drückt' er mit den Händen,
Liebkoſend, arme Bruſt;
Du haſt es dulden gemußt,
Du konntſts nicht wenden.

Was ſuchſt du mir am Herzen,
So weint ich, böſer Mann?
Er ſprach: Den Zauberbann
Zu meinen Schmerzen.

Und wie er klug befliſſen
Mit Trug mein Aug umwand,
Hat mir die liſtge Hand
Mein Herz entriſſen.

Du diebiſcher Geſelle,
Gieb wieder mir mein Herz!
Da ſenkt' er täuſchend den Schmerz
An deſſen Stelle.

Verſchiedenes

Warum ob Vergangnem grübeln?
Warum reißen an den Wunden?
Willſt du nimmermehr geſunden?
Warum doch willſt du vermeſſen
Übel fügen zu den Übeln?
Was an andern du verſchuldet,
Was durch andre du geduldet,
Lern vergeben und vergeſſen.

„Hingeopfert, ach! ſoviel!
Und verfehlt ſo manches Ziel!
Nicht gepflückt ſo manche Roſen!
Die mich heilen, retten wollten,
Manchen hab ichs ſchlecht vergolten,
Manches Herz zurückgeſtoßen,
Eher Liebe nicht erkannt,
Bis ſie weinend ſich gewandt —
Ach! vergeben lern ich wohl;
Doch wer lehret mich vergeſſen!"

*

Einen hatt ich gemacht,
Den bereut ich; ſo macht ich gleich
Den zweiten dummen Streich.

*

Macht ich klug das? Macht ichs dumm?
Wird mirs ſchaden? frommen?
Siehſt bei jedem Schritt dich um,
Wirſt du weit nicht kommen.

*

Ach! es windet nie dein Lauf, Herz,
Deiner Wünſche Fäden ab,
Willſt beneidet ſein? Klimm aufwärts.
Glücklich ſein? Nein, ſteig herab.

*

O ſuche nie dein Glück
Im Weltgewimmel;
Je tiefer in dich zurück,
Je höher im Himmel.

*

Wieder in des Mißmuts Schlingen!
Will ein Plänchen nicht gelingen?
„Ach, gelungen iſt mein Plan;
Ob ich aber recht gethan?“
O gewiſſenhaft Geſchlecht!
Iſts gelungen, iſts auch recht.

*

Jetzt ſenke erdwärts den Flug,
Sonſt wirſt du noch verſchmachten.
Gedichtet haſt du genug,
Nun lern auch einmal trachten!

Eduard Devrient ins Album

(8. Januar 1850)

Wem Edles ſoll gelingen
Muß ſelber edel ſein;
Die edeln Reben bringen
Von ſelbſt den edeln Wein.

Du haſt nicht nur zu lehren
Dies Leben treu geſtrebt:
Du haſt, ſie zu bewähren
Die Lehre auch gelebt!

Buſchlieder

Beim Landſchaftern

26. Mai 1844 unter den ſchönen Linden auf Scharfenberg

Sitz ich zeichnend unter Bäumen,
Haucht es oft mir um die Wangen,
Fühl ich wie in halben Träumen
Meinen Nacken zart umfangen.
Wend ich mich, da ſchüchtern flieht es,
Schlüpft wie roſger Glieder Funkeln
Schnell dahin, und aus dem Dunkeln
Wie mit Liebesaugen ſieht es.

Wer der flüchtgen Schöne Walten
Doch in heiligem Entbrennen
Ewig in den Armen halten
Könnte und ſein eigen nennen.
Ewig kläng von ihm die Kunde,
Doch ſie läßt ſich niemals zwingen;
Frei nur mag ſie Gaben bringen,
Seltene — die Gunſt der Stunde.

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge,
Durch das milde Grün Poetengänge,
Und ein kühles Flüßchen drum gewunden.
Ja, ein traulich Bild hab ichs gefunden,
Mit dem Maß der Schönheit vollgemessen.
Nur ein Mädchen, das mich just verstände,
Das in mir, in dem ich alles fände —
Nur das Beste ist dabei vergessen!

Jetzo hab ich dich, Natur

Jetzo hab ich dich, Natur,
Die mit heiligem Erbarmen
Oft dem wilderregten Sohn
Deine milde Götterruhe
Um die glühnde Stirn gegossen —
Jetzo hab ich dich gesehen
Blauend aus zwei tiefen Himmeln
Unter einer Mädchenstirne
Schön von blondem Haar umzogen —
Jetzo hab ich dich gesehen
Ganz in deiner süßen Milde
Um zwei rosge Schwestern spielend,
Um zwei weiche Mädchenlippen,
Alle deine süßen Zauber
Um die reinste Form geschlungen.
Aber ach! die süße Ruhe
Hast du nicht, wie sonst, dem Sohne
Freundlich in das Herz gegossen,
Unruh nur und tausend Wünsche

Und der Sehnſucht ſüßes Bitter,
Die nur du kannſt wieder heilen,
Wenn du mit dem gleichen Finger
Ihr das liebe Herz berührteſt.

Biſt dus?

Biſt du das Weib, wies die Natur
Erſchuf nach ihrem heilgen Bild,
So innig ernſt und tief und mild
Und unverwiſcht der Gottheit Spur?

Biſt du das Weib, das dieſe Welt
Voll Lockung ſich nicht rauben kann,
Das übers Leben hin den Mann
Mit Liebesmacht umſchlungen hält?

So flute denn das Endchen Zeit
Zum Tode ihre Brut und ſich —
Ich faſſe dich, ich halte dich
Für alle, alle Ewigkeit!

Sie denkt

Siehſt du — ich muß die Augen ſenken,
Antwortet dir nicht ſchon der Wangen Glut?
Ob ich dir gut bin? Nur zu gut, zu gut,
Doch ſagen kann ichs nicht — du mußt dirs denken!

Herz im Wege

Es fragte dich die Tante,
Wie gehst du wunderlich?
Du tanzest wohl im Sande
Menuett und neigest dich?

Doch du warst ausgewichen
Zahllosen Tierchen klein,
Die auf dem Wege schlichen,
Ihr Mörder nicht zu sein.

Gehst du noch jetzt die Stege,
Auf Milde so bedacht?
Mein Herz liegt dir im Wege —
O nimm mein Herz in acht.

So reich!

Wie ruht sichs doch an deiner Brust
So weich, so weich, so weich;
Zu zählen all die Götterlust
Zu reich, zu reich, zu reich!

Und daß ich weiß, du liebst nur mich
In all der Welt so weit,
Wie himmlisch, himmlisch ruht es sich
In solcher Sicherheit.

Wie ist die Lieb ein süßes Gift
Und Arzenei zugleich:
Sie macht so arm ihn, den sie trifft,
Und doch so reich, so reich.

Und alles, alles, was du haſt,
Dein ganzes, ganzes Sein,
Das halt ich reicher Mann umfaßt,
Ein ſüßes, ſeligs Mein.

Du und ich

Auf bunten Blumenmatten,
Vom Weltgedräng ſo weit,
Im tiefen Waldesſchatten,
In ſüßer Einſamkeit,
Da ſollt ein Leben werden,
Mein Lieb, ſo wonniglich;
Was wärs, das wir entbehrten?
Für uns wär nichts auf Erden,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, als du und ich!

Wenn über Thal und Berge
Der junge Tag ſich hebt,
Und über ihm die Lerche
Auf ſüßen Wirbeln ſchwebt
So ſelig und alleine,
So friſch und feierlich
Die goldnen Morgenſcheine!
Nur Gott im ſtillen Haine,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Wir thäten mit der Sonne
Die ſelgen Augen auf,
Und die ihn ſchloß, die Wonne,
Begänn den Tageslauf.
Du ſchaffteſt und ich ſchriebe
Manch frohes Lied für dich;

Und wer zum Essen bliebe,
Das wäre nur die Liebe,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Magst schlafen oder wachen,
Magst sitzen oder gehn,
Magst sinnen oder lachen —
Ich kann nicht satt mich sehn.
So käm es, daß in Eile
Der Abend uns beschlich.
In Städten, manche Meile
Von uns wohnt Langeweile,
Hier Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich.

Und käm die Nacht gezogen,
Wir schauten Brust an Brust
Zum blauen Himmelsbogen
Und seiner Sterne Lust.
Und — süß dahin gerissen
Die Sterne senkten sich
Herab auf unsre Kissen —
Die Nacht sollt es nicht wissen,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich!

Es windet zwischen Hügeln

Es windet zwischen Hügeln
Ein enges Thal sich fort,
Es schwebt mit müden Flügeln
Ein Vöglein überort.

Es tönt ſein leiſes Singen
Trüb übers Bächlein drin,
Das hüpft mit Silberklingen
Durch Rain und Stein dahin.

Und auf den tiefern Matten
Da hat die ſtille Nacht
Aus purpurſammtnen Schatten
Ihr Bette ſchon gemacht.

Hoch an den Felſen drüber
Da webt der letzte Schein
Verwaiſt, verweht vorüber,
Nun muß es dunkel ſein.

Und dunkel iſts, und Schweigen
Ruht über nah und fern,
Am Himmel aber zeigen
Will ſich ein milder Stern.

Der müde Vogel ſinget:
Dank, ſüßer, ſüßer Schein!
Ich ſchlummre ſchon, das klinget
In meinen Traum hinein.

So ſtille Lüfte fächeln,
Es fließt vom Firmament
Herab dein ſüßes Lächeln,
O träumt ich ohne End!

Des Mädchens Lied

(1844)

Schauſt du mir ſo innig
In das Aug hinein,
Sprichſt du, ewig bin ich,
Meine Liebe, dein;

Muß ich dir erſcheinen
Als ein thöricht Blut;
Laß mich dann nur weinen;
Weinen thut ſo gut.

Fragſt du, welch ein Leiden
Mich zu Thränen zwingt?
Kanns die Harfe meiden,
Daß, berührt, ſie klingt?
Wie der Klang erſcheinen
Muß, der in ihr ruht —
Sieh, ſo muß ich weinen;
Weinen thut ſo gut.

Wie dichs zwingt, zu dichten,
Iſt dein Herz erregt,
Wie dichs muß vernichten,
Was dich ſo bewegt,
Hauchſt du nicht in deinen
Liedern aus die Glut;
Herz, ſo muß ich weinen;
Weinen thut ſo gut.

Daß ſich ſüßer heben
Kann Violenduft,
Muß ein Träufeln beben
Durch die laue Luft;
Wie du gönnſt den kleinen
Blumen Taues Flut;
So laß, Herz, mich weinen;
Weinen thut ſo gut.

Es ſteht in ſtiller dunkler Nacht

Es ſteht in ſtiller, dunkler Nacht
Ein Mann am Elbeſtrand,
Der einzge, der ſo ſpät noch wacht,
Das Aug empor gewandt.

Nun ſchattet wohl der Schlummer lind
Ihr liebes Angeſicht,
Und träumt von mir mein einzig Kind,
O Wogen, neckt ſie nicht.

Dann ſingt ihr leis in ſchöner Nacht
In heilger Sternenluſt,
Die zwei Geliebte durchgewacht
So ſelig Bruſt an Bruſt,

Wie michs dahin reißt mit Gewalt
Nach ihrem ſüßen Kuß;
O ſagt ihr, ſeh ich ſie nicht bald,
Daß ich verſchmachten muß,

Was ich geſucht, erſehnt ſo heiß,
Das Herz ſo ernſt und ſtill,
Das fromme, treue Herz, das weiß,
Was edles Lieben will.

Das will: im treuen Buſenpaar
Ein Herz, nur eins allein.
Das will: ſich ſelbſt vergeſſen gar
Und nur im andern ſein.

Kein Herz iſt glücklicher als ich,
Darf ich ins Aug dir ſehn;
Doch biſt du froher ohne mich,
So will ich ſchweigend gehn.

Das iſt es, was im fremden Thal
Mir linden Troſt noch giebt:
So war ich glücklich doch einmal,
Du haſt mich doch geliebt!

Schmachtend krümmt ſich das Laub

Schmachtend krümmt ſich das Laub,
Das nicht ein Lüftchen erquickt,
Ach! und der Himmel ſchickt
Keinen Tropfen — iſt dem Jammer taub.

Bis die bebende Glut
Dunkel zur Wolke ſchwillt,
Rauſchend herniederquillt,
Endlich, endlich, ach! die ſüße Flut.

Matt im ſehnenden Schmerz
Gleich ich der dürren Flur;
Schick du, mein Himmel, nur
Einen, einen Gruß nur in mein Herz!

Langer Sommerregen

Aus allen Himmelsfenſtern fließet
Sein Waſſer ſchon ſo lang und ſehr;
Das gießt und gießt und gießt und gießet
Und kann kein Ende finden mehr.
Wo heitre Tage wir begehrten,
Iſt das fürwahr ein ſchlimmer Kauf —
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden!

Die Rose hängt das Köpfchen nieder,
Der Ritterſporn ſchaut grimmig drein,
Verdroſſen hüllt Jasmin und Flieder
Sich ſchweigend in ſich ſelber ein.
Die Eiche dräut mit Zorngebärden,
Schilt rauſchend in das Grau hinauf;
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Die Nachtigall iſt ganz verdroſſen,
Das Rotebrüſtchen ſitzt verdutzt,
Die Ammer macht ſatirſche Gloſſen,
Das Graſemückchen ſchweigt und trutzt.
Kein dankend Lied tönt von der Erden
Mehr zu dem Himmel froh hinauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Ich kann kein Lächeln mehr gewinnen
Von meines Liebchens Augen hell;
Je reicher jene Ströme rinnen,
Je dürftger meiner Lieder Quell.
Die Reime trotzig ſich gebärden,
Die Füße bring ich nicht zum Lauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur ſehn, was draus ſoll werden.

Durch den Grund

Durch den Grund
Säuſelts wie von Liebchens Mund.
Wachtelſchlag
Lockt dir nach:
Gehſt du ſchon?
Horch, ſie ruft mit hellem Ton:

Guckguck
Zuruck
Komm balde, balde;
Hier im Walde
Scheu dich nicht, hier hauſt kein böſer Spuk!

Voll Neid ſchauſt du, wies wohlgemut
Auf ſchmuckem Zweig ſich lebt und gut.
Laß du den Wein — er wirft dich nieder
Und gießt dir Blei in deine Glieder.
Fink!
Flink
Vom Wieſenquell, das ſchafft dir leichtes Blut!

Dir ſeh ichs an: der Liebesſchuh
Iſts, der dich drückt, du Armer du.
Und brach der Falſche dir die Treue,
So laß ihm nur allein die Reue.
Fink!
Flink
Zur Arbeit ſein, das giebt dem Herzen Ruh!

Du möchteſt mit dem Mädchen gehn?
Gieb acht, bald wird ſie um ſich ſehn.
Sie ſagt dir nicht, daß ſie will ſterben,
Dir ziemt es, um das Kind zu werben;
Fink!
Wink
Ihr freundlich nur — ſie wird dich ſchon verſtehn!

Politiſche Gedichte

Guter Rat

Mein Freund, fehlt dir die rechte Kunſt,
So leih von deinem Stoff dir Gunſt!
Man kann, ſteht er am hohen Ort,
Den Kleinen weiter ſehn.
Du ſtammelſt? Immer ſtammle fort
Von Licht und Freiheit. Solch ein Wort
Klingt auch geſtammelt ſchön.

An manche neuere Dichter

Werdet Männer doch, bei Chriſt!
Bleibt nicht knabenhaft.
Unerſchöpflich Bergwerk iſt
Deutſchen Sinnes Kraft.
Hängt euch nicht an fremdes Wort,
Kehrt zu euch zurück;
Mutig ſchreitet fort und fort,
Vorgewandt den Blick.
Deutſch ſei euer Thun und Buch,
Freunde, folget mir,
Byron wart ihr lang genug,
Seid nun einmal ihr!

Deutschlands Einheit

Ich alter deutscher Kaiser,
Der Rotbart zubenannt,
Ich sitz in dem Kyffhäuser
Und warte auf mein Land.

Ich höre, daß die Kunde
Von vierzig Völkern spricht,
Nur Deutsche giebts zur Stunde
In meinem Deutschland nicht!

Soll ich nicht eher kehren,
Als auf der Einheit Gruß,
So wirds wohl ewig währen,
Daß ich hier warten muß.

Ich habe nichts erworben,
Als Kummer, Sorg und Not;
Wär ich nicht schon gestorben,
Ich grämte mich zu Tod!

Der Schütze in Leipzig

(1845)

Melodie: Zu Straßburg auf der Schanz.

In Leipzig auf dem Markt
Da hub mein Trauern an.
Karree wir sollten schließen
Und auf die Bürger schießen,
Manch hundert Mann.

Hin ſcholls an unſre Reihe:
Gebt Feuer! laut und ſchwer.
Es feuerten die Glieder,
Es ſanken Menſchen nieder,
Wohl zwölf und mehr.

Was lag da ſo bekannt
Vor mir im blutgen Sand?
Weh mir! es war mein guter,
Mein einziger, mein Bruder,
Mein Ferdinand.

Ich war ſein ander Ich,
Er liebte mich ſo ſehr.
So alt die Welt mag werden,
So liebt auf dieſer Erden
Kein Bruder mehr.

Er lag in ſeinem Blut
Und ſah mich ſterbend an:
„Mein ganzes Leben gab ich
Für dich ſo gern. Was hab ich
Dir, Fritz, gethan?“

Mein Träumen, alles trägt
Sein ſterbend Angeſicht.
Was ich da hab erfahren,
So was — in hundert Jahren
Vergißt ſichs nicht.

O Deutschland

O Deutschland, Deutschland! Vaterland!
Wer hat dir deine Ehr entwandt?
Wir, deine Kinder, stehn voll Mut,
Wir stehn mit unserm besten Gut,
Wir stehn mit unserm besten Blut
Dir, Vaterland, zur Seiten!

O Deutschland, Deutschland, unbeglückt,
Wer hat dir deinen Kranz zerpflückt,
In vierzig Fetzen groß und klein?
Mit Gut und Blute stehn wir ein:
Dein Kranz soll neu gewunden sein,
So Gott uns hilft in Gnaden.

Wenn Deutschland ruft, dein Vaterland,
Fluch dir, bist du ihm abgewandt!
Vergiß, vergiß zu dieser Frist,
Vergiß, was dir das Nächste ist,
Nur das, daß du ein Deutscher bist,
Das sollst du nie vergessen!

Völkerfrühling

Wie ists so sonnig doch da drauß,
Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
Der Himmel lockt so hell und klar,
Was hör ich nur so wunderbar
Hoch über mir erklingen?

Vorbei des Winters Druck und Qual;
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Und immer höher, höher schwingt
Die erste Lerche sich und singt,
Daß mir das Herz im Busen schwillt,
Daß mir im Aug die Thräne quillt.
O süß ersehnte Klänge:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Lobt Gott, ihr Völker allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Das Eis von allen Strömen springt,
Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt.
Sei du, mein Herz, allein nicht still,
Zerbrich dein Eis und quill und quill
In Frühlingsliedern über.
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Aus jeder Scholle drängt sichs grün;
Das wird ein Wachsen, wird ein Blühn!
Brich auf im Frühlingssonnenschein,
Brich auf, mein Herz, als Knospe rein
Und dufte klingend, singend:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutschlands Gauen allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Wie das durch alle Zweige ſchallt,
Aufſchauernd bebt der dunkle Wald;
Aufſchauernd ſink ich in die Knie,
Gebetet hab ich frömmer nie
Als bei dem Lerchenjubel:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutſchlands Gauen allzumal.
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

1848

Wie biſt du doch verachtet,
Mein deutſches Vaterland!
Daß mir die Seele ſchmachtet,
Mein Herz mir iſt entbrannt,
Seh ich dich, das ſo prächtig
Vor allen könnte ſtehn,
So ärmlich, ſo unmächtig
Und ſo verſpottet gehn.

Daß, Deutſchland, du zerſchlagen
In vierzig Stücke biſt,
Das ſetzt dich jedem Wagen
So bloß und jeder Liſt.
Es feſſeln vierzig Bande
Dir den gewaltgen Leib,
Drum treiben Zwerge Schande
Mit dir, du Rieſenweib.

Und deine Kinder ſchauen
Gleichgiltig deinen Schmerz;
In deinen weiten Gauen
Nicht ein, ein weites Herz?
Solls nimmer anders werden?
Die Schmach unſterblich ſein?
Sieht denn kein Menſch auf Erden,
Kein Gott im Himmel drein?

Wonach die Völker dürſten,
Das eine Vaterland,
Das ſteht, ihr deutſchen Fürſten,
Das ſteht in eurer Hand.
Sie ſchrein in ihren Nöten
Um Hilfe zu euch auf,
Und ihr, ihr habt nur Reden,
Habt nichts als Worte drauf?

Ein großes, ernſtes Loſen
Beginnt zu dieſer Friſt,
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer iſt.
Ihr könnts. O macht zur Stunde
Der Schmach ein glorreich End
Und fügt zum Fürſtenbunde
Ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
Aufjauchzen nah und fern,
Es ſteigt mit neuem Flimmen
Des Vaterlandes Stern.
Dann laßt die Dränger kommen
Von Oſt und Nord und Weſt,
Was ſolls den Drängern frommen,
Steht Deutſchlands Einheit feſt?

Und durch die deutschen Lande
Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag —
Glorreich die alte Schande
Gelöst an einem Tag!
Und niemand soll dirs wehren,
Zu prangen tadellos,
O Vaterland, voll Ehren
Vor allen Völkern groß!

Balladen und Romanzen

Julius und Hannchen

(1829)

Draußen im Winterſchein
Sitzen zwei Kinderlein,
Möchten vor Froſt vergehn,
Weinen und flehn.

Stiefmutter trieb uns fort,
Wiſſen, ach! keinen Ort.
Außen im Birkenwald
Iſt es ſo kalt.

Sieh doch! das bleiche Bild —
Iſts nicht die Mutter mild?
Sieh, wie ſo thränenreich
Ach! und ſo bleich.

Vater hat uns geſagt:
Kinderchen, weint und klagt;
Helf Gott in unſrer Not,
Mutter iſt tot.

Stiefmutter war uns feind;
Haben gar viel geweint,
Aber du lebſt ja doch,
Mütterchen, noch!

Aber wie biſt du bleich?
Weiß, deinen Roſen gleich,
Die deine Stirn umziehn
Mit Rosmarin.

Wie in den ſchwarzen Schrein
Sie dich gelegt hinein
Und an den ſtillen Ort
Still trugen fort.

Mutter kehrt nimmermehr!
Klagte der Vater ſehr;
Sieh, und dich bringt zurück
Doch unſer Glück?

„Mutterlieb hat nicht Ruh!
Rufet ihr Kind ihr zu;
Mutterlieb hält nicht ab
Bahrtuch und Grab.

Ach, jede Thrän mit Schmerz
Brennt auf das Mutterherz
Noch in dem letzten Haus,
Treibt ſie heraus."

Mutter, wie ſchauerlich
Hebt deine Stimme ſich,
Wie Totenglocken bang
Und Grabgeſang.

Mutter, es iſt ſo kalt,
Nimm uns doch aus dem Wald;
Nimm uns zu ſchönerm Ort,
Mutter, mit fort.

„Trag euch in ſchnellem Lauf
Bald zu dem Himmel auf;
Selige Engelein
Sollt ihr dort ſein.

Aber der Weg iſt weit,
Daß ihr mir rüſtig ſeid,
Ruhet euch erſt hier aus,
Kinderchen, aus."

Das ist nicht Schnee am Ranft,
Ist ja ein Bettlein sanft,
Glänzet im Mondenschein
Freundlich und rein.

Julius

Bald zu des Himmels Höhn
Trägt uns die Mutter schön;
Siehst, wie sie freundlich lacht?
Hannchen, gut Nacht!

Hannchen

Hier an des Hügels Ranft,
Hat uns ein Bettchen sanft
Mutter zur Ruh gemacht;
Julius, gute Nacht!

Schlummern die Kinderlein
Voll süßer Hoffnung ein;
Mutter sie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von ihrer Schulter sinkt,
Die nun so rosig blinkt,
Schleier und Grabgewand
Hin auf das Land.

Heimlich im Mondenschein
Schlummern die Kinder ein;
Mutter sie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von Schwingen zart umweht,
Schimmernd ein Engel steht
Mutter und küßt die zwei
Geisterlein frei.

Nimmt sie in Mutterarm
An Mutterbusen warm,
Trägt sie zum schönsten Ort
Wehlächelnd fort.

Vater im Winterſchein
Findet die Kinderlein
Wange zur Wang gewandt
Tot an dem Rand.

Der Verurteilte

(1848)

Ach wenn mein Schatz ſollt denken,
Daß ich hier ſterben muß;
Die Blümlein wird ſie tränken
Mit ihrer Thränen Guß.
Ach Gott! ſo zu verderben,
Im fremden Land zu ſterben,
Und kann mir nicht erwerben
Von ihr den Abſchiedskuß.

Sie haben mich gefangen,
Derweil ich fürbaß ging,
Und ſoll nun ſchmählich hangen;
Mein Hoffen iſt gering.
Bald werd ichs müſſen tragen
Und kann Ade nicht ſagen;
O Gott! dir will ichs klagen —
Sie ſchließen ſchon den Ring.

Dort bei der grünen Linde,
Die juſt im Blühen ſtand,
Dort drückt ich meinem Kinde
Zum letztenmal die Hand;
Da floſſen Thränen nieder —
Es ſchwenken ſchon die Glieder —
Du ſiehſt mich nimmer wieder;
Ich ſterb im fremden Land.

Herr Gott, o thu doch beugen
Zur Milde ihren Hohn;
Herr Gott, thu mirs bezeugen,
Ich bin ja kein Spion.
Ach Gott! ich kanns nicht faſſen,
Verloren und verlaſſen
So ſchmählich zu verblaſſen!
Ich klags vor Gottes Thron.

Das zerbrochene Herz

(1844)

Ich ging im nächtgen Schweigen
Dahin am Felſenhang;
Es ſchien der Mond ſo eigen,
Mir war ſo ſeltſam bang.

Da zogen graue Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten ſich im Reifen
Herum wohl tauſendmal.

Und eh ich mich verſehen,
Stand ich ſchon mitten drin;
Da iſt es mir geſchehen,
Daß ich ſo traurig bin.

Alsbald war ich umſchloſſen,
Von Armen weich und hold,
Alsbald war ich umfloſſen
Von Locken hell wie Gold;

Alsbald von Wunderaugen
Da iſt das Herz mir wund;
Alsbald zwei Lippen ſaugen
Mein Leben aus meinem Mund.

Der Sinn war mir zerronnen
In Wonnebangigkeit;
Und wie ich mich beſonnen,
Da war ſie weit ſchon, weit.

Und bog noch in der Ferne
Den ſchlanken Hals zurück.
Wie blieb ich doch ſo gerne
Bei dir, mein ſüßes Glück!

Und breiter ſchwoll und breiter
Zum Nebel ihr Gewand;
Das wogte weiter, weiter
Und weiter und verſchwand.

Und jeden Abend kehrte
Die ſüße Fei zurück,
Und jeder Abend mehrte
Der Liebe ſüßes Glück.

Und wieder zogen Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten ſich im Reifen
Herum wohl tauſendmal.

Und eh ich mich verſehen,
Stand ich ſchon wieder drin,
Da iſt es mir geſchehen,
Daß ich ſo traurig bin.

Sie ſah mit trüben Blicken
Und ſah mich traurig an;
Und drückte zum Erſticken,
So, wie ſie nie gethan.

Ich konnte kaum noch ſprechen:
Was drückſt du mich ſo ſehr?
Dein Herz will ich zerbrechen;
Du ſiehſt mich nimmermehr.

Und preßte feſt und feſter
Ans Herz das liebe Herz:
Ade, du Liebſter, Beſter,
Du meine Luſt, mein Schmerz.

Und feſter noch umſchlungen,
Gepreßt vom lieben Mund,
Da iſt mein Herz zerſprungen,
Zerbrochen wohl zur Stund!

Sie bog noch in der Ferne
Den ſchlanken Hals zurück.
O Mond! o lieben Sterne!
Nie kehrt mein einzig Glück.

Und breiter ſchwoll und breiter
Zum Nebel das Gewand;
So wogt es weiter, weiter —
O Sterne! und verſchwand.

Treu Käthchen

„Und wart ihr in Augsburg und habt ihr geſehn
Das Herbergstöchterlein mild und ſchön?
Fein Käthchen, das nette, ſchlanke Kind,
War mir zu hold, zu treu geſinnt.
Nun iſt mir weh und bang zu Sinn
Und reut mich, daß ich gegangen bin;
Nun treibt michs wieder nach Augsburg hinein
Und will nun das ſchlanke, das Käthchen frein."
Da nahm der erſte Geſell das Wort:
„Zwei Jahre ſinds, da war ich dort
Und thät um das ſchlanke, das Käthchen frein;
Doch die ſah trüb und ſagte nein."
Da lächelte der Geſell danach
Und ſchwenkte den Reiſeſtab und ſprach:

„So warst du treu und liebtest mich doch;
Bei Gott! des sollst du dich freuen noch!“
Der Zweite hub drauf an und sprach:
„Es ist nun heute Jahr und Tag,
Da sah ich das Käthchen still und bleich;
Es hieß, sie säh sich nicht mehr gleich.
Und dennoch wollt ich das Käthchen frein,
Die schüttelte traurig und sagte Nein.“
Da lachte der Gesell danach
Und weinte zugleich und schwur und sprach:
„So warst du mir treu mit Ach und mit Weh?
Vergesse mein Gott, vergeß ich dirs je!“
Da sprach der Dritte mit ernstem Wort:
„So komm ich eben nur von dort.
Und wie ich zu gehen kam ans Haus,
Trug man eine tote Maid heraus,
Und einer sprach, daß aus Treu sie starb,
Und fluchte dem Mann, der sie verdarb.“
Da stand der Gesell, da wurd er so bleich,
Zerbrachen ihm Herz und Kniee zugleich.
„Ach, bist du von meinetwegen tot,
Erbarme sich mein der allmächtige Gott!“

Die Kindesmörderin

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind;
Da wehen die Winde
So schaurig lind.
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da küßt' er mich;

Da wehten die Winde
So wonniglich —
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da schwoll mein Leib,
Da ächzten die Winde:
Verlassen Weib!
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da wollt ich ruhn;
Da rauschten die Winde:
Bist Mutter nun!
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Die alte Linde,
Die wies auf mich;
Es höhnten die Winde —
Da raust ich mich.
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da hab ich bei Nacht
Dem armen Kinde
Sein Gräblein gemacht!
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind,
Da wehen die Winde
So schaurig lind.
Die Leute im Dorf —
Wenn dies wüßten!

Falſcher Liebe Lohn

(1843)

O Tochter, wie biſt du ſo ſtill und trüb?
O Mutter, das thut mir die falſche Lieb!
O Tochter, meine Tochter, was iſt dir geſchehn?
O Mutter, ſo muß es der Untreu ergehn!
O Tochter, wie wird dein Geſicht ſo bleich?
O Mutter, Mädchenſinn bleibt ſich nicht gleich!
O Tochter, wie wird deine Stimme ſo ſchwach?
O Mutter, Mädchenlieb läßt bald nach!
Was glänzt ſo rot auf deiner Bruſt?
O Mutter, ſind rote Röslein der Luſt!
O Tochter, wer hat dich ſo blutig gemacht?
Die Röslein hat mir mein Liebſter gebracht!
O Tochter, es iſt ja dein eigen Blut?
Da ſieht man, was falſche Liebe thut!
O Tochter, du ſinkſt mir ins Grab hinab!
Rote Roſen, die pflanzt mir auf mein Grab!

Die Abrede

(1840)

Drei Stufen hinauf und drei Schritt zu der Thür,
Mein Mädchen, mein Schätzchen, ſchnell, öffne mir!
„Mein Hand ſollſt du faſſen, ſollſt ſehn mein Geſicht;
Doch die Thüre, die Thüre, die öffn' ich dir nicht;
Mein Schatz, das iſt wider die Abred."

So bin ich zur Liebe, zur Lieb dir zu ſchlecht?
Und liebteſt mich wirklich, du liebteſt mich recht!
„Sollſt frieren nicht auf dem kalten Stein,
So komm denn, mein Liebchen, mein Liebchen, herein.
Doch außerdem bleibts bei der Abred."

Wie heimlich, wie traulich dies Kämmerlein,
O sollt ich hier ewiglich heimisch sein!
Nun nimm mich, mein Mädchen, mein Schätzchen, in Arm,
Laß schlagen die Herzen am Herzen so warm!
„Mein Schatz, das ist wider die Abred."

Ist die Lieb über Nacht wohl geworden so alt?
Und das junge Blut so bleich und so kalt?
„Den Mund noch, da hast ihn, mein Liebchen, zur Lust;
Und wiegen und klopfen mag Brust an der Brust,
Doch außerdem bleibs bei der Abred."

Nun laß die Gewänder, mein Schätzchen, mein Weib,
Daß die Lieb sich erfreue am Herzchen, am Leib.
Wie bist du so lieb und so hart doch zugleich;
Wie bist du so geizig und bist doch so reich,
Mein Schätzchen, o laß du die Abred.

„Und bin ich so lieb, und bin ich so reich,
Mein Liebchen, so bin ich doch klug zugleich.
Ist alles gegeben, ist leer das Haus,
Dann bleiben die losen, die Bettler aus.
Nein, Schätzchen, es bleibt bei der Abred."

Und kannst du mich sehen so weh und betrübt,
So hast du mich nimmer und nimmer geliebt,
Und bist du so kalt, und bist du so stolz,
So drechsle dir einen Liebsten von Holz,
Der hört dir gewißlich die Abred!

„Nein, gehen im Zürnen, das sollst du mir nicht,
Nun zeig mir nur freundlich dein liebes Gesicht.
Und können die jungen Glieder dich freun,
Da nimm mich, nimm alles, es ist ja dein;
Ach, Liebchen, ach, denke der Abred!"

„Was thuſt du, du Lieber, du Böſer, du Dieb?
Darauf ging dein Schmeicheln, darauf deine Lieb?
O ließ ich dich harren, o ließ ich dich gehn!
Nun iſts um die Ruh und die Freude geſchehn!
O hättſt du gehalten die Abred!“

So gehts, iſt das Liebchen dem Liebchen ſo gut,
Kommt zu Schanden das junge, das arme Blut.
Wenn die Wange glüht, und die Jugend lacht,
Wie bald im bergenden Arme der Nacht,
Wie bald iſt vergeſſen die Abred!

Der böſe Fleck

Der bleiche Junker ſteigt vom Pferd,
Der bleiche Junker nach Ruh begehrt.

„Es treibt mich umher ohne Ruh und Raſt
Und bin mir ſelber im Herzen verhaßt.

Dort iſt ein Plätzchen kühlig und ſtill;
Ob dort mir die Ruhe kommen will?

Die Lämmer graſen herab und heran;
Was hat den Tieren das Plätzlein gethan?

Sie drängen ſich ſonſt und ſind hungrig ſehr;
Das Plätzchen allein, das bleibet leer;

Und iſt das blumigſte Flecklein der Trift.“
„„Herr bleicher Junker, die Blumen ſind Gift.

Und ungeſtraft hier keiner ruht.
Steht auf, Herr Junker, euch wird nicht gut.““

„Was ſolls, du Schäfer, mit deinem Geneck?“
„„Herr Junker, das iſt ein böſer Fleck.““

„Was ſoll das heißen?“ Der Junker lacht.
„„Dort iſt eine blutige That vollbracht.

Die Lämmer weichen dem Fleckchen aus;
Den Menſchen darauf erfaßt ein Graus.““

„Herr Gott, wo bin ich? Das Bächlein da?
Drei finſter dunkle Erlen ſo nah?

Der grüne Hügel ſo lang und ſo ſchmal?
Und drüber das Kreuz und das ſteinerne Mal?“

Der Junker taumelt empor vom Stein;
Ein Fieber rüttelt an ſeinem Gebein.

Wie Feuer 's an ſeinem Herzen leckt,
Wie Binſen empor ſein Haar ſich reckt.

Und reitet voran und herum und hinum,
Und reitet und reitet und ſieht ſich nicht um.

Und Morgen wirds und wieder Nacht
Und kann nicht ruhen und immer wacht.

Und reitet voran und herum und hinum,
Und reitet und reitet und ſieht ſich nicht um.

Und reitet und reitet herum und heran,
Doch nimmer das Bangen verreiten kann.

Und wie die zwölfte Stunde ſchlägt,
Der bleiche Junker es nicht mehr trägt.

Noch brummt die Glocke vom nahen Schloß;
Der bleiche Junker, er ſinkt vom Roß.

Der Mond, der scheint herab so still;
Der bleiche Junker vergehen will.

Von außen faßt ihn der starke Tod;
Von innen faßt ihn die stärkere Not.

„Herr Gott! schon wieder die Blumen da?
Die finstern, die rauschenden Erlen so nah?

Der grüne Hügel so lang und so schmal,
Und drüber das Kreuz und das steinerne Mal?"

Ein blutig Weib sitzt auf dem Stein:
Herr Gott! Erbarm dich der Seele sein.

Das Lied von der Bernauerin

Soll ich die Märe bringen,
Die mir bewegt den Sinn?
So sagen wir und singen
Von der Bernauerin.

„Ich weiß nicht mehr zu raten,
Zu helfen nimmer weiß;
So möge Gott in Gnaden
Aufnehmen meinen Geist.

Doch wie ich nun geduldig
Verlieren muß den Leib,
So wahr bin ich unschuldig
Und meines Herren Weib.

Und sagt Herrn Ernstens Schreiben:
Das Badermägdelein,
Das könne leben bleiben,
Wolls seine Schnur nicht sein,

So sag ichs doch, und schwören
Will ichs noch tausendmal:
Ich bin in Zucht und Ehren
Herrn Albrechts Ehgemahl.

Der Frauen höchster Adel
Ist ihre Frauenehr,
Die hab ich ohne Tadel,
Hat keine Fürstin mehr."

Sie nahm das Ringlein abe,
Das Ringlein war von Gold;
Ihr gabs der edle Knabe,
Den sie nicht lieben sollt.

„Leb wohl, der mir ihn geben,
Leb wohl, mein liebster Knab;
So wohl sollst du mir leben,
Als ich geliebt dich hab."

Und um des Hemdleins Falten
Ein Tuch herum sie wand:
„Sollt mir das Tuch nicht halten,
Das wär mir eine Schand.

Nun bitt ich nur zumeisten,
Daß nur das Totenweib,
Und keines Manns Erdreisten
Berühre meinen Leib."

Da griff nun so behende
Der wilde Henker dar
Und wand um seine Hände
Ihr golden langes Haar;

Und faßte sie darüber
Mit seiner linken Hand,
Und schwang sie hoch hinüber
Über der Brücke Rand.

Es wichen rings die Wellen,
Sowie sie fiel darein,
Als wollten sie Gesellen
So schlimmer That nicht sein,

Und trugen, wie auf Armen,
Empor den schönen Leib,
Als hätt es ihr Erbarmen,
Das arme Fürstenweib.

Da faßte mit der Stange
Der Henker wieder dar,
Und wand darum das lange,
Das reiche goldne Haar.

Und tauchte sie mit Schnelle,
Und hielt sie fest darin;
Und traurig zog die Welle
Über die Tote hin.

Da kam ihr Herr von Böhmen
Herangesprengt zu Roß,
Daß ihm der Schweiß in Strömen
Am Barte niederfloß.

Er thät mit Thränen fragen,
Zerriß sich sein Gewand.
„Mein Mund soll sie beklagen,
Sie rächen meine Hand!

Nicht soll dem Alten frommen
Die himmelschreinde That;
Weit mehr hat er genommen,
Als er mir geben hat.

Auf, Fischer, fischt mir eilig
Nach ihrem süßen Leib.
O weh doch um mein heilig
Getreues, reines Weib!

Nie ward ein Weib geboren
Von fürstlich edlerm Sinn,
Zur Fürstin je erkoren,
Als die Bernauerin.

Und um solch Weib getragen
Hat Jammer nie ein Mann!
So muß ich um sie klagen,
So lang ich klagen kann."

Treu Friedrich

Der fromme König Abel erlitt viel Ungemach
Durch sein Gemahl, das ärgste, das ihm die Treue brach.
Doch einer stand ihm feste, und wenn ihm alles wich,
Das war der treue Jagdbub, der lustge Friederich.
Friedrich, mein treuer Jagdbub, wie lohn ich deiner Treu?
„Ihr sollt mich nie verstoßen, damit ichs immer sei."
So sprach der König ofte, und so der Bub zurück;
Dem Herren baß zu dienen, das war sein einzig Glück.

Trarah! Trarah! wie tönen die Hörner vor dem Schloß,
Wie wiehert und wie brauset, wie lärmt der reisge Troß.

Wie dir in grüner Freie zur Jagd der Busen schwillt!
Und denkst nicht, armer König, du selber seist das Wild.
Mit heuchelnder Gebärde die schmeichelnd dich umziehn,
Das sind die wilden Jäger; o dachtst du zu entfliehn?
Der treue Jagdbub Friedrich, der warnt umsonst den Herrn:
Schon sind wir tief im Walde, schon sind die Treuen fern.
Seht, wie aus allen Augen der Tücke Feuer bricht;
Laß kehren uns, o König; trau den Begleitern nicht. —
Was kommt dir ein, mein Jagdbub? der alte König spricht;
Sie alle sind erprobet und stets getreu der Pflicht.
Hat sich so sehr geändert, mein Bub, dein kühner Sinn?
Ich will dich hier nicht halten, und kehre immerhin. —
Der sprach mit nassen Augen: Mein Sinn, der blieb sich gleich;
Für mich ist nicht mein Sorgen; mein Sorgen ist für euch. —
Weh mir, daß ich verschmähet, mein Bub, den treuen Rat,
Schier fürcht ich selbst, sie sinnen auf arge Missethat.
Sie ziehen ihre Schwerter und dringen auf mich ein;
So muß ich meines Glaubens betrognes Opfer sein.
Kehr um, kehr um, mein Jagdbub, da ich nun sterben muß,
Der Gattin bring, der trauten, des Herren Abschieds-gruß. —
Nicht braucht ihr einen Boten; seht eure Mörder an,
Dort werdet ihr sie finden. — Ha! Lieb und Treu sind Wahn. —
Vergebens deckt der Jagdbub des matten Herren Leib,
Der Kämpen nur zu viele gehorsam sind dem Weib.
„Am Brunn dort schnürt ihn feste, dem Wurfgeschoß ein Ziel.
Doch trefft nicht gleich, sonst schlösse zu bald das muntre Spiel."

Und die jetzt an ihn legen die gottverruchte Hand,
Sie hat er all beschenket mit Würden, Geld und Land.
„Der Bub mag leben, will er sich meinem Dienste weihn;
Er war dem Herrn ergeben, so wird ers mir auch sein."
Der sprach: Das sei mir ferne; ihm bührt mein Dienst allein;
Sein Leben muß mein Leben, sein Tod mein Tod auch sein;
Mit seines Blutes Welle fließ auch das meine fort.
Doch wollt ihr eins gewähren, so hört mein flehend Wort.
Ich war ein muntrer Bursche mein ganzes Leben lang;
Nichts ging mir über Bechers und frohen Liedes Klang.
Mein ganzes Leben ließ ich nicht von dem lustgen Brauch,
Und so wie ich gelebet, so möcht ich sterben auch.
Vergönnt, damit mein Leben auf heitern Klängen flieht,
Den leisen Hornestönen ein froh gemutet Lied.
„Wohlan, dir seis vergönnet, doch leise sei der Ton,
Sonst treffen dich die Schwerter, die harrend ringsum drohn."
Er küßt den trauten Bogen, den lieben, alten Freund;
Er netzt das Horn mit Zähren, dem armen Herrn geweint;
Dann nimmt ers an die Lippen und weckt den süßen Klang,
Ihr schändlich Werk vergessend stehn lauschend sie dem Sang.
Da plötzlich nimmt ers fester, die Lungen hoch geschwellt,
Daß fast das Horn zerberstet, und Wald und Himmel gellt.
Es tauchen sich die Schwerter mit Schnelle in sein Blut;
Doch mit dem letzten Atem bläst noch der Knabe gut.
Und ringsum tönts von Rufen; jetzt klingt es fern, jetzt nah;
Der Jagdbub hörts mit Wonne: es sind die Retter nah,

Er sieht den Herrn befreiet und segnet noch sein Glück,
Da lächelt er im Sterben, da sinkt sein Haupt zurück.

Und oft beim Festesmahle, vom goldnen Weine rot,
Erzählt der fromme König des treuen Knaben Tod,
Erzählt, wie ihm gebrochen sein eigen Weib die Treu,
Wie ihn die eignen Mannen gefesselt ohne Scheu!
Da hebt er seinen Becher empor mit Firnewein,
Dann fällt ihm eine Thräne ins goldne Naß hinein.
Der Trunk ihm, der blieb feste, da, als mir alles wich,
Der Trunk dem treuen Jagdbub, dem lustgen Friederich.

Der Venusberg

Ach! was treibt euch doch, zu meiden
Eures Lagers stille Ruh,
Aus der Liebe stillen Freuden
Jenen dunkeln Schluchten zu?
Treibt euch fort mit wildem Sehnen
Durch den Wald in finstrer Nacht,
Während euer Weib in Thränen
Lange Stunden bang durchwacht?

Und sie fleht ihn auf den Knieen:
Zwinge deinen wilden Sinn!
„Laß mich! Eilend muß ich ziehen,
Frage nimmer mich, wohin?
Wo die dunkeln Wasser quellen
Dort am grauen Felsenhang —
Aus den Schluchten, aus den Wellen
Tönt manch wunderhafter Klang,

Tönts von Glück und heißer Liebe,
Girrt wie Nachtigallensang.
Folgen laß mich meinem Triebe,
Weichen diesem Götterdrang."
Heiße Lieb in Zucht und Treuen
Hegt euch eures Weibes Sinn:
Herr, mein Herre, böse Feien
Locken euch zum Felsen hin.

„Seiens Feien, seiens böse;
Ziehen laß mich felsenwärts.
Meiner heißen Sehnsucht Größe
Gnügt nicht ein geteiltes Herz."
Herr, mein Herr! welch eine Rede?
Seid ihr nicht mein einzig Teil
Nach dem Gott, zu dem ich bete,
Bete nur für euer Heil?

„Seis mit Gott — ich will nicht teilen!
Mag nicht ein gemietet Haus.
Zwing nicht länger mich, zu weilen;
Laß zum Felsen mich hinaus!
Ich will nicht zur Gnade wohnen,
In der Lieb der zweite sein;
Ich will herrschen und will thronen
Ohne Teilen nur allein!

Laßt mich! Traum sind eure Triebe,
Eines Schattens Schattenbild,
Tauschen selber mit der Liebe
Will ich Küsse heiß und wild,
Wie im wilden Sturmesbrausen
Flamme sich in Flamme schlingt,
Wo die Wollust mit dem Grausen
Im Vernichtungstaumel ringt."

Herr, o Herr, entflieht den Träumen,
Die die Höll euch zugeweht;
In der Kirche heilgen Räumen
Laßt uns knieen im Gebet.
Reuig flehende Gewissen
Nimmt der Herr in Gnaden an.
„Eure Kirchen will ich missen,
Eurer Beter hohlen Wahn!

Euren Gott, den qualenreichen,
Den nur Menschenopfer freun,
Der um schmerzliches Erbleichen
Schlingt den blassen Heilgenschein,
Der des Leibes junge Schöne
Fesselt unter Kreuzeslast,
Der des Lebens Wonnetöne
Und die Lust des Menschen haßt.

Fliehen aus dem Dunst der Grüfte,
Der den heitern Tag begräbt,
Wo sich freudig in die Lüfte
Venus goldner Tempel hebt,
Wo mit nieverarmten Händen
Wonne jeder jungen Brust
Ewig schöne Götter spenden,
Kein Verbrechen ist die Lust!“

Keine Bitte kann ihn halten,
Keine Thräne fesselt ihn,
Ungestümen Drangs Gewalten
Rettungslos ihn abwärts ziehn.
Durch des Tages lange Stunden
Harrt sie seiner Wiederkehr,
In der Kluft ist er verschwunden,
Und kein Ruf erreicht ihn mehr.

Frommes Wirken übt die Gute,
Gönnt sich sorgend keine Rast,
Trägt für ihn mit heilgem Mute
Jeder Buße schwere Last.
Einst zu ihres Schlosses Pforte
Wankt ein bleicher Pilger ein,
Grausig tönen seine Worte,
Glüht der Augen irrer Schein.

Gott! seid ihrs? Er sei gepriesen!
Ewig neu ist seine Huld,
Ach! ein reuevoll Entschließen
Wäscht vom Sünder jede Schuld.
„Laß den zorngen Kreuzerhöhten,"
Ruft der Graf mit wildem Blick,
„Marterst nimmer mit Gebeten
Mich zum alten Sinn zurück!

Meinen Grimm nur will ich mehren
An verlornen Glückes Schein.
Seiner Gnade mag begehren,
Wer da will verworfen sein.
Endlich muß den Größern weichen
Euer Gott mit seinem Sohn,
Und die alten Götter steigen
Wieder auf den heitern Thron.

Aus des Zwangs zerhaunen Fäden
Holt der Dulder sich sein Recht,
Und zu hellern Göttern beten
Wird ein kräftiger Geschlecht.
Den mit Dornenkron und Wunden
Mögen Jammerknechte flehn!"
Sprach es, und er war verschwunden;
Niemand hat ihn mehr gesehn.

Nur umſonſt ſucht andre Götter,
Wer ſich nicht in frommem Mut
In ſich ſelbſt erneut den Retter.
Nicht umſonſt kommt höchſtes Gut.
Schreckend malt die eigne Wilde
Ihres Gottes Härtigkeit.
Wirſt du mild, wird er dir milde,
Wer ſich naht, ſucht ihn nicht weit.

Zwiſchen Himmel und Erde

Einleitung

Otto Ludwig schrieb die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ im Sommer und Herbst des Jahres 1855 zu Dresden und hatte sie ursprünglich für die „Gartenlaube“ seines thüringischen Landsmannes Ernst Keil bestimmt, der ihn durch Vermittlung Berthold Auerbachs um Beiträge für sein Blatt angegangen und, sobald ihm ein solcher in Aussicht gestellt war, seinen Lesern die zur Zeit noch nicht vollendete Novelle des Dichters des „Erbförsters“ angekündigt hatte. Als Ludwig im Spätherbst das zum Buche angewachsne Manuskript seines Meisterwerks an den Leipziger Verleger sandte, war er vielleicht auf eine Rücksendung der zu lang gewordnen Erzählung, jedenfalls aber nicht auf eine Zuschrift gefaßt gewesen, in der ihm neben Vorwürfen über die allzugroße Ausdehnung und die minutiöse Einzelausführung der Rat zu teil wurde, Balzac und die französischen Novellenvirtuosen der „Spannung“ halber zu studieren. Es war gegangen wie so oft: der vielbeschäftigte Verleger und Redakteur des eben aufblühenden Blattes hatte nur flüchtige Blicke in Ludwigs Manuskript gethan und mit untrüglichem Instinkt herausgelesen, daß „Zwischen Himmel

und Erde“ für die Leſer der Gartenlaube nicht geeignet ſei. Er war ſich nicht klar darüber geworden, ob die Erzählung unter oder auch über den Anſprüchen ſeiner Leſer liege, räumte aber, nachdem ſie im Sommer 1856 erſchienen war, unumwunden das letztere ein. Am 23. Juni 1856 ſchrieb Ludwig an Auerbach: „Geſtern erlebte ich eine Genugthuung. Keil war mit Ferd. Stolle bei mir und bat, ich ſolle vergeſſen, daß er mir den Rat gegeben (die franzöſiſchen Novelliſten zu ſtudieren), er ſei nun andrer Meinung, er habe die Geſchichte „Zwiſchen Himmel und Erde“ nun geleſen. In beidem, in der unbekümmerten Freimütigkeit des Rates, wie in deſſen Zurücknahme ein echter Thüringer, ich hätte den Landsmann daraus erkennen können. Er hat noch Thüringer Waldharzgeruch an ſich trotz Leipzig und hat mich wie friſche Luft von daher angeweht.“ Auf Auerbachs Vorſchlag war, nachdem auch das Cottaſche „Morgenblatt“ (deſſen Redakteur Hermann Hauff die Erzählung „nach Erfindung und Form ſehr hoch zu ſtellen“ nicht unterlaſſen konnte) an der Notwendigkeit von etwa vierzehn Fortſetzungen Anſtoß genommen hatte, das Manuſkript der Erzählung dem Buchhändler C. Meidinger in Frankfurt am Main zugeſandt worden, der eine neue Monatsſchrift plante, in der auch kürzere Romane und größere Novellen Aufnahme finden ſollten. Meidinger erklärte, daß er die Erzählung doch zu ausgedehnt für eine Zeitſchrift finde, daß es ihm zudem leid thun würde, ſie zerſtückelt zu ſehen, da er vom Inhalt der ganzen Dichtung ſo „tief ergriffen ſei, daß er keine Worte dafür finden könne.“ Er erbot ſich, „Zwiſchen Himmel und Erde“ als Buch zu drucken und zu verlegen. Da der Dichter auf die von dem Frankfurter Verleger vorgeſchlagenen Bedingungen gern einging, ſo begann der Druck (bei C. W. Leske in Darmſtadt) im Februar 1856, Otto

Ludwig verzeichnete anfang März in seinem Hauskalender den Empfang der ersten Revisionsbogen, mitte Mai war der Druck vollendet, anfang Juni erschien das Buch, fand lebendige Teilnahme und, wenn auch zunächst in engerm Kreise, begeisterte Anerkennung. Die wenigsten der zahlreich erscheinenden Kritiken vermochten der seelischen Tiefe und der echten Meisterschaft des Vortrags völlig gerecht zu werden, die realistischen Äußerlichkeiten der Erzählung, die Schilderungen aus dem Schieferdeckergewerk und dem Schieferdeckerleben galten nur zu vielen Beurteilern als die eigentliche Absicht des Dichters, und die Macht der Erfindung, der Gestaltenbildung, der Stimmung trat bei den überflüssigen Erörterungen, ob kleinstädtisches Leben zu tragischer Würde und Wirkung erhoben werden könne, bedenklich in den Hintergrund.

Trotzdem erwiesen sich die Stimmen der Empfänglichern und Verständnisvollern doch als stark und wirksam genug, um der Erzählung eine verhältnismäßig rasche Verbreitung zu schaffen; bereits im Frühling 1858 veröffentlichte die Verlagsbuchhandlung eine zweite Auflage, und „Zwischen Himmel und Erde" erschien, auch als es späterhin in den Jankeschen Verlag in Berlin übergegangen war, in wiederholten Neudrucken. Die Erzählung fand auch außerhalb Deutschlands Teilnahme und Beifall, und nacheinander wurden französische, englische, italienische, dänische, ungarische, holländische, schwe- dische und polnische Übersetzungen veranstaltet und veröffentlicht.

Daß Otto Ludwigs Erzählung in Jugend- und Heimateindrücken, in eignen Erlebnissen ihre tiefsten Wurzeln hatte, ist nicht in Zweifel zu ziehen, und gewisse Teile der Erfindung, wie der zündende Blitz und die Rettung des Turmes und der Kirche von St. Georg, mochten unmittelbare Erinnerungen sein, die sich mit

den Begebenheiten und Gestalten der dichterischen Phantasie verbanden. In der Heimat Otto Ludwigs aber war man nur allzugeneigt, überall Wiederspiegelung angeblich geschehener und geschauter Dinge, Anknüpfung an vermeinte Wirklichkeiten zu finden, die erst nach dem Lesen der Dichtung in der eignen Einbildungskraft der Landsleute erwuchsen. Der Dichter selbst verwahrte sich bei Gelegenheit der „Heiterethei" in einem Briefe an den alten Eisfelder Freund Ambrunn nachdrücklich gegen diese Neigung seiner Heimatgenossen, ohne damit viel auszurichten. Auch in die Erfindung von „Zwischen Himmel und Erde" traten gerade da, wo sie am meisten Eigentum Ludwigs war, wie bei jedem Dichter, der voll und tief aus dem Leben schöpft, bewußt und unbewußt, Einzelzüge, charakteristische Äußerlichkeiten und Redewendungen hinein, die auch andern bekannt sein konnten. An diese dünnen Fäden knüpfte sich nun die Mythe an, die alle Ereignisse und Menschengestalten der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" in Eisfeld und Hildburghausen, in Veilsdorf und Schalkau wieder sucht und findet. So ist es nachgerade unmöglich geworden, die Überlieferungen und Erlebnisse, die den Grund für Ludwigs Erfindung abgaben, von den Fabeln zu unterscheiden, die erst nachträglich aus seiner Erzählung erwachsen sind. In der That kommt auch nicht viel darauf an, denn für jeden klarblickenden und mitempfindenden Leser ergiebt sich von selbst, daß der innere Gang und Zusammenhang der Handlung, die Menschengestalten und ihre Schicksale, Stimmungen, Farben und Gemütstöne, so gut wie der tiefe Ernst und der ethische Gehalt des Ganzen dem Dichter vollständig angehören. —

Otto Ludwig selbst hat sich nur wenig über sein eignes Werk geäußert und hauptsächlich nur in schlichtester Weise den Vorwurf zu entkräften gesucht, daß

die ſittliche Weihe der Schöpfung auf eine trübe Aſkeſe hinauslaufe. „Ich zeigte in zwei Menſchen die Extreme, zwiſchen denen es tauſend Nuancen giebt, in deren Mitte das abſolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für tauſend andre ein Glück geweſen, für Apollonius iſt es keins. Seine zu große Gewiſſenhaftigkeit iſt nahe daran, ebenſo ſein Verderben zu werden, als die Gewiſſenloſigkeit das des Bruders wurde. Meine Abſicht war, zu zeigen, wie jeder Menſch ſeinen Himmel ſich fertig mache, wie ſeine Hölle. Er hat ſich zuletzt ſeinen Himmel geſchmiedet, ſeinen. Sie und ich beneiden ihn nicht um dieſen Himmel, uns wäre er keiner, ihm iſt er einer, wie unſer Himmel ihm keiner ſein würde. Es galt eben die Darſtellung eines Hypochonderſchickſales; die Schickſale beider Enden der Menſchheit ſind im Werke dargeſtellt, des Frivolen und des Ängſtlichen. Das Ideal liegt in der Mitte. Heiratete Apollonius die Chriſtiane, ſo würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, ſein Wort zu halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch die, die auf ihm ankern, mit ſcheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute That giebt, iſt keine, die einen abſolut neuen Menſchen aus ihm machte — eine ſolche Wirkung iſt nichts als ein Taſchenſpielerſtück des Dichters und ſelber eine unſittliche Handlung —, ſie giebt ihm bloß die Kraft, einen Entſchluß zu faſſen, der für ihn, wie er einmal iſt, der rettende wird, nämlich die Chriſtiane nicht zu heiraten. Dies gegen den Vorwurf der Aſketik.“ In ſpäterer Zeit, als ihn eigne Neigung und ſeine Shakeſpeareſtudien ganz und gar auf das Gebiet des Dramas zurückgeführt hatten, waren ihm ſeine Erzählungen und namentlich „Zwiſchen Himmel und Erde“ ſo fremd geworden, daß er ſich ſelbſt ungerecht darüber ausſprach, was übrigens ſelten geſchah. Der äußere Erfolg der Schöpfung, der ihm

anfänglich viel Freude bereitet hatte, erschien ihm in den Jahren nach 1860 insofern störend, als wohlgemeinte Ratschläge und drängende Aufforderungen, zur Novellistik zurückzukehren, hauptsächlich an diesen Erfolg anknüpften.

Das Gärtchen liegt zwiſchen dem Wohnhauſe und dem Schieferſchuppen; wer von dem einen zum andern geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend hat man es zur linken Seite; zur rechten ſieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremiſe und Stallung, vom Nachbarhauſe durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal ſechs grünangeſtrichne Fenſterläden nach einer der lebhafteſten Straßen der Stadt, der Schuppen ein großes graues Thor nach einer Nebengaſſe; die Roſen an den baumartig hochgezognen Büſchen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausſchauen, das den Vermittler macht zwiſchen den beiden größern Schweſtern. Jenſeits des Gäßchens ſteht ein hohes Haus, das in vornehmer Abgeſchloſſenheit das enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptſtraße offne Augen; und ſieht man die geſchloßnen nach dem Gäßchen zu genauer an, ſo findet man bald die Urſache ihres ewigen Schlafes: ſie ſind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, ſieht nicht nach allen Seiten ſo geſchmückt aus, als nach der Hauptſtraße hin. Hier ſticht eine blaß roſenfarbne Tünche nicht zu grell von den grünen Fenſterläden und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu, die Wetterſeite des Hauſes erſcheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharniſcht; mit der andern Giebelwand ſchließt es ſich unmittelbar an die Häuſerreihe, deren Beginn oder Ende es bildet; nach hinten

aber giebt es einen Beleg zu dem Sprichwort, daß alles seine schwache Seite habe. Hier ist dem Hause eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzstämmen gestützt, zieht sie sich längs des obern Stockes hin und erweitert sich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer Durchgang aus dem obern Stock des Hauses. Wer von da nach der „Gangkammer" will, muß aus der hintern Hausthüre heraus und an der Wand hin wohl sechs Schritt an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnersteigartigen Treppe, und wenn er diese hinaufgestiegen ist, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reise wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigstens im Sommer; und vorausgesetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezogne Leine ist nicht durchaus mit Wäsche behängt. Denn im Winter schließen sich die Läden, die man im Frühjahre wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zusammen, deren Lichtöffnungen über dem Bereiche angebracht erscheinen, den eine gewöhnliche Menschenlänge beherrscht.

Ist die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche, und stechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, so vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Gestalt und glänzender Putz. Die äußerste Sauberkeit lächelt dem Beschauer aus dem versteckteſten Winkel entgegen. Im Gärtchen ist sie fast zu ängstlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen scheint nicht mit Hacke und Besen gereinigt, sondern gebürstet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die so scharf von dem gelben Kies der Wege abstechen, das Ansehen, als wären sie nicht mit der Schnur, als wären sie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaum-

einfassung, als würde sie von Tag zu Tag von dem akkuratesten Barbier der Stadt mit Kamm und Schermesser bedient. Und doch ist der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten sehen kann, wenn man auf der Emporlaube steht, und zwar einen Tag wie den andern in derselben Minute, noch sauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geschieht täglich so pünktlich um dieselbe Zeit wie sein Kommen —, in so untadelhafter Weiße, daß eigentlich nicht einzusehen ist, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwischen den hochstämmigen Rosen hin, die sich die Haltung des alten Herrn zum Muster genommen zu haben scheinen, so ist ein Schritt wie der andre, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Taktes. Betrachtet man ihn genauer, wie er so inmitten seiner Schöpfung steht, so sieht man, daß er äußerlich nur das nachgethan hat, wozu die Natur in ihm selber das Muster geschaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile seiner hohen Gestalt scheint so ängstlich abgezirkelt worden zu sein, wie die Beete des Gärtchens. Als die Natur ihn bildete, mußte ihr Antlitz denselben Ausdruck von Gewissenhaftigkeit getragen haben, den das Gesicht des alten Herrn zeigt, und der in seiner Stärke als Eigensinn erscheinen mußte, war ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemischt, ja fast von Schwärmerei. Und noch jetzt scheint sie mit derselben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der sein Auge sein kleines Gärtchen übersieht. Sein hinten kurz geschnittnes und über der Stirn zu einer sogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar ist von derselben untadelhaften Weiße, die Halstuch, Weste, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in seinem Gärtchen vollendet er dessen geschloßnes Bild; außerhalb seines Hauses muß sein

Ansehen und Wesen etwas Fremdartiges haben. Pflastertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu spielen, kommt der alte Herr Nettenmair daher gestiegen, das silberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die spitze Höhe, sein blauer Überrock zeigt noch den schmalen Kragen und die bauschigen Schultern einer lang vorübergegangnen Mode. Das sind Haken genug, schlechte Witze daran zu hängen; dennoch geschieht es nicht. Es ist, als ginge ein unsichtbares Etwas mit der stattlichen Gestalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die ältern Einwohner der Stadt, begegnet ihnen der Herr Nettenmair, eine Pause in ihrem Gespräche machen, um ihn respektvoll zu grüßen, so ist es jenes magische Etwas nicht allein, was diese Wirkung thut. Sie wissen, was sie in dem alten Herrn achten; ist er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verschwindet; dann hebt sich wohl eine Hand, und ein aufgereckter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund vermöchte, von einem langen Leben mit allen Bürgertugenden geschmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geschändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wie viel schärfer einem nach außen abgeschloßnen Dasein nachgerechnet wird. Und ein solches führt Herr Nettenmair. Man sieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn sein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er sich gönnt, sucht er in seinem Gärtchen. Sonst sitzt er hinter seinen Geschäftsbüchern oder beaufsichtigt im Schuppen das Ab und Aufladen des Schiefers, den er aus eigner Grube gewinnt und weit in das Land und über dessen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwitwete Schwägerin besorgt sein Hauswesen, und ihre

Söhne das Schieferdeckergeschäft, das mit dem Handel verbunden ist und an Umfang diesem wenig nachgiebt. Es ist der Geist des Oheims, der Geist der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit bis zum Eigensinn, der auf den Neffen ruht und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das sie von weit umher beruft, wo man zur Deckung eines neuen Gebäudes oder zu einer umfassendern Reparatur an einem alten des Schieferdeckers bedarf.

Es ist ein eignes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterläden. Die Schwägerin, eine noch immer schöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt diesen mit einer Art stiller Verehrung, ja Andacht. Ebenso die Söhne. Der alte Herr dagegen widmet der Schwägerin eine achtungsvolle Rücksicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernsten Zurückhaltung etwas Rührendes hat; den Neffen beweist er die Zuneigung eines Vaters. Doch steht auch hier etwas zwischen beiden Teilen, das dem ganzen Verkehr etwas rücksichtsvoll Förmliches beimischt. Das liegt wohl zum Teile in der schweigsamen Geschlossenheit des alten Herrn, die sich den übrigen Familiengliedern mitgeteilt hat, wie denn alle seine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten, so in körperlicher Haltung und Bewegung, wie in Urteil und Liebhaberei auf sie übergegangen erscheinen. Wird in dem Familienkreise weniger gesprochen, so scheint ein Aussprechen von Wünschen und Meinungen des einen überflüssig, wo der andre mit so sicherm Instinkte zu erraten weiß. Und wie soll das schwer sein, wo alle eigentlich ein und dasselbe Leben leben?

Es ist ein eignes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterläden.

Die Nachbarn wundern sich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheiratet hat. Es ist nun

dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herr Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünschte das sogar, und der Sohn selbst schien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geschah nicht, wennschon Herr Nettenmair sich des Familienwesens seines Bruders und dessen Kinder väterlich annahm, auch sich sonst nicht verheiratete, so viel gute Partien sich ihm auch anboten. Damals schon begann das eigne Zusammenleben.

Es ist natürlich, daß die guten Leute sich wundern; sie wissen nicht, was damals in vier Seelen vorging; und wüßten sie es, sie wunderten sich vielleicht nur noch mehr.

Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt selbst über die angestrengteste Geschäftigkeit der Bewohner des Hauses mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bitterer Schmerz über gestohlnes Glück, wilde Wünsche seine Bewohner entzweiten, wo selbst drohender Mord seinen Schatten vor sich her warf in das Haus; wo Verzweiflung über selbstgeschaffnes Elend händeringend in stiller Nacht an der Hinterthür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwischen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor und wieder hinterschlich. Damals schon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Gestalt, aber den Eigensinn des greisen Gesichts dämpfte nicht Milde; wenn sie über die Straße schritt, hielten auch die Knaben im lustigen Spiele an; aber die Gestalt sah nicht so freundlich auf sie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht fast erloschen war. Wohl war auch jener ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und verdiente die Achtung seiner Mitbürger nicht weniger

als sein milderes Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von strenger Ehre. Er war es nur zu sehr!

Was dazumal die Herzen in dem Hause bis zum Zerspringen schwellen machte, was in den verdüsterten Seelen umging, und zum Teil heraustrat in der Selbstvergessenheit der Angst oder zur That wurde, zur Verzweiflungsthat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beschäftigt haben. Es ist Sonntag, und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienstes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weise zu dieser Stunde auf einer Bank in seiner Laube sitzt. Seine Augen ruhen auf dem schiefergedeckten Turmdach von Sankt Georg, das auch nach ihm zu schauen scheint. Heute sind es einunddreißig Jahre, seit er nach längerer Abwesenheit auf der Wanderschaft in die Vaterstadt heimkehrte. Ebenso riefen die Glocken, als er durch eine Schnei hindurch an der Straße den alten Turm zum erstenmale wiedersah. Damals knüpfte sich seine nächste Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt liest er seine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergesse, der Leser weiß nicht, wovon ich spreche. Es ist ja eben das, was ich ihm erzählen will.

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann statt des alten, den wir verlassen. Er ist hochgewachsen wie dieser, aber nicht so stark. Er trägt die braunen Haare wie der Alte, am Hinterkopfe kurz geschoren, über der weißen hohen Stirn in eine sogenannte Schraube künstlich gedreht. Auf seinem Gesicht erscheint noch nicht die

Strenge des Alten, dem gutmütigen Ausdrucke ist die Narbe erlittenen Seelenschmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtsinnige Unbekümmertheit, die sonst seinem Alter eigen ist, und auch nicht das bequeme, nachlässige Wesen, das dem fahrenden Handwerksburschen so leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt Georgenglocken aus der tief unten liegenden Stadt steigen herauf zur waldigen Höhe und dringen durch Baum und Busch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimat! Was liegt in diesen zwei kleinen Silben! Was alles steht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum ersten Genusse des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach! Im Gedanken Heimat umarmen sich all unsre guten Engel.

Unserm jungen Wandrer drangen Thränen aus den ernsten und doch so freundlichen Augen. Schämte er sich nicht vor sich selbst, er hätte laut geweint. Er kam sich vor, als hätte er seinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt, und nun, da er erwacht wäre, könnte er sich auf den Traum kaum mehr besinnen, als hätte er nur geträumt, er sei ein Mann geworden in der Fremde; als sei es ihm immer schon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht sei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, wie er bei alledem in diesem Augenblicke der Aufregung seines ganzen Innern den Spinnenfaden nicht übersah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen seinen Rockkragen wehte, und daß er die Thränen vorsichtig abtrocknete, damit sie nicht auf das Halstuch fallen möchten, und mit der eigensinnigsten Ausdauer erst die letzten kleinen Reste des Silberfadens entfernte, ehe

er sich mit ganzer Seele seinem Heimatsgefühle überließ. Aber auch sein Hängen an der Heimat war ja zum Teile nur ein Ausfluß jenes eigensinnigen Sauberkeitsbedürfnisses, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung ansah; und wiederum entsprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherm Bezuge zu seiner Persönlichkeit stand. Das Kleid auf seinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Bergrücken, der vorhin die Aussicht verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs stieg eine Turmspitze auf. Es war die Spitze des Sankt Georgenturmes. Der junge Wandrer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchste Gebäude der Stadt ihm zuerst und vor den übrigen sichtbar werden mußte, seine Sinnigkeit vergaß es über der innigen Bedeutung, die sie in den Umstand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Turmes bedurfte einer Reparatur. Diese war seinem Vater übertragen worden und war der Grund, wenigstens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreise gewillt gewesen war. Vielleicht morgen schon begann er seinen Teil Arbeit. Dort, senkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken sich bewegen sah, war die Aussteigethür angebracht. Dort sollten die beiden Balken sich herausschieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmen würde bis zur Helmstange, das Tau seines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die lustige Fahrt um das Dach. Und wie es seine Natur war, sich mit festen Herzensfäden an die Gegenstände anzuspinnen, mit denen er in Arbeitsberührung kommen sollte, so sah er in dem Auftauchen der Turmspitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als

gält es, eine freundlich dargebotne Hand zu drücken. Dann beschleunigte der Gedanke an die Arbeit seinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchsten Kante des Berges ihm die ganze Heimatstadt vor seinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er stehn. Dort stand das Vaterhaus, dahinter der Schieferschuppen; in derselben Vorstadt, nicht weit davon das Haus, wo sie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte sie in seinem Vaterhaus, war seines Vaters Tochter, seines Bruders Weib, und er sollte von heute an in demselben Hause leben und sie täglich sehen als seine Schwägerin. Sein Herz schlug stärker bei dem Gedanken an sie. Aber keine von den Hoffnungen, die sich ihm sonst an ihr Andenken geknüpft, ließ es schwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schwester geworden, und was ihn jetzt bewegte, sah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, sie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die einzige im ganzen Vaterhause, die sein Kommen ungern sah. Wie war das alles geworden? War nicht eine Zeit gewesen, wo sie ihm gut zu sein schien? Wo sie ihm so gern zu begegnen schien, als später beflissen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie sind die Bäume um das Haus größer geworden, seit er von dieser Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher gestanden — es war an einem schönen Frühlingsabend gewesen, dem schönsten, meinte er, den er erlebt — am Pfingstschießen. Drin tanzte das übrige junge Volk, er ging selig um das Haus herum, in dem er sie tanzend wußte. Er fühlte sich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war er damals noch mehr gewesen als jetzt. Wie gern hätte er ihr gesagt — wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu sagen, und

wie gut wußte er es zu ſagen, und führte es ein Zufall, daß er ſie allein traf — und wunderbar, wie geſchäftig der Zufall ſich zeigte, ein ſolch Zuſammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt ſei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Verſteck der tiefſten Seele zurück. So war es geweſen, wie ſie, die Wangen vom Tanz glühend, allein herausgetreten war aus dem Hauſe. Es ſchien ihr nur um Kühlung zu thun; ſie wehte ſich mit dem weißen Tuche zu, aber ihre Wangen wurden nur röter. Er fühlte, ſie hatte ihn geſehen, ſie erwartete, er ſollte näher treten, und daß ſie wußte, er verſtand ſie, das färbte ihr die Wangen röter. Das trieb, da er zögerte, ſie wieder hinein in den Saal. Vielleicht auch, daß ſie einen dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer andern Thüre des Saals. Er hatte die beiden noch ſchweigend einander gegenüberſtehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden geſehen. Du ſuchſt die Beate? fragte unſer Held, um ſeine Verlegenheit zu verbergen. Nein, entgegnete der Bruder. Sie iſt nicht zum Tanze, und das iſt gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine andre anſchaffen, und bis ich eine finde, iſt böhmiſch Bier mein Schatz!

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unſer Held ſah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. Warum kann nichts werden? fragte er. Und wie biſt du nur?

Ja, du meinſt, ich ſoll ſein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen etwa an deinem Rocke ſitzt. Ich bin ein andrer Kerl, und wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht, muß ich mich austoben. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauem Rocke es nicht will!

Der Vater rief dich geſtern in das Gärtchen —

Ja, und zog ſeine weißen Augenbrauen, die wie

mit dem Lineal gemacht ſind, anderthalb Zoll in die Höh. Ich hatte mirs wohl gedacht. Du gehſt mit der Beate vom Einnehmer, das hat aufgehört von heut an!

Iſts möglich? Und warum?

Ja, haſt du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum vorgebracht hätte? Und haſt du ihn je gefragt: Warum denn aber, Vater? Ich möchte ſein Geſicht ſehen, fragte ihn einer von uns: Warum? Er hats nicht geſagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben ſoll mit mir und der Beate. Ich habs die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint ich, er deutet nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Das iſt ja der Ort, wo er ſeine Kabinettsbefehle austeilt. Mit dem Einnehmer ſolls nicht gut ſtehn. Es geht die Rede, er braucht mehr, als ſeine Beſoldung hergeben will. Und — nun du biſt ja auch ein Federchenſucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun, aufgehört muß die Geſchichte haben, aber das Mädel dauert mich, und ich muß ſehen, wie ich ſie vergeſſe. Ich muß trinken oder mir eine andre anſchaffen.

Unſer Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß ſeine Reden nicht ſo wild gemeint waren, als ſie klangen, und der Bruder bewies ja ſeine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die That ſeines Gehorſams; dennoch wäre es unſerm Helden lieb geweſen, der Bruder hätte ſie auch im Reden gezeigt, wie im Thun. Der Bruder hatte mit ſeiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unſauberes auf der Seele des Bruders, und er ſtrich unwillkürlich mehrmals mit der Hand über deſſen Rockkragen hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwiſchen. Vom Tanze hatte ſich Staub darauf ge-

lagert; wie dieſer entfernt war, kam ihm die Empfindung, als ſei wirklich entfernt, was ihn geſtört.

Das Geſpräch tauſchte ſeinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu ſprechen, das vorhin ſich Kühlung zugeweht hatte; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege ſeines Denkens führten, ſo hielt es ihn, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar feſt. Er vergaß den Bruder ſo, daß er zuletzt eigentlich mit ſich ſelbſt ſprach. Der Bruder ſchien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Beredſamkeit pries, erſt wahrzunehmen. Er ſtimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus ſeiner Selbſtvergeſſenheit weckte und ſeine Wangen ſo rot färbte, als die des Mädchens vorhin geweſen waren.

Und da ſchleichſt du um den Saal, wo ſie mit andern tanzt, und zeigt ſie ſich, ſo haſt du nicht das Herz mit ihr anzubinden. Wart, ich will dein Geſandter ſein. Von nun ſoll ſie keinen Reihen tanzen als mit mir, damit kein andrer dir die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehn. Laß mich machen für dich.

Sie ſtanden etwa zehn Schritt von der großen Saalthür entfernt, Apollonius ihr mit dem vollen, der Bruder mit dem halben Angeſichte zugewandt. Unſer Held erſchrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren ſollte, was er für ſie fühlte. Dazu kam die Scham über ſein eignes befangnes, ungeſchicktes Weſen ihr gegenüber, und wie ſie davon würde denken müſſen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hatte ſchon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu thun, als die Erſcheinung des Mädchens ſelbſt ihm alles andre verdunkelte. Leiſe und allein wie vorhin kam ſie aus der Thüre geſchritten. Unter dem Tuche,

mit dem sie sich Kühlung zuwehte, schien sie verstohlen um sich zu sehen. Er sah wieder ihre Wangen röter werden. Hatte sie ihn gesehen? Aber sie wandte ihr Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Sie schien etwas zu suchen im Grase vor ihr. Er sah, wie sie eine kleine Blume pflückte, diese auf eine Bank legte, und nachdem sie eine Weile wie zweifelnd gestanden, ob sie die Blume wieder aufnehmen sollte, wie mit schnellem Entschluß sich wieder nach der Thür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung schien zu sagen: Mag er sie nehmen; sie ist für ihn gepflückt. Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar, und die Hast, mit der sie in der Thüre verschwand, schien einer Reue vorbeugen zu sollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Thun verstanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren schien, hatte noch in seiner lebendigen, heftigen Weise fortgesprochen; seine Worte waren verloren; unser Held hätte zwei Leben haben müssen, sie zu hören, denn das eine, das er besaß, war in seinen Augen. Jetzt sah er den Bruder nach dem Saale stürmen. Zu spät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Thüre. Dort nahm ihn wiederum die Blume gefangen, die das Mädchen für einen Finder hingelegt hatte, für einen glücklichen, fand sie der, dem sie zugedacht war. Und unter den leisen, mechanisch fortgesetzten Zurufen seines Mundes an den Bruder, der sie nicht mehr hörte, er solle schweigen, fragte er sich innerlich: Bist dus auch, für den sie die Blume hierhergelegt? Hat sie die Blume für jemand hierhergelegt? Sein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, so war es das letzte.

Zweimal sah er verstohlen in den Saal, wenn die

Thür sich öffnete; er sah sie mit seinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in seiner hastigen Weise auf sie hineinreden. Jetzt spricht er von mir, dachte er, über das ganze Gesicht erglühend. Er stürzte in den Schatten der nahen Büsche, als sie den Saal verließ. Der Bruder führte sie heim. Er folgte den beiden in so großer Entfernung, als er für nötig hielt, um von ihr nicht gesehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Thüre weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er sagte: Noch will sie nichts von dir wissen; ich weiß nicht, ist es Ziererei oder ihr Ernst. Ich treffe sie schon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugestehen, Geschmack hast du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe seither. Die ist noch ganz anders als die Beate. Und das will viel sagen.

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walthers Christianen getanzt und für den Bruder gesprochen, und jedesmal, nachdem er sie heimgeführt hatte, dem Helden Rechenschaft abgelegt von seinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob sie sich nur ziere, oder ob sie unserm Helden wirklich abgeneigt sei. Er erzählte gewissenhaft, was er zu des Helden Gunsten ihr gesagt, was sie auf seine Fragen und Versicherungen geantwortet habe. Er hatte noch Hoffnung, als unser Held sie schon aufgegeben hatte. Und dieser hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müssen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, seine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo sie ihn sah, so angelegentlich, als sie ihn früher gesucht zu haben schien. Und war er es denn gewesen, den sie damals suchte, wenn sie überhaupt jemand gesucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, sie abzupassen und selbst seine Sache bei ihr zu führen. Er

bot seine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verschaffen, sie allein zu sprechen. Unser Held wies die Aufforderungen ab, wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, sie nur noch mehr zu erzürnen.

Ich kanns nicht mehr mit ansehen, wie du abmagerst und immer bleicher wirst, sagte der Bruder eines Abends zu unserm Helden, nachdem er ihm gemeldet hatte, wie er heute wieder erfolglos für ihn gesprochen habe. Du mußt fort eine Zeit lang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr sage, du bist um ihretwillen in die Welt gegangen, wird sie sich vielleicht bekehren. Glaub mir, ich kenne, was lange Haare trägt, und weiß damit umzugehen. Du schreibst ihr einen beweglichen Brief zum Abschied, den bekommt sie durch mich, und ich will ihr schon das Herz weich machen. Und ists nicht zu erreichen, so wird dirs gut thun, wenn du ein oder mehrere Jahre von hier weg bist, wo dich alles an sie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen andern Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, besser umzuspringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das ist schon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock ist ohnehin vom Vetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu schicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Tasche gefallen war. Sag ihm nur, du hättest aus seinen Reden so was gemerkt, und wenn ers haben wollte, so wolleſt du gehn. Oder laß mich das machen. Du bist zu ehrlich.

Und er machte es wirklich. Es ist die Frage, ob sich unser Held freiwillig hätte entschließen können, die Heimat zu verlassen, er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne, als in seiner Vaterstadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andre Städte gäbe, und Menschen drin wohnten, der sich das Leben und Thun und Treiben dieser

Menſchen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner ſeiner Heimat es führten, ſondern als eine Art Schattenſpiel vorgeſtellt hatte, das nur für den Betrachter exiſtierte, nicht für die Schatten ſelbſt. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte, wie zufällig, das Geſpräch auf den Vetter in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in ſeiner diplomatiſchen Weiſe gab, als vorbereitende Winke aufzufaſſen, faßte andre, die unſern Helden betrafen, damit zuſammen. Nach öfterm Geſpräche ſchien ers für den ausgeſprochnen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müſſe. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den ſeinen galt, nach ſeiner Weiſe brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden, und auch für die nächſte Zeit keine Ausſicht auf eine bedeutende Vermehrung. Zwei Hände waren zu entbehren, und blieben die im Geſchäft, ſo waren deſſen Kräfte zu einem halben Müſſiggange verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er leiern nannte. Es fehlte nur an einem Widerſtande von ſeiten unſers Helden. Dieſer wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorſchub von ihm zu erwarten bei einem Thun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

Du willſt den Apollonius nach Köln ſchicken, ſagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirſt mich auf die Wanderſchaft ſchicken müſſen. Der Apollonius wird nicht gehn. Wenigſtens heut und morgen noch nicht.

Das war genug. Noch denſelben Abend winkte der alte Herr unſern Helden ſich in das Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaume blieb er ſtehen und ſagte,

indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachsen war, entfernte: Morgen gehst du zum Vetter nach Köln.

Mit schneller Wendung drehte er sich nach dem Angeredeten um und sah verwundert, daß Apollonius gehorsam mit dem Kopfe nickte. Es schien ihm fast unlieb, daß er keinen Trotz zu brechen haben sollte. Meinte er, der arme Junge denke trotzige Gedanken, wenn er sie auch nicht ausspreche, und wollte er auch den Trotz der Gedanken brechen? Heut noch schnürst du deinen Ranzen, hörst du? fuhr er ihn an.

Apollonius sagte: Ja, Vater.

Morgen mit Sonnenaufgang machst du dich auf die Reise. Nachdem er so eine trotzige Antwort fast erzwingen zu wollen geschienen, mochte er seinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorsam. Der alte Herr folgte ihm und kam einigemal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergessen sollte.

Und im Georgenturme tönte eben der letzte von vier Glockenschlägen, als sich die Thüre des Hauses mit den grünen Fensterläden aufthat, und unser junger Wandrer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derselben Stelle, von der er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt hinabsah, hatte der Bruder Abschied von ihm genommen, und er ihm lange, lange nachgesehen. Vielleicht gewinn ich dir sie doch, hatte der Bruder gesagt, und dann schreib ich dirs sogleich. Und ists mit der nichts, so ist sie nicht die einzige auf der Welt. Du bist ein Kerl, ich kann dirs wohl sagen, so hübsch wie einer, und legst du nur dein blödes Wesen ab, kann dirs bei keiner fehlen. Es ist einmal so, die Mädel können nicht um uns werben, und ich möchte die nicht einmal, die sich mir von selbst an den Hals würfe. Und was soll ein rasches Mädel mit einem

Träumer anfangen? Der Vetter in Köln soll ein paar schöne Töchter haben. Und nun leb wohl. Deinen Brief besorg ich noch heut.

Damit war der Bruder von ihm geschieden.

Ja, sagte Apollonius bei sich, als er ihm nachsah. Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder sonst einer andern, und wär sie noch so hübsch. Wär ich anders gewesen, jetzt müßt ich vielleicht nicht in die Fremde. War ichs, dem sie die Blume hingelegt hat am Pfingstschießen? Hat sie mir begegnen wollen damals und früher? Wer weiß, wie schwers ihr geworden ist. Und wie sie das alles umsonst gethan, hat sie sich nicht vor sich selber schämen müssen? O sie hat recht, wenn sie nichts mehr von mir wissen will. Ich muß anders werden!

Und dieser Entschluß war keine taube Blüte gewesen. Das Haus seines Vetters in Köln zeigte sich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz andres Zusammenleben als daheim. Der alte Vetter war so lebenslustig als das jüngste Glied der Familie. Da war keine Vereinsamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Absonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf seiner Hut sein; keiner konnte sich gehen lassen. Apollonius hätte ein andrer werden müssen, und wenn er nicht wollte. Auch im Geschäfte ging es anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte seinem Ansehen etwas zu vergeben geglaubt durch Aussprechen seiner Gründe, er gab kein Warum, und seine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und selbst das Verkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgesprochen. Über Dinge, die das Geschäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Vetters Weise, ehe er selbst seine

Ansicht über einen Punkt des Geschäftes aussprach, seine Gehilfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wissen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten sie dieselbe siegreich durchkämpfen; irrten sie, nötigte er sie, durch eignes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er sich Helfer, denen er manches überlassen konnte, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten. Und so hielt er es auch mit andern Dingen. Es waren wenig Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach seiner Weise mit seiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchsprach. Indem er zunächst nur darauf auszugehen schien, das Urteil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundsätzen, die um so mehr Frucht versprachen, da die jungen Leute sie hatten selbst finden müssen. Woran der Vetter bei seinem Verwandten nicht tastete, das war dessen Gewissenhaftigkeit, Eigensinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beispielen fehlen, wie auch diese Tugenden an Übermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte deutlich, daß sein Glück ihn zu dem Vetter geführt hatte. Er verlor das träumerische Wesen immer mehr; bald konnte der Vetter die schwierigste Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen, und er vollendete jede ohne die Hilfe fremden Rates zu solcher Zufriedenheit des Vetters, daß dieser sich gestehen mußte, er selbst würde die Sache nicht umsichtiger begonnen, nicht energischer betrieben, nicht schneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling sich ein Urteil bilden über die Art, wie sie daheim die Geschäfte geführt hatten. Mußte er sich sagen, daß sie nicht die zweckmäßigste gewesen war, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, ver-

kehrt genannt werden mußte, dann warf er sich wohl seinen unkindlichen Sinn bitter vor, strengte sich an, das Thun des Vaters bei sich zu rechtfertigen, und zwang sich, war ihm das unmöglich gewesen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe seine guten Gründe gehabt, und er selbst sei nur zu beschränkt, um sie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im ersten schrieb dieser, er sei nun so weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen Apollonius von einer andern Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenstand zu nennen sie nicht zu bewegen sei. Aus dem nächsten, der kaum von dem Mädchen sprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, dessen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab diesen Grund nur zu deutlich an. Der Bruder selbst war der Gegenstand der verschwiegnen Neigung des Mädchens gewesen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen seiner ersten Geliebten entsagt. Er hatte nichts davon geahnt, und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten war, hatte Scham und die Überzeugung, er selbst liebe sie nicht, ihren Mund verschlossen.

Nun begriff Apollonius unter Schmerzen, daß er sich geirrt, als er gemeint habe, jene stummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte sich, daß er seinen Irrtum nicht damals schon eingesehen. War nicht sein Bruder ihr so nah, als er, da sie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn sie ihm so absichtlich unabsichtlich allein begegnete — ja wenn er sich die Augenblicke, die Eigentümer seiner Träume, vergegenwärtigte — sie hatte seinen Bruder gesucht, darum war sie erschrocken, ihm zu begegnen, darum floh sie jedesmal, wenn sie ihn erkannte, wenn sie den fand, den sie nicht suchte. Mit ihm sprach sie nicht; mit dem Bruder konnte sie Viertelstunden lang scherzen.

Diese Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnersten Schmerzes; aber das Vertrauen des Vetters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emsigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der sein Wesen durch beides schon gereift war, bewährten sich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein späterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walther, der des Mädchens Neigung entdeckt, und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder solle das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte Apollonius so gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; sie war schön und brav; sollte er sich dem Willen des Vaters entgegensetzen um Apollonius willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zustimmung Apollonius im voraus gewiß, hatte er sich in die Schickung des Himmels ergeben.

Die ganze erste Hälfte des folgenden Briefes, in dem er seine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Trostesworten kam die Entschuldigung oder vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwischen diesem und dem vorigen Briefe zwei Jahre lang nicht geschrieben habe. Darauf eine Beschreibung seines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm sein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geschäft nach seiner souveränen Weise allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeit lang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlassen hatte, dann hatte ihn das alte Bedürfnis, zu herrschen, durch die Langeweile der gezwungnen Muße noch geschärft, sich wieder aufraffen

laſſen. Nun kannte er die Sache, um die es ſich eben handelte (und an die er ſich bisher nicht gekehrt) nur unzureichend; und wenn er ſie kannte, ſo war ihm darum zu thun, ſeinen Willen als den herrſchenden durchzuſetzen. Und ſchon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt hatte. Was bereits geſchehen, Arbeit und Auslage war verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn zu Hilfe nehmen, und die beſte Darſtellung des Verhaltes erſetzte dem alten Herrn den Mangel der eignen Anſchauung nicht. Zuletzt mußte er einſehen, daß die Sache auf ſeinem Wege nicht ging. Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet, und was ihn noch tiefer traf, er hatte ſich bloßgegeben. Nach einigen dergeſtalt mißlungnen Verſuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an ſich zu reißen, hatte er ſich ganz von den Geſchäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer ſich einem andern unterzuordnen und gar dem eignen Sohne, der bis vor kurzem noch der ungefragte und willenloſe Vollzieher ſeiner Befehle geweſen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beſchäftigung; er konnte ſich neue machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt ſeinen Beſorgern von ſelbſt abgefordert hatte. Er konnte das Alte entfernen, Neues erſinnen und wieder Neuerem Platz machen laſſen, und er that es. Unumſchränkt herrſchend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun an kein Warum mehr laut werden durfte, wo neben dem Geſetze der Natur nur noch ein einziges waltete, ſein Wille, vergaß oder ſchien er zu vergeſſen, daß er früher einen mächtigern Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geſchäfte und dem wunderlichen alten Herrn ſchrieb der Bruder in ſeinen folgenden Briefen von den Feſtlichkeiten der Schützengeſellſchaft der Vaterſtadt und einem Bürgervereine, der zuſammengetreten war, ſein Ergötzen von dem der niedriger

ſtehenden Schichten der Bevölkerung abzuſondern. Aus allen den Beſchreibungen von Vogel- und Scheibenſchießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und ſeine junge Frau daſtanden, lachte die höchſte Befriedigung der Eitelkeit des Briefſtellers. Nur in einer Nachſchrift war in dem letzten Briefe des ernſtern Umſtandes leicht Erwähnung gethan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen laſſen und habe ihn mit der Ausführung betraut. Der im blauen Rocke dringe in ihn, Apollonius aufzufordern, in die Vaterſtadt und das Geſchäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, Apollonius werde die ihm liebgewordnen Verhältniſſe in Köln nicht um einer ſo geringfügigen Urſache willen verlaſſen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandnen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden ſein. Der ſchadhaften Stellen an Turm- und Kirchendach ſeien nur wenige. Überdies, ſehe er auch ab von dem Widerwillen ſeiner Frau gegen Apollonius, den er ſeither ſo vergebens bekämpft habe, würde es dieſem eine unnütze Quälerei ſein, alles das ſich wieder aufzufriſchen, was er froh ſein müſſe, vergeſſen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorſam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anſpielung auf ein Verhältnis unſers Helden mit der jüngſten Tochter des Vetters, von dem die Vaterſtadt voll ſei. Der Bruder ließ ſich ihr als ſeiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein ſolches Verhältnis nicht beſtand, Apollonius konnte ſich ſagen, es lag nur an ihm, es in das Leben zu rufen. Der Vetter hatte ſchon manchen Wink fallen laſſen, der dahin zielte; und das Mädchen, von dem die Rede war, hätte ſich nicht geſträubt. Unſer Apollonius war ein Burſche geworden, den ſo

leicht keine ausgeschlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung stand. Die Gewohnheit, nach seinem eignen Ermessen zu handeln und über die Thätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter selbständig zu verfügen, hatte seinem Äußern Haltung, seinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von seiner frühern Schüchternheit gegen Frauen und der Neigung, sich träumend in sich selbst zu versenken, noch übrig geblieben war, erhöhte noch die sichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Vetters Schwiegersohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübsch, brav und ihm zugethan wie eine Schwester. Aber nur als eine Schwester sah er sie an; es war ihm nie der Wunsch gekommen, sie möchte ihm mehr sein. Die Neigung zu Christianen meinte er besiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur sie es war, die zwischen ihm und des Vetters Tochter stand und zwischen ihm und jeder andern gestanden hätte. Als er erfuhr, Christiane liebte seinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapsel mit der Blume von der Brust genommen, wo er sie seit jenem Abende trug, da er sie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben hatte. Als Christiane seines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapsel mit der Blume ein und schickte sie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer gewesen, aber besitzen durfte er die Blume nicht mehr. Besitzen durfte sie nur der, für den sie bestimmt gewesen, dem die Hand gehörte, die sie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorsam in ihm lebendig. Er ging nicht nur; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr Erlaubnis als Befehl. Wenn die Frühlingssonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verschlossen stand, dann sieht man, es war schlafendes Leben, was wie

vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt es sich und dehnt sich und wird zur summenden Wolke und braust jubelnd hinein in den goldnen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der Vaterstadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schwester — diesen Namen gab er Christianen — riefen ihn. Er fühlte sich sicher, daß es nur die Schwester war, die ihn zu ihr zog. Doch sie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geschrieben; einen Widerwillen, so stark, daß sechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft habe. Es war ihm, als müsse er schon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er sei wert, ihr Bruder zu sein. Das schrieb er dem Bruder in dem Briefe, der seinen Gehorsam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten sollte. Er konnte ihn versichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet sei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an sie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe hinabsah, fragte er sich: Wird mirs gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schwester ist?

Noch eine Weile stand er und sah hinab. Aber seine Haltung hatte sich verändert, und sein Blick war ein andrer geworden. In Gedanken hatte er die letzten sechs Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden, träumerischen Knaben zum Manne geworden. Als sein Blick wieder auf den Turm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob sich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unsichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er schalt sich über sein kindisches Gaffen. Er mußte sobald als möglich die Dinge in der Nähe sehen, um sich ein Urteil zu bilden, was zu thun sei. Die Liebe zur Heimat

war noch so stark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter ist, die ihn hätschelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu schaffen es ihn trieb.

Wer heute in das Haus hineinsehen konnte mit den grünen Fensterläden, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken seiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleise gingen. Man konnte es sehen an der Art, wie die Leute aufstanden und wie sie sich setzten, wie sie die Thüren öffneten und schlossen, wie sie Dinge anfaßten und wieder wegstellten, mit denen sie weiter nichts thaten, als sie nehmen und wieder hinstellen, und offenbar auch weiter nichts thun wollten. Wer sich besinnt, in welcher Gemütslage er am öftesten die Uhr aus der Tasche zog, und noch ehe er sie wieder in die Tasche versenkte, schon vergessen hatte, welche Zeit es sei, und sie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das gethan, sie an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob sie noch ging oder nicht, den Uhrschlüssel suchte und sie aufzog, vielleicht zum drittenmale in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er sich noch besinnen kann auf das, was er schon damals nicht wußte, als er es that, erraten können, was die Leute zu aller der zwecklosen Thätigkeit verleitete. Auch der junge Herr, der eben zum sechstenmale seit einer Stunde seine Uhr aufziehen will, ist so wenig mit dem Bewußtsein bei diesem Geschäft, daß er es in der nächsten Viertelstunde zum siebentenmale versuchen wird. Dann setzt er seine wohlgenährte, kurze Gestalt auf den Stuhl am Fenster, und es ist ungewiß, ob er hinaus auf die Straße sieht,

oder ob er bei den Gedanken ist, die in derselben zwecklosen Unruhe, die sein Äußeres zeigt, wie Wolkenschatten an seinem Bewußtsein vorbeiflattern. Er sitzt in schwarzer Sonntagskleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug, zu sehen, wie schön sie ist, wie anmutig ihr das zerstreute Wesen ansteht, — und es kleidet sie weit besser als ihn. Zuweilen scheint er es auch zu sehen, aber dann ist es, als wäre es ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenschatten auf seinem Gesichte tiefer und flattern nicht mehr so schnell darüber hin. Er betrachtet die schönen Züge der jungen Frau genauer, ja es ist, als ob er sie belauere, als ob er sich sorgenvoll frage, ob sie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis — und klingt dann zufällig ein stärkerer Tritt von der Straße herein an sein Ohr, dann schrickt er auf, aber er vermeidet ihre schönen offnen Augen, die sie vom Klange des Trittes geweckt nach ihm hin aufschlagen kann.

Im Gärtchen kann der alte Valentin einem eben so alten Herrn in blauem Rock nichts recht machen. Er ist zu aufgeregt und horcht und sieht zu viel durch den Zaun nach der Straße; darüber thut er bald zu wenig, bald zu viel. Und der alte Herr schilt manchmal, scheint es auch nur, um seine eigne Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er untersucht, ob die Buchsbaumeinfassung der kleinen Beete auch so eigensinnig gleichmäßig geschoren ist, wie er sie geschoren haben würde, besäße er noch das scharfe Auge von ehedem. Der alte Valentin müßte eine Thräne von den hohlen Backen wischen, wie es so oft geschieht, über die Hilflosigkeit des alten Herrn und tausend Vergleiche zwischen sonst und jetzt, die ihm der Anblick herbeiruft; aber seine Augen und seine Gedanken sind auf der Straße vor dem Zaun.

Hinten am Ende des Ganges neben der Thür des

Schuppens ſitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemütlicher Geſell in Hemdärmeln. Der Ausdruck ſeines Geſichtes wechſelt ohne ſichtbaren äußern Anlaß zwiſchen widerwärtiger Zuthulichkeit und tückiſchem Trotz. Er kramt, ſcheint es, unter ſeinen Geſichtern, wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Vorn durch den Spalt der wenig geöffneten Hausthüre lauſcht das Dienſtmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird ſie auf einen Vorwand ſinnen, die erſte beſte vorüberwandelnde Geſtalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute ſeinen jüngern Sohn aus der Fremde zurück. Einſtweilen ſagt ſie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verſchiednen Gruppen durch ſein Ab und Zugehen in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen iſt. Und ſogleich wendet er ſich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu ſagen, was er vernommen hat. Der alte Hund iſt von der Unruhe der Menſchen angeſteckt. Iſt doch jetzt die Stunde, die er an andern Tagen vor ſeiner Hütte ſchlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit ſcheint ihn zu mahnen, als er an ſeiner Hütte vorbei laufen will. Er legt ſich daneben, aber er ſchließt die Augen nicht; er ſcheint in tiefe Gedanken verſunken. Denkt er ſich die weite Erde mit ihren Bergen und Thälern und Flüſſen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Orte Straßen, und auf jeder Straße Wandrer, fortziehende und heimkehrende?

Wer ein ſcharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu ſehen, die ſich ſpinnen die Straßen entlang über Hügel und Thal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Entſagung an der Spule ſaß, ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgeſpannt, ſo lang die

Herzen leben, aus denen sie gesponnen sind; manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wandrers Seele vor ihm her und pocht schon an des Vaterhauses Thür und liegt an warmen Herzen, an Wangen von Freudenthränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfangen und ihn nicht lassen wollen, während sein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden schreitet. Und steht er auf der Flur des Vaterhauses, wie anders dann, wie anders oft ist sein Empfang, als er geträumt! Wie anders sind die Menschen geworden! In einer Minute sagt er zweimal: Sie sinds, und zweimal: Sie sinds nicht. Dann sucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuser, den Fluß, die Berge, die das Heimatsthal umgürten; die müssen doch die alten geblieben sein. Aber auch sie sind anders geworden. Oft sind es die Dinge, die Menschen, oft nur das Auge, das sie wiedersieht. Die Zeit malt anders als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zusammen war, in der Wirklichkeit muß er sich erst wieder an sie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen sollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müsse nach ihm aussehen, als er so schnell von seinem Stuhle aufstand? Er hatte schon die Thürklinke in der Hand. Er ließ sie fahren. Fiel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblickes ersparen wollte, in dem sie einander allein gegenüberstehen müßten? Sie mit dem Widerwillen, und er mit dem Bewußtsein jenes Widerwillens? Jetzt stieg die alte Gestalt des Geschiednen vor dem Bruder auf, und es war, als befreite sie ihn von schweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er sich sonst von dem

Gegenwärtigen abwandte, und dabei aussah, als sagte er zu sich: Der Träumer! und eine rasche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch ein andrer er sei, wie besser er sich auf das Leben verstehe und auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt." Er musterte mit einem beruhigten Blick in den Spiegel seine gedrungne Gestalt, sein volles, rotes Gesicht, das tiefer in den Schultern stak, als er meinte, wenigstens nicht tiefer, als er für schön hielt; er steckte die Hände in die Beinkleidertaschen und klapperte mit dem Gelde darin. Er besann sich, schon dem Gesellen am Schuppen gesagt zu haben: Es bleibt beim alten in der Arbeit. Du nimmst von niemand Befehle, als von mir. Ich bin Herr hier! Und der hatte so eigen zweideutig gelacht, als sagte er ein lautes Ja zu dem Redenden, und zu sich: Ich laß dich so reden, weil ich es bin! Fritz Nettenmair dachte: Lange wird er nicht bleiben; dafür will ich schon thun! Und über der Bewegung, die wiederum sagte: Ich bin ein Kerl, der das Leben versteht, fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute abend noch viel genugthuender empfinden wird, weil er es in allen Augen lesen kann, was er ist und kein andrer so außer ihm.

Seine junge Frau scheint ähnliches zu denken. Auch sie sieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen sich darin. Die Ehe soll die Gatten sich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung. Das Zusammenleben hatte hier zwei Gesichter sich ähnlich gemacht, die unter andern Umständen sich vielleicht eben so unähnlich gesehen hätten. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, sondern nur eins davon dem andern. Die übereinstimmenden Züge, das konnte ein scharfes Auge sehen, waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wäre es umgekehrt besser gewesen für beide, wenn er es auch nicht eingestehen würde, und sie es nicht fühlte, wenig-

stens in diesem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wie viel Zeit mag nötig sein, wie viel Schmerzen wird sie zu Hilfe nehmen müssen, von einem ursprünglich so schönen Menschenbilde abzuwaschen, womit die Gewohnheit von Jahren es beschmutzt hat!

Die Thür flog auf, das hochgerötete Antlitz des Dienstmädchens erschien in ihr. Er kommt! Wer in der Straße zufällig am Fenster steht, schaut mit Wohlgefallen auf die frische, schlanke, männliche Gestalt herab, die daher kommt, den Torniſter auf dem Rücken, den Stock unter dem Arme. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten sich zugleich an seiner linken fest; ein Umstand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbarn, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenster und Thüren. Er hat nun nicht bloß den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch andern zu antworten. Den Alten muß er auf Grüße und Scherzreden erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor errötenden Mädchengesichtern sich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben seine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; sie sehen, wie unmöglich es ihm ist. Und wo er vorübergegangen ist, da sagt ein Winken hinter ihm her: Er ist noch der alte, hübsche, bescheidne Junge, und ein gehobner Finger setzt hinzu: Aber er ist kein Junge mehr; er ist ein Mann geworden, und was für einer! Ist das Fenster geschlossen, wird alles zu seinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, sein Neigen mit unwillkürlichem Erröten zu erwidern; die sind stiller als sonst, und die Sonne, die heute so viel heller scheint, als an andern Tagen, bringt die seltsamsten Wirkungen auf sie hervor. Zunächst einen eignen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenstern sich zu bewegen; dann ein ebenso

wunderbar plötzliches Wiedererwachen längſt entſchlafner Freundſchaften, deren Gegenſtände in der Nähe des Nettenmairſchen Hauſes wohnen, und die man beſuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröten angeſehen hätte, wäre nur irgend ein Grund dazu vorhanden geweſen.

Ob die Veränderung, die mit unſerm Wandrer in der Fremde vorgegangen iſt, ſeinen Bruder ebenſo erfreuen wird als die Nachbarn?

Er iſt an der Thür des Vaterhauſes angekommen. Vergeblich hat er an den Fenſtern nach einem bekannten Antlitz geſucht. Jetzt kommt ein unterſetzter Herr im ſchwarzen Frack herausgeſtürzt. So haſtig kommt er geſtürzt, ſo wild umſchlingt er ihn, ſo feſt drückt er ihn an ſeine weiße Weſte, ſo nahe drängt er Wange gegen Wange, ſo lange läßt er ſie da ruhen, daß man die Wahl hat, zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will ſich nicht gern in die Augen ſehen laſſen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen laſſen; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Thüre.

Schön, daß du kommſt! Herrlich, daß du kommſt! Es war eigentlich nicht nötig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geſchäft. Aber es iſt wirklich ſchön von dir; es thut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen rot machſt. Deiner Braut! das ſprach er ſo deutlich und mit ſo erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnſtube vernehmen und verſtehen konnte.

Der Ankömmling ſuchte mit feuchten Augen in des Bruders Angeſicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch alles noch darin ſei, was ihm ſo lieb und teuer geweſen. Der Bruder that nichts dazu, ihm das Geſchäft zu erleichtern. Was ihn auch hindern mochte; er ſah nur, was ſich zwiſchen Apollo-

nius Kinn und Fußspitzen befand. Er hatte vielleicht gedacht, sich mit der alten Wendung auf den Fersen an die Spitze des Zuges zu stellen. Aber nach dem Wenigen, das er gesehen, paßte „der Träumer" nicht mehr, und die Wendung unterblieb.

Der Vater hat es haben wollen, sagte der Ankömmling unbefangen. Und was du da von einer Braut sagst —

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in seiner alten Weise, sodaß man, sprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verstanden hätte. Schon gut! Schon gut! Noch einmal, es ist prächtig, daß du uns besuchst, und vierzehn Tage wenigstens wirst du fest gehalten, magst du wollen oder nicht. Kehr dich nicht an die, setzte er leiser hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Thüre, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau stand mit dem Rücken gegen die Thür an einem Schrank, in dem sie kramte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte sie sich, und nur nach dem Manne. Noch sah der Schwager nichts als einen Teil ihrer rechten Wange und eine brennende Röte darauf. Was man sonst an ihrem Benehmen auszusetzen gefunden hätte, es zeigte sich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, sich anders zu geben, als sie war. Sie stand da, als machte sie sich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müssen. Der Ankömmling ging auf sie zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm erst schien entziehen zu wollen und dann regungslos in der seinen liegen ließ. Er freute sich, seine werte Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch sein Kommen sie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu besiegen, den sie gegen ihn trage. . . .

In so schonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er sprach beide bloß in Gedanken aus. Daß alles so war, wie er es sich gedacht,

und doch wieder so ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Mut.

Der Bruder machte der peinlichen Pause — denn seine Frau antwortete mit keinem Laut — ein willkommnes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten sich noch immer, unbeirrt von allem, was die Erwachsnen bedrängte, und sie nicht bemerkten und verstanden, um den neuen Onkel; und dieser war froh über den Anlaß, sich zu ihnen herabzubeugen und tausenderlei Fragen beantworten zu müssen.

Die Brut ist aufdringlich, sagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er sah verstohlen nach der Frau. — Bei alledem wunderts mich, wie ihr bekannt geworden seid. Und so schnell so vertraut, fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken seine letzte Bemerkung weiter spinnen: Es scheint, du verstehst schnell vertraut zu werden und zu machen! Ein Schatten wie von Besorgnis legte sich über sein rotes Gesicht. Aber den Kindern galt die Besorgnis nicht; er hätte sonst dabei nach den Kindern gesehen und nicht nach seiner Frau.

Der Ankömmling sprach immer eifriger mit den Kindern. Er hatte die Frage überhört, oder er wollte vor der zürnenden Frau nicht merken lassen, wessen Bild er so lebendig in sich trage. Die Ähnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegneten, als seines Bruders Kinder erkennen lassen. Die Frage aber, wie sie so schnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin thun müssen. War er es doch gewesen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt hatte, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um mit jemand von dem sprechen zu können, von dem er so gern sprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen solchen Gesprächen aus, und der alte Herr machte sich nicht so gemein mit dem alten Gesellen, über Dinge mit ihm zu sprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgend eine Art

Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch ſagen können, die Kinder wären nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tauſend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegeneilt; es hatte ihm weh gethan, daß nur ſeinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Thür.

Apollonius verſtummte plötzlich. Er erſchrak, daß die Verlegenheit ihn des Vaters vergeſſen gemacht. Der Bruder verſtand ſeine Bewegung und ſagte erleichtert: Er iſt im Gärtchen! Apollonius ſprang auf und eilte hinaus.

Da unter ſeinen Beeten kauerte die Geſtalt des alten Herrn. Er folgte der Schere des alten Valentin, der auf den Knieen vor ihm herrutſchte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geſelle ſofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: Jetzt kommt er! Und wenn er ſo dachte, fuhr die Schere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebrummt haben, hätte nicht derſelbe Gedanke die Hand unſicher gemacht, die nun ſein Auge war.

Apollonius ſtand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht ſprechen. Er hatte lang gewußt, der Vater war blind, er hatte ſich ihn oft in ſchmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er geweſen wie ſonſt, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte ſich ihn ſitzend oder auf den alten Valentin ſich lehnend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt ſah, die hohe Geſtalt hilflos wie ein Kind, die kauernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor ſich hingreifenden Hände. Nun wußte er erſt, was blind ſein heißt.

Valentin ſetzte die Schere ab und lachte oder weinte auf den Knieen; man konnte nicht ſagen, was

er that. Der alte Herr neigte erſt wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er ſich zuſammen. Apollonius ſah, der Vater empfand ſeine Blindheit als etwas, des er ſich ſchämen müſſe. Er ſah, wie der alte Herr ſich anſtrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er ſei blind. Er wußte nun erſt, was bei dem alten Mann, den er ſo liebte, blind ſein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in ſeiner Nähe war. Aber wo? auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand dieſe Ungewißheit mit Beſchämung, und zwang die verſagende Bruſt zu dem Rufe: Vater! lieber Vater! Er ſtürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn ſchlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten ſchien, obgleich ſie nur den Jüngling von ihm abhalten ſollte. Der ſchlug die zurückgewieſenen Arme um die eigne Bruſt, den Schmerz da feſt zu halten, der, über die Lippen geſtiegen, dem Vater verraten hätte, wie tief er deſſen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn ſich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Schere machen, die zwiſchen ihm und dieſem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er ſich in ſeinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte ſich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieſer ſo viel Tage fortgeweſen, als er Jahre fortgeweſen war. Du wirſt müde ſein und hungrig! Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen. Wegen des Geſchäftes rede mit dem Fritz. Ich habs aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das iſts eigentlich nicht; junge Leute müſſen auch einmal ſelbſtändig werden. Das giebt mehr Luſt zum Geſchäft!

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas ſagen, das niemand hören ſollte, als der Sohn. Aber er ſchwieg. Ein Gedankenſchatten von Mißtrauen und Furcht, ſich etwas zu vergeben, flog über ſein ſteinernes Geſicht. Er winkte dem Sohn, zu gehen. Aber er ſelbſt blieb regungslos ſtehen, bis ſein ſcharfes Ohr die Thür der Wohnſtube öffnen und ſchließen gehört hatte. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anſtrengung und ſcheinbarer Sorgloſigkeit. Drin ſtand er lange, mit dem Geſichte der grünen Hinterwand zugekehrt, und ſchien die Ranken von Teufelszwirn, die dieſe bildeten, angelegentlich zu muſtern. Allerlei Gedanken zogen über ſeine Stirn. Es waren ſorgenvolle, ſeltner von Hoffnung angeſchimmert, als von Argwohn überdunkelt; und alle galten dem Geſchäft und der Ehre des Hauſes, um das er vor allen, ſelbſt vor den Gliedern dieſes Hauſes, ſich nicht im entfernteſten zu kümmern den Anſchein gab.

Warum er unterdrückt hatte, was er dem Ankömmling ſagen wollte? War es vom Geſchäft oder von der Ehre des Hauſes? Und wußte oder ahnte er, der anſtatt ſeiner nun um beides zu ſorgen hatte, ſtand an die Thür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er mit dem Ankömmling ſprach, und wenn er heimlich mit ihm ſprach, wenigſtens ſehen, daß er dies that? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen laſſen aus der Fremde? Und ſchien ihm noch jetzt jedes Ausſprechen eines Warum mit ſeinem Anſehn unverträglich?

Es war ein wunderlich Beiſammenſein drin in der Wohnſtube am Mittagstiſch. Der alte Herr aß, wie immer, allein auf ſeinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erſt nach dem Eſſen wieder herein. Die junge Frau hielt ſich mehr in der Küche oder ſonſt wo draußen auf; und ſaß ſie einmal

wenige Minuten lang am Tisch, so war sie stumm wie bei der Begrüßung; die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zustand gewohnt, der Apollonius noch mit erster Schärfe in das Herz schnitt; er erzählte nur von seinen Wunderlichkeiten; der im blauen Rock wisse selbst nicht, was er wolle, und mache sich und allen im Hause ohne Not das Leben sauer. Begann Apollonius von dem Geschäft, von der bevorstehenden Reparatur des Kirchendachs von Sankt Georg, dann sprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er sich freue, dem Bruder seinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu machen, und gedachte dieses Aufenthalts stets als eines vorübergehenden Besuches. Sagte der ihm, er sei nicht gekommen, sich zu vergnügen, sondern zu arbeiten, dann lachte er wie über einen unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu thun, und zeigte, er verstehe Spaß, und wäre er noch so trocken vorgetragen. Dann, war seine Frau hinausgegangen, forschte er nach dem Verhältnis Apollonius zu der Tochter des Vetters und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tisch kamen die Kinder wieder herein, und mit ihnen mehr Leben und Gemütlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältnissen noch als vor neuen und fremden stand, hatte das neue zu den Kleinen schon die ganze Vertraulichkeit eines alten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beschäftigte den Bruder und, wie es schien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich sein mochte, über dem Eindruck, den er als Hauptperson bei dem Feste auf den Ankömmling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum Beginn, ihm durch Erzählungen und hingeworfne Winke von Ehre und Aufmerksamkeit, die ihm bei solchen Gelegenheiten von

den angesehensten Bürgern erwiesen werde, einen Vorgeschmack zu geben. Er wurde zusehends heiterer und schritt immer stolzer in der Stube hin und her. Das Knarren seiner wohlgewichsten Stiefel sagte einstweilen, ehe es die Ballgäste thaten: Ei, da ist er ja! da ist er ja! Und wenn er dazwischen mit beiden Händen in den Hosentaschen mit Geld klapperte, klang es aus allen Saalecken: Nun wirds famos! Nun wirds famos! Und dahin zwischen den Bewillkommenden — aber schon ging er nicht mehr, er schwebte, er schwamm auf der Musik — jeder Tanz war eine Jubelouverture auf den Namen Nettenmair — er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine mehr unter sich, kaum noch die junge Frau Nettenmair, die neben ihm schwamm, an seiner rechten Floßfeder hangend, die Schönste unter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.

Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von allen Seiten: Da ist er!, rief es wirklich aus allen Ecken: Nun wirds famos! Wo sie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde so oft und anhaltend geschüttelt, als des jovialen Fritz Nettenmairs, keinem Gesellschaftsmitgliede so viel ungeheucheltes Lob in die Ohren gegossen, als ihm. Aber wie liebenswürdig war er auch! Wie herablassend nahm er alle die verdienten Huldigungen auf. Wie witzig zeigte er sich; wie gefällig lachte er. Und nicht allein über seine eignen Späße — denn das war keine Kunst; sie waren so geistreich, daß er lachen mußte, wenn er nicht wollte —, auch über andre, so wenig die es, gegen die seinen gehalten, verdienten. Es gab freilich auch Leute, die sich wenig an ihn kehrten, aber er bemerkte sie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren Philister, Alltagskerle, unbedeutende Menschen, wie er dem Bruder mit verächtlichem Bedauern in das Ohr sagte. Es war ganz eigen; man konnte an

dem Grad ihrer Verehrung von Fritz Nettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Menschen und Bürger ganz genau ermessen. Da stand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl seiner Wichtigkeit — und seine eigne stille Meinung von sich war noch ungeheuchelter, als die laut ausgesprochne der bedeutendsten Leute im Saale über ihn — noch mehr als gewöhnlich in die Höhe gezogen hatte, die Arme bald in graziöser Eckigkeit an den Leib gedrückt, bald ausgestreckt, um mit dem Stocke irgend einem der bedeutendsten Leute eine klatschende Liebkosung zu versetzen, die jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert wurde.

Als der Tanz begann, zog Fritz Nettenmair den Bruder in eine Nebenstube. Du mußt tanzen, sagte er. Von meiner Frau würdest du einen Korb holen, und das wär mir unangenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm ist und dich im Takt erhalten kann. Nur herzhaft, Junge, wenns auch nicht gleich gehen will!

Fritz Nettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit sechs Jahre vergessen. Der Bruder war ihm noch der alte Träumer, den er zuweilen zu seinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als er nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius das Mädchen zuführte, ergab sich dieser, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Herr Fritz Nettenmair war der gutmütigste Mensch von der Welt, so lang er sich als alleinigen Gegenstand der allgemeinen Bewunderung wußte. In solcher Stimmung konnte er für die, die sein Glanz in den Schatten stellte, Thaten der Aufopferung thun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeutenden Leuten saß, die er mit Champagner traktierte, und in den Augen seiner Frau die Befriedigung las, mit der sie ihn mit Ehren überhäuft sah, kam die Empfindung über ihn, als habe er dem Bruder ein großes Unrecht verziehen, und er sei ein außerordentlich edler Mensch, der

alle die Ehrenbezeugungen verdiene und in wunderbarer Anspruchslosigkeit sich dennoch herablasse, sich durch sie rühren zu lassen. Eben tanzte Apollonius vorüber. Er sah, der war der alte Träumer nicht mehr, aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den schönen Tänzer und seinen gewandten Anstand gerichtet. Fritz zog seine Frau auf, und in der Gewißheit, wie sehr er den Bruder überglänzen müsse, hatte er noch die Wollust, dem Bruder wer weiß wie viel Unrecht, das ihm dieser nie zugefügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ sich nicht überglänzen. Fritz Nettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein steifes Bild dagegen. Der nickte den Takt nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzsaal und stach andre Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften; und Fritz Nettenmair übertraf vergeblich sich selbst.

Es war der ledernste Ball, den Fritz Nettenmair mitgemacht hatte; er konnte nicht lederner sein, war Fritz Nettenmair daheim geblieben. Fritz Nettenmair versicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die seinen Champagner tranken, stimmten, wie immer, unbedingt in seine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen sprachen gegen Frau Nettenmair ihre gerechte freundschaftliche Entrüstung über den Schwager aus. Daß dieser nicht die Schwägerin zuerst zum Tanze aufgezogen hatte, bewies eine unverzeihliche Mißachtung. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten so

tief fühlte, als wäre es ihr selber angethan, sagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er sich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bewundert und geehrt, und der Ball demzufolge nur immer noch lederner. So ledern, daß Fritz Nettenmair mit seiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er sonst erst recht jovial zu werden anfing. Dennoch sammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in dessen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er sie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenstübchen wieder in den Saal zu seiner Frau und verließ mit dieser unter der ungeheucheltsten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durst nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenötigten Ritterdienstes gegen seine Dame sich entledigt hatte, die Thür des Vaterhauses offen und alle seine Bewohner schon im Schlafe. Wenigstens zeigte sich nirgends Licht, und alles war still. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewiesen. Zu Apollonius Glück hatten die sechs Jahre das Haus nicht verändert wie seine Bewohner. Er ging leise durch die Hinterthür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen seiner Beständigkeit den rauhen Hals streichelte, stieg die Treppe hinauf, schritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in seinem Stübchen. Aber er saß noch lang, ehe er sich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenster und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlassen.

Gedanken und Bilder des Vergleichs spielten noch in seine Träume hinein. Der Vater stand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müsse noch morgen nach Köln, und inmitten der Rede brach die rüstige Gestalt zusammen und tappte hilflos mit zitternden Händen an der Erde herum und schämte sich ihrer Blindheit.

Der Bruder saß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hause, das liebliche, offne Gesicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit wie sonst; die Blume, die sie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als sie den Bruder erblickte, und der ihm neue, fremde Zug von Leerheit, gedankenloser, eitler Vergnügungssucht, von grollender Bitterkeit gegen Apollonius legte sich über sie wie ein schmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend sich vergessen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrstuhle, daß er fast hinunterstürzte aus der Schwindelhöhe auf das Pflaster, und sagte, ein Besuch für vierzehn Tage dürfte nicht arbeiten. Er wollte ja ohnehin wieder heim. Und sonderbar war es, daß ihm jetzt Köln als seine Heimat erschien, und seine Vaterstadt so fremd, daß er sich die bittersten Vorwürfe machte in seiner Gewissenhaftigkeit. Dann fand er sich wieder auf dem Fahrstuhle hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es sein sollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun stak er in die Ausfahrthür eingeklemmt, ringsum in staubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte seine Festtagskleider an; sie waren voll Schmutz; er wischte und bürstete, daß er schwitzte, und sie wurden nicht rein.

Und so oft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er sich laut den Entschluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt hatte. Am nächsten Morgen mußte er wissen, was er hier sollte, mußte sein Verhältnis zum Vaterhause ein klares sein. War keine Arbeit für ihn, so sah ihn der Morgen noch auf seinem Rückwege nach Köln. —

Mit der Sonne war er auf; aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, sich von seinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach St. Georg; er wollte sich selbst überzeugen, was dort zu thun sei. Als er wieder zurück kam, traf er auf seinen

Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnstube zu verlassen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten sich. Sie hatten schon gestern auf dem Balle sich gesprochen, wo der Herr sich eben nicht als ein bedeutender Mensch und Bürger ausgewiesen, vielmehr zu den Philistern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es schien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechselreden kam er auf den Zweck seines Hierseins. Es sollte diesen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverständigen stattfinden über das, was an Kirchen und Turmdach zu thun sei, damit das Resultat noch bei der am Nachmittag stattfindenden Ratssitzung vorgetragen und Beschluß gefaßt werden könnte. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo sie die übrigen Sachverständigen bereits versammelt wußten.

Der Bruder wollte seinen Besuch, wie er sagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geschäften beschweren; ebensowenig mochte er ihn — aber das sagte er nicht — allein daheim lassen. Er bestellte Apollonius nach dem Waldhause, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius versicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn sogar als einen Sachverständigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Versammlung, zwei fremde Schieferdeckermeister und die städtischen Ratsbauleute, den Ratszimmermann, Maurer und Klempner an der Turmthüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüstungen zum Behufe der Untersuchung an

dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächſt, ging die Beratung vor ſich. Apollonius ſtand beſcheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau unterſucht und ſich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker ſprachen ſich für die Notwendigkeit einer umfaſſendern Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, ſei wiederum für Jahre geholfen. Ihm ſtimmten die Ratsmeiſter, Zimmermann, Maurer und Blechſchmied eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom geſtrigen Balle, die gewiſſenhaft ſchloſſen, weſſen Champagner man trinke, deſſen Meinung müſſe man ſein. Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Koſten einer umfaſſendern Reparatur und verſchob die höchſt notwendige ſchon lange von Jahr zu Jahr. Da ſie obendrein ſelbſt keine Ausſicht hatten, ſich die Reparatur übertragen zu ſehen, ſo gaben ſie ſich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm ſelber nichts gelegen ſchien. Sie fanden daher im Laufe der Verhandlung immer mehr, daß, je nachdem man die Sache anſehe, auch Herr Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauherr, ein braver Mann, ihre wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Geſicht eine Weile geſchwiegen, als ihm Apollonius einfiel. Er ſah in deſſen Zügen ein Etwas ausgedrückt, das ſeiner eignen Meinung zu entſprechen ſchien: Und was ſagen Sie? wandte er ſich zu ihm.

Apollonius trat beſcheiden einen Schritt näher. Ich wünſchte, Sie ſähen ſich die Sache ſo genau als möglich an, ſagte der Ratsherr.

Apollonius entgegnete, er habe das bereits gethan.

Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, fuhr der Ratsherr fort, wie wichtig die Sache ist.

Apollonius verbeugte sich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch sagen wollte. Aus des jungen Mannes Angesicht sprach bei aller Weichheit und Milde so strenge Gewissenhaftigkeit und eigensinnige Redlichkeit, daß der Ratsherr sich der Ermahnung fast schämte, die er an ihn hatte richten wollen.

Apollonius begann nun mit den Ergebnissen seiner vorhin angestellten Untersuchung. Er stellte den Zustand der Stellen dar, die er hatte prüfen können, und was sich daraus auf die übrigen schließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfassendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen trotzt, ist das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schifferplatten auf Belattung und Verschalung aufgenagelt sind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Teile völlig zerstört, zum Teil der völligen Zerstörung nahe gefunden. Das Kirchendach war ein sehr steiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr thaten, hatten sich viele Platten verschoben und der Nässe das Eindringen gestattet; dort zeigte sich, selbst wo sie von Eichenholz war, die Belattung und Verschalung gänzlich morsch; und solcher Stellen waren überall.

Es zeigte sich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verschalung der morschen Stellen durch neue zu ersetzen. Ein Winter noch mußte den Zustand um weit mehr verschlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinsen erspart wurde; denn diese konnte man ohne größten Schaden doch nur höchstens bis auf das nächste Jahr hinausschieben. Er führte die Versammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht

ſelbſt den Schluß, ſondern wußte mit der Kunſt, die er von dem Vetter gelernt hatte, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu thun.

Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unſerm Apollonius wuchs zuſehends. Er wandte ſich im weitern Geſpräch faſt nur an ihn und ſchüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Verſammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt, ſich thätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufaſſen, auf welche Weiſe es am zweckmäßigſten anzugreifen ſei. Apollonius dankte beſcheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entſprechen ſuchen wollte. Über ſeine Mitthätigkeit bei der Arbeit ſelbſt, entgegnete er, habe ſein Vater als Meiſter zu entſcheiden.

Ich gehe gleich mit Ihnen, ſagte der Ratsbauherr, und ſpreche mit ihm.

Hatte gleich der Bruder das Geſchäft bis jetzt geleitet und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meiſter anerkannt und behandelt, er war es noch nicht. Der Alte hatte ihn ſo wenig Meiſter werden laſſen, als ihm das Geſchäft förmlich übergeben; er wollte ſich, wo er es nötig fände, ein ſouveränes Einſchreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden ſchon von weitem und taſtete ſich nach der Bank in ſeiner Laube. Da ſaß er, als ſie eintraten. Nach geſchehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Nettenmairs Befinden.

Ich danke Ihnen, entgegnete der alte Herr; ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen. Er lächelte dazu, und der Bauherr wechſelte mit Apollonius einen Blick, der dem Manne Apollonius ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in

ſeiner Beſcheidenheit errötete und lange nicht ſeine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte ſeinen Schirm tiefer in ſein Geſicht, um niemand die Gedanken ſehen zu laſſen, die da wunderlich mit einander kämpften.

Wer unter den Schirm ſehen konnte, hätte gemeint, zuerſt, der alte Herr freut ſich; der Schatten von Argwohn, mit dem er geſtern Apollonius empfing, ſchwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erſchien ein Etwas auf dem Antlitz, das ſich zu ſchadenfreuen ſchien über die Demütigung des ältern. Vielleicht wäre er nach ſeiner Weiſe eingeſchritten mit einem lakoniſchen: Du verſiehſt meine Stelle von nun, Apollonius, hörſt du? hätte nicht der Bauherr deſſen Lob geprieſen, und wäre das nicht ſo verdient geweſen.

Ja, ſagte er in ſeiner diplomatiſchen Art, ſeine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er ſie nur halb ausſprach; ja die Jugend! er iſt jung! — Und doch ſchon ſo tüchtig! ergänzte der Bauherr.

Der alte Herr neigte ſeinen Kopf. Wer ein Intereſſe daran fand, wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: Die Jugend gilt heutzutag in der Welt! Ja er fühlte Stolz, daß ſein Sohn ſo tüchtig, Scham, daß er ſelber blind ſei, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauſes einen Wächter mehr gewonnen habe, Furcht, die Tüchtigkeit, der er ſich freute, mache ihn ſelbſt überflüſſig. Und er konnte nichts dagegen thun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgeſprochen, erhob er ſich ſtraff, wie um zu zeigen, jener triumphiere zu früh.

Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei thätig ſein laſſen. Der alte Herr ſchwieg eine Weile, als wartete er darauf, Apollonius ſolle ſich des Da-

bleibens weigern. Dann schien er anzunehmen, Apollonius weigere sich, denn er befahl in seiner grimmigen Kürze: Du bleibst; hörst du?

Apollonius begab sich auf sein Stübchen, seine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt.

So war es bestimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat schaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt.

Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überschauen wollte, mußte jetzt in sein Stübchen hineinsehen. Das Hauptziel aller seiner Wünsche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er sprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, verlegte nichts, suchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, sie machte ihn klarer, ja sie machte ihn eigensinniger. Kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte, übersah er; er strich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es that, sah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkosen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick, was er schon besaß. Alles war ihm noch einmal geschenkt, und das Verhältnis zu jedem seiner Besitzstücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rücksichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war seine Freude darüber im einsamen Stübchen mit demselben bescheiden abweisenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von andern aufgenommen hatte. Für ihn gab es kein Allein und kein Vor den Leuten.

Als er sich eingerichtet sah, ging er sogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf seinen Rat beschlossen worden, er war nicht allein als seines

Vaters Geſelle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er hatte noch eine beſondre moraliſche Verpflichtung gegen ſeine Vaterſtadt eingegangen; er mußte thun, was in ſeinen Kräften ſtand, ihr zu genügen. Er hätte keiner ſolchen Erweckung bedurft; er hätte ohne dies gethan, was er vermochte; er kannte ſich zu wenig, um das zu wiſſen.

In dieſer erhöhten Stimmung erſchien ihm leicht, was ſein Dableiben von ſeiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu überwinden. Der Bruder wünſchte ſein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu beſiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte ſich ihm im Geſchäft willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wiſſen und zu wollen, ja daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß ſein Bruder ihn beleidigt haben könne. Er wußte nicht, man könnte auch den haſſen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen ſtand der ungemütliche Geſelle grinſend vor Fritz Nettenmair und ſagte: Mit dem erſten Blick hab ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber 's hat nichts zu ſagen. Wird nicht lang dauern das!

Fritz Nettenmair kaute an den Nägeln und überſah die Gebärde, die ihn reizen ſollte, zu fragen, wie der Geſell das meine mit dem nicht lang Dauern. Er ging nach der Wohnſtube und fuhr im Gehen leiſe gegen einen Jemand auf, der nicht da war: Rechtſchaffenheit? Geſchäftskenntnis, wie der Alltagsratsbaukerl ſagt? Ich weiß, warum du dich aufdringſt und einniſteſt, du Federchenſucher! Du Staubwiſcher! Thu unſchuldig, wie du willſt, ich — er machte die Gebärde, die hieß: Ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!

Damit wandte er sich nach der Thür, aber die Wendung war nicht jovial wie sonst. —

Wie mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur sich!

Der Geist des Hauses mit den grünen Fensterläden wußte mehr, als Apollonius Nettenmair, wußte mehr, als alle. Er schaute nachts durch das Fenster, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an seinem Gutachten schrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel sein bleicher Schatten, und der Schreibende atmete schwer auf, er wußte nicht, warum. Dann schritt er mit ängstlicher Gebärde den Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an seiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht, warum. Die junge Frau sah seine Hand über des Gatten Stirne fahren; sie erschrak, der Gatte erschrak mit und wußte nicht, warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen seinen Balken und wußte nicht, warum. Und der Geist wandelte noch lange, als alles schon zu Bette war, durch seine Zimmer, herauf und hinab, her und hin, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte, warum.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wandrer der Erde, hoch oben die Wandrer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden-, jahre-, jahrzehntelang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unsichtbare Hände schieben zwei

Rüſtſtangen heraus. Dem Zuſchauer von unten gemahnt es, ſie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben ſich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und ſehen herab und ſträuben ihr Gefieder vor Angſt. Die Rüſtſtangen ſtehen wenige Fuß heraus, und die unſichtbaren Hände laſſen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachſtuhls. Die ſchlafenden Eulen ſchrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offne Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entſetzen; das Menſchenkind unten auf der feſten Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lang währt das Pochen, dann verſtummt es. Und den Rüſtſtangen nach und quer auf ihnen liegend ſchieben ſich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erſcheint ein Menſchenhaupt und ein Paar rüſtige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andre trifft ihn mit geſchwungnem Hammer, bis die Bretter feſt aufgenagelt ſind. Die fliegende Rüſtung iſt fertig. So nennt ſie ihr Baumeiſter, dem ſie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüſtung baut ſich nun die Leiter, und iſt das Turmdach ſehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält ſie zuſammen, als der eiſerne Längehaken, nichts hält ſie feſt, als auf der Rüſtung vier Männerhände und oben die Helmſtange, an der ſie lehnt. Iſt ſie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmſtange mit ſtarken Tauen angebunden, dann ſieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Beſteigen, ſo weh dem ſchwindelnden Menſchenkinde tief unten auf der ſichern Erde wird, wenn es heraufſchaut und meint, die Leiter ſei aus leichten Spänen zuſammengeleimt wie ein Weihnachtsſpielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erſt einmal hinaufgeſtiegen ſein —, mag er ſeine arme Seele Gott befehlen.

Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt, wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark, und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tötliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes, und oben steht er. Es giebt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Thun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein andres Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben

und drüben Schiefer, Nagel und Werkzeugkaſten; zwiſchen den Ausſchnitten vorn das Haueiſen, ein kleiner Ambos, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er ſie eben braucht; dies Gerät, von vier ſtarken Tauen gehalten, die ſich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaſchenzugs vereinigen, das iſt der Hängeſtuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umſegelt. Mittelſt des Flaſchenzugs zieht er ſich mit leichter Mühe hinauf und läßt ſich herab, ſo hoch und tief er mag; der Ring oben dreht ſich mit Flaſchenzug und Hängeſtuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußſtoß gegen die Dachfläche ſetzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menſchenkind mehr unten ſtehen und ſieht herauf; der Schieferdecker und ſein Fahrzeug ſind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen ſich an ihn; ſie ſehen ihn für einen Vogel an, wie ſie ſind, nur größer, aber friedlich, wie ſie; und die Wolken hoch am Himmel haben ſich nie um ihn gekümmert. Die Damen neiden ihm die Ausſicht. Wer konnte ſo frei über die grüne Ebne hinſehen, und wie Berge hinter Bergen hervorwachſen, erſt grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, ſich auf die letzten ſtützt! Aber er kümmert ſich ſo wenig um die Berge, wie die Wolken ſich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeiſen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig iſt mit Hämmern und Nageln. Eines Tages ſind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüſtung verſchwunden. Das Entfernen der Leiter iſt ſo gefährlich, als ihre Befeſtigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes That zwiſchen Himmel und Erde. Die Krähen wundern ſich eine ganze Woche lang, dann iſt es, als hätten

ſie vor Jahren von einem ſeltſamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wandrer der Erde, hoch oben gehen noch die Wandrer des Himmels, die ſtillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das ſteile Dach, als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe ſeines Gutachtens noch manche Unterſuchungen angeſtellt. Das Turmdach war mit Metall gedeckt; dieſe Decke lag ſchon nah an zweihundert Jahre. Als er ſie auf ſeinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflöſung nah. Das hatte man gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich teurer, als Deckung mit Schiefer, wenn man dieſen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in ſeinem Fahrzeug mit hinauf, das kann er mit den ungleich ſchwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung mit Schiefer beſorgt der Arbeiter von ſeinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feſte Gerüſte nötig. Apollonius that den Vorſchlag, auch das Turmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechſchmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache ſo gut verſtanden, als die Leute in Köln — das ſollte ein Stich auf Apollonius ſein. Und der Bruder war damit einverſtanden: Hätten die Alten gemeint, Schiefer thue es ſo gut als Blei, ſie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächſter Nähe vorhanden; der Schiefer hätte weit her geholt, und ſo die Schieferdeckung teurer kommen müſſen, als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erſt ſpäter, da die Schiefergruben in der Nähe ſchon im Gange waren, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechſchmied und Fritz Nettenmair nicht oder wollten es nicht wiſſen. Dieſen drückte das wachſende Anſehen des Bruders. Aber

Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorschlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius Hände legen. Um seinen Bruder nicht zu kränken, bat er, davon abzusehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal aussprach, warum er so bitte. Er war von Köln her gewohnt, selbständig zu handeln; wie er seinen Bruder wiedergefunden hatte, sah er manche Hemmung durch ihn voraus. Er wußte es, er lud sich eine schwere Last auf, als er dem Bauherrn versprach, die Sache solle unter dem zweiköpfigen Regiment nicht leiden. Der wackre Bauherr, der Apollonius erriet und ihn darum nur mehr achtete, schaffte ihm die Genehmigung des Rats und nahm sich im stillen vor, wo es nötig sein sollte, seinen Liebling und dessen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine schwere Aufgabe, die Apollonius sich gesetzt hatte; sie war noch viel schwerer, als er wußte. Sein Hiersein hatte den Bruder von Anfang an nicht gefreut; Apollonius schob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm seitdem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrsucht kennen gelernt; dieser fühlte sich durch das, was seither geschehen war, gegen Apollonius zurückgesetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrsucht des Bruders durch äußere Unterordnung zu versöhnen. War kein weiteres Hindernis vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, so schwer sie schien, zu lösen. Aber was zwischen ihm und dem Bruder stand, war ein andres, ein ganz andres, als er meinte. Und daß er es nicht kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn,

aus dem Bewußtſein einer Schuld geboren. Was er that, die vermeinten Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, mußte das wirkliche nur wachſen machen.

Wäre er nicht zurückgekommen! Hätte er dem Vater nicht gehorcht! Wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Turmſpitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchendache lebendig. Rüſtige Hände hämmern den Seilhaken in die Verſchalung und ſchleifen mit ſtarkem Tau den Dachſtuhl daran. Er beſteht in zwei Dreiecken, aus feſten Bohlen zuſammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältnis ſeiner Seiten beſtimmt. Denn unten liegt er ſtrohumwunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die quer übergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf ſteht oder kniet der hämmernde Schieferdecker; neben ihm handrecht hängt der Kaſten für Nägel und Schieferplatten, mit ſeiner Hakenſpitze in die Verſchalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Überweiſung der Arbeit. Fritz Nettenmair that erſt wunderlich, indem er zu verſtehen gab, er meine, Apollonius ſei gekommen, hier den Herrn zu ſpielen und nicht den Diener. Es lag in der argwöhniſchen Richtung, die ſein Denken einmal angenommen hatte, allem, was der Bruder thun mochte, eine Abſicht, eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermutete deshalb, Apollonius wünſche die Arbeit auf dem Kirchdach zu übernehmen. Wer hier ſchaffte, konnte zu jeder Zeit ſehen, ob das Fahrzeug am Turmdach beſetzt war oder ledig an der fliegenden Rüſtung hing. Er that arglos, er nehme an, Apollonius ſei lieber bei der Umdeckung des Turmdaches beſchäftigt, die er ja ſelber vorgeſchlagen habe. Apollonius weigerte ſich nicht. Fritz meinte, er willige ein, obgleich es ihm unangenehm ſei, was er aber nicht merken laſſe; Fritz hatte die Empfindung

eines Menſchen, dem es gelungen iſt, einen Widerſacher zu überliſten. Eine Empfindung, die ſich erneute, ſo oft er von ſeiner Arbeit auf dem Dachſtuhle hinaufſah nach dem Fahrzeug und der fliegenden Rüſtung am Turm, mit der Gewißheit, der Bruder könne das Fahrzeug nicht verlaſſen und heimgehen, ohne daß er es ſehe und ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer und er ſelbſt war der, der die Welt kannte. Im andern Augenblick vielleicht ſah er wieder den Argliſtigen im Bruder und fand es wohlthuend, ſich dagegen als den Argloſen zu bemitleiden, dem jener Schlingen lege, um nur den Bruder haſſen zu dürfen, der ihn haſſe. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfnis Apollonius, das dieſem den Widerſpruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerſpruch und unterdrückte es abſichtlich. So ſetzte ſein Schuldbewußtſein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben ſich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das raſche und genau berechnete Ineinandergreifen, an das er in Köln ſich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier gehandhabt hatte. Der Decker mußte viertelſtundenlang und länger auf die Schieferplatten warten; die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortierer eine gute Entſchuldigung. Der Bruder lachte halb mitleidig über Apollonius Klage. Eine ſolche Ordnung, wie der ſie verlangte, exiſtierte nirgends und war auch nicht möglich. Bei ſich verſpottete er wieder den Träumer, der ſo unpraktiſch war. Und wäre die Ordnung möglich geweſen, die Arbeit war im Taglohn verdungen. Die verlorne Zeit wurde bezahlt, wie die angewandte. Und als Apollonius ſelbſt dazu that, den Schlendrian abzuſtellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohldiener des Bauherrn und des Rates,

er selber sich der schlichte Mann, der solche Kunstgriffe verschmäht. Da wollte ihn jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch Schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen sollte mit aller seiner Arglist; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde sich die Hörner ablaufen, wenn er ins Werk setzen wollte, was ihm selbst, der die Welt kannte, nicht gelang. Ihm, der schärfer auf dem Zeuge war, als selbst der im blauen Rock zu seiner Zeit gewesen war.

Fritz Nettenmair meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch schriller auf dem Finger pfiff, noch grimmiger hustete und noch entschiedner ausspuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Respektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo sie in Eigensinn ausartet, Achtung wirkt, die ruhige, in sich gefaßte Würde einer tüchtigen Persönlichkeit, das übersah er. Wie er es selbst nicht besaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an andern wahrzunehmen. Stand seine Gestalt überhaupt im Widerspruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufkünstelte, so widersprach ihr seine Unruhe und innere Haltlosigkeit jeden Augenblick. Die diplomatische Art zu reden schien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um seine eigne Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit zu verspotten. Aus dem steifen Wesen des blauen Rockes fiel er dann zu Zeiten plötzlich in seine eigne herablassende Jovialität und in eine Region derselben, wo der Spaß den Abstand von Vorgesetzten und Untergebnen mit schmutzigen Fingern auslöschte, als wäre er nie gewesen. Rückte er sich dann eben so plötzlich in der Autorität gewaltsam wieder zurecht, so brachte das die verlorne Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er sich von manchen seiner Arbeiter übersehen und in schwierigen Fällen sie machen lassen mußte, was sie wollten.

Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Vetter, was dem Bruder fehlte; er beſaß die Würde der Perſönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigenſinn. Seine innere Sicherheit galt; ſie mußte ſich nicht geltend machen — er war des ſichtbaren Mühens um Achtung überhoben, das ſo ſelten ſeinen Zweck erreicht, ja gemeiniglich ihn verfehlt. Und ſo gelang ihm, was er wollte. Bald war die muſterhafteſte Ordnung beim Bau, und alle ſchienen ſich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Nettenmair nicht. Das raſche Ineinandergreifen, das wie im Geleiſe einer unſichtbaren Notwendigkeit ging, machte das Weſen im blauen Rocke, in dem er ſich ſo groß fühlte, überflüſſig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging; von demſelben, dem er ſchon ſo viel zu verzeihen hatte und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht oder wollte nicht wiſſen, welchen Zauber eine geſchloßne Perſönlichkeit ausübt, obgleich er ſelbſt widerwillig ſie anerkennen mußte, und noch weniger, daß dieſe ihm fehlte und der Bruder ſie beſaß. Er war bei ſich einig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er ſelbſt mit Genugthuung ſich zu edel fühlte. Dadurch hatte jener die Leute ihm abſpenſtig gemacht. Apollonius hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Argliſtige ſein muß, auf der Hut; denn ſolche Feinde kann man nur mit ihren eignen Waffen beſiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieſer ſeine ſchlimmen Pläne ſicherer zu bergen meinte; er vergalt ihm und machte ihn leichter unſchädlich, wenn er unter derſelben Maske ſeine Wachſamkeit barg. Die gutmütige Willigkeit Apollonius, ſich ihm äußerlich unterzuordnen, erſchien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem

Argliſtigen gewonnen, wiſſend teilnahmen. In ſeiner Empfindlichkeit griff er ſelbſt nach den Mitteln, die er bei dieſem vorausſetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Umſtand, daß Apollonius ihm ſelbſt imponierte, wenn er auch dieſen Grund nicht hätte gelten laſſen. Er legte den blauen Donnerrock beiſeite und ſtieg bis auf die unterſte Sproſſe ſeiner Jovialität herab. Er begann durch Winke, dann allmählich durch Worte ſein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohldieneriſchen Eindringlings ſeufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Mut hatte, ſie zu offner Widerſetzlichkeit zu reizen, ſuchte er ſie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann, ſie täglich zu traktieren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor in dem Geleiſe, das Apollonius vorgezeichnet hatte.

Der gemeine Mann hat den ſcharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen ſeiner Vorgeſetzten. Durch dies Bemühen, das ſie durchſchauten, verlor Fritz Nettenmair noch den letzten Reſt ſeiner Achtung; ſie lernten daraus, wenn ſie es noch nicht wußten, mit wem ſie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären ſie ungewiß geweſen, ſo hätte ſie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder beſtimmen können. Und da ſie nicht ſo fein waren und auch nicht die Gründe dazu hatten, wie Fritz Nettenmair, gab ſich ihre Meinung unverhohlen kund. Sie nahmen ſich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg ſeiner Herablaſſung ein ganz andrer war, als den er beabſichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um ſich zuſammen, pfiff ſchrillender als je, ſodaß es drüben in der großen Glocke wiedertönte; ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal ſo hoch am ſchwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entſchiedenheit ſeines frühern Huſtens und Ausſpuckens

war ein Kinderspiel gegen sein jetziges. Aber die Arbeiter wußten bald, dergleichen geschah nur in Apollonius Abwesenheit, und dessen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die schwersten Gewitter aus der Fassung.

Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherstellung seiner verlornen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich schrieb er auch das Ergebnis seiner falschen Maßregeln auf Apollonius immer wachsende Rechnung. Das Gefühl, überflüssig zu sein, packte ihn wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieselben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem ältern Sohne der Schieferschuppen. Wenigstens so lange er Apollonius auf seinem Fahrzeug oder auf dem Kirchendache sah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnstube. Seine Kinder — das war leicht, da er selbst sich nicht um sie bekümmerte — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit schlechten Mitteln — gewonnen. Diese schlechten Mittel waren eben die, die er selbst nie anwendete: unabsichtliche Güte und weise Strenge der Liebe. Aber auch in seiner Frau sah er immer mehr etwas, wie einen natürlichen Bundesgenossen des Bruders gegen ihn. Das sah er lange vorher, ehe er noch den geringsten wirklichen Anlaß dazu hatte, und das war der Schatten, den seine Schuld in die Zukunft seiner Phantasie warf. Ihr altes Gesetz wird ihn zwingen, durch die Verkehrtheit seiner Abwehrmittel den Schatten selber zur wirklichen, lebendigen Gestalt zu machen und vergeltend in sein Leben hereinzustellen.

Ahnungsvolle Furcht schien ihm, in lichten Zwischenblicken vorüberflatternd, von diesem Kommen zu sagen, das veränderte Benehmen gegen seine Frau müsse es beschleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen sie, aber auch diese Jovialität trug

ein Etwas von der Natur des schwülen Bodens an sich, aus dem sie erwuchs.

Man preist ein Heilmittel gegen solche Krankheit; es heißt Zerstreuung, Vergessen seiner selbst. Als ob der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffes, als ob man da sich vergessen müßte, wo es doppelt Vorsehen gilt. Fritz Nettenmair nahm es.

Von nun an fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand sich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er sie drohen sah. Er war mehr außer als in seinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nötiger, als ihm. Das rächende Schuldbewußtsein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als schon wirklich in die Gegenwart voraus. Und seine Frau stand noch so sehr auf seiner Seite, daß sie dem Bruder nun zürnte, dessen Einfluß sie in dem veränderten Benehmen des Gatten erkannte — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Diese Erwartung hatte schon dem Kommenden nur die eine Wange zugewandt und die Wange so mit Rot gefärbt, als wäre sie schon erfüllt. Wußte sie denn nicht, er war nur gekommen, um sie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine schwere Wolke drückte, wie eine unverstandne Ahnung, begriff nur das eine: der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus. Er vermied die Orte, die sie aufsuchten. Er hätte sie schon vermieden aus dem innersten Bedürfnis seiner Natur, das auf Zusammenfassen, nicht auf Zerstreuen ging. Die Einsamkeit wurde ihm ein besser Heilmittel, als den beiden die Zerstreuung. Er sah, wie anders die Schwägerin war, als sie ihm vordem geschienen. Er mußte sich Glück wünschen, daß seine süßesten Hoffnungen sich nicht erfüllt. Die Arbeit gab

ihm genug Empfinden ſeiner ſelbſt; was ſie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfnis ihres Alters, ſich an einem fertigen Menſchenbilde aufzuranken, das Liebe gebend und nehmend ihr Muſter wird und ihr Maß der Perſonen und Dinge, drängten ſie ſich um den Onkel, der ihrer ſo freundlich pflegte, als fremd die Eltern ſie vernachläſſigten. Wie konnte er wiſſen, daß er damit die Schuld wachſen machte in ſeiner Rechnung beim Bruder.

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die ſich rings aufballten um ſein Haus, in ſeiner Blindheit keine Ahnung? Oder war ſie es, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er Apollonius begegnend gleichgiltige Worte mit ihm wechſelte. Dann kämpften zwei Mächte auf ſeiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenſchirm nicht ſah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat ſich ſo tief in die Wolke eingeſponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn, und keiner mehr hinein. Er giebt ſich das Anſehen, als wiſſe er um alles. Thut er anders, ſo zeigt er der Welt ſeine Hilfloſigkeit und fordert die Welt ſelber auf, ſie zu mißbrauchen. Und wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit ſagen? Nein! Er hält die Welt ſo verſtockt gegen ihn, als er gegen ſie iſt. Er fragt nicht. Er lauſcht, wo er weiß, man ſieht ihn nicht lauſchen, fieberiſch geſpannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin iſt; ſeine geſpannte Phantaſie baut Felſen daraus, die ihm die Bruſt zerdrücken, aber er fragt nicht. Er träumt von nichts, als von Dingen, die Schande bringen über ihn und ſein Haus; er leert die ganze Rüſtkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die die Welt kennt. Was keine Schande iſt, ſteigert ſich ſeinem krankhaft geſchärften Ehrgefühl dazu, das keine Ruhe wohlthätig abſtumpft; aber er trägt lieber, was die tiefſte Schande iſt, als daß er

fragt. Er thut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Thun zeigt ungeboren ſchon der Mutter Seele ſein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld iſt, daß ſie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verſtrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn ſtehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was ſchlimm iſt, zu neuer Schuld. Wohl dem, der ſich dieſer Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen ſelbſt nicht retten, ſo kann er den übrigen ein Engel ſein. Dieſe vier Menſchen, in all ihrer Verſchiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld verſehrt! Welch Schickſal werden ſie vereint ſich ſpinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Läden?

Nun waren ſchon Wochen vergangen ſeit Apollonius Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr gemacht. In den erſten Tagen las Fritz Nettenmair ein krampfhaftes Zuſammennehmen, ein verzweifeltes Gefaßtmachen in ihrem Weſen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwundrung erſchien. Er ſah, und nur er, wie ſie immer mutiger den Bruder zu beobachten begann, wo der nicht ahnte, ihr Blick ſei auf ihn gerichtet. Sie ſchien ſein Weſen, ſein Thun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Fritz Nettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide ſich glichen. Er mühte ſich, den Widerwillen der jungen Frau zu ſeiner alten Stärke aufzuſtacheln. Er that es, während er fühlte, wie vergeblich es war; denn ein einziger Blick auf das milde, rechtſchaffne Antlitz des

Bruders mußte niederreißen, was er mühsam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie fein er zu Werke gehen mußte, und wie plump er doch zu Werke ging; denn dieselbe Macht, die sein Gefühl für das Maß schärfte, riß ihn im Handeln darüber hinaus. Er wußte, was er begonnen, mußte seinen Gang vollenden zu seinem Verderben. Er suchte Vergessen und riß seine Frau immer tiefer mit hinein in den Wirbel der Zerstreuung.

Arzneimittel sollen in übergroßer Gabe angewandt das Gegenteil wirken. So geschah es mit dem Mittel Fritz Nettenmairs; wenigstens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte sie sich sonst nach dem Feste des Vergnügens gesehnt; nun dies der Alltag geworden war, zog sie die Sehnsucht nach dem stillen Leben daheim. Übersättigt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte sie nun erst, es gab auch andre; Leute, die ihren Gatten nach anderm Maßstabe maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenschen. Sie dachte an den ledernen Ball den Abend von Apollonius Ankunft. Damals war sie Apollonius ausgewichen; sie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt suchte sie mit den Augen durch den Saal; niemand sah es als Fritz Nettenmair, der es am wenigsten zu sehen schien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer als je. Sie hatte nur das Gefühl der Langenweile, das nach Abwechslung aussieht; sie wußte nicht, daß sie jemand suchte. Fritz Nettenmair wußte es und wollte vor Lachen ersticken. Er wußte mehr, als sie; er wußte, wen sie suchte. Gegen alle andre Welt jovial, that er gegen sie den blauen Rock an.

Er wird sie bald dahin bringen, den sonst Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie saß im Garten, während der alte Herr seine schweren Mittagsträume träumte. Fritz Nettenmair lag

in der Stube auf dem Sofa und trug die Nachwehen einer durchschwärmten Nacht. Vorher hatte er nach dem Turmdache gesehen. Sie fühlte sich so eigen wohl daheim. Und sollte sie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um sie? Sie dachte nicht daran, wie oft sie sich von den Kindern fortgesehnt hatte in den Wirbel, der sie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben spielten zu ihren Füßen, so still, als wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht so; war der alte Herr im Gärtchen, sie hätten sich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umschlungen, die selber in der Unberührtheit ihres Wesens noch ein Mädchen schien. Wenig mehr von der Ähnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche gewesen, nur Äußerliches schien die heitern Linien berührt zu haben: kein tiefinnres Erlebnis hatte seine Marke ihnen aufgeprägt.

Das kleine Mädchen hatte dem erwachsnen, seiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in seiner Weise manches zweimal, manches nur halb erzählt. Jetzt erhob sie mit altkluger Ernsthaftigkeit das Köpfchen, sah die Mutter bedenklich an und sagte: Was das nur ist?

Was? fragte die Mutter.

Wenn du da gewesen bist und fortgehst, sieht er dir so traurig nach.

Wer? fragte die Mutter.

Nun, der Onkel Apollonius. Wer sonst? Hast du ihn gescholten? Oder geschlagen, wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du hast ihm doch gewiß etwas gethan; sonst wär er nicht so betrübt.

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war das doch für ein eignes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel

fallen lassen und merkte es nicht. War sie erschrocken? Es war ihr, als wäre sie erschrocken, etwa so, wie man erschrickt, hat man mit einem Menschen geredet und wird plötzlich inne, es ist ein andrer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wolle sie beleidigen, und nun sagt das Kind: Du hast ihn beleidigt! Sie blickte auf und sah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hause kommen. In demselben Augenblick stand ein andrer Mann zwischen ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachsen. Es war Fritz Nettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in seltsamer Hast von einer gleichgiltigen Frage auf den „ledernen Ball." Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie jedermann sich beleidigt fühle von der Beschimpfung, daß Apollonius sie damals nicht aufgezogen hatte, nicht einmal zum ersten Tanze. Eigen war es, wie sie jetzt daran erinnert wurde, empfand sie es stärker, als je; aber nicht zürnend, nur wie mit wehmütigem Schmerze. Sie sagte das nicht. Es war nicht nötig. Fritz Nettenmair war wie ein Mensch im magnetischen Schlaf. Er brauchte sie nicht anzusehen; mit geschloßnen Augen, von einem Baumblatt, einer Zaunlatte, von einer weißen Wand las er ab, was sein Weib fühlte.

Wir werden ihn bald los werden, denk ich, fuhr er fort, als hätte er nicht an der Stallwand gelesen. Es ist kein Platz für zwei Haushälte hier. Und die Anne ist weiten Raum gewöhnt.

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „Ledernen" tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war seither öfter hier gewesen, unter Vorwänden, die ihre hochrote Wange Lügen strafte. Auch ihr Vater, ein angesehner Bürger, hatte sich um Apollonius Bekanntschaft gemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

Die Anne? rief die junge Frau wie erschreckend.

Gut, daß sie nicht lügen kann, dachte Fritz Nettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen sich zu verstellen, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zu gut. Er hatte die Eifersucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Thorheit, und er bereute sie schon. Sie kann sich nicht verstellen; und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verraten, was in ihr vorgeht; ihre Aufregung muß ihr selber verraten, was in ihr vorgeht. Noch weiß sie es selbst ja nicht. Und dann — er stand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt; er sah sie sich verstehen; und dann, zwängte er zwischen den Zähnen hervor, daß jede Silbe daran sich blutig riß, und dann — wird sies schon lernen!

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnstube. Er muß doch einen Vorwand machen, warum er da vorbeikam, wo er sie allein dachte, da er weiß, ich hab ihn gesehen! So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnstube auf ihn. Der Bruder gab sich durch seine Wendung auf den Fersen recht, als er ihn sah. Apollonius suchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemütlichen Gesellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört und wußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. Und da befiehlst du, ich soll ihn fortschicken? fragte Fritz und konnte nicht verhindern, daß sein Groll einmal durchschimmerte durch seine Verstellung. Apollonius mußte aus dem Tone, mit dem er sprach, seine wahre Meinung herauslesen. Sie hieß: Du möchtest auch in den Schuppen dich eindrängen und mich von da vertreiben. Versuchs, wenn dus wagst!

Apollonius sah dem Bruder mit unverhehltem Schmerz in das Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rockklappe, als wollte er wegwischen, was sein Verhältnis zu dem Bruder trübte, und sagte:

Hab ich dir was zu leid gethan?

Mir? lachte der Bruder. Das Lachen ſollte klingen wie: Ich wüßte nicht, was? aber es klang: Thuſt du was anders, willſt du was anders thun, als wovon du weißt, daß es mir leid iſt?

Ich wollte ſchon lange dir etwas ſagen, fuhr Apollonius fort, ich wills morgen; du biſt heute nicht gelaunt. Das mit dem Geſellen mußteſt du erfahren, und es war nicht ſo gemeint, wie dus aufnahmſt!

Freilich! Freilich! lachte Fritz. Ich bin überzeugt. Es war nicht ſo gemeint!

Apollonius ging, und Fritz ergänzte ſeine Rede: Es war nicht ſo gemeint, wie du, Federchenſucher, mich glauben machen willſt. Und anders gemeint, als ichs aufnahm? Du meinſt, ich hab — der Geſelle iſt ein ſchlechter Kerl; aber du hätteſt mich nicht gewarnt, hätteſt du keinen Vorwand gebraucht! Er machte ſeine überlegne Wendung auf den Ferſen; in ſeinen verwüſteten Zuſtand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatiſcher Kunſt, durch Halbſagen zu verſchweigen, gefreut.

Die Freude war ſchnell vorübergehend; die alte Sorge ſchraubte ihn wieder auf ihre Marterbank. Und noch eine jüngere hatte ſich ihr zugeſellt. Er hatte das Geſchäft vernachläſſigt; der Geſelle, in ſeiner Abweſenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu beſtehlen, und ſie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er ſchon lange nicht mehr thätig; Apollonius mußte einen Geſellen mehr annehmen und für den Bruder einſtellen. Er verdiente ſchon lange nichts mehr und verſäumte doch dabei kein öffentlich Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachſende Neigung zum Sinken und war nur durch wachſende Maſſen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte ſich in Schulden geſteckt und vergrößerte ſie noch täglich. Und doch mußte einmal der

Augenblick kommen, wo der mühsam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur so lang der Geachtete war, als der Jovialste der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwert solcher Achtung und solchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht stark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene wie diese kam ihm von dem Bruder, nur von ihm!

Wohligs Anne war öfter dagewesen seit Apollonius Ankunft, und die junge Frau hatte in dem Glauben, der in naiven Gemütern die natürliche Folge der eignen Wahrhaftigkeit ist, an ihren gesuchtesten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich so scharfsichtig geworden, daß der erkannte Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erschien. Das Mädchen war ihr zuwider, das so falsch sein konnte, und sie selbst zu ehrlich, das zu verbergen. Anne suchte den Grund dieses Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menschen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte selbst geäußert, sie würde ihm einen Korb geben, wenn er es wagen würde, sie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzusehen, sie ließ ihn des Aufenthalts in seinem Vaterhause nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; sie sprach von ihren Gedanken aus, was ausgesprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung bloßzugeben. Christiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremdem Munde vernehmen, den schon das eigne Kind ihr gemacht hatte.

Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen sehen. Aber nichts zeigte sich in seinem Gesichte, was ihrer nur halb verstandnen Furcht recht gegeben

hätte. Und ſo ſah auch Fritz Nettenmair, der dem Bruder aus dem Verſteck der Hinterthür nachblickte, auf ihrem Antlitz nicht ſo viel, als er gefürchtet hatte, zu ſehen.

Das Kind ſagt: Du haſt ihm was gethan; die Anne ſagt: Du haſſeſt ihn, du läßt ihn nicht froh werden. Und ſein traurig Nachblicken — bald ertappt ſie ihn ſelbſt unbemerkt dabei — ſagt dasſelbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte zuckte es dazwiſchen, er ſah der Anne nicht traurig nach und auch nicht freudig, nein! gleichgiltig, wie jedem andern ſonſt. Ihr wird geſagt: Du haſſeſt ihn; du haſt ihn beleidigt, und du willſt ihn kränken, und ſie hat geglaubt, er haſſe ſie, er will ſie kränken. Und hat er ſie nicht gekränkt? Sie blickt in lang vergangne Zeit zurück, wo er ſie beleidigte. Sie hat ihm ſchon lang nicht mehr darum gezürnt, ſie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann ſie jetzt noch darum zürnen, wo er ein ſo andrer iſt; wo ſie ſelbſt weiß, er beleidigt ſie nicht; wo die Leute ſagen und ſein trauriger Blick, ſie beleidige ihn? Und wie ſie zurückſinnt, eifrig, ſo eifrig, daß die Muſik wieder um ſie klingt, und ſie wieder unter den Geſpielinnen ſitzt im weißen Kleide mit den Roſaſchleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenſtern entlang, und wieder aufſteht, von dem dunkeln Drang getrieben, und durch die Tanzenden hindurch träumend nach der Thüre geht — da draußen; iſt das nicht dasſelbe Geſicht, das ihr jetzt nachſieht, wenn ſie geht, ſo ehrlich, ſo mild in ſeiner Wehmut? Iſt es nicht dasſelbe eigne Mitleid, das jetzt auf Tritt und Schritt mit ihr geht, und ſie nicht läßt, wie damals? Dann wich ſie ihm aus und ſah ihn nicht mehr an, denn er war falſch. Falſch! Iſt er es wieder? Iſt er es noch?

Eine Nachtigall ſchlug in dem alten Birnbaume über ihr, ſo wunderbar und wie gewaltthätig innig und tief. Vom Georgenturm bliesen vier Poſaunen

den Abendchoral. Über ihnen und wie von ihren ſchwellenden Tönen getragen fuhr Apollonius auf ſeinem leichten Schiffe. Das Abendrot vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin ſie ſah, glänzten die treuen, trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachſah, wenn ſie ging. Das kleine Mädchen ſah mit ihnen auf zu ihr und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er ſei. Oder erzählte ſie von damals? Es war keine Zeit mehr, Sonſt und Jetzt war eins. Die letzte Ähnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verſchwunden. Ihre Seele ſchauerte hoch oben zwiſchen Himmel und Erde. Was ſie anſah, war ein Rätſel mit ſüßer Deutung, aber ſie kannte ſie nicht. Sie ſelbſt war ſich ein Rätſel. Ihrem Gatten war ſie es nicht.

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das ſein möchte, was Apollonius ihm morgen ſagen wollte; morgen, weil ich heute nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchenſucher in meine Karten ſehen laſſen. Hätt ichs nicht, wär er plump herausgegangen; nun hab ich ihn gewarnt und vorſichtig gemacht. Ich bin bin zu ehrlich mit ſolch einem falſchen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will morgen „gelaunt“ ſein, ich will thun, als wär ich blind und taub! Als ſäh ich nicht, was er will, und wärs noch deutlicher. Eine Spinnenwebe auf meine Rockklappen, damit er was zu bürſten hat. Ich kanns nicht leiden, wenn mir ſo einer ins Geſicht ſieht, ſolch ein Heuchler!

So vorbereitet und entſchloſſen, den Liſter zu überliſten, gelte es auch die ſchwerſte Probe von Selbſtbeherrſchung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage ſeiner harrend. Auch Apollonius hatte ſeinen

Entſchluß gefaßt. Er wollte ſich von keiner Laune ſeines Bruders mehr irren laſſen; es kam ja eben darauf an, allen dieſen Launen ihre Quelle abzuſchneiden. Fritz bot ihm den unbefangenſten, jovialſten guten Morgen, der ihm zu Gebote ſtand.

Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willſt, ſagte Apollonius, ſo hoff ich, dieſer Morgen ſoll der beſte ſein für dich und mich und uns alle.

Und uns alle, wiederholte Fritz und legte von ſeiner Erklärung der drei Worte nichts in ſeinen Ton. Ich weiß, daß du immer an uns alle denkſt; darum rede nur jovial vom Herzen weg, ich machs auch ſo!

Apollonius ließ die beabſichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorſichtig ſein gelernt, aber klug und vorſichtig gegen einen Bruder ſein, hätte ihm Falſchheit geſchienen. Selbſt hätte er die Falſchheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf deſſen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte ſich ſeine Erfahrung als Täuſchung ausgeredet.

Ich glaube, Fritz, begann er herzlich, wir hätten anders gegeneinander ſein ſollen, als wir ſeither geweſen ſind! Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf ſich. Der Bruder ſchob ihm in Gedanken die ganze zu und wollte jovial das Gegenteil verſichern, als Apollonius fortfuhr. Es war nicht zwiſchen uns, wie ſonſt, und wie es ſein ſollte. Die Urſache davon iſt, ſoviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andre?

Ich weiß keine, ſagte der Bruder mit bedauerndem Achſelzucken; aber er dachte an Apollonius Heimkunft gegen ſeinen Rat, an den Ball, an die Beratung auf dem Kirchenboden, an ſeine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem

letztern arbeite, und wie viel darauf ankomme, seine nächste Absicht zu erraten und zu vereiteln.

Apollonius sprach indes fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Absicht gethan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannst du mir den Grund sagen? Ich will sie nicht anklagen; es ist möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann ists gewiß nichts, was zu loben oder nur zu schonen wäre. Und ich will dann eben so gewiß der letzte sein, es zu schonen, weiß ich nur, was es ist. Weißt dus, so bitte, sag es mir. Etwas Schlimmes darfst auch du nicht an mir schonen, und thäte dirs auch noch so weh. Weißt dus und sagst mirs nicht, so ists nur darum. Aber du kränkst mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz! —

Fritz Nettenmair that, was Apollonius eben gethan hatte; er maß den Bruder in seinen Gedanken nach sich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius Nachteil ausfallen. Apollonius nahm sein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort.

Weißt dus nicht, fuhr er fort, so laß uns zusammen zu ihr gehen und sie fragen. Ich muß wissen, was ich thun soll. Das Leben seither darf nicht so fortgehen. Was würde der Vater sagen, wenn ers wüßte! Mir ists Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es ist für uns alle besser, Fritz. Komm, laß es uns nicht verschieben!

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er sollte ihn zu ihr führen! Er sollte ihn jetzt zu ihr führen! Wußte Apollonius schon von ihrem Zustande und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn sie sich jetzt nur sahen, mußten sie sich verstehen. Dann war es da, was zu verhindern

er seit Wochen sich keine Stunde lang Ruhe gegönnt hatte. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungsanstrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften jetzt nicht einander gegenüberstehen; sie durften sich jetzt nicht sehen, bis er eine neue Scheidemauer zwischen sie gebaut hatte. Woraus? Darauf zu sinnen war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu ihr zu verhindern; Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er:

Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt? Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne seine Wahl zu dieser Frage.

Apollonius war schon an der Thür. Er wandte sich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die diesem eine teuflische schien, weil er ihm nicht in das ehrliche Gesicht sah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangst ertappt haben, hätte dieser es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, so ohne die mindeste Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängsten könnte, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen.

Früher, entgegnete Apollonius, mußt ich fürchten, sie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb gewesen sein, als mir.

Der Bruder lachte und bejahte in seiner jovialen Weise mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu thun. Und sein: Und jetzt? schien nun vom Lachen halb erstickt, nicht von etwas anderm.

Deine Frau ist anders seit einiger Zeit, fuhr Apollonius vertraulich fort. —

Sie ist — antwortete Fritz Nettenmairs Zusammenzucken wider seinen Willen und wollte sagen,

wofür er ſie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würde er ſelbſt, der ſie dazu gemacht hatte, es ihm ſagen? Nein, es iſt noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß, er kann es noch verzögern. Er hält mit Gewalt ſeiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: Und woher weißt du, daß ſie — anders iſt? wüßte er nicht, ſeine Stimme wird zittern und ihn verraten. Er muß ja wiſſen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er ſie ſchon geſprochen? Hat er es ihr von fern aus den Augen geleſen? Oder iſt ein drittes im Spiel? ein Feind, den er ſchon haßt, ehe er weiß, ob er vorhanden iſt?

Apollonius ſcheint ein Etwas von des Bruders unglückſeliger Leſegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; ſein Geſicht iſt abgewandt; er kramt tief im Schranke und ſucht wie ein Verzweifelnder und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius.

Dein Ännchen hat mirs geſagt, entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. Onkel, ſagte das närriſche Kind, die Mutter iſt nicht mehr ſo bös auf dich; geh nur zu ihr und ſprich: Ich wills nicht mehr thun; dann iſt ſie gut und giebt dir Zucker. So hat ſie mich auf den Gedanken gebracht. Es iſt wunderbar, wies manchmal iſt, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Ännchen kann uns allen ein Engel geweſen ſein!

Fritz Nettenmair lachte ſo ungeheuer über das Kind, daß ſich Apollonius Lachen wieder an dem ſeinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet hatte; ihm war das Kind ein Teufel geweſen und konnte es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit ſeinem „verfluchten“ Einfall. So ſehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerſtückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. Morgen meinetwegen oder heut nachmittag noch; jetzt hab ich un-

möglich Zeit. Jetzt begleit ich dich nach Sankt Georg. Ich hab einen nötigen Gang. Morgen! Über das verwünschte Kind!

Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernst das lachende „verwünscht“ gemeint war. Er sagte, selbst noch über das Kind lachend: Gut. So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es soll ein ganz ander Leben werden, als seither! Der gute Apollonius freute sich so herzlich über des Bruders Freude! Noch als er bereits wieder auf seinem Fahrzeuge um das Kirchendach flog.

Eben so rastlos umschwankte seines Bruders Furcht, das dunkle Etwas, das über ihm schwankte und ihn zu begraben drohte; noch emsiger hämmerte sein Herz an den brechenden Plänen, den Sturz zu hindern: aber sein Gedankenschiff hing nicht zwischen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer und immer tiefer, zwischen Erde und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

Ännchen hatte die Mutter wieder umschlungen, die in der Laube saß. Sie sah wieder mit Apollonius Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam sie nach Kinderweise von ihm ab, so leitete die Mutter mit unbewußter Kunst sie wieder zu ihm zurück. Dann rauschte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es sei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht weil es nicht von Apollonius sprach. Hätte sie hingesehen, sie wäre entsetzt aufgesprungen von der Bank. Was die Blätter rauschen machte, war das stürmische Erzittern einer

geballten Faust. Darüber stand ein rotes Gesicht, verzerrt von der Anstrengung, die die gehobne Faust zurückhielt, sonst hätte sie das lächelnde Gesicht des Kindes getroffen, das, so jung, schon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderische Gesicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau ist die Lieblingsfarbe Apollonius. Sein Kind trägt seines Todfeindes Livree. Und die Mutter — o, Fritz Nettenmair kann sich noch auf die Zeit besinnen, wo sie täglich so gekleidet ging wie heute. Und fürchtet sie das nicht? Glaubt sie, was damals vorgegangen, giebt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es seine Schande ist? Das alles reißt an der gehobnen Faust.

Jetzt sagt die Mutter vor sich hin und hat das Mädchen vergessen: Der arme Apollonius! — Was hält die Faust zurück? — Ich muß Fritz sagen, wie er mich dauert. Er ist so gut. Nicht, Ännchen? Ännchen singt und hört die Frage nicht. Sie bedarf auch keiner Antwort. Fritz ist zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich habs lang vergessen. Er ist anders, und Fritz thut ihm unrecht, wenn er meint, er ist noch immer so. Und vielleicht ist er nie so gewesen, und die Menschen haben Fritz belogen. Wir wollen gut sein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kanns nicht mehr ertragen, wie er traurig ist. Ich wills ihm sagen, dem Fritz! So schließt die junge Frau ihr Selbstgespräch; ihr ganzes süß vertrauliches Mädchenwesen ist wieder aufgewacht, und Fritz Nettenmair begreift, das Thun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erschaffen, was noch nicht ist, muß beschleunigen, was kommen wird. Er ist arm geworden, entsetzlich arm. Die Zukunft ist nicht mehr sein; er darf nicht auf Tage hinausrechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß festhalten, was zwischen dem gegenwärtigen ist und dem nächst-

kommenden. Und dazwiſchen iſt nichts als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt wie er alles that, wie er ſelbſt war, oberflächlich — und jovial. Das Gewiſſen hat ſeine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verluſt hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätte er ſie früher ſo geliebt, wie jetzt ihre tiefſte Seele hätte ſich ihm vielleicht geöffnet, ſie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zuſammengelebt, ſind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts von einander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter, iſt ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tiefern Bedürfniſſe ihres Herzens nicht geweckt, er kannte ſie nicht; er hätte ſie nicht befriedigen können. Er erkennt ſie erſt, wie ſie ſich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erſt, was er beſaß, ohne es zu haben, nun es einem andern gehört. Mit welcher Empfindung ſieht er die Knoſpe ihres Angeſichts ſich entfalten, die er ſchon für die Blume hielt! Welch nie geahnter Himmel öffnet ſich da, wo er ſonſt Genüge hatte, ſein eigen Spiegelbild zu finden. Und wie viel er ſah; all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufſtaunen und dienendem Ergeben zu faſſen, der in der Morgenröte dieſes reinen Angeſichtes aufging, war ſein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick ſeinen Haß. Er mußte ſich fortſchleichen, um das Geſtändnis ſeiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, deſſen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, ſo ſanft es war.

Gegen abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerſtimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie ſaß unfern der verſchloßnen Schuppenthür im Graſe. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergaſſe in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den

Bruder mit Wohligs Anne auf. Anne sei die beste Partie in der ganzen Stadt, und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe schon an ihrer Aussteuer, und ihre Basen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Hause. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit sei? Sie hatte sich entfernen wollen; sie vergaß es; sie vergaß das Atmen. Und drauf hätte sie fast laut aufgejubelt: Apollonius sagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht, noch sonst eine.

Der Bruder lachte. Drum hast du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und sie heimgeleitet?

Mit deiner Frau hätte ich getanzt, entgegnete Apollonius. Du warntest mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil sie so unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachtest mir die Anne, und wie du gingst, fragtest du sie, ob ich sie heimbegleiten dürfte. Da konnt ich nicht anders. Ich habe nie daran gedacht, die Anne —

Zu heiraten? lachte der Bruder. Nun sie ist auch zum — Spaße hübsch genug und der Mühe wert, sie vernarrt in dich zu machen.

Fritz! rief Apollonius unwillig. Aber es ist nicht dein Ernst, besänftigte er sich selbst. Ich weiß, du kennst mich besser; aber auch im Scherz soll man einem braven Mädchen nicht zu nahe treten!

Pah, sagte der Brnder, wenn sie es selbst thut. Was kommt sie uns ins Haus und wirft sich dir an den Kopf?

Das hat sie nicht, entgegnete Apollonius warm. Sie ist brav und hat sich nichts Unrechtes dabei gedacht!

Ja, sonst hättest du sie zurechtgewiesen, lachte Fritz, und es lag Hohn in seiner Stimme.

Wußt ich, ſagte Apollonius, was ſie dachte? Du haſt ſie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts gethan, was ſolche Gedanken in ihr erwecken konnte. Ich hätts für eine Sünde gehalten.

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Chriſtianen fiel es nicht ein, ſie hätten auch auf den Gang kommen können, wo ſie ſtand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war ſelber falſch. Er hatte ſie belogen und Apollonius belogen, und ſie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der ſo brav war, daß er nicht über die Anne ſpotten hören konnte, hatte auch ihrer nie geſpottet. Alles war Lüge geweſen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falſch war, und Apollonius brav. Ihr innerſtes Herz wandte ſich von dem Verfolger ab und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle ſtieg ein neues heiliges ſiegend auf, und ſie gab ſich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unſchuld hin. Sie kannte es nicht. Daß ſie es nie kennen lernte! Sobald ſie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und ſchon rauſchen die Füße durch das Gras, auf denen die unſelige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte ſeine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu ſeinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte ſich nicht entſcheiden. Er wurde noch ungewiſſer, als er vor ihr ſtand. Er las, was ſie fühlte, von ihrem Antlitz; es war zu ehrlich, um etwas zu verſchweigen: es kannte zu wenig, wovon es ſprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte ſie über ihre Gefühle aufklären, ſie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze faſſen. Er konnte ſie zwingen — wozu? Zur Verſtellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung,

wenn sie einmal wußte, was sie wollte? Würde sie nicht zu sich sagen, den Betrüger betrügen, das Gestohlne heimlich wieder nehmen, ist kein Betrug, kein Diebstahl? Das war es! Das Bewußtsein seiner Schuld verfälschte ihm die Dinge, die Menschen. Er kannte das starke Ehrgefühl seiner Frau, wie die bis zum Eigensinn feste Rechtlichkeit des Bruders, und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem Einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu sein.

So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des Federchensuchers Narrheiten. Er wußte, kleine Lächerlichkeiten sind geschickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben; wie es ihn bei nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei einer Arbeit seinen gewöhnlichen Eigensinn vergessen, oder ein Arbeiter hatte das strenge Wort nicht verdient, das er, vom Drang der Geschäfte erhitzt, gegeben; wie er aus dem Bette aufgesprungen war, um ein Lineal, das er im schiefen Winkel mit der Tischkante liegen gelassen hatte, in den rechten zu rücken. Dabei strich und blies Fritz Nettenmair sich eingebildete Federchen von den Ärmeln. Er sah wohl, seine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu stärkern Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in sich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weise er sie öffentlich verspotte.

Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgestiegen. Offne, naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falschheit, vielleicht weil sie instinktmäßig fühlen, wie waffenlos sie vor diesem Feinde stehen. Sie zitterte vor Erregung, als

ſie aufſtand und ſagte: Du könnteſt das thun, du; er nicht!

Fritz Nettenmair ſchrak zuſammen. In dem Anblick der Geſtalt, die voll Verachtung vor ihm ſtand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der Unſchuld dem Sünder gegenüber. Er raffte ſich mit Anſtrengung zuſammen. Hat er dir das geſagt? Seid ihr ſchon ſo weit? preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hauſe gehen; er hielt ſie auf. Sie wollte ſich losreißen.

Alles haſt du gelogen, ſagte ſie, ihn haſt du belogen, mich haſt du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm ſprachſt.

Fritz Nettenmair atmete auf. So wußte ſie nicht alles. Mußt ichs nicht? ſagte er, indem ſein Auge ſich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. Mußt ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchenſucher dich verachten? Noch drückte ihr Blick den ſeinen nieder. Weißt du, was du biſt? Frag ihn doch, was eine Frau iſt, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkſt du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken ſollteſt? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherſchleichſt, wo du meinſt, ihn zu ſehen. Und meinſt, die Menſchen ſind blind. Frag ihn doch, wie er ſo eine nennt? O, die Leute haben ſchöne Namen für ſo eine!

Er ſah, wie ſie erſchrak. Ihr Arm bebte in ſeiner Hand. Er ſah, ſie begann ihn zu verſtehen, ſie begann ſich ſelbſt zu verſtehn. Er hatte ihren Trotz gefürchtet und ſah, ſie brach zuſammen, das Zornesrot erblich auf ihrer Wange, und Schamröte ſchlug wild über die bleiche hin. Er ſah, wie ihr Auge den Boden ſuchte, als fühlte es die Blicke aller Menſchen auf ſich gerichtet, als hätten der Schuppen, der Zaun, die Bäume Augen, und alle bohrten ſich in das ihre. Er ſah, wie ſie in der Jähheit der Erkenntnis ſich

ſelbſt ſo eine nannte, für die die Leute die ſchönen Namen haben.

Der Schmerz ſtrömte ſeinen Regen über die ſchamblutende brennende Wange, und die Thränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und ſein Tritt. Sie wollte ſich gewaltſam losreißen und ſah mit halb wildem halb flehendem Blicke auf, der ſterbend vor den tauſend Augen wieder zu Boden ſank. Er ſah, ſein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das ſchrecklichſte. Er hatte ſeinen ganzen Mut wieder.

Sags ihm, preßte er leiſe hervor, was du von ihm willſt. Wenn er iſt, wie du meinſt, muß er dich verachten!

Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers feſt, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen ſah, gewinkt hatte, herbeizukommen. Er ließ ſie, und ſie floh nach dem Hauſe. Apollonius blieb erſchrocken auf dem halben Wege ſtehen.

Da ſiehſt du, wie ſie iſt, ſagte Fritz zu ihm. Ich hab ihr geſagt, du wollteſt ſie fragen. Willſt du, ſo gehen wir ihr nach, und ſie muß uns beichten. Ich will ſehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der ſo brav iſt!

Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab ſich nicht gleich zufrieden. Endlich ſagte er: Du ſiehſt aber nun, es liegt nicht an mir. O, es thut mir leid!

Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungne Ausſöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte ſie leiſer, und diesmal klangen ſie wie ein Hohn auf Apollonius, wie höhniſches Bedauern über eine verfehlte Liſt.

Chriſtiane war nach der Wohnſtube geſtürzt und hatte die Thür hinter ſich verriegelt. An Fritz dachte ſie nicht; aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberiſchen Gedanken, hinaus in die Welt

zu fliehen; aber wohin sie sich dachte, im steilsten Gebirg, im tiefsten Walde begegnete er ihr und sah, was sie wollte, und er mußte sie verachten. Und was wollte sie denn? Wollte sie etwas von ihm? Wenn sie in Gedanken vor ihm floh und angstvoll eine Zuflucht suchte, war er es nicht wieder, zu dem sie floh? Wenn sie in Gedanken eine Brust umschlang, daran sich auszuweinen, war es nicht seine? Der Augenblick, der sie lehrte, sie wollte etwas Böses, hatte sie ja erst gelehrt, was sie wollte. Ännchen war im Zimmer; sie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem innern Kampfe; Ännchen sah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umschlang sie nach ihrer Weise und sah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius Augen. Ännchen sagte:

Weißt, du Mutter? der Onkel Lonius — die Mutter sprang auf und stieß das Kind von sich, als wäre er es selbst. Sag mir nichts mehr von — sag mir nichts mehr von ihm! sagte sie mit so zorniger Angst, daß das Mädchen weinend verstummte. Ännchen sah nicht die Angst, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über sich selbst. Das Mädchen log, als sie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht selbst die rote Wange gesehen, mit der sie seiner und des Bruders Frage auswich; dasselbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem sie den Heimkehrenden empfangen hatte?

Ach, es war ein wunderlich schwüles Leben von da in dem Hause mit den grünen Fensterläden, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam fast nicht zum Vorschein, und mußte sie, so lag brennende Röte auf ihren Wangen. Apollonius saß vom ersten Morgenschein auf seinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht

einbrach. Dann ſchlich er ſich leiſe von der Hintergaſſe durch Schuppen und Gang auf ſein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er ſaß von früh bis in die Nacht in einer Trinkſtube, von wo man nach der Ausſteigethür und dem Fahrzeug am Turmdache ſehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um ſich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerſtreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, ſein Auge flog unabläſſig mit den Dohlen um das ſteile Turmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es ſich, nie ſchlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Hausthür getreten war.

Im Schuppen und in der Schiefergrube ſchaltete der Geſelle an ſeiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geſchäfte; im Anfang ſchrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher, dann nicht mehr. Die Zerſtreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geſelle in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebſtähle vorgekommen; der Geſelle ſtand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängſtlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten ſich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Geſellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünſchen, am allerwenigſten von dem Geſellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmairs Grund, dem Geſellen zu vertrauen und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder geſagt hatte: Es thut mir leid, war er des Geſellen gewahr geworden. In ſeinem Grinſen hatte er geleſen, der Geſelle durchſchaute ihn und wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne

aufeinander; eine halbe Stunde ſpäter übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es koſtete wenig Worte. Der Geſelle verſtand, was Fritz ihm ſagte, daß er ſollte; er verſtand auch, was Fritz nicht ſagte und er dennoch ſollte. Fritz Nettenmair traute ſeiner Redlichkeit im Geſchäfte ſo wenig als Apollonius. Er erkannte, der Geſelle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, wovon außer ihm und Fritz Nettenmair niemand Kunde hatte und niemand Kunde haben durfte. Die Unredlichkeit des Geſellen dort haftete ihm für ſeine Redlichkeit, wo er ſie nötiger brauchte. Es war die Sorgloſigkeit fieberhafter Angſt um alles andre, was ſich nicht auf ihren Gegenſtand bezieht.

Der alte Herr im blauen Rock hatte ſchlimmere Träume als je; er horchte geſpannter als je auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus und baute immer größere Laſten über ſeine Bruſt. Aber er fragte nicht.

Es war eines Abends ſpät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenſter der Weinſtube Apollonius ſein Fahrzeug verlaſſen und an das fliegende Gerüſt binden ſehen, er eilte nach ſeiner Gewohnheit aus dem Wirtshauſe, um noch vor Apollonius heimzukommen. Er traf ſeine Frau in der Wohnſtube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geſelle trat herein und machte ſeine gewöhnliche Meldung. Dann ſagte er ſeinem Herrn etwas in das Ohr und ging.

Fritz Nettenmair ſetzte ſich zur Frau an den Tiſch. Hier ſaß er gewöhnlich, bis ein ſchlürfender Tritt des Geſellen im Vorhaus ihm ſagte, Apollonius ſei zu Bett gegangen. Dann ſuchte er ſein Weinhaus wieder

auf; er wußte, das Haus war vor Dieben ſicher, der Geſelle war bei der Wache.

Das Gefühl, wie er ſein Weib in ſeiner Hand hatte, und ſie ſich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen ſchwachen Wiederſchein der jovialen Herablaſſung über ihn zu werfen, die ehedem ſonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmairs geglänzt hatte. Heute war der Wiederſchein ſehr ſchwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden geſucht hatte, als es ſein Blick berührte. Er that einige gleichgiltige Fragen und ſagte dann:

Du biſt heute luſtig geweſen. Sie ſollte fühlen, er wiſſe alles, was im Haus geſchehe, ſei er auch ſelbſt nicht drin. Du haſt geſungen.

Sie ſah ihn ruhig an und ſagte: Ja. Und morgen ſing ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht ſoll.

Er ſtand geräuſchvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte ſie einſchüchtern. Sie erhob ſich ruhig und ſtand da, als erwarte ſie einen Angriff, den ſie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiſer und machte eine Handbewegung, vor der ſie erſchreckend zurückweichen ſollte. Sie that es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühls trat auf ihre Wangen. Sie war ſcharfſinnig geworden, argwöhniſch dem Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er ſie und Apollonius bewachen ließ.

Und hat er dir weiter nichts geſagt? fragte ſie.

Wer? fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er ſähe aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammerthür, in der das kleine Ännchen ſtand. Der Spion! der Zwiſchenträger! preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängſtlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen.

Fritz Nettenmair ſah nicht das Flehen in des Kindes Blick: er ſollte der Mutter gut ſein, die Mutter

ſei auch gut. Er ſah nicht, wie das häusliche Zerwürfnis auf dem Kinde laſtete und es bleich gemacht hatte; wie es den Zuſtand mit durchlitt, ohne ihn zu verſtehen. Er bemerkte nur, wie geſpannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Horchen abgerichtet hatte. Es wollte ſeine Kniee umſchlingen, ſein Blick, ſeine gehobne Fauſt drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in ſtillem Schmerz auf die Arme und trug es in die Kammer und in ſein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm thun konnte. Was er ihr thun konnte, das fürchtete ſie nicht. Sie ſagte es dem Manne, als ſie wieder hereinkam und die Thüre verſchloſſen hatte, wie um das Kind vor ihm zu retten.

Ich bin eins geworden mit mir, ſagte ſie, und in ihren Augen ſtand das mit ſo glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin und her ſchritt, um nicht hineinſehen zu müſſen. Ich bin eins geworden mit mir. Die Gedanken ſind gekommen, daran bin ich nicht ſchuld, und ich habe ſie nicht kommen heißen. Ich habe nicht gewußt, ſie waren bös. Dann hab ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd werden, ſo lang ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner ſeligen Mutter geweſen, wo ſie geſtorben iſt, und habe ſie liegen ſehn, und habe die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich habe ihr verſprochen, ich will nichts Unehrliches thun und leiden, und habe ſie mit Thränen gebeten, ſie ſoll mir helfen, nichts Unehrliches thun und leiden. Ich habe ſo lang verſprochen und ſo lang gebeten, bis alle Angſt fortgeweſen iſt, und ich hab gewußt, ich bin ein ehrlich Weib und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir thun willſt, davor fürchte ich mich nicht und wehre mich nicht. Du thuſts auf dein Gewiſſen. Aber dem Kinde ſollſt du nichts thun. Du weißt nicht, wie ſtark ich bin, und was ich thun kann. Ich leid es nicht; das ſag ich dir!

Sein Blick flog scheu an der schlanken Gestalt vorüber, er berührte nicht das bleiche schöne Antlitz; er wußte, ein Engel stand darauf und drohte ihm. O, er erkannte, er fühlte, wie stark sie war; er empfand, wie mächtig der Entschluß eines ehrlichen Herzens schirmt. Aber nur gegen ihn! Er empfand es an seiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dieses Recht hatte er im unehrlichen Spiele verspielt. Er hätte ihr glauben müssen, wußte er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es verhindern. Einen Rettungsweg zeigte ihm sein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unabläßig sich mühte, gut zu machen, was er an ihr verschuldet. Wenn er ihr die Liebe thätig zeigte, die die Angst vor dem Verluste ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht seine Helfer sein? Und ihr Pflichtgefühl, das so stark war? Die tote Mutter, an deren Bett sie in Gedanken getreten, auf deren Herz sie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, scheucht ihn zurück, wie er sich ihr nahen will. Er ist dem Gespenste seiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderstehbar treibt, das zu schaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange stete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen sind dem Gedanken fremd; der Haß ist ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hilfe. — Draußen schlürft der Fuß des Gesellen auf dem Sande des Vorhauses. Das Haus ist sicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Nettenmair ist heute im Weinhaus so jovial, als er sein kann. Seine Schmeichler haben Durst und lassen sich seine Herablassung gefallen. Er trinkt, schlägt seinen Gästen die Hüte über die Ohren in das Gesicht, und übt mit Stock und Hand manche andre zarte Liebkosungen, und belacht sie als geistreiche

Scherze mit bewunderndem Lachen. Er thut alles, ſich zu vergeſſen; es gelingt ihm nicht.

Könnte er mit ſeiner jungen Frau tauſchen, die unterdes einſam daheim ſitzt! Wonach er ſich ſehnt: ſich zu vergeſſen, dagegen muß ſie ſich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt ſie, und es will ihr nicht gelingen — ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. — Was hilft es, daß ſie es dem Kinde verbot? Alle ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, ſie wiche ihm aus, und ſie ſieht, er flieht ſie. Sie ſollte ſich freuen, und es thut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen iſt es, daß ſie ſelbſt ihren Zuſtand ſtrenger oder milder anſieht, je nachdem ſie in Gedanken Apollonius ſtrenger oder milder darüber urteilend glaubt. So iſt er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie ſie iſt, und verachtet ſie? Er iſt ſo mild und nachſichtig; er hat die Anne nicht verſpottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat ſie ſchon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die ſie nicht haben ſollte, und er hat ſie erraten? Iſt ſie ſich doch, als wäre ſie mit allem, was ſie weiß und wünſcht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß, wie ſeine andern. Und ſie hat ihn gedauert; und darum ſah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn ſie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er ſie aus Schonung; ſein Anblick ſollte nicht Gedanken in ihr wecken, die beſſer geſchlafen hätten, bis ſie ſelber ſchlief im Sarg. Er vielleicht ſelbſt hatte es ihrem Manne geſagt oder geſchrieben; und dieſer hatte das Mittel gewählt, ſie durch Widerwillen zu heilen.

War es Zufall, daß ſie in dieſem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibepult blickte? Sie ſah, er hatte den Schlüſſel abzuziehen vergeſſen. Sie erinnerte ſich, er war nie ſo nachläſſig geweſen. Sonſt hatte ſie

keine Acht darauf gehabt; jetzt erst fiel ihr auf, er war, wußte er sie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu schließen und den Schlüssel abzuziehen. Im obersten Fache rechts lagen Apollonius Briefe; ihr Blick war sonst der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete sie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Gestalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte sie dabei überraschen. Sie mußte wissen, wie es stand zwischen ihr, Apollonius und ihrem Manne; sie hätte diesen gefragt; sie hätte sich nicht selbst geholfen, konnte sie ihrem Manne trauen. Sie bebt vor Erwartung, was sie finden wird. Ob sie etwas davon ahnt, was sie finden wird?

Es waren viele Briefe in dem Fach; alle lagen offen und entfaltet darin, und alle schienen nur Abdrücke eines einzigen zu sein, so sehr glichen sie sich; nur daß die Züge in den ersten weicher erschienen. Wie abgezirkelt stand die Anrede in jedem genau auf derselben Stelle; genau um eben so viel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefes. Der Abstand der schnurgeraden Zeilen von einander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war ausgestrichen; keine kleinste Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Veränderung derselben; ein Buchstabe genau wie der andre.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den andern, ehe sie las. Mit jedem schlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte sie Apollonius selbst, und sie zog die Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallne Kapsel in den Kasten zurück; die Kapsel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch eines, wie sie einst auf die Bank gelegt, damit er es finden sollte. Sie erschrak. Jene hatte Apollonius ja noch denselben Abend mit Spott und Hohn unter

ſeinen Kameraden ausgeboten und gefragt, was ſie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeſchlagen. Dieſer brachte ſie ihr und erzählte ihr es während des Tanzes, und Apollonius ſah zum Saalfenſter herein, höhnend, wie der Bruder ſagte. Jene hatte ſie zerpflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapſel war eine andre. Es mußte in dem Briefe ſtehen, von wem ſie war, oder wem Apollonius ſie ſchickte.

Und doch war es dieſelbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als ſie las, es war dieſelbe! Thräne um Thräne ſtürzte auf das Papier, und aus ihnen quoll ein roſiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte ſich ein Wehen, wie von leiſem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt und durch die Riſſe blauer Himmel lacht und goldne Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer ſinkt, ſteigen rauſchende Wälder auf, grüne Wieſen mit ihrem Blumenſchmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuſer mit glücklichen Menſchen. O, es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Thränen ſtieg, jede färbte ſie regenbogenglänzender, jede rief: Sie war dein, und die letzte jammerte: Und ſie iſt dir geſtohlen! Die Blume war von ihr; er trug ſie auf ſeiner Bruſt in Sehnſucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er ſie, die Botin des Glückes, dem geſchiednen nach. Er war ſo brav, daß er für Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin geſtohlen. Und an ſolchem Manne hätte ſie hängen dürfen, mit allen Pulſen ſich in ihn drängen, ihn mit tauſend Armen der Sehnſucht umſchlingen zum Nimmerwiederfahrenlaſſen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, geſollt! es wäre nicht Sünde geweſen, wenn ſie es that; es wäre Sünde

geweſen, that ſie es nicht. Und nun wäre es Sünde, weil der ſie und ihn betrogen, der ſie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht hatte? Der ſie zur Sünde zwang; denn er zwang ſie, ihn zu haſſen; und auch das war Sünde, und durch ſeine Schuld. Der ſie zwang — er zwang ſie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Haſſe, die Gott verbot, ein Recht machen wollten, zu ſchrecklich klugen, verführeriſch flüſternden, wilden, heißen, verbrecheriſchen Gedanken. Und wies ſie dieſe ſchauernd von ſich, dann ſah ſie unabſichtliche Sünde unabwendbar drohen. Mit entſetzlich ſüßem Bangen wußte ſie den Mann ſo nahe, der ihr fremd ſein ſollte, der ihr nicht fremd war, vor dem ſie in der Angſt ihrer Schwäche keine Rettung ſah. Sie floh vor ihm, vor ſich ſelbſt, in die Kammer, wo ihre Kinder ſchliefen, wo ihre Mutter geſtorben war. Dorthin, wo ihr ſo heilig wurde, hörte ſie das leiſe Regen der unſchuldig ſchlummernden Leben, zu deren Hüterin ſie Gott geſetzt hatte, die ruhigen Hauche hinflüſtern durch die ſtille, dunkle Nacht. Jeder Hauch ein ſorglos ſüß aufgelöſtes Sichbefehlen an die unbekannte Macht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett, und lag knieend regungslos davor, und legte die Stirn an die ſcharfen Bettkanten.

Vom Sankt Georgenturme her klangen die Glocken, wie ſie der Schritt der Zeit berührte; und er hielt nicht an im Wandern. Es ſchlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz, und wieder Viertel, und wieder Halb. Das leiſe Wehen der ſchlummernden Kinderſeelen zitterte um ſie. Sie lag, die heißen Hände gefaltet, lange, lang. Da ſtieg es empor aus dem leiſen Weben, ſilbern wie ein Oſtermorgenglockenklang. Was fürchteſt du dich vor ihm? Und ſie ſah all ihre Engel um ſich knieen, und er war einer von ihren Engeln, der ſchönſte und der ſtärkſte und der mildeſte. Und ſie durfte zu

ihm aufſehen, wie man zu ſeinen Engeln aufſieht. Sie ſtand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete ſie auf dem Tiſche aus, dann ging ſie zur Ruhe. Ihr Beſitzer ſollte wiſſen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, ſie hatte ſie geleſen. Nicht um ihn zu erſchrecken, nicht als Anklage, wie ſie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtſein ſeiner Schuld darauf ſchrieb; er las aus ſeiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es in das Werk zu ſetzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er ſo rein geweſen, als ſie, er hätte gewußt, ſie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie ſchied ſchwer von den Briefen: aber ſie gehörten nicht ihr. Nur die Kapſel mit der dürren Blume nahm ſie weg und wollte ihm am Morgen ſagen, daß ſie es gethan habe.

Fritz Nettenmair ſaß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Bruſt herab. Er rechtfertigte vor ſich ſeinen Haß und ſein Thun. Der Bruder und ſie waren falſch; der Bruder und ſie waren ſchuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was ſeinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz geſtohlen, konnte für ſie ſorgen. Eben war es ihm gelungen, ſich zu überzeugen, als daheim die Kammerthüre ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgeſtanden und legte auch die Kapſel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte ſie nicht behalten, ſie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht an das Heimgehen, als ſie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über dem Gedanken, ſo fort ſollte Apollonius ihr Leitſtern ſein, und wenn ſie handelte, wie er, blieb ſie rein und bewahrt, ſchlief ſie ein und lächelte im Schlummer wie ein ſorglos Kind.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Läden wurde immer schwüler. Die gegenseitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rücksichtsloser, wie seine Überzeugung wuchs, durch Schonung sei nichts mehr zu gewinnen. Diese Überzeugung floß aus der immer kältern Ruhe der Verachtung, die sie ihm entgegensetzte; er dachte nicht, daß er selbst sie zu dieser Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer steigende Wechselwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zusammentraf, ihr Zerwürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weise er sie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und sich und ihrem ganzen Hauswesen seine Physiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbesiegbaren Widerwillens. Der Bruder that nichts, diesen Irrtum zu berichtigen; er bestätigte ihn vielmehr. Zuweilen, indem er ihn überlegen bei sich verlachte, wenn Weinlaune und geschmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung thaten. Der Stunden der Erschlaffung, der Unzufriedenheit mit sich selbst waren freilich mehr. Dann zwang er sich, Verstellung darin zu sehen, um an dem Mitleid mit sich selber den Haß gegen die andern, in dem ihm wohl war, zu schärfen.

Apollonius wußte wenig von der Lebensweise des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg sie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius tüchtiges Wesen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigsten sich selber eingestanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß sie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei aussah, am wenigsten, wenn es seinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet gesehen hätte, mehr als sich selbst. Aber er hatte bemerkt, Fritz sah ihn als einen Ein-

dringling in seine Rechte an, der ihm Geschäft und Thätigkeit verleidete. Apollonius fühlte sich von dem Tage seiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war seinen Liebsten hier eine Last; er dachte oft an Köln, wo er sich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moralische Verpflichtung, die er in Rücksicht der Reparatur auf sich genommen hatte. Diese ging mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke seine Verwirklichung fordern, und er teilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs schwer, den Bruder zu überzeugen, es sei ihm ernst mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erst für einen listigen Vorwand, ihn sicher zu machen. Der Mensch giebt ebenso schwer eine Furcht auf, wie eine Hoffnung. Und er hätte sich eingestehen müssen, er habe den zwei Menschen unrecht gethan, die des Unrechts an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müssen, das dieser von ihm gelitten. Er fand sich erst darein, als es ihm gelungen war, in dem Bruder wieder den alten Träumer zu sehen und in dessen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Eingeständnis darin sah, der Bruder begreife in ihm den überlegnen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen seines schlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte die ganze alte joviale Herablassung wie aus einem Winterschlaf. Seine Stiefel knarrten wieder: Da ist er ja! und: Nun wirds famos! läuteten seine Petschafte den alten Triumph. Die Stiefel übertönten, was ihm sein Verstand von den notwendigen Folgen seiner Verschwendung, von seinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als sei alles wieder so gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte sogar vorgreifend an seine außerordentliche Großmut, dem

Bruder zu verzeihen, daß er da gewesen war. Er richtete sich vor dem Bruder schon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geschäfts dem Ankömmling gegenüber gestanden hatte; er winkte ihm mit seinem herablassendsten Lachen zu, daß er es schon bei dem im blauen Rock durchsetzen wolle; der selber müsse Apollonius fortschicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu sagen. Aber der alte Valentin war nicht so klug und wußte nicht, warum er so klug sein sollte. Der alte Valentin war ein närrischer Geselle. Dem alten Herrn sagte er nichts. Es war wunderlich, wie gewissenhaft er seine Pflicht an das Haus verteilte, der ehrlichste Achselträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt hatte; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen so angestrengt, als der alte Herr selbst. Aber er war auch den Jungen so treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was sie selber wollten, und hätte der alte Herr gethan, was er nie that, nämlich ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war es, als sollte ihr Engel von ihr scheiden. Sie empfand, daß sie in seiner Nähe sicherer vor ihm war, als von ihm entfernt; denn all der Zauber, der ihren Wünschen wehrte, sündhaft zu werden, floß ja aus seinen ehrlichen Augen auf sie nieder; von der Stirn, die so rein war, daß ein sündhafter Blick verzweifelte, sie befleckend in sein Begehren mit zu reißen, und selbst gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geschickt.

Apollonius sollte nicht gehn, und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt sein Gehen freute. Freilich wird er die Schuld nicht anerkennen; auch diese wird er von sich ab und auf den Bruder schieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn

von seinem Entschlusse gesagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann — der sonst alles, was Apollonius thun mochte, schon im voraus gebilligt hatte, als könnte Apollonius nichts thun, was er nicht billigen müßte — die Mitteilung mit fremder, wie verwundert einsilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieser Veränderung zu sagen. Die braven Männer verständigten sich leicht. Der Bauherr sagte ihm, nachdem er sich gewundert hatte, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweise wußte, und war der Meinung, Geschäft und Haus seines Vaters könnte ohne Apollonius Hilfe nicht bestehen. Er versprach, sich weiter nach der Sache zu erkundigen, und war bald imstande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Hie und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen schuldig, das Schiefergeschäft war, besonders in letzter Zeit, so saumselig und ungewissenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgesprungen waren und andre im Begriff standen, es zu thun. Apollonius erschrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an sich, aber eben das eigne starke Ehrgefühl stellte ihm zuerst vor, was der alte, stolze, rechtliche blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Konkurses. Er fand sein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und sie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein ansehnliches gewesen. Er schöpfte Hoffnung, es könnte noch zu helfen sein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen sollte ihm zu schwer werden. Konnte er den Verfall nicht aufhalten, darben sollten die Seinigen nicht.

Der wackre Bauherr freute sich über seines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet hatte; es hatte

ihn befremdet, daß sie sich nicht schon früher gezeigt habe. Er bot Apollonius seine Hilfe an; er habe weder Frau noch Kinder, und Gott habe ihn etwas erwerben lassen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erst sehen, wie es stand, und sich Gewißheit verschaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, wenn er den freundlichen Erbieter beim Worte nahm.

Es kamen schwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wissen und, wenn seine Ehre aufrecht zu erhalten war, auch nicht erfahren, daß sie gewankt habe. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber seiner ganzen Festigkeit und seiner ganzen Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und stündlich verzeihen. Schon das war nicht leicht, den Stand seines Vermögens, seine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius seine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müssen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte sich selbst in Apollonius, und haßte ihn darum um so mehr, je hassenswerter sein eignes Thun ihm erschien. Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, untersuchte er den Stand des Geschäfts und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet hatte. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden sich Briefe von Kunden, die sich über schlechte Ware und Saumseligkeit beklagten, andre mit Rechnungen von dem Grubenbesitzer, der neue Bestellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt waren. Das Vermögen der Frau war zum größten Teile verthan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reste davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit seinem ängstlichen Ordnungsbedürfnis mitten in solcher Ver-

wirrung; was, mit ſeinem ſtarken Gefühl für ſeine Angehörigen, dem Bruder gegenüber! Und doch ſah dieſer in jeder Äußerung, jedem Thun des Leidenden nur ſchlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Überſicht des Zuſtandes. Es ergab ſich: wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, ſo war mit ſtrenger Sparſamkeit, mit Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit die Ehre des Hauſes zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders ein wenigſtens ſchuldenfreies Geſchäft einſt als Erbe übernehmen. Apollonius ſchrieb ſogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die erſten wollten es noch einmal mit dem Hauſe verſuchen; man ſah, ſie gingen ſicher; ihre neuen Beſtellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu ſehen, welches Vertrauen er bereits in ſeiner Vaterſtadt gewonnen habe. Wenn er die Bürgſchaft übernahm, blieben die ſchuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinſen zur allmählichen Tilgung ſtehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Verſuch, die Wahrheit dieſer Verſicherungen auf die Probe der That zu ſtellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Verſichernden nur noch mehr. Nun ſtellte er dem Bruder anſpruchslos und mit Milde dar, was er gethan habe und noch thun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Notwendigkeit ſo vernehmlich ſprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geſchäftes und des Hausweſens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen ſelbſtändig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin ſehen. In der Sache, in der er ſeine Ehre zum Pfande geſetzt hatte, mußte Apollonius frei ſchalten können. Das ungeſtörte Zu-

sammenwirken all der Thätigkeiten, durch die allein der beabsichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Das Verkaufsgeschäft mußte vor allen Dingen wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer schlechtere Ware geliefert, und der Bruder solche für gute annehmen müssen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Kapital stehen zu lassen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögensresten der Frau zunächst flüssig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Bestellung sogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preise gute Ware und konnte auch seine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieser Gelegenheit Apollonius und dessen Kenntnis des Materials und seiner Behandlung kennen lernte, machte ihm den Antrag, da er alt und arbeitsmüde sei, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er stellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber so lange er noch in schwerer Lage auf sich allein stand, durfte er seine Kräfte nicht zwischen mehrere Unternehmungen teilen.

Apollonius entwarf seinen Plan für das erste Jahr und setzte ein Gewisses fest, das der Bruder zur Führung seines Hausstandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er entließ von den Leuten, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufseher für die Zeit, wo er selbst in Geschäften auswärts sein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemütliche Geselle sich mancher Veruntreuung schuldig gemacht habe. Fritz Nettenmair, der an dem Wächter seiner Ehre wie an ihrem letzten Bollwerke festhielt, that alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hause zu erhalten.

Der Geſelle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Geſellen gern gerichtlich belangt; er mußte ſich genügen laſſen, ihn abzulohnen und ihm das Haus zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, ſo mild er ſeine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangne mußte ſagen, er durfte nicht anders, der Geſelle mußte fort. Auch Fritz Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: Freilich muß er fort! In dem Lachen klang eine Art Genugthuung, daß er recht gehabt habe, eine Schadenfreude, mit der er ſich ſelbſt verhöhnte:

Der Federchenſucher wäre ein Narr, wenn er ihn nicht ſchickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. O, ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen ſo einen. Was gehen ihn meine Schulden an? In ſeiner Gewalt wollte er mich haben; darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Geſellen fortſchicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hauſe wollte er ſein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, damit er mich einſchüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zuſammen zu kommen ohne mich. Und wenn er recht hat, warum läßt er ſich ſoviel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl, wie ich, wäre anders gegen mich. Es iſt ſein bös Gewiſſen. Er wäre nicht ſo, wenn er nicht falſch wäre. Eine Zwickmühle iſts. Was das Einſchüchtern nicht hilft, das ſoll das Einſchmeicheln helfen. Er iſt mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt beſſer kennt, als der Träumer!

Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde beſtärkte ihn nur in dem Gedanken, der ihn um ſo weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um ſo durſtiger wurde, ſein Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte. Er ſah kein äußeres

Hindernis mehr, das die verbrecherische Absicht des Bruders verhindern konnte.

Von nun an wechselte sein Seelenzustand zwischen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja was wohl schon geschehen war, und zwischen fieberischer Anstrengung, es dennoch zu verhindern. Danach gestaltete sich sein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verstellung. Beherrschte ihn die erste Meinung, dann suchte er Vergessen Tag und Nacht. Zu seinem Unglück hatte der Gesell im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang sein Gefährte. Die bedeutenden Leute wandten sich von ihm und rächten sich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt hatte und nicht mehr befriedigen konnte; sie vergalten ihm nun die joviale Herablassung, die sie von ihm ertragen hatten, so lange er sie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Gesellen an die Örter, wo dieser heimisch war. Hier griff er die joviale Herablassung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Branntweinkneipen von seinen Späßen, und diese nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten sie doch in bessern Zeiten eine wie vordeutende Verwandtschaft mit diesen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er sich nicht mehr schämte, der Kamerad der Gemeinheit zu sein.

Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders auf seinem gefährlichen Schiffe hämmert und die Nächte über Büchern und Briefen sitzt und sich den wohlverdienten Bissen abdarbt, um mit liebendem Eifer gut zu machen, was der Bruder verdorben, erzählt dieser in den Schenken, wie schlecht Apollonius an ihm gehandelt habe, weil er brav sei und der Bruder schlecht. Er erzählt es so oft, daß er es selbst glaubt. Er bedauert die Gläubiger, die sich

von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der sie alle betrügen wird, und erzählt dabei ersonnene Geschichten, die sein Bedauern glaubhaft machen sollen. Läge es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens und wachte vergebens bei seinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand; er untergräbt nur, was er selbst noch von Achtung besitzt. Apollonius Vorstellungen setzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird seine Treue noch erkennen und sich bessern. Seine Hoffnung zeugt besser von seinem eignen Herzen als von seiner Einsicht in das Gemüt des Bruders. Kommt diesem der Gedanke seiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Federchensucher zu hassen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo sich Apollonius schon wieder zum Ausgehen rüstet.

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt sind, machen in der Regel erst nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern ist es anders. Durch die Rüstungen und das Besteigen der Dachfläche während des Eindeckens entstehen unvermeidlich allerlei Beschädigungen der Schieferplatten, die sich nicht immer sogleich zeigen. Die ersten drei Jahre nach beendeter Ein oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbesserungen als die fünfzig nächstfolgenden. Zu dieser alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg seinen Beleg. Die Schieferdecke des Turmes dagegen, die Apollonius allein besorgt hatte, legte genügendes Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigensinniger Gewissenhaftigkeit. Die Dohlen, die sie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor seinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempner-

meiſter ſeinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierat an Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdache umlegen ſollte, um deſſentwillen er diesmal ſeine Leiter an der Helmſtange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er ſie abgenommen.

Unterdes war ſein angeſtrengtes Beſtreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er feſtgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinſen und eine kleine Abſchlagszahlung für das erſte Jahr, das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage; mit ihnen ſeine Hoffnung und ſeine Kraft, die er mit verdoppelter Anſtrengung bezahlte.

Könnte man nur dasſelbe von ſeinem Bruder ſagen! von dem Verſtändnis der beiden Gatten!

Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit ſeiner ganzen Seele bei ſeinem Vorhaben ſein mußte, daß er keine Zeit übrig behielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Auge und Herz zu folgen, zu ſehen, wie der immer tiefer ſank, den zu retten er ſich mühte. Wenn er ſich freute über ſein Gelingen, ſo war es aus Treue gegen den Bruder und deſſen Angehörige; der Bruder ſah etwas andres in ſeiner Freude und dachte auf nichts, als ſie zu ſtören.

Es kam weit mit Fritz Nettenmair.

Im Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für ſeinen Hausſtand Ausgeſetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück, und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfnis, durch Traktieren ſich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden“ Leuten hatte ihn nicht bekehrt. Die Frau hatte ſich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müſſen. Der alte Valentin ſah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltgeld nicht

mehr durch ihres Mannes, sondern durch Valentins Hände. Zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeister und gab ihr nie mehr, als sie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren Händen nicht mehr vor dem Manne sicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war schon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an sich selbst, an dem Gelingen Apollonius, in ihr sich zu rächen. Valentin hätte ihn schon lang darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau selber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugthuung, um den Mann zu leiden, der ja um sie und ihre Kinder noch mehr litt. Wußte sie Apollonius im Sturm auf der Reise, dann weilte sie Stunden lang im unbedeckten Hofe: das Wetter, das ihn traf, sollte auch sie treffen; sie wollte eine gleich schwere Last tragen, wenn sie die seine nicht erleichtern konnte. So weit trieb sie ihre Opferlust.

Sonst benutzte sie die Zeit, die ihr Wirtschaft und Kinder übrig ließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte sie zum Teil — sie konnte lieber hungern, wenn auch nicht ihre Kinder hungern sehen — die Wohnstube mit allerlei zu schmücken, wovon sie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte sie, Apollonius kam nie dahin, er sah es nie. Aber sie hätte es nicht gethan, wußte sie, er würde es sehen. Ihr Gatte sah es, so oft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was seinem Zorne und seinem Hasse einen Vorwand entgegen bringen konnte. Er sah die Haare seiner Knaben in Schrauben gedreht, wie sie Apollonius trug; er sah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entstehn und wachsen; er hatte ein Auge für alles, was seines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, selbst was ihr unbewußtes sich Hineinbilden in des Verhaßten eigenste Eigenheit ausplauderte; er verfolgte dessen

Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fensterſäule. Dann begann er auf Apollonius zu ſchimpfen, und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wie viel man von fremder Art annehmen könnte.

Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erſte Sorge, ſie zu entfernen. Sie ſollten ſeine Rohheit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um ſeinet, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione“ los war. Ihm war es nicht um die Kinder, nur um ſich ſelbſt. So einſam hatte ihn die Verderbnis ſchon gemacht. Er fürchtete die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau ſelbſt ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, ſie treffe ſich mit Apollonius. Leidenſchaft und wüſtes Leben hatten ſein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Vorausſetzungen mochten ſich widerſprechen, widerſprachen ſie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit ſeiner Leidenſchaft. Alles, was er im Zimmer ſah, war ihm ein neuer Beweis ſeiner Schande. Wie ſollte er glauben, es habe einen andern Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn ſie ihm dann ſagt, ſie möge er ſchimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das ſcharfe Auge der Eiferſucht, wie ſie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft es ihr vor, und ſie leugnets nicht. Sie ſagt ihm: Weil er um mich leidet und um meine Kinder. Er giebt ſein mühſam Erſpartes her, um zu erſetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgeſetzte raubt.

Und das ſagt er dir? Das hat er dir geſagt! lacht der Mann mit wilder Freude, ſie auf dem Geſtändnis zu ertappen, daß ſie ſich mit ihm trifft.

Er nicht, zürnt die Frau, weil der Verachtete Apollonius mit ſeinem Maße mißt. Er, der Gatte-

verkleinert, was andre für ihn thaten, und rückt, was er für andre thut, diesen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweist, redet er nicht, oder er selbst verkleinert es, um dem andern Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtsein zu erleichtern. Apollonius selbst sollte es sagen! Der alte Valentin hat es gesagt. Der hat ja die Uhr selbst als seine verkauft, die Apollonius von Köln mitbrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu sagen.

Und auch zu sagen, daß ers ihm verboten hat? lacht der Gatte. Und es ist ein Etwas von Verachtung in seinem Lachen. Solche Dinge kann man freilich dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er es ihm nicht zutrauen. Freilich, lacht er noch wilder, ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umsonst thuts keine. Die Schlechteste hält sich eines Preises wert. Eine mit solchen Haaren und mit solchen Augen, solchem Leib! Er greift ihr in die Haare und sieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröten muß, den nur die Verworfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröten für ein Geständnis und lacht noch wilder. Du willst sagen, ich bin noch schlechter als er. Hahaha! Du hast recht. Ich habe solch eine geheiratet. Das hätte er nicht. Dazu ist er doch nicht schlecht genug!

Jeder Tag, jede Nacht brachte solche Auftritte. Wußte Fritz Nettenmair den Bruder auswärts oder auf seiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er seinen Zorn an Tischen und Stühlen aus. An der Frau selber sich zu vergreifen, wagt er noch nicht. Erst muß ihn die Wut einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unschuld, die Hoheit stillen Duldens um sie zieht. Ist es einmal geschehen, dann hat der Zauber seine Macht verloren, und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit thun, wovor er

jetzt noch zurückschreckt. Die Menschen wissen nicht, was sie thun, wenn sie sagen: Ich thus ja nur dies einemal! Sie wissen nicht, welch wohlthätigen Zauber sie zerstören. Daß einmal nie einmal bleibt. —

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben, oder es führte Apollonius ein Zufall an der Thür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang der Stimme der Frau dazwischen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verstehen, was sie sprachen. Er erschrak. So weit hatte er sich das Zerwürfnis nicht vorgestellt. Und er war schuld an dem Zerwürfnis. Er mußte thun, was er konnte, den Zustand zu bessern.

Der Bruder blieb erst wie versteint in seiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menschen, der plötzlich bei einem Unrechte überrascht wird. Hätte ihn Apollonius angelassen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja versöhnen und sprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wissen können, er hatte es oft genug erfahren, seine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnendem Trotz; er erfuhr es jetzt wieder. Fritz verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand machte, wo er Herr sei. Ob er sich deshalb zum Herrn des Hauses gemacht habe? Er wußte, er an Apollonius Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen lassen, die er in seiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht schön zu thun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Thür umschlichen hatte, um Apollonius in der Stube zu überraschen. Jetzt war er ja da in der Stube, er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war es, der erschrecken mußte, Apollonius war der Ertappte, nicht er. Die Versöh-

nung war nur der erste, beste Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er so kleinlaut. Darum erschrak die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum sah sie so flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem sie ihn noch eben gemessen hatte, war mit der Larve der erheuchelten Unschuld plötzlich von ihrem schuldbewußten Angesicht gerissen. Nun wußte er gewiß: es war nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. Sie bettelt, ich soll gehen. Wozu? Ich sehe zum Fenster hinaus. Das ist eben so gut. Ich sehe nicht, was ihr treibt!

Apollonius verstand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzusehen. Sie wollte hinaus. In seiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug sie nicht. Der Gatte hielt sie fest mit wildem Griff. Er packte sie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut schreien müssen, zehrte der Seelenschmerz den körperlichen nicht auf.

Kehr dich nicht daran, daß sie fort will, schluchzte Fritz Nettenmair vor krampfhaftem Lachen und faßte den Bruder so mit den Augen, wie er die Frau mit seiner Hand gepackt hielt. Brauchst nicht ängstlich zu sein. Ich kehre nur den Rücken, so ist sie wieder da. So redet doch miteinander. Du, sag ihm, daß du ihn nicht leiden kannst; ich glaubs ja; was glaubt ein Mann so einer nicht? Und du, gieb ihr Lehren, von Köln, wo du alles gelernt hast, wie man seinen Bruder von Haus und Geschäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! sag ihr doch: ein Weib soll willig sein. Was? O solch ein willig Weib ist — sag ihr doch, was so eine ist. Sie weiß es noch nicht, die — Unschuld! hahaha!

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte

und ſah; aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte ſeine ohnedies dem Bruder weit überlegne Kraft, als er den packenden Arm faßte, ſodaß dieſer die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber ſie brach kraftlos zuſammen. Apollonius fing ſie auf und lehnte ſie in das Sofa. Dann ſtand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder.

Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du biſt ſie nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und wills noch, ſagte Apollonius; du biſt mein Bruder. Du giebſt mir ſchuld, ich habe dich in das Unglück geſtürzt; Gott iſt mein Zeuge, ich habe alles gethan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab ich gethan, was du mir vorwirfſt, als für dich und um deine Ehre, und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich dazu gezwungen, gegen dich ſtreng zu ſein? Für wen ſchaff ich? Für wen wach ich? Wenn du wüßteſt, wie mich ſchmerzt, daß du mich zwingſt, dir aufzurücken, was ich für dich thue! Weiß es Gott, du zwingſt mich dazu; ich habs noch nicht gethan, weder vor andern, noch vor mir ſelbſt. Du weißt es ſelbſt, daß du nur einen Vorwand ſuchſt, um unbrüderlich gegen mich zu ſein. Ich weiß es und will dich ertragen forthin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machſt, auch ſie zu quälen und ſie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das dulde ich nicht!

Fritz Nettenmair lachte entſetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weiſe in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn ſpielen, den unſchuldig Beleidigten, den ritterlichen Beſchützer der unſchuldig Beleidigten. Ein braves Weib! Ein ſo braves Weib! O freilich! Iſt ſies nicht? Du ſagſts,

und du biſt ein braver Mann. Haha! Wer muß es beſſer wiſſen, ob ein Weib brav iſt, als ſolch ein braver Mann? Du haſt mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verſtand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie iſt dir abgeneigt? Sie kann dich nicht leiden? Ja, du weißts noch nicht, wie ſehr. Ich darf nur fort ſein, ſo wird ſie dirs ſagen. Dann wird dirs ſchlecht gehn! Sie wird dich erdrücken, damit du ihrs glaubſt. Wenn ich dabei bin, ſagt ſies nicht. So was ſagt eine nicht, wenn der Mann dabei iſt, wenn ſie brav iſt, wie die. Warum ſagſt du nicht, du kannſt auch ſie nicht leiden? O, ich hab ſchon keinen Verſtand mehr! Ich glaub ſchon alles, was ihr mir ſagt!

Fritz Nettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenſchaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius ſtand erſchrocken. Er mußte ſich ſagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in ſeinem Geſichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwille und Schmerz über Verkennung. Und es war alles ſo wahr, was er ſah, daß ſelbſt er es glauben mußte. Er verſtummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn ſchlugen. So wars doch noch zu verhindern geweſen! Noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er ſelbſt — Aber Apollonius — das ſah er trotz ſeiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war ſein Wahnſinn wohl noch gut zu machen, ſo war es vielleicht noch zu verhindern, ſo war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? Wenn er einen wilden Scherz daraus machte. Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja ſchon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm ſagte. Und er ſelber wieder einer, der das Leben kennt,

der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigstens versuchen. Aber schnell, eh Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden hatte, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine schaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er sich ehedem seine eignen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünscht, daß Apollonius sich glauben machen ließ, Fritz Nettenmair sei eifersüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünschteres auf der Welt passiert, als das! Er las in der Frau Gesicht, wie die Wendung sie erleichterte. Er wagte es, sich auf sie zu berufen, wie verwünscht das sei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die so verwünscht sei, ihm zornig vorzuhalten, daß er sie von der Gnade des Gehaßten abhängig gemacht hatte, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiste kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank so ernst nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man sah eben, daß Apollonius noch ein Junggeselle war!

Apollonius hörte von der Hausflur die Stimme des Bauherrn, der nach ihm fragte; er ging rasch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftrittes werde. Der Bruder hörte sie zusammen weggehn. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Gesicht Apollonius hatte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken gekämpft. Fritz Nettenmair war voll Wut über sich selbst und mußte sie an der Frau auslassen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles thue, was ein Weib schlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie sie sich selbst verachtete wegen des Ja, das sie sich hatte abzwingen lassen müssen; wie sie sich sagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben sei. Er mußte es fürchten, wenn sie das sich selbst sagte. Er durfte

ſie ſo weit nicht kommen laſſen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, ſie könne ja auch lügen, ſo geſchickt als irgend eine. Er war nie ſein Herr geweſen; jetzt war er es weniger als je.

In Fritz Nettenmair kämpfte heute eine Leidenſchaft die andre nieder. Die wüſte Gewohnheit, im Trunk ſich zu vergeſſen, zog ihn an hundert Ketten aus dem Hauſe; die Furcht der Eiferſucht hielt ihn mit tauſend Krallen darin feſt. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte, er ſelbſt hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder ſo brav, als er ſich ſtellte, ſeine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Nettenmair hatte es nie ſo lebhaft gefühlt, wie ſchön die Frau war —, ſeine eigne Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zuſammenwohnens, und was all dieſen Dingen erſt die Gewalt gab über ſeine Furcht, das Bewußtſein ſeiner Schuld! Und war Apollonius ſo brav, als er ſich ſtellt — ſolchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an ſeiner Angſt herum und ließ ſeine Frau nicht aus ſeinen Augen. Erſt wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht hat und ſelbſt zur Ruhe gegangen iſt, erſt als er kein Licht mehr ſieht in Apollonius Fenſtern, da laſſen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen deſto ſtärker. Er verſchließt die Hinterthür, die Apollonius von den Räumen des Hauſes trennt, er ſchiebt auch noch den Riegel vor, er ſchließt ſogar die Treppenthür der Emporlaube und zuletzt die Thür, durch die er geht. Er hat Urſache, zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geſelle darf nicht lang mehr warten. Fritz Netten-

mair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geſelle aus der Arbeit entlaſſen iſt, und bei der Polizei, daß er morgen ſich nicht mehr in der Gegend betreten laſſen darf. Der Geſelle iſt fertig zur Abreiſe; von dem Wirtshauſe hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abſchied nehmen von ſeinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas ſagen.

Es giebt nicht viel mehr auf der Erde, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebſte war; es iſt unwiederbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geſchmeichelte wird er nie wieder. An ſeiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eiferſucht gefeſſelt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß ſich gehaßt oder glaubt ſich gehaßt in ſeinem Wahn. Das kleine Ännchen würde ſich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er ſcheucht das Kind mit Haß von ſich; ſie iſt ihm „der Spion.“ Nur an einem Menſchen noch hängt ſein Herz, an dem, der es am wenigſten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Menſch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zu Grunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Menſch haßt Apollonius, er iſt der einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Geſellen eine Strecke Wegs. Der Geſelle will ſchneller ausſchreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andre ſcheiden, iſt ihr letztes Geſpräch von dem, was ſie gemeinſam lieben; das letzte Geſpräch Fritz Nettenmairs und des Geſellen iſt von ihrem Haß. Der Geſelle weiß, Apollonius hätte ihn gern in das Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt hätte. Wie ſie nun einander ſcheidend gegenüber ſtehn, mißt der Geſelle den andern

mit ſeinem Blick. Es war ein böſer, lauernder Blick, ein grimmig verſtohlner Blick, der Fritz Nettenmair fragte, ohne daß der es hören ſollte, ob er auch reif ſei zu irgend etwas, was er nicht ausſprach. Dann ſagte er mit einer heiſern Stimme, die einem andern aufgefallen wäre, aber Fritz Nettenmair war die Stimme gewohnt: Und was ich ſagen wollte, ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab ihn neulich geſehn. Er brauchte keinen Namen zu nennen, Fritz Nettenmair wußte, wen er meinte. Es giebt Leute, die mehr ſehn, als andre, fuhr der Geſelle fort. Es giebt Leute, die einem Schieferdecker anſehn, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß ſie ihn getragen bringen und ſehn ihn daliegen, nur er ſelber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergeſell hat mir das Geheimnis geſagt, wie man zu dem Frohnweißblick kommt. Ich hab ihn. Und nun leb wohl. Und ergieb dich drein, wenn ſie ihn getragen bringen.

Der Geſelle war von ihm geſchieden; ſeine Schritte verklangen ſchon in der Ferne. Fritz Nettenmair ſtand noch und ſah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geſelle verſchwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wieſen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie ſtiegen empor und verdichteten ſich zu ſeltſamen Geſtalten, ſie kräuſelten ſich, floſſen auseinander und ſanken wieder nieder, ſie bäumten wieder auf. Sie hingen ſich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie ſie dieſe bald verhüllten, bald frei ließen, ſchien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen, oder zerfloſſen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdlich Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild deſſen, was in Fritz Nettenmairs Seele vorging, ein ſo ähnlich Bild, daß er nicht wußte, ſah er aus ſich heraus oder in ſich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezuſammenſchlagen um eine bleiche Geſtalt am Boden, dann ein langſam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald

war es der Bruder, der dort lag, den sie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald sank es in Mitleid zusammen, bald mischten sich beide, und das eine wollte das andre verstecken. Der dort lag, den sie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pausen des Grabgesangs klang leise ein lustiger Schottischer, den die Zukunft aufstrich: Da kommt er ja! Nun wirds famos. Und neben dem Toten lag unsichtbar eine zweite Leiche, seine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verstohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt sich einen Engel; er wünscht, der Bruder müßte nicht sterben, weil — er weiß, daß der Bruder sterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaster der Stadt schon wieder unter seinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am roten Adler vorüber. Die Saalfenster sind erleuchtet, Musik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt stehn und sieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Tasche, wie sonst, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Gesellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geschieden ist, schon vergessen. Der Gesell ist ein schlechter Kerl; gut, daß er fort ist. Er hat eine Vergangenheit vergessen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft ist wieder sein; sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat sich so sehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit seinem Bruder zusammenzudenken, daß er es mit ihm in Ein Grab steigen sieht. An die Zerrüttung seines Wohlstandes mag er sich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er sie fühlt. Ist es nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn sich die Dinge selber ihm aufdrängen, dann hilft ihm sein Leichtsinn. Wie er schnell darüber hin-

denkt, findet er für alles Rat, und was ihm heute nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen ist auch ein Tag. Und er ist einer, der — Die Wendung, mit der er in seinen Weg einschwenkt, gelingt ihm so jovial als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er sich, daß man zu der Thür, die er eben aufschließt, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor sich vorbeizulassen. In das Unabänderliche, sagt er leise, wie sich überhörend, was er einem Tröstenden zu antworten habe, wenn es so weit sei, in das Unabänderliche muß sich der Mensch ergeben! Und wie er die Achsel zu den Worten zuckt, da wird er einen leisen, schlanken Lichtschein gewahr. Ein Stück davon läuft über seinen Ärmel, ein andres liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaster. Er späht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abschnitt des Ladens nicht fest an das Fenstersims schließt. Drin in der Wohnstube ist Licht. So spät? Der Atem stockt dem Lauschenden, der Alp sitzt wieder auf seiner Brust. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er stirbt, oder — es ist schon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch ist die Thür leise wieder verschlossen und im Augenblick. Eben so leise, eben so schnell ist er an der Hinterthür. Sie ist nicht offen, aber nur einmal herumgeschlossen; und Fritz Nettenmair weiß es, er kann schwören, er hat den Schlüssel zweimal im Schloß herumgedreht, als er ging. Er schleicht und tappt sich zur Stubenthür; er hat die Klinke gefunden und drückt sie leise; die Thür geht auf; ein trüber Lichtschein fällt auf die Flur. Der Schimmer kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tisch; neben diesem steht im Schatten ein kleines Bett; es ist Ännchens Bett, und ihre Mutter sitzt daran.

Christiane merkt nicht, daß die Thür sich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; sie singt leise und weiß nicht, was sie singt; sie horcht voll Angst, aber nicht auf ihren Gesang; ihre Augen würden weinen, machten Thränen den Blick nicht trübe. Aber nun kann die Röte auf des Kindes Wange wieder kommen, nun kann der eigne fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verschwinden; und sie säh es nicht und ängstigte sich noch vergeblich. Ihr ist es, als müßte jene wiederkehren und dieser gehen, wenn sie sich nur recht angestrengt mühte, dieses Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann sie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen ist, was sie so sehr beängstigt; wie das Ännchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeschrien, dann nicht mehr hat sprechen können; wie sie aufgesprungen ist und sich angekleidet hat; wie sie in der Angst den Valentin, und dieser, ohne ihr Wissen, den Apollonius geweckt hat. Der alte Gesell hatte alle Schlüssel im Hause probiert, bis sich ergab, der Schuppenschlüssel schließe die Hinterthür; das wußte sie nicht. Desto lebendiger stand es vor ihr, wie Apollonius hereingetreten war, wie ihr bei seinem unerwarteten Kommen gewesen, wie sie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung sich gefühlt hatte. Apollonius hatte sogleich den Arzt, dann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen gestanden und sich über das Ännchen gebeugt, wie jetzt sie that. Er hatte sie voll Schmerz angesehen und gesagt, Ännchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerwürfnis, und es werde nicht gesund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie sich der Mensch bezwingen könne und müsse. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Ännchens wegen anbefohlen und war gegangen aus Sorge, der Bruder könnte sonst in seinem Irrwahn glauben, er

wolle ihn auch von dem Krankenbett seiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angst wollte sie in Apollonius Arme jagen; es war ihr, als wäre alles gut, läge sie an seiner Brust, als dürfte sie ihn nicht wieder von sich lassen. Aber wie er so zu Häupten des Kindes stand und sprach, da kam er ihr so herrlich vor, wie ein Heiliger, vor dem sie nur auf den Knieen liegen dürfe. Der Bettschirm hüllte die große, schlanke Gestalt in seinen Schatten, nur seine Stirn und seine hohe Scheitel waren sichtbar und erschienen, von dem Lichte auf dem Tische angestrahlt, wie in einer Glorie. Dachte sie von ihm weg zu ihrem Gatten, dann krampfte eisiger Frost ihr Herz zusammen, und Widerwillen bäumte sich darin wie ein Riese gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte gesagt, Ännchen werde nicht wieder gesund, wenn das Zerwürfnis nicht ende. Er hatte gesagt, der Mensch könne und müsse sich bezwingen; sie wollte sich bezwingen, weil er es gesagt hatte. Einer Mutter seien Wunder möglich für ihr Kind; dachte sie an Apollonius Gesicht, wie er so sprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dagewesen sein müßte, wenn er auch jetzt nicht mehr da war. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgestürzt, sah er nicht den alten Valentin an der Kammerthüre sitzen. Er wollte warten, bis dieser einmal das Zimmer verließe, und schlich sich nach dem Stuhle am Fenster, wo er sonst immer gesessen hatte, und als ein wie andrer, denn jetzt! Die Frau hörte seinen leisen Tritt; sein Antlitz konnte sie nicht sehen. Ihr schien, er wußte um Ännchens Zustand und ging deshalb so leise. Sie sah Ännchen mit einem Blicke an, der sagte, was sie jetzt thun wollte, that sie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Thür, aus der er gegangen war, setzte hinzu: Und weil ers gesagt hat!

Da iſt der Vater, Ännchen, ſagte ſie dann. Sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenſter ſaß; aber ſie konnte ihm ihr Geſicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. Du haſt immer nach ihm gefragt. Du haſt gemeint, wenn er kommt, wird er ſein, wie er ſonſt war, eh du krank geworden biſt. Deine Mutter wills auch — um deinetwillen!

Ihre Stimme klang ſo tief aus der Bruſt herauf, daß der Mann ſeinen Groll mit Gewalt feſthalten mußte. Er dachte: Sie thut ſo ſüß, um dich zu hintergehn. Sie habens verabredet, als er da war. Und der Groll ſchwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen ſie fortfuhr:

Und du gehſt noch nicht in den Himmel. Nicht, Ännchen? Du biſt ja ein ſo gut lieb Kind und bleibſt noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du haſt kein Herz vor dem Vater, du dumm lieb Ännchen, weil er laut ſpricht. Er meints nicht bös deshalb.

Sie hielt inne; ſie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde ſprechen, wie ſie, und durch das Kind mit ihr. Wie ſie von ihm denken mochte, das Kind war doch ſein Kind, und es war krank.

Der Mann ſchwieg und blieb ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen. Ein halb Vaterunſer lang hörte man nichts, als das Ticken der Uhr, und das wurde immer ſchneller, wie das Klopfen eines Menſchenherzens, das Schlimmes kommen ahnt; die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht.

Valentin ſtand auf von ſeinem Stuhle, um das Licht zu putzen.

Die Bruſt des Kindes röchelte; es wollte ſprechen, es konnte nicht; es wollte mit den Händen nach dem

Vater langen, es konnte nicht; es konnte nichts, als die Arme ſeiner Seele nach dem Vater ausſtrecken. Aber des Vaters Seele ſah die flehenden nicht; in ihren Händen hielt ſie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind iſt abgerichtet von ſeinen Feinden, es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wäre es wirklich krank, ſo wäre es abſichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen, und ſtürbe es, ſo würde ſein Sterben noch ein Kupplerdienſt ſein, den es ſeinen Feinden thut. Wäre ſein Auge nicht ſelber ſo krank, daß es ihm außen nur immer das eine zeigt, über dem ſeine Seele innen unabläſſig brütet, er müßte es am Geſichte der Mutter ſehen, an dem Ton ihrer Stimme hören, ſie verſtellt ſich nicht, das Kind iſt wirklich krank und ſehr krank: aber ihre Weichheit, ihre Angſt iſt ihm nur die Angſt ihres Gewiſſens, die Angſt vor ſeiner Strafe, die ſie verdient fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um ſich draußen auszuweinen. Der Mann ſteht auf und nähert ſich leiſe der Frau, ohne daß ſie ihn bemerkt. Er will ſie überraſchen, und das gelingt ihm. Sie erſchrickt, wie ſie plötzlich über dem Bette jäh vor ſich ein entſtelltes Menſchenantlitz ſieht. Sie erſchrickt, und er preßt durch die Zähne: Du erſchrickſt? Weißt du warum?

Sie hat ihm ſelber ſagen wollen, daß Apollonius in der Stube geweſen iſt, aber noch hat ſie es nicht gekonnt; vor dem Bette des kranken Kindes durfte ſie es nicht, weil ſie weiß, er wird auffahren; den Anblick ſeiner Roheit hat ſie dem Kinde erſpart, als es noch geſund war, wenn ſie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber ſie ſieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind.

Er war da! War er nicht da? fragt er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, ſondern um zu zeigen, daß er es nicht erſt zu erfahren braucht. Seine Fauſt hebt ſich geballt; Ännchen kämpft, ſich aufzurichten. Er ſieht es nicht; die Frau ſieht es; ihre Angſt wächſt. Sie ſchlägt die Hände zuſammen, ſie ſieht ihn an mit einem Blicke, in dem alles ſteht, was ein Weib verſprechen, was ein Weib drohen kann; er ſieht nur ihr Erſchrecken, daß er es weiß, was geſchah, und die Fauſt fällt nieder auf ihre Stirn.

Ein Schrei klingt; das Kind rollt ſich in Krämpfen zuſammen, die Mutter, über es hingeſtürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt, Fritz Nettenmair geht in die Kammer.

Er weiß nicht, was in ihm Herr iſt, befriedigte Rache oder Schreck über das, was er gethan hat. Er ſinkt auf das Bett, als hätte der Schlag, den er geführt hat, ihn ſelbſt betäubt; er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft. Ebenſo hört er dieſen kommen und gehn, ebenſo lauſcht er, ob er nicht Apollonius Flüſtern nnd ſeinen leiſen Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt ſein Thun und nennt Ännchens Krankheit eine Pimpelei: Heute wollen Kinder ſterben, und morgen ſind ſie lebendiger als je!

Aus dem fieberiſchen Horchen und Sichberuhigen wird ein fieberiſches Träumen. Er ſieht Apollonius, wie er ſeine Leiter an der Helmſtange feſtbinden will, und ſagt ſich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröſtend: Jetzt wird er fallen! jetzt! Aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Taue ſollen reißen, in denen Apollonius mit ſeinem Fahrzeuge hängt; ſie reißen nicht. In dieſe Träume hinein hört er die Thür der Stube gehn; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines ſchweren Körpers

aus ungeheurer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbschlummer hört er in der Stube leises Gehen, leises Reden, leises Weinen, und dazwischen ist es wieder still.

Das leise Schluchzen, das zum lauten wird und sich wiederum bewältigt, als sei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken kann, und wieder leise wird, weil es wie über sich selbst erschrickt, daß es laut ist, wo alle Menschen leise sind: wer kennt es nicht? Wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt?

Fritz Nettenmair weiß es im Halbschlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. — In das Unabänderliche muß der Mensch sich ergeben!

Zum erstenmal seit vielen Monden schläft er wieder ruhig.

Und warum sollte er nicht? Aus dem leisen Weinen wird ein lustiger schottischer Walzer. Da ist er ja! Nun wirds famos! klingt es aus der Ferne vom roten Adler herein in seinen Schlaf.

Das Leisegehen und Leisereden aber war wirklich und dauerte fort; und eine Leiche war in der Stube, eine schöne Kinderleiche. Während Fritz Nettenmair von Leitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Ännchens Seele sich zu einem bessern Vater gerettet. Der Leib lag starr in dem kleinen Bettchen. Der Zwist der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde That des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen.

Fritz Nettenmair schlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius war schon lange munter; vielleicht hatte er gar nicht geschlafen. Der Kampf, den sein Bruder noch in seinem Angesicht gelesen hatte, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlassen sah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt hatten, scheuchte nachts

den Schlummer von seinem Bett. Der Bruder hatte recht gesehen, seine scherzhafte Wendung des Gesprächs hatte ihren Zweck nicht erreicht. Und wenn Apollonius das Buch seiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er sich in seiner Meinung, der Bruder sei eifersüchtig auf ihn, bestärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen hatte, als er es geschehen sah, erhielt Licht von dieser Annahme und half sie wiederum bestätigen. Die Abneigung der Frau schien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fern zu halten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könnte sie anders als mit den Augen eines Bruders und Schwagers ansehen. Und das schien begreiflich, da Fritz wußte, sie war ihm mehr gewesen, bis sie seine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er sich nicht gestehen, sein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen hatte, habe seinen Empfindungen für sie eine Wärme gegeben, die ihn selbst beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn diese hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber seine strenge Gewissenhaftigkeit machte sich diese Wärme schon zum Verbrechen. Aber, fiel ihm dann ein, hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte sie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs sie ein Märchen genannt, also glaubte er nicht daran und meinte, die Frau heuchle sie nur und empfinde sie nicht. — Der Vetter hatte oft von der Natur der Eifersucht gesprochen, wie sie aus sich selbst entstehe und sich nähre, wie ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife und zu Thaten verführe, die sonst nur der Wahnsinn vollbringt. Einen solchen Fall sah Apollonius vor sich und bedauerte den Bruder und fühlte schmerzlich Mitleid mit der Frau.

Aus ſolchen Gedanken und Empfindungen ſchreckte ihn Valentin, der ihn hinunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinunter gegangen war. Es war nicht allein Änncheńs Zuſtand, die er wie ein Vater liebte, was auf ſeiner Seele lag; auch das Mitleid mit Änncheńs Mutter war gewachſen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er ſich gern ausgeredet hätte, wäre ſolch ein Verfahren mit ſeinem Klarheitsbedürfnis und ſeiner Gewiſſenhaftigkeit vereinbar geweſen. Als der erſte Schimmer des neuen Tages durch ſein Fenſter fiel, ſtand er auf von dem Stuhle, auf dem er ſeit ſeiner Zurückkunft geſeſſen. Es war etwas Feierliches in der Weiſe, wie er ſich aufrichtete. Er ſchien ſich zu ſagen: Iſt es, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einſtehn; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und ſeine Ehre aufrecht erhalten, und ich will in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt habe! —

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht; nur die befriedigte Stimmung, ihr Werk, war ihm geblieben. Er beſann ſich vergebens, was dieſe Stimmung, die ihm ſo lang fremd geweſen war, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebniſſen der Nacht einfiel, war nicht geeignet, ſie zu erklären. Er wußte nur noch, daß ſeine Frau ein „Pimpeln“ des „Spions“ zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zuſammen zu ſein. Mit ihm! Nicht bloß im Geſpräch mit dem Geſellen, auch mit ſich und ſeiner Frau nannte er Apollonius Namen nicht; vielleicht, weil ſein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menſchen dachte und dieſe nicht mit einander zu verwechſeln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt, als ſeinen Haß; und der kannte nur zwei Menſchen,

„ihn und ſie.“ Er dachte ſchon, wie er der Pimpelei ein Ende machen wollte. Mit dieſem Gedanken trat er aus der Thür und ſtand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da ſtand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen: Nicht weiter auf dem Wege, den du eingeſchlagen haſt! Da lag das Kind, das ſein Kind war, tot. Sonſt ſcheuchte er es von ſich; jetzt blieb es und fürchtete ſich nicht mehr, und fragte ihn, ob er es noch haſſen kann, ob er es noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er es im Haſſe genannt. Geſtern ſah er es nicht, wie er über ſeine Angſt hin den Schlag führte; der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den ſterbenden Leib des Kindes hin. Geſtern ſah er es nicht, wie er darüber gebeugt ſtand; jetzt ſieht er es, wohin er die entſetzten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da ſteht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie wußte es ſterbend, und am Sterbebette ihres Kindes thut die Verworfenſte nicht, was er ihr zugetraut hat. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geſchlagen. Das kann kein Mann, und wäre das Weib ſchuldig. Und ſie war es nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche, ſtumme Antlitz der Mutter rief: Du töteſt das Kind; ſchlag nicht! Und er hat doch geſchlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterſtrahl, daß er zuſammenſinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geſchlagen hat; vor dem Bette, in dem ſein Kind ſtarb, weil er ſeines Kindes Mutter ſchlug.

Dort lag er lang. Der Blitz, der ihn dahingeſtreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grauſamer Klarheit; er hatte die beiden unſchuldig geſehen, die er verfolgt. Und keine Schuld, als die ſeine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Laſt

auf Laſt, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod iſt der Gipfel. Und vielleicht iſt er es noch nicht! Der Elende ſieht, er muß zurück. Er haſcht nach jedem Strohhalm von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er geſtern ſein Herz verſchloſſen hat: Du haſt gemeint, wenn er kommt, wird er wieder ſein, wie er ſonſt war, eh du krank geworden biſt. Deine Mutter wills auch. — Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach ſeiner Seele ausſtreckte und zur Verſöhnung bot; ſein Schmerz, ſeine Angſt faßten haſtig nach der ausgeſtreckten. Er ſah das Kind im Hemdchen an der Kammerthür ſtehn, wo es ſo oft geſtanden, wenn ſeine Heftigkeit es aus dem Schlummer geweckt hat; die Händchen gefalten; die Augen ſo ſchmerzlich flehend: er ſolle doch gut ſein mit der Mutter; und ſo ängſtlich zugleich: er ſoll doch nicht zürnen, daß es fleht. Nun, da es zu ſpät war, ſah er, das Kind wollte ſein Engel ſein. Aber es war ja noch nicht zu ſpät! Er hörte den leiſen Schritt ſeiner Frau auf der Flur der Stubenthüre nahen. Er hörte ſie die Thüre öffnen. Stand Ännchen jetzt in der Kammerthür, es mußte lächeln. Er wollte gut ſein; er wollte wieder ſein, wie er war, ehe Ännchen krank geworden iſt. Er ſtreckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie ſah ihn und ſchrak zuſammen. Sie war ſo bleich wie das tote Ännchen, ſelbſt ihre ſonſt ſo blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die ſchönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das ſonſt ſo glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte ſich in ihr tiefſtes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr geſtorben Kind. Als ſie ihn ſah, ſtieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten ſtand ſie zwiſchen der Leiche und ihm, als wollte ſie das Kind noch jetzt vor ihm ſchützen. Und doch nicht ſo. Weder Furcht noch Angſt bebte um den kleinen Mund; er war feſt geſchloſſen. Ein

ander Gefühl war es, was die schön gewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den sonst so sanften Augen flammte. Er sah, es war nicht mehr das Weib, das die schmelzenden Friedensworte gesprochen hatte; die war mit ihrem Kinde gestorben in dieser schrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleichschreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von seinem Heiligtum. Er sprach — o hätte er gestern gesprochen! Gestern hatte sie sich nach dem Wort gesehnt; heute hörte sie es nicht.

Gieb mir deine Hand, Christiane, sagte er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er sie schon berührt. Ich habe mich geirrt, fuhr er fort; ich wills euch ja glauben, ich seh es ein: ich wills nicht wieder! Ihr seid besser als ich!

Das Kind ist tot, sagte sie, und selbst ihre Stimme klang bleich.

Laß mich in dieser schrecklichen Angst nicht ohne Trost. Kann ich anders werden, so kann ichs nur jetzt, und wenn du mir die Hand giebst und richtest mich auf, sagte der Mann. Sie sah auf das Kind, nicht auf ihn.

Das Kind ist tot, wiederholte sie. Hieß das, es war ihr gleichgiltig, was mit ihm werden sollte, da seine Besserung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte sie ihn vergessen und sprach mit sich selbst? Der Mann richtete sich halb auf; er faßte ihre Hand mit angstvoller Gewalt und hielt sie fest.

Christiane, schluchzte er wild, da lieg ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnts nicht vergessen, hätt ich vergebens gelegen wie ein Wurm. Denk daran!

Um Gottes willen denk daran; du haſt mich jetzt in deiner Hand. Du kannſt aus mir machen, was du willſt. Ich mach dich verantwortlich. Du biſt ſchuld an allem, was noch werden kann! — Endlich war es ihr gelungen, ihm ihre Hand zu entreißen; ſie hielt ſie weil von ſich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt hatte.

Das Kind iſt tot, ſagte ſie. Er verſtand, ſie ſagte: Zwiſchen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinſchaft mehr ſein, auf Erden nicht und nicht im Himmel.

Er ſtand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blitzes; was jetzt in ihm wirkte, nahm ſeine Gewalt von der Jäheit der Überraſchung. Wenn das Kind in der Erde ruht, deſſen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt hat, wird ſein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an dieſen Augenblick von der Macht ſeiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleiſe des alten Wahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verwiſchen, zu weit iſt er gegangen auf dem gefährlichen Wege, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blitzes müßte ſchwinden, und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in ſeine verſtellenden Nebel. Fritz Nettenmair heulte auf und lachte auf; die Frau fragte ſich nicht, was er that: tiefer Abſcheu gegen ihn verſchloß ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie ſah es nicht, aber ſie fühlte es, daß ſeine Gegenwart nicht mehr den Raum entweihte, darin das Heiligenbild ihres Mutterſchmerzes ſtand. Leiſe weinend ſank ſie über ihr totes Kind.

Die Reparatur des Kirchendaches hatte begonnen. Apollonius wollte dieſe erſt beenden, bevor er die Krönung des Turmes mit der geſtifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbnis des kleinen Ännchens beſorgen; Fritz kümmerte ſich nicht darum. Er mußte ſich auch dieſer Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte ſich ſchmerzlich wohl darin. Koſteten ihm doch die ſchwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andre, ſüßere Wünſche zu bekämpfen und zu beſiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf ſich genommen hatte; er war ja eben nur dem eigenſten Triebe ſeiner Natur gefolgt. Es lag in dieſer Natur, daß er ganz ſein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen ſeiner Jugendliebe und damit dieſe ſelbſt aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke des eignen Hausſtandes fremd geworden. Er kannte keinen andern Lebenszweck, als die Erfüllung jener Pflicht. Aber ſie ſtand nicht als dürres, despotiſches Geſetz außer ihm vor den Augen ſeiner Vernunft; ſie durchdrang ſein ganzes Weſen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühls. So war es ſeit Monaten geweſen. Wenn er auf ſeinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmernd auf dem Dachſtuhl kniete, waren die Geſtalten der Kinder ſeines Bruders, ſeine Kinder, um ihn. Schneller als ſein Schiff flog ſeine Phantaſie der Zeit voraus. Wie ſein Schiff um das Turmdach, drehte ſich ſein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachſen waren, und er ihnen das ſchuldenfreie Geſchäft übergab, wo Ännchen ausſah wie ihre Mutter, und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Ännchens roſiges Geſicht ſtand vor ihm, ſo oft er aufſah von ſeinen Schieferplatten. Als es ihn ſo ſchalkhaft anlachte, war es ſein Liebling; wie das Geſichtchen immer trüber und bleicher wurde, war ſie es nur immer mehr; er ſah ſie oft doppelt

durch das Waſſer in ſeinen Augen. Jetzt — o manchmal war es ihm, als arbeite er nun umſonſt! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängſtigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume ſeiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete ſich von Tag zu Tage mehr. Was des Bruders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht hatte, das gelang ſeinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte ſein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu ſchützen; aber er wußte, ſeine Einmiſchung gab ſie nur härtern Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für ſie thun, als daß er ſich ſo entfernt hielt von ihr als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer ſelbſt willen, wenn er richtig geſehen hatte. Hatte er richtig geſehen? Er ſagte ſich hundertmal nein. Er ſagte es ſich mit Schmerzen; deſto öfter und dringender ſagte er es ſich, und fühlte, er dürfe ſie nicht ſehen, auch um ſeinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgiltige Dinge verworren und unſymmetriſch lagen, und er ſie nicht ordnen konnte; hier ſah er Mißverhältniſſe und Widerſprüche in das innerſte Leben deſſen, was ihm das Heiligſte war, gedrungen, in das Herz ſeiner Familie, in ſein eignes, und er mußte ſie wachſen ſehen, und die Hände waren ihm gebunden.

Immer dunkler, immer ſchwüler wurde das Leben in dem Haus mit den grünen Läden, ſeit das kleine Ännchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und ſchwüler in Fritz Nettenmairs Bruſt und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in deſſen Mitte ihn das Bild des toten Ännchens und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geſchreckt hatte. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotne Hand an. Er meinte es wenigſtens. Aber ſie hatte ihn zurückgewieſen, ihm ein Antlitz voll Ab-

ſcheu und Verachtung gezeigt; er hatte geſehen, ſie nannte ihn in ihrem Herzen den Mörder des Kindes; ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dageweſen, das alte Geſpenſt, die ſchuldgeborne Furcht. Hat ſie es noch nicht gethan, was er fürchtet, und wird ſie es thun, um ihn für den Schlag zu ſtrafen, an dem Ännchen ſtarb? Je mehr er daran herum greift mit ſeinen Gedanken, deſto klarer fühlt er, wie gelegen ſeinen Feinden — und ſie ſind ſeine Feinde; ſie haben ihm ein Unrecht zu vergelten —, wie gelegen ſeinen Feinden dieſer Schlag kam. Dann ſieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie ſagte nicht: Schlag nicht, das Kind iſt krank; es iſt ſein Tod, wenn du ſchlägſt! Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; ſie ſprach es nicht. O, es iſt klar, ſonnenklar: ſie reizte ihn abſichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden That. Aber wie? Ihres Kindes Tod hätte ſie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, ſie dachte ſelbſt nicht, daß es ſterben würde; ſie wollte nur den Vorwand zum Haſſe, zum Betruge aus Haß, daß er ſie am Bette des kranken Kindes geſchlagen habe. Sie dachte nicht, daß es ſterben würde; und wie es doch ſtarb, wälzte ſie die Schuld von ſich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche geweſen; auch in dieſe Schlinge war er gegangen in ſeiner Argloſigkeit; vor ihr hatte er gelegen wie ein Wurm, vor ihr, die vor ihm hätte liegen ſollen. Und ſie hatte ihn noch zurückgeſtoßen, mit Verachtung zurückgeſtoßen! So oft er an den Augenblick dachte, machte er ſie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte ſie ihn gemacht. Er hatte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könnte, und das Schlimmſte war ihm nicht ſchlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf ſie wälzte. Mit reuigem Entſetzen ſollte ſie ſehen, was ſie gethan hatte,

als ſie ihn zurückſtieß. Je näher er drohen ſah, was kommen mußte, deſto wilder wurde ſeine Liebe oder auch ſein Haß; denn beide waren beiſammen in dem Gefühl, das ſie immer glühender ihm einflößte. Deſto gelehriger lernten ſeine Augen jeden kleinſten Reiz ihrer Geſtalt, deſto ſchmerzender ſtach dieſe Schönheit durch ſeine Augen in ſein Herz. Dieſe verruchte Schönheit, die die Urſache all ſeines Elendes war; dieſe fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigne Bruder ihn aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes ſelbſt preisgegeben hatte. Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er dieſe Schönheit vernichten könnte, damit ſie ein Ekel wurde dem Buhlen, der um ſeinen Zweck betrogen ihn umſonſt elend gemacht hatte. Und dachte er ſich das ausgeführt, dann lachte er in ſo wilder Schadenfreude auf, daß ſeine ſtarknervigen Trinkkameraden erſchraken, und die Leute, die ihm begegneten, unwillkürlich inne hielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch ſchlimmern. Dazwiſchen fiel ihm dann der Frohnweißblick ein, ſein Traum nach der wilden That wurde zur Wirklichkeit; ſtundenlang ſtand er bald da bald dort, wo man Apollonins auf dem Kirchendache arbeiten ſah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müſſen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachſtuhl hängt. Jetzt müſſen die Leute, die eben noch ſo gleichgiltig aus den Fenſtern ſehen oder über die Straße gehn, aufſchreien vor Schrecken. Dann zählte er immer fieberhaftiger, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute ſchrieen nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor ſich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: Wärs nur mein Unglück, könnt er mich nur noch elender damit machen, als er mich

ſchon gemacht hat, er wäre längſt ſchon tot. Nur weil mich ſein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher ſterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!

Dieſe Furcht ließ ihn nicht los, ſie preßte ihn immer erſtickender. Trug er ſie ſpät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf ſeiner Frau ihn wütend: die ſchlief ruhig, die ihn nicht ſchlafen ließ! Er ſetzte ſich an ihr Bett und rüttelte ſie auf und erzählte ihr leiſe ins Ohr, was er an ihrem Liebſten thun will. Es waren grauſige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angſt und Entſetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch etwas hatte, ſie aus der ſtummen Verachtung zu ſcheuchen, womit ſie ſich gegen ihn gewappnet hatte, und vergaß daran minutenlang ſeine Qual. Dann lachte er faſt jovial; er hat ihr Angſt machen wollen. Es iſt nur einer von Fritz Nettenmairs neumodiſchen Späßen. So weit haben ſie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernſt an ſolche Dinge zu denken. Aber wenn ſie Apollonius davon ſagt, dann muß er es, und ſie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, ſie kann nichts thun, was er nicht erfährt. Und läßt ſie es ihn durch einen Dritten wiſſen, ſo wird er es ihm anſehen. O Fritz Nettenmair iſt einer, der —!

Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenſchaftlichen Angſt wächſt ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenſchaft. Und ſie kann es nicht hindern, denn die Leidenſchaft mehrt wiederum die Angſt; vor dem Gedanken der Angſt hat kein andrer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will ſie ſtürzen, ihn mit preſſenden Armen umfangen, ihn beſchwören — dann wieder will ſie in die Gerichte — aber es iſt ja nur ein wilder Scherz, und ſie wird ihn erſt zum Ernſte machen, ſagt ſie jemand davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube,

tritt nicht mehr an ein Fenſter vor Furcht; ſie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung, alles, was nur als ein Umſehen nach Apollonius erſcheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren und meinen kann, ſie trägt ihm eine Botſchaft an Apollonius auf. Und der Mann ſieht ihre wachſende Leidenſchaft, ſieht, wie wiederum ſein Mittel, aufzuhalten, was kommen muß, es nur beſchleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Bretter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe, ſchwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an dem Apollonius die Bekränzung des Turmdaches beginnen wollte. Fritz Nettenmair ſchlich durch die Hinterthür auf den Gang nach dem Schuppen, um nach Apollonius Fenſter heraufzuſehen. Wenn er das Licht darin erloſchen ſah, dann pflegte er die Hinterthür zu verſchließen und ſeinen wüſten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hinterthür mit dem Schuppenſchlüſſel geöffnet hatte, hängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeſchloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair wußte, Apollonius löſchte in ſeiner eigenſinnigen Vorſicht nie das Licht, wenn er ſchon in das Bette geſtiegen war. Es ſtand dem Bette fern auf ſeinem Schreibtiſche; dort ſetzte er es in ein Becken und löſchte es, ehe er nach dem Bette ging. Fritz Nettenmair ballte die Fauſt nach dem Fenſter hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lang. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüſſel zur Hinterthür ſchloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin.

Wenn der Schieferdecker ſeine Platten zurichtet, ſitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Haueiſen, ſein kleiner Ambos eingeſchlagen iſt. An eine ſolche ſtieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und

nahm den Stoß als eine Aufforderung, ſich zu ſetzen. Durch eine Lücke konnte er nach Apollonius Fenſter ſehen; er wollte das Auslöſchen des Lichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermannsarbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter ſeinem Werkzeuge. Ein ſolches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er ſich geſetzt hatte. Er hob es auf und hielt es abſichtslos in ſeinen Händen; denn ſeine Gedanken waren mit ihm in der Kammer: er ſaß am Bette der Frau und ängſtigte ſie mit Drohungen. Der Ärger über das Zögern Apollonius machte ſich darin Luft; dieſes Zögern hinderte ihn, ſich im Trunk Betäubung zu ſuchen. Er hat ſeine Hand auf das Bette der Frau geſtützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt ſich in ihre Angſt hinein, er fühlt, wie er ſelbſt Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht; wie ſie morgen ihm entgegen ſtürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären ſie nicht ſeine Teufel, wären ſie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn ſie ihn mit der Glut der Angſt umfaßt, das ſchöne, fluchvoll ſchöne Weib, er müßte nicht Blut in ſeinen Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einſchläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovor die bloße Furcht Fritz Nettenmair zu dem elendeſten der Menſchen gemacht hat, der ſich ſelbſt anſpeien könnte; geſchieht nicht morgen noch, was der Frohnweißblick geweisſagt hat. Und nun ſteht er wieder an der Straßenecke und ſieht wieder hinauf und harrt und zählt verzweifelter als je; er badet ſich in Angſtſchweiß, und die Bretter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. O, er wird den Frohnweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahre, hundert

Jahre, aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch eins, zwei; er ſagt: Nun muß — da hört er das Geräuſch eines zerreißenden Taus und fährt auf aus ſeinem wachen Fiebertraum. Die wilde, angſtvolle Freude iſt vergeblich; er ſteht nicht an der Ecke und ſieht nach dem Kirchendache hinauf. Er ſitzt im Schuppen; es iſt Nacht. Aber das Geräuſch hat er gehört; das war keine Vorſpiegelung der Phantaſie. Und von dort her kam es. Seine Haare ſtehen empor. Dort liegen die Hängſtühle und die Flaſchenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören, jeder Schieferdecker weiß, was es ſagen will, das vorſpukende Geräuſch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerriſſe; und er hat es erſt einmal gehört. Er lauſcht, er preßt die Fauſt auf das Herz. Vor ſeinen Schlägen, vor dem Brauſen des Blutes die Adern hinauf und hinab wird er es nicht hören, wenn es noch einmal klingt und noch einmal. Er lauſcht und lauſcht, und das Geräuſch wiederholt ſich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in den all ſeine Gefühle zuſammengeballt ſind; der Gedanke, dem Schickſal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in ſeinen Händen; abſichtslos iſt er mit der Handfläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtſein, das Beil iſt ſcharf, die Ecke ſpitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken ſteht fertig da; es iſt, als ſtänden ſie ſchon lange, und der Blitz hat ſie nur ſichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius ſeine Leiter an die Helmſtange, dann das Tau mit Flaſchenzügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um ſich und hat das Tau in der Hand. Das Schickſal will ſeine Hilfe; drum legt es ſelber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreiſe um das Tau, kaum zu ſehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn

das Gewicht eines ſtarken Mannes am Tau zieht, und die wuchtende Bewegung des Fahrzeuges um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer ſieht den Stichen an, daß ſie abſichtlich gemacht ſind? Ein Tau, das, getragen, halb an der Erde fortſchleift, kann an allerlei Scharfes ſtoßen. Das Schickſal hat den Schieferdecker, der zwiſchen Himmel und Erde hängt, in ſeiner Hand. Das Schickſal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, ſchadet kein Schnitt; ſoll er fallen, reißt ein unverſehrtes Seil. Und das Schickſal hat ihn ſchon gezeichnet. Ein Tag früher, einer ſpäter, was iſt das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag ſpäter, und es packt einen Verbrecher. Meint es das Schickſal nicht gut, nimmt es ihn vorher aus der Welt? —

All dieſe Gedanken ſchlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele! Im Nu war er entglommen; im Nu ſchlägt der Höllenfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es ſchaudernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flöhe gern aus ſich ſelbſt heraus; kaum hat er den Mut, nach Apollonius Fenſter aufzuſehen. Ein heller Lichtſtrahl kommt von da, Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Buſch. Jetzt bewegt der Strahl ſich zurück. Apollonius war aufgeſtanden an ſeinem Tiſche und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht geputzt. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben den Leuchter unter die Papiere gefallen ſein; es war nicht geſchehen, und er ſtellte das Licht wieder an ſeine Stelle. Fritz Nettenmair kannte ſeines Bruders ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal ſo heben ſehen;

er begriff, es war kein Blut, was ihn erſchreckt hatte. Der Wiederſchein der Flamme war durch Fenſter und Luke gefallen und hatte rot von dem Stahl des Beiles und durch die Nacht des Schuppens geglänzt. Dennoch ſtand Fritz Nettenmair bebend hinter ſeinem Buſche. Der geſpenſtige Schauder verließ ihn, aber nicht ſo ſchnell das Grauen über das, was er gewollt, und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu ſeinem Werke leuchten wollen. Bald verloſch Apollonius Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und ſein Werk vollenden, es ſtörte ihn niemand mehr. Er that es nicht, aber er rückte ſich wieder in ſeinem Haſſe zurecht. Er ſagte ſich: So weit ſollten ſie ihn nicht bringen! Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt hat, rechnet er ſich zu. Er weiß, jeder andre an ſeiner Statt hätte ſchlimm gethan.

Nun verſchließt er Hinterthür und Vorlegſchloß, zuletzt die Hausthür, und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von ſich weiß. Heut hat er mehr zu vergeſſen, als je. Er geht. Ob er nicht wieder kommen wird? Heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? Wenn der Gedanke ſeine Fremdheit für ihn verloren hat? Gewohnheit macht ſelbſt mit dem Teufel vertraut. Dazu ſollen ſie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er ſich nicht ſo weit hat bringen laſſen, und ſich doch noch ſo weit bringen läßt? Zudem, wozu jeder andre an ſeiner Stelle ſich hätte bringen laſſen?

Immer dunkler, immer ſchwüler wurde das Leben in dem Hauſe mit den grünen Läden. Wer jetzt hineinſieht, glaubt es mir nicht, wie dunkel, wie ſchwül es einmal war.

Von dieſer Nacht an ängſtigte Fritz Nettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius; er begann ſogar, ſie mit einer gewiſſen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwiſchen verlor er ſich ſtundenweiſe in ſtummes Vorſichhinſinnen, aus dem er aufſchrak, wenn er ſich beobachtet ſah. Dann war er noch freundlicher als ſonſt und brachte Scherze aus ſeiner beſten Zeit; er verſuchte ſich ſogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängſtlicher; ſie vermied noch mehr als ſeither, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, ſie wolle ſich Apollonius nähern. Sie wußte nicht, warum. Und wenn ſie ihre Furcht Thorheit nannte, ſie mußte fürchten. Apollonius ſah mit Freuden die Änderung des Bruders und ſuchte ihn auf alle Weiſe darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder ſeine Freude auslegte!

Unterdes hatte Apollonius die Umkränzung des Turmdachs von Sankt Georg mit der geſtifteten Zier begonnen. Er hatte die Rüſtſtangen wiederum herausgeſchoben und innen am Gebälke des Dachſtuhls feſtgenagelt, die Bretter darauf befeſtigt, auf die fliegende Rüſtung die Leiter geſtellt und dieſe an der Helmſtange feſtgebunden; er hatte wiederum den hänfenen Ring um die Helmſtange gelegt, daran den Flaſchenzug, und an dieſem ſeinen Hängeſtuhl befeſtigt. Die geſtiftete Blechzier beſtand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen ſich handlich umgehen ließ. Das Ganze ſollte, nach des Stifters Angabe, der ſelbſt die Koſten der Befeſtigung trug, zwei Guirlanden vorſtellen, die ſich in gleichlaufenden Kreiſen mit herabhangenden Bogen um das Turmdach ſchlangen. Je fünf jener Stücke, bei der obern drei, bildeten einen dieſer Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeſchlagne Niete verbunden, und jedes einzelne noch durch ſtarke Nägel auf die Verſchalung befeſtigt werden.

Da die Ränder der Schieferplatten ſich überall decken, war es nötig, an den Stellen, wo die Vernagelung ſtattfinden ſollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauſchen. Dasſelbe geſchieht, wo die ſogenannten Dachhaken in die Verſchalung eingetrieben werden, an die bei Reparaturen der Schieferdecker ſeine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem ſeine gekrümmte Spitze eingetrieben iſt, durch noch zwei ſtarke Nägel auf die Verſchalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Beſteigung der an dem hervorſtehenden Haken aufgehängten Leiter kommt ſeine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beſchädigen würde. Sie wird deshalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Die Zierat kam, wenn der Wind ſich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch eins zu bedenken. Die Dachhaken liefen, je neun und einen halben Fuß von einander entfernt, in gleichlaufenden Kreiſen um das Turmdach; zwiſchen je zwei Kreiſen befand ſich ein Raum von fünf Fuß. Es galt, die Zierrat ſo anzubringen, daß ſie keinen dieſer Dachhaken überdeckte.

Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechſchmiedmeiſter, der ſeine Zier ſo bald als möglich prangen ſehen wollte, hatte ſich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meiſter zufrieden ſein konnte. Im Anfang trieb dieſer, bald mußte Apollonius den Meiſter treiben.

Es fehlte noch der Teil der obern Guirlande, der als Bogen über der Ausſteigethür hängen ſollte. Apollonius konnte nicht feiern, bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beſchickt; er ließ ſein Fahrzeug bis auf ſeine Zurückkunft an dem Turmdache von Sankt Georg hängen und ging nach Brambach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an

die Wohnſtubenthür pochte. Er war ſchon einigemal an der Thür geweſen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Weſen drückte Unruhe aus. Etwas, woran er immer denken mußte, machte ihn ſo zerſtreut, daß er meinte, er müſſe ein Herein in Gedanken überhört haben; er legte das Ohr an das Schlüſſelloch, als ſetze er voraus, es müſſe noch jetzt zu hören ſein, wenn man ſich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerſtreuung. Er pochte zum zweiten und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, faßte er Mut, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm ſchon ſeit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie that es auch diesmal; aber heute mußte er ſie ſprechen. Sie ſaß, abſichtlich von den Fenſtern entfernt, an der Kammerthüre. Der Alte ſah nicht, daß ſie ebenſo unruhig war, als er, und ſein Hierſein ſie noch mehr ängſtete. Er entſchuldigte ſein Eindringen. Als ſie eine Bewegung machte, ſich zu entfernen, verſicherte er, ſein Bleiben ſolle kurz ſein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn ihn nicht etwas triebe, was vielleicht ſehr wichtig ſei. Er wünſche das nicht, aber es ſei doch möglich. Die Frau horchte und ſah immer ängſtlicher bald nach den Fenſtern bald nach der Thür. Müſſe er ihr etwas ſagen, ſolle ers, ſo ſchnell er könne. Valentin ſchien zugleich auf die ängſtlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann:

Herr Fritz ſind auf dem Kirchendach von Sankt Georg. Ich hab ihn eben noch vom Hofe aus geſehn.

Und hat er hierher geſehn? Hat er euch ins Haus gehn ſehn? fragte die Frau in einem Atem.

Bewahre, ſagte der Alte; er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Eſſen und Trinken. Wenn ein Menſch ſo arbeitet — Der Alte brach ab und dachte ſeinen Satz fertig: ſo hat er was vor. Die Frau ſchwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken,

dem treuen Alten ihre ganze Angſt anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. Der Nachbar da, Sie wiſſens wohl, fuhr er fort, kann zu Zeiten keine Nacht ſchlafen. Da hat er die Nacht, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen iſt, zu ſeinem Küchenfenſter heraus einen in unſern Schuppen ſchleichen ſehn, den Gang vom Hauſe hinter. Der Alte ſagte nicht, wen der Nachbar geſehen; wahrſcheinlich ſollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie that es nicht; ſie hatte ſeine Geſchichte nicht gehört. Er fuhr fort: Den Abend vorher, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen iſt, hat er das Zeug ausſuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles unterſucht; das thut er immer; aber er hat ſich nicht entſchließen können. Und das iſt ſo merkwürdig, wie daß der Herr Fritz auf einmal ſo fleißig geworden iſt.

Apollonius Name weckte die junge Frau; ſie horchte, als der Alte fortfuhr: Daran hab ich erſt vorhin im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß einer in den Schuppen geſchlichen iſt, hab ich gedacht: Was muß der dort gewollt haben, der dort hineingeſchlichen iſt und bei Nacht? Und wie ich aufgeſehn hab und hab den Herrn Fritz ſo arbeiten ſehn, da iſt eine Unruh über mich gekommen und hat mich in den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinter mir her. Da hab ich mir alles Mögliche vorgeſtellt, was einer drin hat machen können, der hineingeſchlichen iſt. Erſt hab ich das Zimmerbeil an der Thür liegen ſehn, das dahin gehört, wo das andre Werkzeug iſt. Da hab ich gedacht: Hat er was mit dem Beile gemacht? Und hab mir wieder vorgeſtellt, was einer mit dem Beil drin machen kann, der bei Nacht hineingeſchlichen iſt. Mir iſt der Gedanke gekommen, es könnt was an den Leitern ſein. Aber ich hab nichts gefunden daran. An dem Hängſtuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die

Kloben zu betrachten und endlich das Seilwerk. Da war an einem was, als wärs hie und da an was Hartes angetroffen, und das hätt das Seil verschunden. Da denk ich: Das geschieht oft, und wills schon wieder hinlegen. Aber ich denk auch wieder: Sonst ist nichts; und wenn einer hineinschleicht, hat er was gewollt; und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch was damit gemacht. Da seh ich genauer zu und — Gott behüt einen Christenmenschen! Da war hier mit dem Beil hineingestochen, und dort, und noch einmal, und noch einmal. Ich werfs über den Balken und häng mich daran, da klaffen die Stiche auf; ich glaub, wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das Seil ist imstand, zu zerreißen! Der Alte war ganz bleich geworden über seiner Erzählung. Die Frau hatte immer angstvoller an seinem Munde gehangen; sie war in den Stuhl zurückgefallen und konnte kaum sprechen.

Er hat gedroht, ächzte sie. Der Alte verstand nicht, was sie sagte.

Den Abend vorher wars noch nicht, fuhr er fort. Herr Apollonius, der hat ein Aug für einen Mückenstich. Er hätts gefunden, wie er alles untersucht hat. Nun denk ich, der die Beilstiche gemacht hat, hat die Untersuchung mit angesehn und hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal untersuchen, wenn ers morgen braucht. Und da ist er bei Nacht hineingeschlichen.

Valentin, schrie die Frau auf und faßte ihn bei den Schultern, halb wie um ihn zu zwingen, er solle ihr die Wahrheit sagen, halb, um sich an ihm aufrecht zu erhalten. Er hats doch nicht mitgenommen? Valentin, so sags doch nur!

Das nicht, sagte Valentin. Aber den andern Hängstuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu, und noch mehr.

Und waren auch dort Stiche drin? fragte die Frau in noch immer ſteigender Angſt.

Der Alte ſagte: Ich weiß nicht. Aber der ſie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird.

Wenn er ſicher gegangen iſt, ſo hat er alle beide — und ich bin ſchuld, ſtöhnte die Frau. Er hat lang gedroht, er will ihm was thun, er that, als wärs einer von ſeinen Späßen. Wenn ichs jemand ſagte, wollt ers im Ernſte thun!

Wer ſo ſcherzt, ſagte Valentin, der macht auch ſolchen Ernſt.

Die Frau zitterte ſo heftig an allen Gliedern, daß der Alte ſeine Angſt um Apollonius über der Angſt um ſie vergaß. Er mußte ſie halten, daß ſie nicht umfiel. Aber ſie ſtieß ihn von ſich und flehte und drohte zugleich: Rett ihn, Valentin, rett ihn. Hilf, Valentin! Ach Gott, ſonſt hab ichs gethan! Sie betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwiſchen auf: er ſei tot, und ſie ſei die Schuld. Sie rief Apollonius ſelbſt mit den zärtlichſten Namen, er ſolle nicht ſterben. Valentin ſuchte in der Angſt nach einer Beruhigung für ſie und fand ein Etwas davon für ſich ſelbſt mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, ſo gab es doch Hoffnung, daß Apollonius ſchon auf dem Rückweg ſein müſſe. Er habe gewiß das Tauwerk noch einmal unterſucht. Wäre er verunglückt, man müßte es nunmehr wiſſen. Zehnmal mußte er ihr das vorſagen, eh ſie nur verſtand, was er meinte. Und nun erwartete ſie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte, und ſchrak auf bei jedem Laut. Ihr eignes Schluchzen hielt ſie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angſt und Ratloſigkeit ihn ſelber mit ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was be-

ginnen; und vielleicht war noch zu retten, wenn man etwas that; vielleicht wußte der alte Herr, was zu thun war, um zu retten.

Der alte Herr saß in seiner kleinen Stube. Wie er sich immer tiefer in die Wolken einspann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm zuletzt auch das Gärtchen fremd. Besonders hatte ihn die ewige Frage: Wie gehts, Herr Nettenmair? dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm sein „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen" nicht mehr glauben, und seitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apollonius war, so sehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und seine zunehmende Menschenscheu nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, desto schwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zustand des Hauses zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in seinem Gärtchen nicht abzuschließen war; es schien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in seinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleich kamen, vor denen er ihn schützen wollte. Hier saß der alte Herr den langen Tag zusammen gesunken hinter dem Tische auf seinem Lederstuhl und brütete nach seiner alten Weise über allen Möglichkeiten von Unehre, die sein Haus treffen konnten, oder schritt mit hastigen Schritten hin und her, und das Rot seiner eingefallnen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung seiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das Äußerste that, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verständnisse war, wurde zu ihm gelassen. Der alte Herr, der dem Gast, wie jedem andern, sein Inneres verbarg, erriet bei diesem dieselbe Verstellung und bestärkte sich daran in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur seine Hilflosigkeit offenbar machen könnte. Je heißer es in ihm kochte,

deſto eiſiger erſchien ſein Äußeres. Es war ein Zuſtand, der in völligen Wahnſinn übergehn mußte, wenn nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm ſchlug und ihn mit Gewalt aus ſeiner Vereinzelung heraus riß.

Heute geſchah ihm dieſe Gewalt. Eben ſaß er wieder brütend auf ſeinem Stuhle, als den Valentin die Angſt zu ihm hineintrieb. Den Geſellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß er es wußte, die Thüre leis zu öffnen und eben ſo hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit ſeinem krankhaft verſchärften Gefühle ſogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denſelben Gang, den all ſein Denken verfolgte. Es war eine dem Hauſe drohende Schmach, was die ſonſt immer gleiche Weiſe Valentins veränderte; es mußte eine entſetzliche ſein, da ſie den alten Geſellen aus der Faſſung brachte und ſeine Verſtellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufſtand von ſeinem Stuhl. Er kämpfte mit ſich, ob er fragen ſollte. Es war nicht nötig. Der alte Geſell beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Bruſt ſeine Befürchtungen, und was ſie rechtfertigte. Der alte Herr erſchrak, ſo gut ihn ſeine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten; aber der alte Geſell ſah nichts davon im Äußern ſeines Herrn; der hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgiltigſte zu ſagen hatte. Als er ausgeſprochen hatte, hätte das ſchärfſte Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Geſtalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den feſten Boden der Wirklichkeit wieder unter ſeinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er ſtand ſo ſtraff vor dem alten Geſellen wie ſonſt, ſo ſtraff und ruhig, daß Valentins Seele ſich an ihm aufrichtete. Einbildungen! ſagte er dann mit ſeinem alten grimmigen Weſen. Iſt kein Geſelle da? Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr ſchickte ihn nach

Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Geſelle ging. Geht er ihm nicht ſchnell genug, er altes Weib, ſo heiß er ihn eilen, damit er bald erfährt, daß er ſich um nichts geängſtigt hat. Aber kein Wort von ſeinem Sums da! Und ſchließ er die Frau ein, damit ſie nichts Albernes anfängt! Valentin gehorchte. Das zuverſichtliche Weſen des alten Herrn, und daß nun wirklich etwas gethan war, hatte kräftiger auf ihn gewirkt, als hundert triftige Gründe vermocht hätten. Er teilte ſeine Ermutigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu ſagen, worauf ſie ſich gründete. Hätte er Zeit dazu gehabt, wahrſcheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlaſſen. Und er ſelbſt ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld ſeines ältern und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode ſeines jüngern Sohnes, während er ihm ſeine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte und den Boten nur geſchickt zu haben ſchien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

Nun wird der alte Narr doch, ſagte Herr Nettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, dem Nachbar das ganze Märchen, das er ſich zuſammenſpintiſiert hat, erzählt haben, und die Frau ſechs Baſen damit in die Stadt herumgeſchickt haben!

Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr auf ſeine in einen Ausruf verkleidete Frage die Antwort erwartete. Werd ich doch nicht! ſagte er eifrig. Des alten Herrn Vermutung kränkte ihn. Ich hab ja da ſelbſt noch nichts Arges gemeint, und die Frau Nettenmair hat keinen Menſchen geſprochen ſeitdem!

Der alte Herr ſchöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abweſenheit hatte er ſich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegeben, den ein Vater in ſeinem Falle nur empfinden konnte; aber er hatte ſich

geſagt, man dürfe nicht in unthätigem Jammer dem Verlornen nachwerfen, was noch zu erhalten ſei. Waren die Söhne verloren, ſo war doch die Ehre des Hauſes, ſeine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn bei dem wirklichen Falle die Übung zu ſtatten, die er bei ſeiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte. Wenn die krankhaft gewachsne Empfindlichkeit ſeines Ehrgefühls ihn ſpornte, vor dem Äußerſten nicht zurückzuſchrecken, ſo gingen ſeine Gedanken nun bei dem wirklichen Falle nur denſelben fieberiſchen Gang, den zu nehmen ſie ſich an den weſenloſen Ausgeburten ſeiner Furcht gewöhnt hatten. Verheimlichung alles deſſen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den ältern Sohn werden konnte, ſtellte ſich ihm als nächſte Notwendigkeit dar. Hatten Valentin und die Frau noch niemandem mitgeteilt, was ſie wußten, ſo konnte andres dergleichen bereits bekannt ſein. Solch ein verbrecheriſcher Gedanke entſpringt nicht aus dem Ohngefähr. Er iſt die Blüte eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte ihm erzählen, was ſeit Apollonius Zurückkunft im Hauſe geſchehen war. Wußte Valentin von Fritz Nettenmairs Eiferſucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, deſſen argwöhniſche Gemütsart er kannte, nichts davon ſagen; ſeine Erzählung wurde die Geſchichte eines leichtſinnigen, ehr und vergnügungsſüchtigen Verſchwenders, der trotz aller Bemühungen ſeines beſſern Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüſtling und Trunkenbold herabſank; zugleich die Geſchichte eines treuen Bruders, der dem Verſchwender notgedrungen die Sorge um Ehre und Beſtand von Geſchäft und Haus aus den Händen nimmt, um dieſe Ehre zu retten, und von dem Gefallnen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr ſaß regungslos. Nur die Röte, die immer brennender auf die magern Wangen trat,

gab Kunde von dem, was er mit der Ehre ſeines Hauſes litt. Sonſt ſchien er alles ſchon zu wiſſen. Es war das ſeine alte Weiſe; er wandte ſie hier vielleicht auch deswegen an, weil er meinte, der Geſell würde dann um ſo weniger wagen, etwas zu verſchweigen oder wider beßres Wiſſen zu verändern. Die innere Aufregung hinderte ihn, zu bemerken, in welchen Widerſpruch dieſer Anſchein mit ſeinem Gefühl für Ehre trat. Valentin ſuchte nicht den Schatten zu vertiefen, der auf Fritz Nettenmairs Handeln fiel; aber wie er den alten Herrn kannte, ſchien es ihm nötig, das brave Thun Apollonius in das hellſte Licht zu ſtellen. Er kannte den alten Herrn doch nur halb. Er verrechnete ſich in der Wirkung, die er damit beabſichtigte, wenn er die kindliche Schonung pries, mit der Apollonius die Kunde von der Gefahr dem Ohr des alten Herrn fern gehalten hatte. Er verdarb damit, was ſeine ſchlichte Erzählung gethan, des Sohnes Verdienſt um das Teuerſte, was der alte Herr wußte, darzuſtellen. Der alte Herr ſah nur immer mehr die Furcht wahr gemacht, die ihm Apollonius Tüchtigkeit erregt hatte. Apollonius hatte ihm die Gefahr unkindlich verſchwiegen, um die Rettung ſich allein beimeſſen zu können. Oder er hielt ſeinen Vater für den hilfloſen Blinden, der nichts mehr war und nichts mehr vermochte, als höchſtens ihn zu hindern. Und das vergab ihm der alte Hrrr noch weniger — trotz ſeines Schmerzes um den Toten, der der Sohn ihm bereits war. Er wurde immer überzeugter, er ſelbſt hätte es nicht ſo weit kommen laſſen, wenn er darum gewußt und die Sache in ſeine Hand genommen hätte, und Apollonius dürfe niemand ſeines Mordes anklagen, als den eignen Vorwitz. Dieſe Gedanken mußten natürlich vor dem zunächſt Notwendigen zurücktreten. Was er bis jetzt von der Vorgeſchichte des brudermörderiſchen Gedankens wußte, konnte den entſtandnen

Verdacht verstärken, aber ihn nicht entstehen machen, wenn nicht ein Andres, das ihm noch unbekannt war, dazu trat. Er mußte von dem schuldigen Sohne selbst erfahren, ob es solch ein Andres gab. Sein Entschluß war für alle Fälle gefaßt. Er verlangte Hut und Stock. Ein andermal wäre Valentin über diesen Befehl erstaunt, vielleicht sogar erschrocken. Ist man durch ein Außerordentliches aufgeregt, wie es der Gesell eben war, kommt nur das unerwartet, was sonst das Gewöhnliche hieß, was an den alten ruhigen Zustand erinnert. Indes Valentin das Befohlne herbeibrachte, und der alte Herr sich zum Ausgehen bereitete, zeigte dieser ihm noch einmal, wie grundlos und thöricht seine Befürchtungen seien. Wer weiß, sagte der alte Herr grimmig, was der Nachbar gesehen hat. Wie will er bei Nacht einen erkennen, der so weit entfernt von ihm ist? Und er dazu mit seinen Beilstichen! Nun dürfte dem Jungen in Brambach das Seil gerissen sein, oder er müßte sonst zufällig verunglückt sein, so wird er sich steif und fest einbilden, seine eingebildeten Beilstiche sind schuld gewesen, und der hat sie gemacht, den der Nachbar — der so einfältig ist als er — will haben in den Schuppen schleichen gesehen. Und sagt er ein Wort davon, oder ist er so klug, daß er in Rätseln zu verstehen giebt, was er sich einbildet in seinem alten Narrenschädel, so ist den andern Tag die ganze Stadt voll davon. Nicht weils wahrscheinlich wäre, was er da ausgeheckt hat und kein vernünftiger Mensch glauben kann, sondern weil die Leute froh sind, einem andern das Schlimmste nachzureden. Gott wird ja vor sein, daß der Junge nicht zu Unglück kommt, aber es kann geschehen, und es ist vielleicht schon geschehen. Wie leicht kommt einer hinter dem Ofen dazu, geschweige ein Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde schwebt wie ein Vogel, aber keine Flügel hat wie ein

Vogel. Darum mit iſt die edle Schieferdeckerkunſt eine ſo edle Kunſt, weil der Schieferdecker das ſichtlichſte Bild iſt, wie die Fürſehung den Menſchen in ihren Händen hält, wenn er in ſeinem ehrlichen Berufe hantiert. Und läßt ſie ihn fallen, ſo weiß ſie, warum; und der Menſch ſoll nicht Geſpinſte drum hängen, die über einen andern Unglück oder gar Schande bringen können. Ich bin gewiß, die Sache wird ſich ausweiſen, wie ſie iſt, und nicht, wie er ſie ſich da zuſammengeängſtelt hat. Denn —

So weit war der alte Herr in ſeiner Rede gekommen, da hörte man draußen eine Laſt niederſetzen. Der alte Herr ſtand einen Augenblick ſtumm und wie verſteinert da. Der Valentin hatte durch das Fenſter den Blechſchmiedegeſellen kommen ſehen, der eben ablud.

Der Jörg vom Blechſchmied, ſagte Valentin, der die blechernen Guirlanden vollends bringt.

Und da iſt er erſchrocken mit ſeinen Einbildungen und hat gemeint, ſie bringen wer weiß wen. Wo iſt der Fritz?

Auf dem Kirchendach, entgegnete Valentin.

Gut, ſagte Herr Nettenmair. Sag er dem Blechſchmied, er ſoll herein kommen, wenn er fertig iſt. Der Geſelle thats. Bis jener herein kam, fuhr Herr Nettenmair noch mit gedämpftern Tönen in ſeiner Strafpredigt fort. Er ſprach davon, wie Menſchen ſich Einbildungen zuſammendichteten und ſich darüber ängſteten, wie über wirkliche Dinge; wie die Gedanken dem Menſchen über den Kopf wüchſen und ihm keine gute Stunde ließen, wenn er nicht gleich im Anfang ſich ihrer erwehre. Es war, als wollte der alte Herr ſich über ſich ſelbſt luſtig machen. Er dachte nicht daran, daß er den Valentin über ſeinen eignen Fehler abkanzelte. Dagegen fühlte ſich Valentin beſchämt, als treffe ihn die Strafe verdientermaßen; und

er hörte dem alten Herrn mit Andacht und Zerknirschung zu, bis der Blechschmiedegesell hereinkam. Herr Nettenmair faßte den Stock, den ihm Valentin in die Hände gab, setzte den Hut tief in die Stirne, um der Welt so viel als möglich von dem unfreiwilligen Geständnis der toten Augen zu entziehen, und schüttelte sich majestätisch in dem blauen Rock zurecht. Valentin wollte ihn führen, aber er sagte: Die Frau braucht ihn; und er wird wissen, was er in meinem Hause zu thun hat. Valentin verstand den Sinn der diplomatischen Rede. Der alte Herr machte ihn verantwortlich für das Benehmen der Frau. Herr Nettenmair aber wandte sich nun dahin, wo des Blechschmiedegesellen Respekt in ein leises Räuspern ausbrach, und fragte ihn, ob er Zeit habe, ihn bis auf das Kirchendach von Sankt Georg zu begleiten, wo sein älterer Sohn arbeite. Der Blechschmied bejahte. Valentin wagte noch den Vorschlag, Herrn Fritz lieber rufen zu lassen. Der alte Herr sagte grimmig: Ich muß ihn oben sprechen. Es ist wegen der Reparatur! Darauf wandte er sich wieder zu dem Blechschmiedegesellen. Ich werde seinen Arm nehmen, sagte er mit herablassendem Grimm. Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen.

Valentin sah den Gehenden eine Weile kopfschüttelnd nach. Als der alte Herr aus seinen Augen war, fiel die Zuversicht, die er der resoluten Gegenwart des alten Herrn verdankte, wieder zusammen. Er schlug die Hände in einander vor Angst; da ihm aber einfiel, er stehe in der Hausthür und sei verantwortlich für jedes Gerede, das der Ausdruck seiner „Einbildungen" veranlassen konnte, that er, als habe er die Hände in einander gelegt, um sie behaglich zu reiben.

Der Blechschmiedegeselle hatte gehört, Herr Nettenmair sei schon seit Jahren blind; der selbst hatte ihm

gesagt, sein Augenleiden sei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten doch recht haben. Nun nickte ein rasch Vorübergehender, und auf sein: Wie gehts? lächelte der alte Herr wiederum: Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Über jeden andern an Herrn Nettenmairs Stelle würde der Gesell gelacht haben; aber die mächtige Persönlichkeit des alten Mannes setzte ihn so in Respekt, daß er den Widerspruch seiner sinnlichen Wahrnehmung mit dessen Worten auf sich beruhen ließ und zugleich seinen Sinnen glaubte: Herr Nettenmair sei blind, und Herrn Nettenmair selbst: es habe nichts zu sagen.

Das Erscheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und sicherlich würde es Aufsehen gemacht haben, und der alte Herr durch hundert Händeschüttler und Frager aufgehalten worden sein, hätte nicht ein Andres die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und schnell Ausgesprochnes durch die Straßen. Zwei, drei blieben stehn, das Näherkommen eines dritten, vierten abwartend, der sich merken ließ, er wisse das, was sie zehn andre ähnliche Gruppen bilden sahen. Dort verkündete es einer im schnellen Vorübereilen. Und immer begann es mit einem: Wißt ihr schon?, das oft von einem: Aber was ist denn geschehn? herausgefordert war. Herr Nettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm einer zu sagen brauchte, was geschehen war; aber er durfte sich nicht merken lassen, wie er wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müssen; man wollte nicht allein wissen, was geschehen war; auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechschmiedegeselle meinte, Herr Nettenmair wollte an ihm niedersinken, aber der alte Herr hatte sich nur an den Fuß gestoßen, „es hatte nichts zu sagen." Der Gesell fragte einen Vorübereilenden. — Ein Schieferdecker ist verunglückt in Brambach. —

Wie denn? fragte der Geſell. — Ein Seil iſt zerriſſen. Weiter weiß man noch nichts. — Herr Nettenmair fühlte, wie der Geſell erſchrak, und daß er über dem Gedanken erſchrak, der Sohn des Mannes ſei verunglückt, den er führte. Er ſagte: Es wird in Tambach geweſen ſein. Die Leute haben falſch gehört. Es hat nichts zu ſagen! Der Geſell wußte nicht, was er von der Gleichgiltigkeit des Herrn Nettenmair denken ſollte. Der ſagte zu ſich, indem das brennende Rot auf ſeine Wangen trat: Ja, es muß ſein. Es muß nun ſein! Er dachte daran, es gab Etwas, womit man allen Gerichten, allen Unterſuchungen aus dem Wege gehn kann. Das Etwas, das er meinte, mußte ein hartes Etwas ſein; denn er biß die Zähne zuſammen, als er mit dem Kopfe nickte und zu ſich ſagte: Es muß ſein! Nun muß es ſein! Der Geſell ging, den alten Herrn führend, wie im Traume neben ihm die Turmtreppe von Sankt Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmair war doch ein eigner Mann!

Der alte Herr hatte geſagt, er müſſe den Sohn auf dem Kirchendach ſprechen — wegen der Reparatur. Er hatte ohne Abſicht in ſeiner diplomatiſchen Art geredet.

Es mußte auf dem Kirchendache ſein, und es galt eine Reparatur, aber nicht die des Kirchendachs.

Zwiſchen Himmel und Erde iſt des Schieferdeckers Reich. Zwiſchen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach von Sankt Georg, ſchaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr ſich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair geflohen vor den Augen der Menſchen, die er alle auf

ſich gerichtet meinte, hier herauf hatte er ſich geflüchtet, vor ſeinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in ſeiner Bruſt mit herauf gebracht; und wie angeſtrengt er ſchaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne ſtand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schweiß der Gewiſſensangſt. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelte ſie feſt, ſo angſtvoll haſtig, als nagelte er den Weltenbau feſt, der ſonſt einſtürzen müßte in der nächſten Viertelſtunde. Aber ſeine Seele war nicht bei dem Hämmern, ſie war dort, wo unaufhörlich Stricke riſſen und verunglückende Schieferdecker polternd hinabſtürzten in den gewiſſen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßte er hinunterrufen: Nach Brambach! Er ſoll nicht die Leiter beſteigen! Er ſoll ſich nicht auf ſein Fahrzeug ſetzen! Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameiſen da unten durch einander liefen, in Schreck verſteinert ſtehn, und ſo viel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abſcheu, ſtarrten herauf, und der Häſcher kam und ſtieß ihn vor ſich her die Treppe hinunter; und vielleicht war es doch zu ſpät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: ſtürbe Apollonius nicht, er wollte ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, ſobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — iſts der Häſcher ſchon? Nein. Es weiß niemand, was er gethan hat. Er verzerrt ſein Geſicht in Trotz und fragt: Wer will mir was anhaben? Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerſchläge auf ſein gequältes Herz. Das iſt die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet hat. Wird der fragen, dem ſie gehört: Wo iſt dein Bruder Abel hin? Nein. Er will dem Sohne ſagen, daß jener verunglückt iſt; er meint, es iſt ein Unglückstag, und er ſoll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt

er doch, die Antwort iſt faſt ſo alt, als das Menſchengeſchlecht: Soll ich meines Bruders Hüter ſein? Dabei kommts ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater iſt blind. Denn er weiß, ſeine ſehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer haſtiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachſtuhl iſt ſchmal, und der Alte ſpricht ſchon an dem Ausſteigeloch im Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. Nun iſts ſchon gut, hört er den Alten ſagen. Mach er ſeinem Meiſter mein Kompliment; und da iſt etwas für ihn. Trink er eine Geſundheit dafür! Fritz Nettenmair hört, der alte Herr ſetzt ſich auf die bloßgelegte Latte im Ausſteigeloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit ſeiner Geſtalt. Er hört den Dank des Geſellen und ſeine Tritte, wie ſie immer ferner klingen.

Schönes Wetter, ſagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wiſſen, ob noch jemand in der Nähe iſt. Es antwortet niemand; Fritz Nettenmair ſtirbt der Ton in der Bruſt; er hämmert immer lauter und haſtiger. Er wünſcht, die Stunde, der Tag, das Leben wär zu Ende. Fritz! ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fritz Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: Kain, wo biſt du? Hier, Vater, entgegnet er und hämmert fort.

Der Schiefer iſt feſt, ſagte der Alte gleichgiltig; ich hörs am Klange; er blättert nicht.

Ja, entgegnet Fritz mit klappernden Zähnen, er nimmt kein Waſſer.

Er iſt beſſer geworden als früher, fährt der Alte fort; ſie ſind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es ſcheint, du biſt allein. Ein Ja erſtirbt im Munde des Sohnes. Je tiefer er lagert, deſto feſter iſt das Geſtein. Iſt keine Rüſtung weiter in der Nähe?

Keine.

Gut. Komm hierher. Hier vor mich! —

Was ſoll ich?

Hierher kommen. Was geſagt ſein muß, muß leiſe geſagt ſein!

Fritz Nettenmair trat in allen Gelenken ſchlotternd vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch ſuchte er ſeinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Faſſung, aber davon ſprach kein Zug in dem verwitterten Geſicht; nur die Dauer ſeines Schweigens und ſein Atem, der das ſchwere, ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nachzuklingen ſchien. Fritz Nettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen mußte. Er rang nach Trotz. Wenn ers in ſeinem Argwohn errät, wer will mirs beweiſen? Und könnt ers beweiſen, er giebt mich nicht an; davor bin ich ſicher. Warum auch ſonſt will er leiſe reden? Mag er ſagen, was er will, ich weiß nichts, ich bins nicht geweſen, ich hab nichts gethan. Sein Geſicht rang ſich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildeſten Ausdrucke des Trotzes hindurch. Der alte Herr ſchwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag ſchon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius bebte der letzte Sonnenſtrahl. Etwas ferner rauſchte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Kryſtall darüber gedeckt. Kleine roſige Wölkchen wie Flocken hineingeſtreut. Der Lärm von unten erloſch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit ſich und ſchlug ſie leiſe ſpielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächſten grünen Höhe, wo ſie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Bram-

bach ſein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und ſüß aufgelöſtes Hinſehnen nach Ruhe. Nur zwiſchen Himmel und Erde die beiden Menſchen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht ſeine Flügel. Nur über ſie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnſinn überreizten Ehrgefühls, in dem andern alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

Wo iſt dein Bruder? drang es endlich zwiſchen den Zähnen des einen hervor.

Ich weiß nicht. Wie ſoll ichs wiſſen? bäumt ſich im andern der Trotz.

Du weißt nicht? Der alte Herr flüſterte nur, aber jedes ſeiner Worte ſchlug wie ein Donner in die Seele des Sohnes. Ich will dirs ſagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil iſt über ihm zerriſſen, und du haſts mit Beilſtichen zerſchnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen ſchleichen ſehn. Du haſt vor deiner Frau gedroht, du willſt es thun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen ſies in die Gerichte. Der erſte, der nun die Treppe herauf kommt, iſt der Häſcher, der dich vor den Richter führt. —

Fritz Nettenmair brach zuſammen; die Rüſtung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Elende am Rande des Gerüſtes zuſammen, ſo ſtürzte er hinab in die Tiefe, und alles war vorüber! Alles, was ſein mußte, war gethan! Eine Lerche ſtieg aus einem nahen Garten in die Höhe und ſtreute ihr luſtiges Tirili über Bäume und Häuſer hin. Glücklichere Menſchen hörten den Geſang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitſche und Kreiſel, und ſuchten mit himmelaufgewandten Augen den ſchwebenden klingenden Punkt und horchten mit verhaltnem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den

Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchenſang klingt, was er erhorchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochner Angſtruf. Er horchte erſt voll Hoffnung, dann voll Angſt. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüſtes röchelt ein ſchwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht gethan. Er muß es thun, denn gethan muß es ſein. Sonſt zeigen die Menſchen mit den Fingern auf die Kinder: Die ſinds, deren Vater ſeinen Bruder erſchlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthauſe ſtarb. Und wo es längſt vergeſſen iſt, da dürfen ſie ſich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menſchen wieder mit den Fingern und wenden mit Schaudern ſich von ihnen ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, iſt das Kapital, womit der Menſch anfängt. Es muß ihm erwieſen werden, eh ers hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweiſen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehn? Wie ſollen ſie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menſchen von den Menſchen ausgeſtoßen, müſſen ſie nicht werden, wie ihr Vater war? Und ſein eignes langes Leben voll Anſtrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angeſteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig, zu thun, wie der Vater that, und es kann kein ehrlicher Vater geweſen ſein, der ſolchen Sohn hatte! — Immer brennender glühte die Röte auf der eingefallnen Wange; die zuſammengeſunkne Bruſt richtete ſich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Nettenmair ahnte ihren Sinn und wollte ſich aufraffen und wäre wieder umgeſunken, ſtützte er ſich nicht mit beiden Händen. So lag er auf Händen und Knieen vor dem Alten,

als er den Angſtruf ausſtieß: Was willſt du, Vater? Womit gehſt du um?

Ich will ſehn, erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüſtern, ob ichs thun muß, oder ob dus thun wirſt, was gethan ſein muß. Und gethan muß es ſein. Noch weiß niemand etwas, was zur Unterſuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich ſtehn, aber nicht für die, daß ſie nicht verraten, was ſie wiſſen. Wenn du jetzt herabfällſt von der Rüſtung, ſodaß die Leute meinen können, du biſt ohne Willen verunglückt, dann iſt die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, ſteht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, ſo ehrlich, als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld geſtorben iſt. Du biſt ſolchen Tod nicht wert, Bankeruttierer. Dich ſollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausſchleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht haſt und haſt vergiften wollen das zukünftige Leben der unſchuldigen Kinder und mein vergangnes, das voll Ehre geweſen iſt. Du haſt Schande genug gebracht über dein Haus, du ſollſt nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir ſollen ſie nicht ſagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüſt oder im Zuchthauſe geſtorben iſt. Du beteſt jetzt ein Vaterunſer, wenn du noch beten kannſt. Dann wendeſt du dich, als wollteſt du wieder zu deiner Arbeit gehn, und trittſt mit dem rechten Fuß über die Rüſtung. Sag ich, der Schreck über ſeines Bruders Unglück hat ihn ſchwindeln gemacht: mir glaubens die Gerichte und die Stadt. Das iſts, was ein Leben einbringt, das anders geweſen iſt, als deins. Thuſt dus nicht gutwillig, ſo ſtürz ich mit dir hinab, und du haſt auch mich auf deinem Gewiſſen. Die Leute wiſſen, ich leide

an den Augen; ich bin geſtrauchelt und hab mich an dir anhalten wollen und hab dich mitgeriſſen. Meines Lebens iſt nach dem, was ich heut erfahren hab, keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erſt an. Und auf den Kindern ſoll keine Schande haften, ſo wahr ich Nettenmair heiße. Nun beſinn dich, wie es werden ſoll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort!

Fritz Nettenmair hatte mit wachſendem Entſetzen die Rede des Vaters gehört. Daß ſeine That noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angſt vor dem gedrohten Tode weckte einen Teil ſeiner Kräfte wieder. Er flüchtete ſich wieder in ſeinen Trotz. Haſtig ſagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: Ich weiß nicht, was du willſt. Ich bin unſchuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilſtichen ſagſt! Er erwartete, der Vater würde auf ſeine Einwendungen eingehn, wenn auch erſt ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen. Eins — zwei. — Vater, fiel er ihm mit ſteigender Angſt in das Zählen, und der Trotz ſeines Tones brach im Flehen: Hör mich doch nur. Die Gerichte hören einen, und du hörſt mich nicht. Ich will mich ja hinunterſtürzen, weil du mich tot haben willſt, ich will ſterben, wenngleich unſchuldig. Aber höre mich nur erſt! Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Elende ſah, ſein Urteil war geſprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch ſagen mochte; und er wußte, was der eigenſinnige alte Mann ſich einmal vorgenommen hatte, das führte er unerbittlich aus. Er wollte ſich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte ſich anhalten, wenn der Alte ſich an ihn hing, um nicht mitzuſtürzen. Das konnte ihm kein Menſch ver-

denken. Dazwiſchen ſah er ſchaudernd, was ihn erwartete, wenn er floh, und die Gerichte faßten ihn doch. Es war beſſer, er ſtarb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er ſann zurück und lebte ſein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten ſich; er war bald dort bald da und hatte vergeſſen, warum. Er ſah die Nebel ſich ballen, in denen der Geſell verſchwunden war, zugleich ſah er zu den hellen Fenſtern des roten Adlers auf, es klang: Da kommt er ja! Nun wirds famos! Er ſtand an den Straßenecken und zählte, und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er ſtand wieder vor der Frau und ſagte über des ſterbenden Ännchens Bett gebeugt: Weißt du, warum du erſchrickſt? und holte aus zu dem unſeligen Schlage; ſelbſt daß er vor dem Vater dalag und hin und herſann in gräßlich angſtvoller Haſt, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann wars ihm, als käme er zu ſich, und unendliche Zeit ſei vergangen zwiſchen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelſchläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müſſe ja alles gut ſein. Er müſſe ſich nur beſinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er ſich angehalten, als ihn der Vater mit ſich hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort ſaß der Vater noch. Er hörte ihn „neun“ zählen und dann ſchweigen. Die Beſinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber ſchwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein ſcharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um ſeiner gewiß zu ſein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerſtandsloſigkeit des Gliedes, das er gefaßt hatte, es ſei

unnötig, den Sohn zu halten, er müſſe ohnmächtig ſein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, ſo mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehn. Auch dieſe Ohnmacht konnte den Verdacht entſtehen oder wachſen machen. Er erhob ſich und wandte ſich von der Dachluke nach dem Kommenden. Er war unſchlüſſig, ſollte er die Luke mit ſeinem Körper decken oder dem Kommenden entgegen gehen? Der Geſelle, den er vorhin nach Brambach geſchickt hatte — denn dieſer wars, der ſo eilig kam —, huſtete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüſtung; ja er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf liegenden entziehen, wenn er ihm entgegen ging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewiſſer, als wenn er vor der Luke ſtehn blieb, da es wahrſcheinlich war, er verdecke dieſelbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erſt, wie das, was er heute erfahren, ſeine Kräfte gelähmt habe. Aber der Geſell merkte nichts davon, als er den alten Herrn an den Treppenbalken gelehnt ihm den Weg verſperren ſah.

Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair? fragte der Geſell, indem er auf der Treppe ſtehn blieb.

Wen? fragte Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, ſeine künſtliche Ruhe zu bewahren. War der Geſell in Brambach geweſen, ſo konnte er nicht ſo ruhig ſprechen, er mochte ſprechen, von wem er wollte.

Nun, er wird nunmehr daheim ſein, entgegnete der Geſell. Der alte Herr wiederholte ſeine Frage nicht; er mußte ſich an dem Balken feſthalten, an dem er lehnte. Er war ſchon auf dem Wege, fuhr der Geſelle fort; ich bin mit ihm bis ans Thor gegangen. Da hat er mich zum Blechſchmied geſchickt, ich ſollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wär. Der Jörg ſagte, er hätts ſchon hingeſchafft, und käm eben vom

Kirchendach von Sankt Georg, da hätt er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab ich gemeint, er wird noch oben sein; und weils so eilig war, wollt ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius heraufschicken soll.

Jetzt erst gelangs Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er sich hatte festhalten müssen, herauf und herunter zu betasten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu untersuchen. Da er fühlte, seine Hände zitterten, gab er seine Untersuchung auf. Er sagte so grimmig, als er im Augenblick vermochte: Ich komme selber hinunter. Wart er auf dem Absatz, bis ich ihn rufe! Der Gesell gehorchte. Herr Nettenmair schöpfte tief Atem, als er sich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atem ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er sich seit Valentins Mitteilung befunden hatte, sich zu lösen begann, trat erst der Vaterschmerz hervor, den die leidenschaftliche Anstrengung für die Ehre des Hauses bisher nicht zu Worte hatte kommen lassen. Er fand nun erst Zeit, das Unglück des rechtschaffnen Sohnes zu beweinen, als sich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn schwebt noch immer in der gleichen Gefahr, so lang der schlimme sich in seiner Nähe befindet. Auch diesen Fall hatte er in seinem Plane vorgesehen und sich gesagt, was er dann thun müsse. Die bisherige Kraft, die nur eine angemaßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlassen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohnes und die Ehre seines Hauses. Er tastete sich nach der Dachluke hin. Fritz Nettenmair war unterdes aus seiner Betäubung wieder erwacht, und es war ihm gelungen, aufzustehn. Der alte Herr hieß ihn von der Rüstung hereintreten und sagte: Morgen vor Sonnenaufgang bist du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein

andrer Menſch werden kannſt. Hier biſt du in Schande und bringſt Schande. Nach mir gehſt du heim; Geld ſollſt du haben; du machſt dich fertig. Du haſt ſeit Jahren nichts für Weib und Kind gethan; ich ſorge für ſie. Vor Tagesanbruch biſt du auf dem Weg. Hörſt du?

Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen geſehen; nun ſollte er leben! Leben, wo niemand wußte, was er gethan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräuſch mit dem Wahnbild des Häſchers ſchrecken durfte. In dieſem Augenblicke fühlte er ſelbſt das als ein Glück, daß er fern ſein ſollte von dem Weibe, um das er alles gethan, was er gethan, und in deren Anſchauen er Tag für Tag alles mitſehen ſollte, was er gethan; die ſeine That wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hauſe, in dem ihn ſtündlich alles erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergeſſen hoffte, und ſich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebſten wäre er ſogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt ſtand, dem Rettungshafen zugeeilt.

Apollonius iſt nicht geſtürzt, fuhr der Alte fort, und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel verſank. Das alte Geſpenſt hatte ihn wieder in ſeinen Fäuſten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch ſich gefreut hatte. Mit dem Gegenſtande ſeines Haſſes lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllenflammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler tot. Gewiſſensangſt, das drohende Jenſeits, alles war erträglich, nur eins nicht: ſie in ſeinen Armen zu wiſſen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. Du gehſt, ſagte er, als dieſer ſchwieg. Du

gehſt. Du biſt morgen vor Tag noch auf dem Wege nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande ſein, ſo iſts beſſer bloße Schande, als Schande und Mord. Denk, ich habs geſchworen, und nun thu, was du willſt!

Der alte Herr rief den Geſellen herauf und ließ ſich heimführen.

Unterdes war das Gerücht, das dem alten Herrn auf ſeinem Wege nach Sankt Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Läden ſteht. Vor den Fenſtern erzählte es ein Vorübergehender einem andern. Die Frau hörte nichts als: Wißt ihrs ſchon? In Brambach iſt ein Schieferdecker verunglückt. Dann ſank ſie vom Stuhle, von dem ſie aufſpringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin ſeinen Schmerz um Apollonius über der Angſt und Sorge um die Frau vergeſſen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der ſcharfen Kante des Stuhlbeins bewahren. Da ſaß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von ſeinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Geſicht. Ihre vordern Haare hatten einen Drang, ſich in natürliche Locken zu kräuſeln, den ſie durch das ſcharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten ſie die Ohnmacht ihrer Beſitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte ſich die Hände frei, indem er ihre Laſt vorſichtig leiſe auf den Boden gleiten

ließ, und versuchte die Haare aus dem Gesicht zu streichen. Er mußte sehen, ob sie noch lebe. Das verursachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angst machte seine alten Hände noch ungeschickter; dazu kam die eigne Scheu, die einen alten Junggesellen unerbittlich in so enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigensinn der Haare, die immer wieder in krausem Gelock über dem Gesichte zusammenschlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten sich dagegen, er sah, wie sie die Haare mit ihren Schlägen bewegten, und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit Wasser; er goß sich davon in die hohle Hand und spritzte es ihr auf Haare und Gesicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung; er half ihr den Oberleib aufrichten und stützte ihn. Sie strich sich nun selbst die widerstrebenden Haare aus dem Gesicht und sah sich um. Ihr Blick hatte etwas so Fremdes, daß der Valentin von neuem erschrak. Dann nickte sie mit dem Kopfe und sagte mit leiser Stimme: Ja. Valentin verstand, sie sagte sich, sie habe die schreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, sie sagte sich wohl, was geschehen sei, aber sie begriff es nicht. Es war, als ginge es nicht sie an, was sie sich sagte, und als besänne sie sich, wen es wohl betreffen möchte. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn sie dahinter kam; aber sie wußte in dem Augenblick nicht, was Schreck ist und Schmerz; ein traumhaftes Vorgefühl von Händezusammenschlagen, Erbleichen, Umsinken, Aufspringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem sie vorbeiwankt, niedersinken möchte, und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wilden Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Brust Sinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorgefühl von alle dem wandelte in der Stube vor ihr wie ihr eignes un-

deutliches fernes Spiegelbild hinter einem bergenden Florſchleier. Näher und unterſcheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum ſtechenden Schmerze wuchs, und das angſtvolle Wiſſen, er müſſe ſie erſticken, wenn ſie das Weinen nicht finden könne, das alles heilen müſſe. So ſaß ſie lange regungslos und hörte nichts von alle dem, was der alte Valentin in ſeiner Angſt ihr vorſprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte ſelbſt nicht an ſeine Troſtgründe, wenn er ihr beweiſen wollte, Apollonius könnte nicht verunglückt ſein; er ſei zu vorſichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geſchichte aus ſeiner Jugend, wo ſich Leute, die nun lange tot ſind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten ſchrecken laſſen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beſchrieb die Perſonen, als müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn ſie den alten Amtmann Kern und ſeine Haushälterin vor den Augen ihres Geiſtes ſähe, wie ſie damals leibten und lebten. Er hätte ſein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er wußte in ſeiner Ratloſigkeit nicht, wie. So ſuchte er ſich ſelbſt über die Angſt des Augenblicks durch immer eifrigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauſchte er die kleinſte Bewegung in den Zügen des bleichen ſchönen Geſichtes; und je ſchöner und jugendlicher es ihm vorkam, deſto ſchwerer ſchien ihm, was ſie litt, und deſto eifriger wurde ſein Erzählen. Als eine ſiebzehnjährige Braut hatte er ſie in das Haus mit den grünen Läden einziehen ſehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vierundzwanzigſtes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen ſpielendes Kind geweſen war, was hatte ſie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie ſchön war ſie immer geblieben in ihrem Dulden, wie ſchön hatte ſie geduldet! Nun lag ſie zerbrochen als halb aufgeſchloßne Blume da vor ſeinen alten Augen, die ſo oft um ſie

geweint hatten, mehr über die Milde und unbewußte, unzerstörbare Hoheit, womit sie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück selbst. Es giebt rührende Gestalten, die die Angst, die selbst der Zorn nicht entstellt; die in all ihrem Thun, selbst in ihrem Lächeln, selbst in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anschauen denken müssen. Es ist auch keine schmerzliche Rührung, die wir da empfinden; und der Schmerz selbst hat auf solchem Gesicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu trösten und rührend zu erheben, indem er uns zum tiefsten Mitleid mit seinem Träger dahinreißt. Als eine solche Gestalt hatte Christiane, so lang er sie kannte, vor des alten Valentin Augen gestanden, als eine solche lag sie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte sie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf; er sah, sie war gerettet. Er las es in ihrem Gesichte, das, so ehrlich wie sie selbst, nichts verschweigen konnte. Er saß und hörte mit so freudiger Aufmerksamkeit auf ihr Weinen, als wärs ein schönes Lied, das sie ihm vorsänge. In den Augenblicken, wo der Mensch der stärkern Natur sich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am sichersten seine wahre Art. Was von Tierheit im Menschen unter der hergebrachten Schminke sogenannter Bildung oder vorsätzlicher Verstellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Christianens Stimme im hingegoßnen Weinen, die sie nach dem Schlag über Ännchens Bett im Doppelschrei von Schmerz und Entrüstung nicht verloren hatte. Sie hatte sich ausgeweint und erhob sich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie machte sich zum Ausgehen fertig. Ihr Wesen hatte etwas feierlich Entschiednes angenommen.

Valentin sahs mit Erstaunen und Sorge. Ihm fiel seine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängstlich, sie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. Aber ich darf Sie nicht fortlassen, sagte er. Der alte Herr hat mirs mit Ketten auf die Seele gebunden.

Ich muß, sagte sie. Ich muß in die Gerichte. Ich muß sagen, daß ich schuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird sich meiner Kinder annehmen. Ich möchte den Herren sagen, sie sollen ihn zu dem Ännchen legen; er hats so lieb gehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden sie nicht thun. Nein, davon will ich nichts sagen!

Valentin wußte nicht, was er erwidern sollte. Er dürfte sie nicht fortlassen und sah an ihrer Entschiedenheit, er würde sie nicht aufhalten können. Wenn nur der alte Herr erst da wäre! dachte er. Er sagte: Thäten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zulieb?

Sie sah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: Wie ihr fragen könnt! Ihr habt ihn immer lieb gehabt, und das vergeß ich euch nicht, so lang ich noch lebe. Er ist gestorben, und ich muß auch sterben. Kann ich euch noch etwas thun, eh ich gehn muß, so dürft ihrs nur sagen. Wenn ichs auch thun kann, und wenn ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehn soll.

Nein, sagte der Alte. Das nicht. Aber wenn Sie nur so lang bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortlichkeit ledig bin! Dem Alten wars nicht allein um sich zu thun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in seiner Geistesgegenwart ein Mittel finden, wodurch sie von ihrem Vorhaben abzubringen sei.

Die Frau nickte ihm zu. So lang will ich warten, entgegnete sie.

Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu ſehen, ob Herr Nettenmair noch immer nicht komme. Chriſtiane holte ihr Geſangbuch vom Pulte und ſetzte ſich damit an den Tiſch.

Der Valentin blieb länger aus, als er ſelbſt gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinausgegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er ſtand immer im Begriff, etwas zu thun oder zu ſagen, worüber er erſchrak und etwas andres that oder ſagte, und wiederum ungewiß ſchien, ob er nicht auch darüber erſchrecken ſollte. Immer, und wenn er gar nichts geſagt hatte, meinte er, er habe zu viel geſagt. Manchmal wars, als ob er lachte; dann ſah er wieder deſto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er ſprach; denn er redete vom Wetter. Dazwiſchen machte er ſich viel an der Thür zu ſchaffen, die er immer wieder einmal öffnete; zuletzt blieb er im Hausflur ſtehn, wo er den Gang nach dem Schuppen hin überſehen konnte; und es waren die wunderlichſten Vorwände, durch die er all dieſe Thätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erſt die Veränderung nicht, dann beobachtete ſie ihn verwundert und immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er ſie angeſteckt mit ſeinem Weſen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte ſie in Hoffnung auf, wenn er dann ſein trauriges Geſicht machte, drückte ſie die Hände zuſammen und wurde wieder bleich. Sie folgte ſeinen Augen, ihm ſelbſt nach der Thür und erſchrak, ſo oft er ſie öffnete. Dabei ſprachen ſie immer vom Wetter; wären ſie ruhig geweſen, ſie hätten über ihre eignen Reden lachen müſſen; aber man ſah, er fürchtete ſich, etwas zu ſagen, ſie fürchtete ſich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte ſie beide Hände bald gegen das Herz, das das Mieder durchſchlagen wollte, bald gegen die brennenden, hämmernden Schläfe. Der Alte meinte ſie endlich

vorbereitet genug, das Wetter fahren zu laſſen. Ja, ſagte er, es iſt ein Tag, wo die Toten aufſtehn möchten, und wer weiß — aber thun Sie mir noch das zu lieb und erſchrecken Sie nicht! Sie erſchrak dennoch. Sie ſagte zu ſich: Aber es iſt ja nicht möglich! Und ſie erſchrak doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. Da ſehen Sie einmal dahinter, ſchluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie ſah den Gang hin; ſie hatte es gethan, eh der Alte ſie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Vorderthür, dem alten Herrn die Freudenpoſt zu bringen; ſelig und ſtolz auf ſein klug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt ſich feſt an dem Thürpfoſten, als ſie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Thürpfoſten ſtand nicht mehr feſt, ſie ſelbſt nicht mehr auf dem feſten Boden; ſie ſchwindelte zwiſchen Himmel und Erde. Und als ſie ihn kommen ſah, war nichts mehr auf der Welt für ſie, als der Mann, um den ſie wochenlang mehr als Todesangſt geduldet; alles ging um ſie im Wirbel, erſt die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter, und ſie würde erdrückt im Wirbel, hielte ſie ſich nicht feſt an ihm. Sie fühlte, wie ſie hinſank, dann nichts mehr.

Apollonius war hinzugeeilt und hatte ſie aufgefangen. Da ſtand er und hielt das ſchöne Weib in ſeinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und ſie war bleich und ſchien tot. Er trug ſie nicht in die Stube, er ließ ſie nicht hinabgleiten auf die Erde, er that nichts, ſie zu beleben. Er ſtand verwirrt; er wußte nicht, wie ihm geſchehen war, er mußte ſich beſinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht geſprochen; er hatte nur durch den Geſellen, der vom Blechſchmied nach Sankt Georg eilte, erfahren, Apollonius folge ihm und werde bald hier ſein. Apollonius war vom Nagelſchmied am Thore aufge-

halten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte sich nicht denken, warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Tambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechselt hatte, und daß jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächste Augenblick bringen sollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte sogleich zu dem Vater auf dessen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herstürzen und mit dem Umsinken kämpfen sehen und war ihr entgegen geeilt. Und nun hielt er sie in den Armen. Die Gestalt die er schmerzlich mühsam und doch vergebens seit Wochen von sich abzuwehren gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all sein Wesen in eine Bewegung brachte, die er sich als Sünde vorwarf, lag in schwellender, atmender, lastender, wonneängstigender Wirklichkeit an ihn hingegossen. Ihr Kopf lehnte rückwärts gesunken über seinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz sehen, das schöner, gefährlich schöner war, als seine Träume es malen konnten. Und jetzt überflog ein Rosenschein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den milden, selbstgeschlungnen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten sich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun sah sie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie sie hierher und in seine Arme gekommen war, sie wußte nicht, daß sie in seinen Armen lag; sie wußte nichts, als daß er lebte. Wie konnte sie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, sie umschlang ihn mit beiden Armen, um seiner gewiß zu sein. Und doch fragte sie noch in angstvoll drängender Hast: Und bist dus denn auch? Bist dus auch gewiß? Und lebst noch? Und bist nicht gestürzt? Und

ich habe dich nicht getötet? Und du biſts? Und ich bins? Aber er — er kann kommen! Sie ſah ſich wild um. Er will dich töten. Er wird nicht eher ruhen! Sie umfaßte ihn, als wollte ſie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß ſie die Angſt über der Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob ers auch ſei. Aber ſie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm alles ſagen, was jener ihm gethan, und was er ihm noch zu thun gedroht. Sie mußte es ſchnell; jeden Augenblick konnte jener kommen. Warnung, ſüß unbewußtes Liebesgeſchwätz, Weinen, Lachen; Seligkeit, Angſt, Schmerz um das verlorne Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Bedürfnis der Liebe, mit allem, was ſie iſt, was ſie freut, was ſie bekümmert, ein Gedanken ſeines Geiſtes, ein Gefühl ſeiner Seele zu ſein, das er denkt und fühlt wie ſeine andern; bräutliche Verwirrung und Vergeſſen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Daſein iſt, — denn alles, was war und werden kann, iſt bloß Schatten — was ſie erzählt, hat ſie geträumt und erlebt, fühlt und weiß es erſt jetzt; was geweſen iſt und kommen wird, iſt geweſen und kommt nur, damit dieſer Augenblick ſein kann; vor und nach dieſem Augenblick iſt die Zeit zu Ende; — alles das durchdrang ſich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klange der fliegenden, ſich preſſenden Rede. Er hat mich und dich belogen. Er hat mir geſagt, du verhöhnteſt mich und hättſt meine Blume vor den Geſellen ausgeboten. Auch du weißts ja noch, beim Pfingſtſchießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du haſts ihm geſchickt. Ich habs geſehen. Ich wußte nicht, warum. Du haſt mich gedauert. Daß du ſo ſtill warſt und trüb und ſo allein, das hat mir weh gethan. Da hat er mir beim Tanz geſagt, du hätteſt deinen Spott

über mich. Da gingst du in die Fremde, und er hat mir gesagt, wie du in deinen Briefen über mich spottest: das that mir weh. Du glaubst nicht, wie weh mir das that, wenn ich schon nicht gewußt hab, warum. Der Vater wollte, ich sollte ihn frein. Und wie du kamst, hab ich mich vor dir gefürchtet; du hast mich immer noch gedauert, und ich hab dich immer noch geliebt und wußt es nur nicht. Er selbst hat mirs erst gesagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht schlecht werden und wills auch nicht. Gewiß nicht! Dann hat er mich gezwungen, zu lügen. Dann hat er mir gedroht, was er dir thun wollte. Er wollte machen, daß du stürzen müßtest. Es wär nur Scherz; aber, sagt ichs dir, dann wollt ers im Ernste thun. Seitdem hab ich keine Nacht geschlafen; die ganzen Nächte hab ich aufgesessen im Bett und bin voll Todesangst gewesen. Ich hab dich in Gefahr gesehen und durft es dir nicht sagen und durfte dich nicht retten. Und er hat die Seile zerschnitten mit der Axt in der Nacht, eh du nach Brambach gingst. Der Valentin hat mirs gesagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen schleichen sehen. Ich hab dich tot gemeint und wollte auch sterben. Denn ich wär schuld gewesen an deinem Tod und stürbe tausendmal um dich. Und nun lebst du noch, und ich kanns nicht begreifen. Und es ist alles noch, wie es war: die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du bist doch nicht tot. Und ich wollte auch sterben, weil du tot warst. Und nun lebst du noch, und ich weiß nicht, ists wahr, oder träume ichs nur. Ists denn wahr? Sag du mirs doch: Ists wahr? Dir glaub ich alles, was du sagst. Und sagst du, ich soll sterben, so will ichs, wenn dus nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauscht, daß ich dirs sagte, was er will. Schick den Valentin in die Gerichte, daß sie ihn fortführen, und er dir nichts mehr thun kann!

So ſchwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in ſeinen Armen fort. Alles vergeſſend, wie ein Kind an einem Abgrund ſpielend, den es nicht ſieht, ruft ſie unbewußt eine Gefahr herbei, tötlicher als die, über deren Vorbeigehen ſie jubelt, drohender als die, wogegen ſie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenſchaftlich Thun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkoſungen, was ihr warmes, ſchwellendes Umfangen in dem Manne aufregen muß, der ſie liebt; daß ſie alles thut, was den Mann, deſſen Rechtlichkeit und Edelmut ſie ſich ſo unbekümmert anheim giebt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergeſſen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf ſie in ihm entzündet, und wie ſie ihm den Sieg erſchwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in ſeinen Armen war ſein; der Bruder hat ihn um ſie und ſie um ihn betrogen. Jetzt weiß ers, wo das Weib in ſeinen Armen ihm die Größe des Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat ſie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, gethan hat, verfolgt er ihn noch und ſteht ihm nach dem Leben. Gehört das Weib dem, der ſie ihm geſtohlen, der ſie mißhandelt hat, den ſie haßt? Oder ihm, dem ſie ſchändlich geſtohlen worden iſt, der ſie liebt, den ſie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken; hundert einzelne Empfindungen, die in den Strom Eines tiefen und wilden Gefühls hingeriſſen durch ſeine Adern ſtürzten und die Muskeln ſeiner Arme ſpannten, etwas, das ſein iſt, an ſein Herz zu preſſen. Aber eine dunkle Angſt drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe feſt. Das Gefühl, er will etwas thun, und er iſt ſich nicht klar, was es iſt, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird — er läßt ſich fort-

reißen; die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und bewege er sich, eh er sich umgesehn, könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein wertvolles Papier werfen: alle dem lag die angstvolle Vorahnung zu Grunde, er könne mit einer Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gut zu machen sei. Er rang schon lange unter den berauschenden Tönen nach etwas, bevor er wußte, daß er rang und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis seiner Natur. Und nun kam sie ihm und sagte: Das Wort, das du gegeben hast, ist, die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten, und was du thun willst, muß sie vernichten! Er war der Mann und mußte für sich und sie einstehn. Die Klarheit brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung sprach, mit aller Schmach, die sie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Gesichtes, das an seinem Herzen lag und schwärmend zu ihm aufsah, und wie er mehr an ihr und an sich selbst verderben würde, als das war, worüber er ihren und seinen Feind anklagte. Noch stand die heilige Scheu schützend zwischen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick für immer verscheuchen konnte. Und doch sah er angstvoll sich nach einem Helfer um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußte er sie aus seinen Armen lassen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über seine Schwäche, die die Hilfe außen suchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftlose sanft auf den Rasen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er sie erst. Er mußte sich abwenden und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da sah der jüngste Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in seine Arme, drückte es an sein Herz und stellte es zwischen sich und sie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an sein

Herz gedrückt hatte, entband ſich der wilde Drang, und nun erſt löſten ſich die geſpannten Muskeln. Er hatte ſie in dem Kinde an ſein Herz gedrückt, wie allein er ſie an ſein Herz drücken durfte.

Die Frau ſah ihn den Knaben zwiſchen ſich und ihn ſtellen und verſtand ihn. Glühende Röte ſtieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erſt, daß ſie in ſeinen Armen gelegen, daß ſie ihn umfaßt und mit ihm geſprochen hatte, wie es nur erlaubte Liebe darf. Sie ſah nun erſt die Gefahr, an deren Abgrund ſie ihn und ſich geſtellt. Sie richtete ſich auf den Knieen auf, als wollte ſie ihn flehen, ſie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte ſie belauſcht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte ſie ihn durch die Freude über ſeine Rettung erſt verdorben. Er ſah das alles und litt es mit ihr. Er hatte ſich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber in ſeinem Innern war der Kampf ſelbſt nicht ausgekämpft. Er neigte ſich zu ihr und ſagte: Du biſt meine brave Schweſter. Du biſt braver als ich. Und über uns und deinem Manne iſt Gott. Aber nun geh hinein, Schweſter, liebe, brave Schweſter! Sie wagte nicht aufzuſehen, aber durch die geſenkten Lider ſah ſie ſeine Milde, das tiefe, unausſchöpfbare Wohlwollen, die unvertilgbare Menſchenachtung auf ſeiner leuchtenden Stirne und um den ſanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßſtab war, wußte ſie nun, ſie war nicht ſchlecht, ſie konnte es nicht werden; er trug ſie bewahrt, wie die Mutter das Kind, vorſichtig auf ſtarken Armen. Er wuchs ihr, wie ſie ihn durch die geſenkten Lider ſah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht ſchaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, ſie aufzurichten. Sie bebte unter der Berührung, und wie ſie noch auf den Knieen lag, ſtieg ihr Gedanke zu ihm

auf wie ein Gebet. Er führte ſie an die Thüre. Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Geſellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachſchlich, ſah noch, wie er ſie führte.

Von allem, was er heute gewollt und gelitten, ſtand nichts in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu leſen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundloſe Einbildungen anhören; denn die Geſchichte hatte ſich ausgewieſen, wie ſie war, nicht wie ſie der Valentin zuſammengeängſtelt hatte. Der Reiſe Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lang von dieſem gehegten, aber von ihm erſt heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, ſogleich mit den Geſchäftsbüchern auf des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geſchäftes genau kennen lernen; ſein wahrer Zweck dabei war, Apollonius ſo lange bei ſich in Sicherheit zu behalten, bis ſein Bruder abgereiſt ſei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächſten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reiſe bis Hamburg beſchaffen. Dort wußte er einen frühern Kölner Freund, der ſich in ſehr guten Verhältniſſen befand, und der, um manche geleiſtete Dienſte zu vergelten, ihm öfter und noch neulich eine Geldhilfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stübchen ſchrieb er an ihn. Der Freund ſollte dem Bruder einen Platz auf einem Paſſagierſchiffe beſorgen, ſeine Aufenthaltskoſten beſtreiten und ihm — aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt — eine gewiſſe Summe Geldes übermachen; alles auf Apollonius Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Poſt, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair

einschreiben zu lassen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher sollte Valentin auf dem Zeuge sein und sich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hause mit den grünen Läden immer schwüler geworden. Diese Nacht mit ihrer stillen Unruhe glich der angstvollen Stille, darin die Kräfte eines Meersturms seinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eignes Treiben. Wer in dieser Nacht in das Haus, aber nicht in die Seele der Menschen hätte hineinsehen können, der wäre aus einer Befremdung in die andre gefallen. Sonst, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reise sich rüstet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen sich die übrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden sie ausgenossen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen sich in ihnen zusammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu sehen. Nach Fritz Nettenmair sahen die Leute im Hause nicht. Sie schauderten, ihm zu begegnen, als wär er ein schreckendes Gespenst. Und wie ein solches schlich er darin umher und wich den Menschen aus, wie sie ihm. Und die Menschen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, sind nicht fremde; sein Vater ists, sein Bruder, sein Weib und seine Kinder. Ein Reisender, der nicht gesehen wird, der sich nicht sehen läßt, der kein Lebewohl giebt und kein Lebewohl nimmt, und der doch freiwillig reist, und dessen Reise die andern wissen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geschäftsbücher vorlesen, ein wunderlich zweckloses Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiste bei den Zahlen. Und der alte Herr that noch dazu, als wisse

er alles schon. Daß Apollonius ihm die Gefahr des Hauses verschwiegen hatte, erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die sich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen sehen. Aus seinen diplomatischen Reden, zu denen er sich bisweilen zusammenraffte, um dem Schattenspiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehn lassen, um zu zeigen, wohin es kommen müßte, wenn er die Hand vom Ruder abzöge, und daß er gesinnt wäre, von nun an selbst wieder das Schiff zu leiten. Dazwischen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Tambach wisse. Apollonius konnte ihm sagen, er kenne den Mann; es sei derselbe ungemütliche Gesell, der vordem bei ihnen gewesen wäre. So? sagte der alte Herr gleichgiltig; und weiß man, was die Ursache war? Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten gerissen wäre, sei ein fast neues, aber es müsse an der Stelle des Risses rundum mit einem scharfen, spitzen Werkzeug durchschnitten gewesen sein. Der alte Herr erschrak. Er ahnte einen Zusammenhang, auf den auch andre kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren habe, müsse auf dem Rückweg ein Anschleifeseil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müsse einen Zusammenhang ahnen, wenn nicht mehr als nur ahnen, und habe durch die Antwort an Valentin ihn den Augen des alten Gesellen entziehen wollen. Er sah, daß Apollonius in seinem, des alten Herrn Geiste verfuhr. Von dieser Seite war also nichts zu fürchten. Aber es konnten Umstände im Spiele sein, die trotz Apollonius

Vorsicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ seine Zurückhaltung, so schwer dies ihm fiel, diesmal beiseite, und auf wiederholte Fragen mußte Apollonius sagen, was er wußte. Es war folgendes. Den ersten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geselle war in dem Wirtshaus gewesen, als er ankam. Denselben Abend noch hatte er ihn über den Hof schleichen sehen. Am andern Morgen fehlte das Seil. Er hatte sogleich Verdacht auf den Gesellen, aber nach seiner gewissenhaften Weise zögerte er, ihn auszusprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Thor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen hatte; zugleich, daß der Gesell bei keinem Meister gestanden, sondern auf eigne Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Tambach unternommen habe. Ein Stück des von ihm hinterlaßnen Handwerkszeugs, ein Zimmerbeil, war schon von dem rechtmäßigen Besitzer beansprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Christianens ihn gewiß, das Seil, durch dessen Zerreißen der Gesell verunglückt war, wäre das seine. Wie die Sache nun stand, durfte er sich natürlich nicht zu dem Eigentumsrechte daran bekennen; er mußte seiner Ehrlichkeit sogar den Zwang anthun, durch Erdichtungen fremder Vermutung der Wahrheit zuvorzukommen.

Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu lesen. Apollonius that es; aber im Geiste waren beide wiederum bei andern Dingen. Apollonius wollte sich zwingen. Es war seiner sonstigen Art geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu sein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in diese gleichgewichtige, wohlgeordnte Seele herüber. — Endlich kam Valentin, erhielt das Reisegeld für Fritz Nettenmair und die Anweisung an den Hamburger Freund und die Weisung, das Gepäck des Reisenden nach dem Posthofe zu tragen und

etwaigen Auftrages harrend in der Nähe zu bleiben, bis er abgefahren sei. Eine Stunde später kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Nettenmair freue sich auf das neue Leben in Amerika. Sie sollten sich wundern über ihn, wenn sie ihn wiedersähen. Er könnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete sich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr lesen, und schickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzusetzen, müsse sich ein andermal Zeit finden.

Und Fritz Nettenmair? Wie war ihm zu Mut in dieser Nacht? Als er, ruhelos wie ein gequälter Geist, bald händeringend bald fäusteballend den Gang vom Hause nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hause schlich? Bald schrak er vor einem fallenden Blatt zusammen, bald wünschte er, das Haus stürzte über ihn und begrübe ihn. So oft er den Weg durch den Gang zurücklegte, so oft bäumte sich seine Seele im wildesten Trotz empor und sank wiederum in die hingegebenste Hilflosigkeit zurück. Er war entschlossen, zu gehen — und Sie dem Gehaßten zu überlassen? Daß sie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja so weit gebracht, um ihn los zu werden; dann war ihr einziger Wunsch erfüllt. Nein! Er wollte bleiben! Er mußte bleiben! — Und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt sein Wort — und schlossen ihn mit Ketten fest, und — dann wars dasselbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. — Fritz Nettenmair bewegte heftig die Arme vor sich hin, als rüttelte er schon an den Gittern des Kerkerfensters, und atmete so mühsam, als erstickte

ihn ſchon der Dunſt der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abſpannung das ganze Bewußtſein ſeines grenzenloſen Elends, der Jammer gänzlicher Verlaſſenheit. Goldne Bilder ſtiegen auf; die verlorne Seligkeit marterte ihn mehr, als die gewonnene Verdammnis. Da hüpfte er als ſchuldloſes Kind den Gang hin, den entlang er jetzt die Überlaſt ſeines Elends ſchleppte; da waren Menſchen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, ſo ſüß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menſchen verachteten ihn; die ihn lieben ſollten, ſchauderten vor ihm. O, nur ein einzig Herz, dem ſein Scheiden weh thäte, und er ginge und würde ein andrer Menſch! Jetzt ſieht er jeden freundlichen Blick, den er in der Verblendung ſeiner Leidenſchaft nicht beachtet hat. Das Lächeln um die angſtzuckenden Lippen des kleinen Ännchens ſteigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückſtieß, die immer wiederkam, ſo oft er ſie zurückſtieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo ſie ihn retten könnte, wäre ſie nicht tot durch ſeine Schuld; jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit ſo ſchmerzlicher Gewalt, daß er ſein eigen Elend darüber vergäße, wärs nicht ein Teil davon. Das Ännchen iſt tot, aber er hat noch Kinder; ſie müſſen ihn lieben, ſie ſind ja ſein. Sein Herz ſchreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen ſich krampfhaft, etwas, was ſein iſt, an ſein Herz zu preſſen, damit er weiß, er iſt nicht verloren; und verloren iſt keiner, der noch einen Menſchen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, die Hausflur hindurch, durch Stuben und Kammerthür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, giebt dem Vater Schein genug, ſeine Kinder zu ſehen. An dem nächſten kleinen Bette ſinkt er in die Kniee. Ein längſt verlernter Laut flüſtert durch ſeine Lippen, und wie ihn dieſe Lippen nie flüſtern gekonnt. Fritz!

Er will die Kinder nur einmal an ſein Herz drücken, ihre Liebe ſehen und — gehn. Gehn und ein andrer Menſch werden, ein beſſerer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnet er die großen Augen und — erſchrickt. Vor dem Mann an ſeinem Bette fürchtet er ſich. Es iſt ein fremder Mann. Ein ſchlimmerer Mann, als ein fremder Mann. O, ein nur zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es iſt der Mann, der das Kind ſo oft zornig angeblickt hat, der Mann, vor dem die Mutter es in die Kammer ſchloß, weil es nicht ſehen ſollte, was der Mann ihr that. Und dann ſtand es zitternd und horchte an der Thür, dann ballten ſich die kleinen Händchen in ohnmächtigem Zorn. Er hat ja das Kind ihn haſſen gelehrt, nicht ihn lieben.

Fritz, ſagte der Vater voll Angſt, ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich ſchicke dir ſchöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tauſendmal an dich!

Ich will nichts von dir, ſagte der Knabe furchtſam trotzig. Onkel Lonius giebt mir Äpfel; ich mag deine nicht!

Haſt auch du mich nicht lieb? ſagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen.

Der kleine Georg flieht zum Bruder in deſſen Bett. Dort halten ſich die Kinder in Angſt umſchlungen. Dennoch iſt er trotzig, und ſo viel Widerwillen, als ein Kindesauge faſſen kann, blickt aus dem ſeinen. Die Mutter hab ich lieb, den Onkel Lonius hab ich lieb, ſagt das Kind; dich mag ich nicht. Laß uns gehn, ich ſags dem Onkel Lonius!

Fritz Nettenmair lacht in wildem Hohn und ſchluchzt zugleich in hilfloſem Schmerz. Die Kinder ſind ja nicht mehr ſein. Er iſt ja ihr Vater nicht mehr. Er iſts. Er! Seine Kinder ſinds. Er iſt ihr Vater. Er, der ihm alles genommen, hat ihm auch die Kinder

genommen. Das, was man dem Elendſten läßt. Wenn Er gehen müßte, Er! Die Kinder hingen ſich an ihn; eher riſſen die Händchen, als daß ſie Ihn ließen. Und das Weib hier, dies ſchöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das ſelbſt die Lampe liebend all ihre Strahlen ſammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt, als ſie von der Lampe; dieſes Weib, Sein Weib, Seins! auch Sein, wie alles, was einmal mein war! Sie iſt in ihren Kleidern zu Bett gegangen; ſie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ginge Er, dieſe Roſen würden bleich, ſie flöſſe ſterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von Ihm zu ſein. Wie ſie auffahren würde, ſagte ihr einer in den Traum hinein, den ſie von ihm träumt, denn ſie lächelt, Er geht! Er, ihr — Nein! ich will nicht gehn! Nein! ich kann nicht gehn! Lieber tauſendmal ſterben! Und er hat ja dem Tode ſchon ins Angeſicht geſehen, vor Stunden erſt, als er vor dem Vater auf der Rüſtung hingeſtreckt lag. Es war ein Kinderſpiel, das Sterben, gegen ſolch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wäre es noch, wäre auch Er noch tot. Und er wäre an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teufliſchen Engelslächeln; und er wäre an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von ſeinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgeſtoßen, an dem toten Ännchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er wars ja nicht. Er mußte gehn; er wurde noch elender, als er ſchon war; und die er haßte, die ihn verdorben hatten, wurden glücklich durch ſein Gehen. Er machte ſie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen gethan; er haßte in ihnen ſelbſt die Gewalt, die er ſich anthun mußte, Teufel in ihnen zu ſehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er ſie angſtvoll ſich verſteckte, ſtanden ſie als Engel

über ihm, nun so haßte er sie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Grenze überschritten, über die keine Rückkehr mehr ist. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen sah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, diese Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er totgefaßt vor dem Vater lag, und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies sich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblickes blieb ihm und tauschte nur die Personen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwischen Haus und Schuppen hin und hertrieb. Seine Arme bewegten sich so heftig als vorhin, aber es waren nicht Gitterstäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Läden lag so friedlich in seinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angesehen, die es hinter seinen Wänden barg; keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlornen Gefäß.

Apollonius war müde vom Wachen und vom Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wissen um des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet hatte. Neben diesem war erst noch ein andrer Kampf aufgeglommen. Der Vater schien nicht an die böse Absicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu seinem Schutze aufzurufen, schauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders That bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es ge-

lang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt habe. Aber wie? Wenn er — ihn versicherte, ihm schwur, daß er in der Frau nur die Schwester sehe? Vor einem halben Jahre noch hätte er das beschwören können: heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid. Er konnte, wenn der Bruder den entsetzlichen Plan auf sein Leben nicht aufgab, die Ausführung erschweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zustande, in dem Apollonius sich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünscht sein, als schrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewissenspein, alle Sorge ein Ende; aber was sollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er sich nicht das Wort gegeben, sie vor Schande und Not zu bewahren? Diesen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber sie machte den alten Kampf nur schwerer, indem sie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entschlossen war, die Wünsche, die er verdammen mußte, nicht zur That werden zu lassen. Aber die Wünsche selbst! Wenn kein äußeres Hindernis mehr ihrer Erfüllung im Wege stand, mußte ihre Gewalt da nicht wachsen? Die Gewissensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo sie in der täglichen Nähe einen unerschöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebne Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Diesen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden und Fahrzeug, Flaschenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte fest, sein Auge klar sein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er sich nicht erst ausziehen und zu Bett legen. Er hatte sich bis jetzt des Sofas, das in seinem Zimmer stand, noch nicht bedient, darauf zu

liegen. Er vermied alles, was zu Verweichlichung führen konnte; ein gleich ſtarker Beweggrund war ſein Bedürfnis, Dinge um ſich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürſten und polieren konnte. Auch in dem Zuſtande von Verſtörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er dieſe Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leiſe liebkoſender Hand über den Bezug des Sofas und ſetzte ſich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf er beim Schreiben ſaß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet hatte. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununterbrochner aufregender Traum. Chriſtiane lag in ſeinen Armen wie geſtern, er kämpfte wieder, aber diesmal ſiegte er nicht; er preßte ſie an ſich. Da ſtand der Bruder neben ihnen, und ſie ſtanden nicht mehr auf dem Gange zwiſchen Schuppen und Haus, ſondern oben am Turmdach auf der fliegenden Rüſtung. Der Bruder wollte ihm die Beſinnungsloſe aus den Armen reißen, um ſie zu mißhandeln; er warf im ſchmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr gethan, und im Kampfe um das Weib ſtieß er ihn von der Rüſtung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müſſen. Als er die Augen öffnete, war es Tag und Zeit, an die Arbeit zu gehn. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen war. Er ſtand auf. Er hoffte, vor der friſchen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Waſſers, das er ſich nach ſeiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünſche, und damit der Gewiſſensvorwürfe über ſie, noch immer ſteigerten, von ihm in ſein Stübchen zurückfliehn. Aber es geſchah nicht; ſie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbſt über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an ſeiner Wange; immer fühlte er ſich

in ihrem ſchwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenſchaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm ſtand, aus dem Herzen herauf. Er kannte ſich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er ſich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er ſich nicht mit ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bei der Arbeit wußte. Sonſt hatte er gleichſam ſeine eigne heitere Tüchtigkeit mit hineingearbeitet in ſeine Arbeit, und dieſe mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kams ihm vor, als hämmerte er ſeine unechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen böſen Zauber zurecht, und die Arbeit könnte nicht taugen, nicht haltbar werden.

Der Schieferdecker muß beſonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß ſich auf die Berufstreue deſſen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier ſtand, verlaſſen. Die Ungewiſſenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befeſtigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren an dieſen Haken ſeine Leiter hängt, in den Tod ſtürzen. Es war nicht einzuſehen, daß eine Nachläſſigkeit, ein Verſehen in der Arbeit, wie er ſie heute vollendete, eine ſo ſchwere Folge nach ſich ziehen ſollte; aber ſeine natürliche ängſtliche Genauigkeit war noch von ſeinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Hinter dem Kampfe ſeines Gewiſſens mit den Bildern ſeines ſündhaften Traums drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in ſeiner Zerſtreuung ein künftiges Unheil fertig.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Ring, Flaſchenzug, Fahrzeug und Leiter waren entfernt; die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabſteigens gehalten hatten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüſtung und die Stangen, worauf ſie geruht, vom

Dachgebälke abgelöſt und ſtand allein auf dem ſchmalen Brette, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er ſtand ſinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuſchlagen vergeſſen. Er ſah in die Schiefer und Nagelkaſten ſeines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, haſtiger Schritt tönte unter ihm die Turmtreppe herauf. Er achtete nicht darauf; denn eben ſah er im Schieferkaſten eine zurückgebliebne Bleiplatte liegen. Er hatte nur ſo viel Bleibleche mit ſich heraufgenommen, als er brauchte; eine war alſo von ihm vergeſſen worden; in der Zerſtreuung hatte er eine Befeſtigungsſtelle übergangen. Aus der Ausfahrthür ſah er an der Turmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieſer Turmſeite geſchehen, ſo ließ er ſich vielleicht ohne Fahrzeug beſſern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und ſo war es auch. Etwa ſechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergeſſen, ſie durch die Bleiplatte zu erſetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befeſtigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der Eilende das Ende der Steintreppen erreicht und ſtieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber war er in ſeiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh, bis er ihn entfernt hatte. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Dieſe lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er ſich danach herabbeugt, fühlt er ſich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeſchoben. Unwillkürlich faßt er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens ſeitwärts über ihm; mit der Linken ſucht er vergebens nach einem Halt. Durch dieſe Bewegung wendet er ſich dem An-

greifer zu. Entsetzt sieht er in ein verzerrtes Gesicht. Es ist das wildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt.

Was willst du? ruft er. Was er auch erfahren hat, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm:

Du sollst sie allein haben, oder mit hinunter!

Fort! ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind all die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht hinaufgestiegen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück.

Zeigst du endlich dein wahres Gesicht? höhnt dieser noch wütender. Von jeder Stelle hast du mich verdrängt, wo ich stand; nun ist die Reihe an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wirf mich hinunter, oder du sollst mit!

Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken Balkens. Er muß den Bruder mit seiner ganzen Kraft an den Armen fassen, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit hinunter. Doch ruft er: Ich nicht!

Gut! stöhnt jener. Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ists mit deiner Scheinheiligkeit am End! Apollonius würde einen andern Halt suchen, wüßte er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt der mit wildem Anlauf heran! Apollonius Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfassen, aber dann stürzt den Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eignen Anlaufes durch die Thür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort,

das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demselben Augenblicke stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört hat, schießen wild hernieder bis zur Aussteigethür und schweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres totes hinab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Händeineinanderschlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entferntesten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffnen Elends so viel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.

Es hat alles auf der Welt seinen Nutzen; wenn nicht für den, der es treibt oder an sich hat, so doch für andre. So wurde nun, was Schande über das Nettenmairsche Haus gebracht hatte, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunksucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn schon berauscht gesehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laster auf die Rechnung stellte. Diese Mühe hatten eigentlich nur die ersten; die andern erfuhren schon die fertige Geschichte. Es war gut, daß niemand außer dem

Nettenmairschen Hause davon wußte, daß er nach Amerika gewollt, und daß er selbst, um bei seiner Rückkehr weniger aufzufallen, sich in seinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Postwagen gesetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf seine Auslieferung hatten, meldeten sich natürlich nicht. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von seiner Abreise wußte, setzte voraus, er sei zuerst in seinem Hause gewesen und habe sich da umgekleidet; wer ihm auf dem Rückweg begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend sonst von einer Arbeit oder Arbeitsrücksprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umstände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geschichte erst zusammenzusetzen, da man sie schon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der That an seinem gewöhnlichen Zerstreuungsorte stark getrunken und mit seiner Wagehalsigkeit geprahlt. Darin hatte er von je seiner Natur nach die höchste Eigenschaft eines vollkommnen Schieferdeckers gesehen und in der Zeit seiner Thätigkeit genug Beweise davon gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er sein Meisterstück machen, und war stark berauscht von der Schenke nach Sankt Georg gegangen. Alles Umstände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur bestätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampfe vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauherr hatte sogleich, nachdem er die Geschichte erfahren, seinen Liebling aufgesucht und brachte diese auf den Turmboden, wo er den Erschöpften sitzend fand, schon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, diesen zu fragen. Man erzählte ihm, anstatt ihn erzählen zu lassen. Es hatte ihn bei seinem

Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauses konnte niemand helfen und den Vater töten. Er schwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorne Sohn hatte den Tod absichtlich gesucht. Er fand, es war so gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre seines Hauses schonen. Dennoch ängstete ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umstände bekannt werden, die den allgemeinen Irrtum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er sich weder seine Meinung noch seine Furcht absehen. Er zeigte sie selbst Apollonius nicht, der im Glauben, der alte Herr teile die Überzeugung der ganzen Stadt, ihm nun auch verschwieg, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnötig erschrecken und beängstigen. So blieb die erste Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, untersuchend einzuschreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht hatte, ging glücklich vorüber.

Eines Abends sah man denn die schwarze Bahre vor dem Hause mit den grünen Fensterläden, das darüber wegsah, um sein rosiges Aussehn zu rechtfertigen. Etwas entfernter standen Frauen und Kinder in Gruppen zusammen, bald leise flüsternd, bald voll Aufmerksamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld stieg. Dasselbe Treiben, dieselben Empfindungen, mit der die gebildetere Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauschen soll; dasselbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierhergezogen, das dort die schönsten Gewänder der Stadt versammelt. Zuweilen kommt ein schwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düstrer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg ins Haus. Endlich geht die Thüre

doppelt auf. Der Sarg ſteht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leiſe und in gleichmäßiger Bewegung hebt ſich die ſchwarze wallende Maſſe; nun iſt ſie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt ſichs ſchwankend, flatternd. Obenauf blitzt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und ſagt, was man jetzt der Erde übergiebt, hat ehrlich zwiſchen Erde und Himmel hantiert. Die alten Weiber ſchwemmen mit ſüßen Thränen hinweg, was von Schmutz auf ſeinem Andenken liegt. Innerlich geben ſie ſich das Wort, niemand, den ſie daran hindern können, ſoll Schieferdecker werden. Es iſt gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk zwiſchen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem ſchwarzen Flattern zwiſchen den Brettern liegt, ſo ſtumm er iſt, mit erſchütternder Beredſamkeit. Dann muſtern ſie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er ſieht aus wie der Geiſt des ehrlichen Begräbniſſes ſelbſt. Doch über dem ſchlanken, hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn vergeſſen ſie die ganze Milde, die ſie vorhin geübt haben; ſie graben den Toten wiederum aus den naſſen Totenblumen heraus, womit ſie ſeine menſchliche Blöße bedeckt haben. Seinetwegen wäre der Hammer über ihm voll dunkeln Roſts der Schande, Apollonius iſts, dem er dankt, daß das Werkzeug ſo ehrenblank über ſeinem letzten Bette liegt. Und ob ers um ihn verdient hat? Das will keine ſagen. Könnte ſie der Tote hören vor den Brettern und dem ſchwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieſer an ihm gethan. Und könnte er vollends dem Bruder in das Herz ſehen, aus dem ſein Tod allen Groll verwiſcht hat, das ſich Vorwürfe macht, weil es einen Böſewicht ſah, wo es den unglücklichen Wahnſinnigen hätte be-

dauern müſſen, er ſteifte ſich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weiſe ihres Geſchlechtes ſchlagen die Klageweiber in Eheſtifterinnen um. Und wahrlich! Sie haben nicht unrecht; ein ſchöneres Paar, eines, das beſſer zuſammenpaßte, das ſeiner gegenſeitig ſo wert wäre, wie dieſes, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am roten Adler vorbei. Es war ſchon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Nettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! Da iſt er ja! Da iſt er ja! klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber famos konnte es nicht werden trotzdem. Es war derſelbe Weg, den Fritz Nettenmair zurückging, nachdem er den Geſellen begleitet hatte. Damals ſah er im Geiſte den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden ſchwarzen Behänge, und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun wars umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau getragen hätte. Und fort gings immer die Straßen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Thore zerfloſſen wiederum die Weiden in Nebel, oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Nettenmair damals den Geſellen im Nebel verſchwinden ſah, verſchwand er heute ſelbſt darin. Ob es ihn freuen würde, wenn ihm einer ſagte, er werde den Freund wiederſehen? Er werde ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen ſie in Tambach ihn hinaus. Sie haben viel zu ſprechen mit einander. Fritz Nettenmair kann dem Geſellen ſagen, wie ſorgſam er den Gedankenkeim, den jener gegeben, bis zum Zerſchneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Geſell dem ehemaligen Herrn, daß er

unter dem Seilschnitt verunglückt ist, den dieser gemacht hat. Der Geistliche, der Fritz Nettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die seinem Stande ziemen und für Geld zu haben sind —, weiß nicht, welch fruchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andre Dinge hatten Fritz Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andre diese. Auf sein Grab war ein Stein gesetzt, und darauf sein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer bescheinigt und der vergeßlichen Nachwelt mit Meißelstreichen eingeschärft worden. Man sollte meinen, die düstre Wolke über dem Hause mit den grünen Fensterläden müßte sich in dem Wetterschlag entladen haben, der den ältern Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaster niedergeschmettert hatte, und das Leben darin müßte sich nun so heiter gestalten, als sein äußerer Anblick verspricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Wittib oder ihre Kinder sah! Die drei schnellkräftigen Wesen hoben die niedergedrückten Köpfchen wieder, sobald die Last entfernt war, die sie niedergedrückt hatte. Die junge Wittib sah nicht aus, als wäre sie schon Frau, noch weniger, als wäre sie schon eine unglückliche Frau gewesen; sie erschien von Tag zu Tage mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und sollte sie nicht? Wußte sie nicht, daß er sie liebte? Liebte sie ihn nicht? Mußte sie nicht das Necken dritter darauf bringen, fiel es ihr auch nicht selbst ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte sie sich fragen lassen, ob sie schon an ihrer Ausstattung nähe? Die Kinder

fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht sei? Konnte sie anders darauf antworten, als mit stummem Erröten und indem sie rasch von etwas anderm zu sprechen begann? Und so machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war so natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen so notwendig, daß die Ernstern und die über das Necken hinaus waren, dies unausgesprochen voraussetzten und es eben deshalb nicht aussprachen, weil es sich ihnen von selbst verstand. Auch der alte Herr ließ es in seiner diplomatischen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Christiane sah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müsse sie heiraten, noch immer hoch über sich; es war ihr in dieser Beziehung, wie in allen, Bedürfnis, Pflicht und Wollust, sich in seinen Willen zu ergeben, den sie den reinsten und den heiligsten wußte. Wenn sie trotz dieser Ergebung Wünsche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? Wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem besten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt, und er wollte es nicht wieder fahren lassen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von sich hatte ihn vergessen lassen, daß er schon zweimal zu der Einsicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke sei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen sehen müsse. Er sollte es zum drittenmal erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius seitherigem Handeln falsche Beweggründe unterlegte. Schon als er sich der Tüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm zugleich die Furcht gekommen, die Valentins Geständnis der Verschweigung ihm zur

Wahrheit machte. Er sah hinter der vorgegebnen Schonung des Sohnes um so natürlicher Eigenmächtigkeit und die Lust, ein verdecktes Spiel zu spielen, als er ihn dabei nur an dem eignen Maßstabe maß. Es war das Nächstliegende, daß er in dem Sohne die eignen Neigungen voraussetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eifersucht empfunden, daß er selbst der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in seiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den seine Hilflosigkeit ihn gelehrt hatte, mußte ihm sagen, daß Apollonius trotz seines mühsamen Verbergens dahinter gekommen war, und so sah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen vom Handeln des Sohnes.

Seit jener Nacht vor seines ältern Sohnes gewaltsamem Tode war Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten. Apollonius berichtete ihm täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte seine Befehle ab. Ist eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt sie sich selbst, und es bedarf von seiten des Leitenden nur Beaufsichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es, die Geleise erst zu suchen, in denen sie laufen kann, und aus diesen wieder das kürzeste, das sicherste und gewinnvollste auszuwählen. Der Arbeitgeber erschwert oft die Aufgabe, indem er selbst mit hineinsprechen will, oder besondre Nebenwünsche hat, die der Meister zugleich miterfüllen soll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbständigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meister nicht die bereits laufenden vergessen. Wahl, richtige Anstellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter sprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden sein, und so überwunden,

daß neben Wunsch und Vorteil des Baugebers auch Handwerksehre und Vorteil des Meisters nicht ins Gedränge gerät. Dazu brauchts offne, klare Augen von raschem Überblick. Daß Apollonius diese besaß, erkannte der alte Herr schon in dessen erster Meldung. Diese betraf eine besonders schwierige Aufgabe. Apollonius stellte sie mit solcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Es war ein Fall, in dem den alten Herrn seine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verschiedne Wege, ihm gerecht zu werden, und setzte den alten Herrn in eine Verwirrung, die er kaum zu verbergen wußte. Über die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenschirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widersprechendsten Empfindungen: Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er selbst nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte; dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphiere; Lust, ihn zu bändigen und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meister sei. Aber wenn er sich durchsetzen wollte, würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts besseres ersinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas andres, so bestärkte er den Sohn in seiner Nichtachtung; und der gab sich dann das Ansehen, des Vaters Befehl zu vollziehen, und that doch, was er selber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm sagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müssen, was der Sohn ihm sagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und stellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter, war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das sein konnte, stellte er nicht selbst dann erst seine Hilflosigkeit ins Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein

blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte, und mit dem man ſpielte, wie man wollte? Es blieb kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als ſeine diplomatiſche Kunſt. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil ſie Dinge betrafen, die ſich von ſelbſt verſtanden und ohne Befehl gethan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erſt in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorſchläge Apollonius; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptſache auf die Annahme des Vorſchlages hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigſte erſchienen war. Hintennach ſtellte er ſich bei ſich ſelber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt, als den Vorſchlag Apollonius; war er überzeugt, daß, wenn er nur ſein Geſicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er ſich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Notwendigkeit verſetzt wurde, ſeine diplomatiſche Kunſt anzuwenden. Apollonius ahnte ſo wenig von dem Zwang, den er ohne zu wollen dem alten Herrn auflegte, als von deſſen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geſchäften nichts mehr verheimlichen mußte, und daß ſein Gehorſam der Erfüllung ſeines Wortes nicht im Wege ſtand. Auch von dieſer Seite her wurde der Himmel über dem Hauſe mit den grünen Läden immer blauer. Aber der Geiſt des Hauſes ſchlich noch immer händeringend darin umher. So oft es zwei ſchlug in der Nacht, ſtand er auf der Emporlaube an der Thür von Apollonius Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.

Apollonius hielt ſich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf ſeinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Eſſen wie ſonſt dahin. Es konnte das nicht wunder nehmen. Das Geſchäft hatte ſich unter ſeiner fleißigen Hand vergrößert; es wollte gegen früher mehr als doppelt ſo viel geſchrieben ſein. Der Poſtbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Beſitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verſtand von Köln her den Betrieb des Schieferbaues und hatte ſich einen frühern Bekannten von daher verſchrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverläſſig wußte. Seine Wahl erwies ſich geraten; der Mann war thätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr ſah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe ſeinen Kräften doch zu viel vertraut. Der jungen Wittib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnſtube kam. Die Kinder, die er öfter zu ſich rufen und kleine Dienſte verrichten ließ, wobei ſie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und ſie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie ſelber war deſto öfter auf ſeiner Stube: doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie ſchmückte Thüren und Wände mit allem, was ſie hatte, und wovon ſie wußte, daß er es liebte, und hielt ſich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch ſie bemerkte die Bläſſe ſeines Angeſichts, die jedesmal größer geworden ſchien, ſeit ſie ihn nicht geſehen. Wie ſie nun ganz ſein Spiegel geworden war, ſpiegelte ſie auch dieſe Bläſſe zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber ſie ſuchte ſeine Nähe nicht; ihr ſchien, als ob ihre Nähe das Entgegengeſetzte wirke, was ſie zu wirken wünſchte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen ſie. Das beruhigte ſie wenigſtens

über die Furcht, die ihr bei ſeinem Sichzurückziehn am nächſten lag. Wie ſie alle Tugenden, die ſie kannte, in ihn hineingeſtellt hatte wie in einen Heiligenſchrein, hatte ſie die Wahrhaftigkeit, die ihr die erſte von allen war, nicht vergeſſen. Und ſo wußte ſie, er zwang ſich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er ſie nicht empfand. Er ſcherzte ſelbſt zuweilen, beſonders wenn er ihren Blick ängſtlich auf ſeinem immer bleichern Geſichte haften ſah; aber ſie merkte, daß trotzdem ihre Geſellſchaft ihn nicht heiterer, nicht geſunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr ſtand, wagte ſie es nicht; wenn ſie allein war, dann fragte ſie ihn. Ganze Nächte ſann ſie auf Worte, ihm das Geſtändnis abzulocken, und ſprach mit ihm. Gewiß! hätte er ſie weinen gehört, gehört, wie immer ſüßer und inniger ſie ſchmeichelte und bat, die ſüßen Namen gehört, die ſie gab, er hätte ſagen müſſen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwiſchen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte ſie, was ſie ſprach, dann errötete ſie und flüchtete ihr Erröten vor ſich ſelbſt und der lauſchenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute ſie ihre Sorge an. Iſts ein Wunder, ſagte der eifrig; wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag ſich über Gebühr anſtrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufſitzt? Dazu die immer ſteigende Sorge durch den — Gott verzeihs ihm, er iſt tot, und von den Toten ſoll man nichts Böſes reden — durch den Bruder: am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den —, und wenn ſeine Witwe dabei iſt —, ich hab ihn nie beſonders leiden können, und zuletzt am wenigſten. So iſt die Jugend. Ich hab ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewiſſenhaftigkeit! Das iſt keine, die nicht an die

Gesundheit denkt! Der alte Bauherr hielt der jungen Wittib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der sie nicht hörte. Dann kamen sie überein, Apollonius müsse einen Doktor annehmen, wolle er oder nicht; und der Bauherr ging auf der Stelle zu dem besten Arzte der Stadt. Der Arzt versprach, sein Möglichstes zu thun. Er besuchte auch Apollonius, und dieser ließ sich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünschten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verschrieb und verschrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier sei ein Übel, gegen das alle Kunst zu kurz falle; so tief hinein, als wo diese Krankheit sitze, wirke keins von seinen Mitteln.

Apollonius hatte sich deshalb den Arzt verbeten. Er hatte wohl gewußt: für seine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Ursache davon suchte, lag sie nur zum Teile. Die Überanstrengung hatte bloß den Boden für die Schmarotzerpflanze bestellt, die an Apollonius innerm Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, sondern in dem Zustande, worin der Schreck ihn traf. Die ersten Zeichen der Krankheit schienen körperlicher Natur. In dem Augenblicke, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod gestürzt war, hatten die Glocken unter ihnen zwei geschlagen. Von da an erschreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm schwerere Besorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit fand, bis sie beseitigt war. Jeder Glockenschlag, der ihn erschreckte, schien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrthür. Es war ihm schon aufgefallen,

wie unſicher ſein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die er ſonſt kaum bemerkte, ſich wunderlich zunicken ſah, und der feſte Turm unter ihm ſich zu ſchaukeln begann, erſchrak er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgſter, tückiſchſter Feind, wenn er ihn plötzlich zwiſchen Himmel und Erde auf der ſchwanken Leiter faßt! Vergeblich ſtrebte er, ihn zu überwinden; ſein Vorhaben mußte heut aufgegeben ſein. So ſchwer war Apollonius noch kein Weg geworden, als der die Turmtreppe von Sankt Georg herab. Was ſollte werden! Wie ſollte er ſein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denſelben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzuſehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken ſchlugen, als er am gefährlichſten ſtand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter ſeinen Füßen, und wie er hinausſah, nickten die Berge wieder, ſchaukelte wieder der Turm. Er war ſchon auf den unterſten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenſchlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte ſich am Geländer feſthalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Verſuch über Verſuch; er beſtieg alle Dächer und Türme mit ſeiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er ſeine böſen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals ſchon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzuſetzen und den Zierat feſtzunageln vergeſſen. Die Lücke war wie ein böſer Fleck, ein Fleck, wo eine Unthat begonnen oder vollbracht iſt, und kein Gras wächſt, kein Schatten wird; wie eine offne Wunde, die nicht heilt, bis ſie gerächt iſt; wie ein leeres Grab,

das ſich nicht ſchließt, eh es ſeinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geſchloſſen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Geſellen auftragen, aber der Gedanke, einen andern ſeine verwahrloſte Arbeit nachbeſſern zu laſſen, trieb das Rot der Scham auf ſeine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem andern aufgenagelt, mußte wieder abfallen; die Lücke rief nach ihm, und nur er konnte ſie ſchließen. Oder den Geſellen faßte das Verderben, das er dort eingehämmert hat, der Schwindel, der dort wohnt, und ſtürzte ihn herab.

Seit das Weib des Bruders in ſeinen Armen gelegen hatte, führte er ein Doppelleben. Er ſchaffte den Tag lang außen, nachts ſaß er in ſeinem Stübchen bei ſeinen Büchern; das ſpann ſich alles mechaniſch ab; er war trotz ſeines Kämpfens nur mit halber Seele dabei; die andre Hälfte hatte ihr Leben für ſich, immer ſchwebte ſie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmdach und brütete, welches kommende Unheil es ſei, das er fertig gehämmert habe jenen Morgen. Seine Seele träumte den ſündhaften Traum wieder durch, kämpfte den ſchrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fiel ihm ein, obs nicht möglich geweſen wäre, den Wahnſinnigen zu retten. Dann ſuchte er ängſtlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten geweſen wäre, und ſchreckte doch zurück, wenn er dachte, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus ſeinen Fugen gezerrt. Aber auch in ſeinem Brüten zeigte ſich noch der Gegenſatz zu ſeines Bruders Natur. In jenem überwucherte die Selbſtſucht, die ſchlimme Anlage; in Apollonius überſpannte ſich, was Gutes in ihm war: ſeine Gewiſſenhaftigkeit, ſeine Anhänglichkeit und ſein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht ſeine Schuld ab von ſich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld

des Bruders herüber auf sich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müssen, wenn sein Herz und Kopf nicht voll gewesen wäre von den wilden verbotnen Wünschen; hätte er dem Wahnsinnigen nicht gezürnt, den er hätte bedauern sollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit seinen bösen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit seiner Arbeit fertig, und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu spät und gewann Zeit, seinen Entschluß zu bereuen. Und war er noch oben, so war er der Stärkere, der Besonnenere und mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. — Auch im äußern Benehmen zeigte sich dieser Gegensatz mit dem Bruder. Wie dieser immer selbstsüchtiger, wilder und rücksichtsloser geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und stiller. Er verlor über dem eignen Zustande nicht das Mitgefühl mit fremdem Leiden. Er bedauerte nicht sich. Dachte er an die Menschen, die ihm liebend nahe standen, so war sein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbst sein Sofa vergaß er nicht zu streicheln; er that es, wie man einen Diener tröstet, der das Unglück seines Herrn als sein eignes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig schien. Er mußte sich sagen, daß er dachte wie sie, und daß seine Wünsche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß sie es einmal gewesen, warf seinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Besitz, schien ihm wie beschmutzt. Was Verstand und Liebe sagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kams, daß Christianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo seine Verdüstrung ihm selbst wie eine Krankheit vorkam, und er hoffte, sie werde vorübergehn. Aber auch da trat

er Chriſtianen nicht näher, ſo ſehr ſein Herz ihn zog. Er blieb gegen ſie wie damals, wo er den Knaben zwiſchen ſie und ſich geſtellt hatte. Die kleinſte Annäherung ſah er nach ſeiner Weiſe für eine Bindung an, und dachte er ſich die Heirat entſchieden, ſo laſtete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbeſtimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er ſeinen Zuſtand erträglich. Er, der ſonſt ein unklares Verhältnis nicht ertragen konnte! Darin aber war er ſich noch völlig gleich, daß er in ſeiner Vorſtellung eine mögliche Schuld nur immer als die ſeine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umſtänden heilig und rein.

Dem alten Herrn war in ſeinem äußern Ehrbegriff ein Zuſammenleben wie Apollonius und Chriſtianens ohne kirchliche Weihe ein ſchweres Ärgernis. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Gatten der jungen, ſchönen Wittib und ihrer Kinder Schützer und Erhalter ſein. Nach ſeiner Weiſe ſprach er ein Machtwort. Er beſtimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um; und in acht Tagen ſollte die Verlobung, drei Wochen ſpäter die Hochzeit ſein.

Das Leben in dem Hauſe mit den grünen Läden begann wieder ſchwül und ſchwüler zu werden; die neuen Wolken, die unſichtbar darum heraufgezogen waren, drohten einen herbern Schlag, als in dem die alten ſich entladen hatten. Die junge Wittib durfte nun eine Braut ſcheinen. Sie that, wonach man ſie neckend gefragt hatte; ſie vervollſtändigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte ſaß ſie ſchneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Thränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an dieſen Thränen. Sie ſah des geliebten Mannes Zuſtand ſtündlich ſich verſchlimmern und konnte darüber nicht im Irrtum ſein, daß die

Heirat die Schuld davon trug. Je blaſſer und hinfälliger er wurde, deſto milder und achtungsvoller wurde ſein Benehmen gegen ſie. Ja, es war etwas darin, das wie ſchmerzliches Mitleid und unausgeſprochene Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung ausſah, deren er ſich gegen ſie ſchuldig wußte. Sie wußte nicht, was ſie davon denken ſollte; nur, daß ſie nichts denken durfte, was des Bildes, das ſie von ihm in ihrer Seele trug, unwürdig geweſen wäre. In ſeiner Gegenwart war ſie ſtill wie er. Sie ſah ſein ſtummes, ſchmerzliches Brüten; aber erſt, wenn ſie allein war, und ihre Kinder neben ihr ſchliefen, hatte ſie den Mut, ihn zu bitten. Stundenlang bat ſie dann wie ein Kind: er ſoll ihr doch ſagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm tragen; ſie muß ja; iſt ſie nicht ſein?

Und Apollonius ſelbſt? Bis jetzt hatte er den Druck dunkeln Schuldgefühls, der ſich an den Gedanken der Heirat knüpfte, zu ſchwächen vermocht, wenn er unentſchieden den Entſchluß in unbeſtimmte Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen, jenes Gefühl ſei eine krankhafte Anwandlung, die vorübergehn werde. Nun der alte Herr ſein Machtwort geſprochen, war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war beſtimmt; mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußte ſich entſcheiden. Er konnte nicht. Die Entzweiung ſeines Innern klaffte immer weiter auf. Wollte er dem Glück entſagen, dann wich das Geſpenſt der Schuld, aber das Glück ſtreckte immer verlockendere Arme nach ihm aus. Es nahm ſeine Ehre zum Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie ſollte er ſein Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in ſeine Arme nahm? Der Vater wollte es; ſie liebt ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menſchen billigen, ja ſie fordern es von ihm. Dann ſah er ſie, eh ſie ihm geraubt wurde, wie ſie das Glöckchen hinlegte für ihn,

roſig unter der braunen, krauſen Locke, die ſich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der ſie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angſt und voll Glück in ſeinen Armen. Und ſo ſoll er ſie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr ſchwellendes Umfangen, durch alle Bilder ſtillen, ſanften Glücks hindurch fröſtelt ihn der alte Schauder wieder an. So wars ſchon in ſeinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um ſie und ihn hinabſtieß von der fliegenden Rüſtung in den Tod. Er ſagt ſich, das war nur im Traum; was man im Traume that, hat man nicht gethan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die böſen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machte deſſen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder ſtürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume geſtürzt. Nun war es ja, wie in dem ſchlimmen Traum, der Bruder war tot, und er hatte ſein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, ſo hat er ihn hinabgeſtürzt. Hat er den Lohn der That, ſo hat er auch die That. Nimmt er ſie, wird das Gefühl ihn nicht laſſen; er wird unglücklich ſein und ſie mit unglücklich machen. Um ihret- und ſeinetwillen muß er ſie laſſen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos dieſe Schlüſſe ſind vor den klaren Augen des Geiſtes, und will er wiederum das Glück ergreifen, ſo ſchwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eiſiger Reif über ſeine Blume, und der Geiſt vermag nichts gegen ſeine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenſchläge von Sankt Georg. Immer fiebriſcher wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebeſſert war. Äußere Anläſſe ſchärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet,

die Lücke ſchluckte, die Verſchalung ſog das Waſſer gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterkälte ſtärker ein, fror die Näſſe im Holz, ſo warf ſich die Verſchalung und verletzte die Schiefer. Die Stadt, die ſeiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenſchlag zwei. In der Glut des Fiebers vermiſchten ſich die Schatten. Die Vorwürfe des innern und äußern Sauberkeitsbedürfniſſes floſſen in einander. Immer unwiderſtehlicher forderte die offne Wunde das Gericht; das gähnende Grab den, der es ſchloß. Und er war es, den der Stundenſchlag zum Gerichte rief: er, der das Grab ſchließen mußte, eh das gehämmerte Unheil auf ein unſchuldig Haupt fiel. Sich ſelbſt hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu beſſern. Und wenn er oben war, dann ſchlug es zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, dem Bruder nach.

Der alte wackre Bauherr drang in den Leidenden; er hatte ſich das Recht erworben, ſein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er ſchlug ihm ſein Verlangen nicht ab, aber er ſchob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ſah die ſchöne junge Braut ihn bleicher werden und blich ihm nach. Nur der alte Herr in ſeiner Blindheit ſah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmſten drohte. Es war wieder ſchwül geworden und wurde noch immer ſchwüler, das Leben in dem Hauſe mit den grünen Läden. — Kein Menſch ſiehts dem roſigen Hauſe an, wie ſchwül es einmal darin war.

Es war in der Nacht vor dem angesetzten Verlobungstage. Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte schon hatte man das sogenannte Sankt Elmsfeuer von den Turmspitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züngeln sehen. Trotz der trocknen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigne Schwere in den Gliedern. Es regte sich keine Luft. Die Menschen sahen sich an, als fragte einer den andern, ob auch er die seltsame Beängstigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerung gingen von Mund zu Munde. Die Verständigern lächelten darüber, konnten sich aber selbst des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entsprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorstehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten sich dunkle Wolken übereinander gebaut von entschiednerer Zeichnung und Farbe, als sie der Winterhimmel sonst zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abstechen müssen, der Berge und Thal bedeckte und wie ein Zuckerschaum in den blätterlosen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Wiederschein den weißen Glanz. Hie und da dehnte sich der feste Umriß der dunkeln Wolkenburg in schlappen Busen herab. Diese trugen das Ansehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleischwärze der höhern Schicht mit dem schmutzigen Weiß der Erde und seinen schwärzlichen Scheinen. Die ganze Masse stand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeschosse schlossen die Läden; in den Fenstern der höhern Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, wo ein größeres Stück Himmel zu übersehen war, standen Gruppen von Menschen zusammen und sahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald sich in die langen,

bedenklichen Gesichter. Sie erzählten sich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorstädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, stoßende Geflatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nikolaus, sprachen von Erdbeben, Bergstürzen, wohl auch vom jüngsten Tage. Die Mutigern meinten, es sei nur ein starkes Gewitter. Aber auch das erschien bedenklich genug. Der Fluß und der sogenannte Feuerteich, dessen Wasser auf unterirdischen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehn. Aber so oft sie hinaufsahen: die dunkle Masse rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittage hatte sie schon so gestanden; gegen Mitternacht stand sie noch unverändert so. Nur schwerer, schien es, war sie geworden und hatte sich tiefer herabgesenkt. Wie sollte sie auch rücken, da nicht ein leiser Lufthauch auf den Flügeln war? Und solche Masse zu zerstreuen und fortzuschieben hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es schlug zwölf vom Sankt Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das so lang anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andre Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Läden los und warf sie grimmig zu; quetschte sich stöhnend zwischen nahstehenden Mauern hindurch; pfiff wütend um die Straßenecken; zerlief in tausend Bäche; suchte sich und schlug klatschend wieder zusammen in Einen reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Lust herab und hinauf; rüttelte an allem Festen; trillte mit wildspielendem Finger die ver-

rosteten Wetterhähne und Fahnen und lachte schrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach aufs andre, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an steilen Mauern hinauf, daß er vor Angst in alle Fensterritzen kroch, und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats und Bezirksgewitternachtwachen sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtstube im Rathause gesandt, um da seine, des Ratsschieferdeckermeisters, Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andre zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme schlug es eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gebe. Da leckte eine riesige schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte, wie sein Brausen über den Glockenton. Eine unsichtbare Welt schien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauste und pfiff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe, majestätische Rollen, das ihn über-

dröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der That geſättigten Kraft.

Das hat eingeſchlagen, ſagte einer. Apollonius dachte: Wenn es in den Turm ſchlüge von Sankt Georg, dort in die Lücke, und ich müßte hinauf, und es ſchlüge zwei und — Er konnte nicht ausdenken. Ein Hilfegeſchrei, ein Feuerruf erſcholl durch Sturm und Donner. Es hat eingeſchlagen, ſchrie es draußen auf der Straße. Es hat in den Turm von Sankt Georg geſchlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg! Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: Wo iſt der Nettenmair? Kann einer helfen, iſts der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sankt Georg!

Der Bauherr ſah Apollonius erbleichen, ſeine Geſtalt noch tiefer in ſich zuſammenſinken, als ſeither. Wo iſt der Nettenmair? rief es wieder draußen. Da ſchlug eine dunkle Röte über ſeine bleichen Wangen, und ſeine ſchlanke Geſtalt richtete ſich hoch auf. Er knöpfte ſich raſch ein, zog den Riemen ſeiner Mütze feſt unter dem Kinn. Bleib ich, ſagte er zu dem Bauherrn, indem er ſich zum Gehen wandte, ſo denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und ſeine Kinder. Der Bauherr war betroffen. Das Bleib ich des jungen Mannes klang wie: Ich werde bleiben. Eine Ahnung kam dem Freunde, hier ſei etwas, das mit dem Seelenleiden Apollonius zuſammenhänge. Aber der Ausdruck ſeines Geſichts hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängſtlich noch wild. Durch Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackre Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm ſtand. Das war

ganz die ruhige, beſcheidne Entſchloſſenheit wieder, die ihn beim erſten Anblick dem jungen Manne gewonnen hatte. Wenn er ſo bliebe! dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck ſagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über ſein Geſicht hin mit dem wackern Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht habe und ihm noch mehr Schmerz habe machen wollen. Er ſagte mit ſeinem alten Lächeln: Auf ſolche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiederſehen! Der ſchnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sankt Georg, unter dem Geſchrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner ſagte der Bauherr immer vor ſich hin: Entweder ſehe ich den braven Jungen nie wieder, oder er iſt geſund, wenn ich ihn wiederſehe! Er legte ſich nicht Rechenſchaft ab, wie er zu dieſer Überzeugung kam. Hätte ers auch ſonſt gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair? tönte dem Gerufnen auf ſeinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen ſeiner Mitbürger weckte das Gefühl ſeines Wertes wieder in ihm auf. Als er aus der Fremde zurückkehrend die Heimatsſtadt vor ſich liegen ſah, hatte er ſich ihr und ihrem Dienſte gelobt. Nun durfte er ſich zeigen, wie ernſt gemeint ſein Gelübde war. Er überſann in Gedanken die möglichen Geſtalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze ſtand bereit im Dachgebälk, Tücher lagen dabei, um damit, in Waſſer getaucht, die gefährdeten Stellen zu ſchützen. Der Geſelle war angewieſen, heißes Waſſer bereit zu halten. Das Gebälke hatte er überall

durch Leitern verbunden. Zum erstenmale seit seiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die Gebilde seines Brütens wie verschwimmende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkensfreudigkeit und Spannkraft war wieder heraufgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte sie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle sind sie eine schwache Waffe. Vergebens sah sein Geist den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erschlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein stärkeres gesundes Gefühl gegen die starken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte sie in seiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne besonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entschluß gefunden, und dieser war die Quelle seines erneuten Daseins. Er wußte, er wird nicht schwindeln, und blieb er doch, so fiel er seiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten statt seiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinauf sahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampfe, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühen schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung liefs an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Eben so oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und schlug mit eignen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen und warf sie mit seinem Schneegerieſel, das in dem Schein der Blitze wie glühender

Funkenregen an ihnen herniederſtäubte, als wollte er ſies büßen laſſen, daß er vergeblich an den ſteinernen Rippen ſich wund ſtieß. Und wie die Menſchen bald erſchienen bald verſchwanden, ſo wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und vom Donner überbrauſt und überrollt.

Da rief einer, ſich ſelbſt tröſtend: Es iſt ein kalter Schlag geweſen. Man ſieht ja nichts! Ein andrer meinte, die Flamme von dem Schlage könnte noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunſch, der Schlag möchte nicht ein kalter geweſen ſein, und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte ſich ſchon getröſtet und rächte ſich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele ſahen vor Angſt und Kälte zitternd mit den geblendeten Augen ſtumpf in die Höhe und wußten nicht mehr, warum. Hundert Stimmen ſetzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt betreffen könnte, ja betreffen müßte, wenn der Schlag kein kalter war. Einer ſprach von der Natur der Schiefer, wie ſie im Brande ſchmelzen und als brennende Schlacken ſtraßenweit durch die Luft fliegend ſchon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andre klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünſtige, und daß kein Waſſer zum Löſchen vorhanden ſei. Noch andre: und wäre welches vorhanden, ſo würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meiſten ſtellten in angſtvoller Beredſamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälke, ſo trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häuſermaſſe faſt an den Turm ſtieß. Hier war die feuergefährlichſte Stelle der ganzen Stadt. Zahlloſe hölzerne Emporlauben in engen Höfen, bretterne Dachgiebel, ſchindelgedeckte Schuppen, alles ſo zuſammengepreßt, daß nirgends

eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löschmannschaft mit Erfolg anzustellen war. Stürzte das brennende Dachgebälke, wie nicht anders möglich war, nach dieser Seite, so war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erschien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche übersehen konnte, begünstigte die Fortpflanzung des Irrtums. Es war wunderlich, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geschrei: Wo? Wo? Sturm und Donner verhinderten die Verständigung. Jeder wollte selbst sehen; so entstand ein wildes Gedränge.

Wo hat es hingeschlagen? fragte Apollonius, der eben daher kam. In die Seite nach Brambach zu, antworteten viele Stimmen. Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsamern Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Gesell, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälke, um sie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter seinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmluken herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turme. Apollonius stand erst wie

betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachluke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppenstufen stehn geblieben. Herauf! rief ihnen Apollonius zu. Schnell das Wasser! die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrthür! Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe, hustend: Aber der Dampf! Nur schnell! entgegnete Apollonius. Die Ausfahrthür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist! Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug so schnell als möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Thätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrthüre war schmal: durch die verständige Anordnung Apollonius fand dennoch alles im Augenblicke seinen Platz. Zunächst Apollonius nach der Thüre stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferdeckergeselle, um über dessen Schulter, so oft es nötig wäre, von dem heißen Wasser zuzugießen. Andre betrieben des Gesellen vorheriges Geschäft; sie schmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Türmerstube, damit es nicht wieder zu Eise fror.

Andre waren bereit, als Zuträger zwiſchen Dachſtuhl und Türmerſtube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raſchen Worten und Winken den Plan dieſer Geſchäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter ſchon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrthür. Die Leute hatten die beſte Hoffnung; aber als durch die geöffnete Thür der Sturm herein-pfiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Maſſen feinen Schneeſtaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachſtuhl auf und abpolterte, und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigſte die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollo-nius mußte ſich mit dem Rücken gegen die Thüre kehren, um atmen zu können. Dann, beide Hand-flächen gegen die Verſchalung oberhalb der Thüre ge-ſtemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzuſehen. Noch iſt zu retten, rief er angeſtrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochnen Rollen des Donners ihn verſtehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzeſten Schlauchs, deſſen unteres Ende der Zimmermann einſchraubend an der Spritze befeſtigte, und wand ſich den obern Teil um den Leib. Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meiſter, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt! Die rechte Hand gegen die Verſchalung geſtemmt bog er ſich aus der Ausfahr-thür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um ſie an dem nächſten Dachhaken über der Thüre anzuhängen. Den Werkleuten ſchien das un-möglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich wars, er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zu ſtatten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte

es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und vom Dache herabrollend in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte sich mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen, als dem sichern Tritt seiner Füße, als er hinaufklomm; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpften bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeschlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erschrocken, hierher könnte der Blitz schlagen, und er müßte herauf — eine Reihe dunkler, tötlicher Fiebergebilde hatte sich daran geschlossen —; jetzt war alles geschehen, wie er sichs vorhin nur gedacht; aber die Lücke war ihm wie jede andre Stelle des Turmdachs, schwindellos. stand er auf der Leiter, und nur Ein frisches tapferes Gefühl erfüllte ihn: der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies sich nun sogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, nur das Wasser, das die Lücke wochenlang geschluckt hatte, und das nun im Holze gefroren war, ließ die Flamme nicht so schnell überhand nehmen, als ohne dies Hindernis geschehen wäre. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner. Der Frost in der Verschalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe sie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiter fressen konnten. Hatten sie sich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und diese den durch Frost gefeiten Raum unter der Lücke überschritten, dann mußte der Brand bald riesig über

die Turmspitze hinauswachsen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er sah, noch war zu retten, und er brauchte die Kraft, die ihm dieser Gedanke gab. Die Leiter schaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, sie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachbalken locker war — aber er wußte, das konnte nicht sein —, diese Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte sie an ein hervorspringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt, nah an einem der Befestigungspunkte; aber das andre Ende des Guirlandenstücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befestigen vergessen hatte. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt hatte. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagrecht, und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte sich sein neugewonnener Lebensmut bewähren, und er thats. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die schwankende Leiter hinauf, und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt sich fest daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leitersprosse; die Füße folgten; er stand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang, und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und

die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschalung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpften zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende Gewalt als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug zwei. Zwei Schläge! Zwei! Und er stand, und er stürzte nicht! Wie anders war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fiebrischen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da schlug es zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle Schuld zu büßen. Das hatten ihm seine schweren wachen Träume gezeigt. Und er stand doch wirklich oben, und die Leiter schwankte im Sturme, Schneestaub umwirbelte ihn, Blitze umzuckten ihn; mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Thals, die ganze Gegend in Einer ungeheuern Flamme auf, und nun schlugs zwei unter ihm, die Glockentöne heulten vom Sturm gezerrt hinaus in den Aufruhr, und er stand, er stand schwindellos, er stürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte seine Pflicht gethan, wo tausende sie nicht gethan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein von der furchtbarsten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieses Gedankens war in dieser Seele nur ein Dankgebet. Er dachte nicht an die Menschen, die ihn preisen würden, nur an die Menschen, die nun wieder aufatmen durften, an das Elend, das verhütet, an

das Glück, das erhalten war. Und er fühlte selbſt nach Monden wieder, was frei aufatmen heißt. Dieſe Nacht hatte ja auch ihm die Luſt wieder gebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er ſich jetzt wieder an das Wort, das er ſich gegeben. Menſchen wie Apollonius iſts der höchſte Segen einer braven That, daß ſie ſich geſtärkt fühlen zu neuem braven Thun. —

Die Menge unten ſchrie noch immer: Wo? Wo? und drängte ſich durcheinander, als der zweite Einſchlag geſchah. Alles ſtand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. Gott ſei Dank! es war wieder kalt! rief eine Stimme. Nein! Nein! dasmal brennts! Erbarme ſich Gott! entgegneten andre. Scharfe Augen ſahen, wenn zuweilen zwiſchen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie ſuchten ſich und lohten, wenn ſie ſich fanden, zuckend in eine größere Flamme zuſammen auf; dann flohen ſie ſich tanzend und ſchlugen wieder zuſammen. Der Sturm bog und dehnte ſie hin und her; zuweilen ſchienen ſie zu verlöſchen, dann züngelten ſie noch höher auf als vorhin. Sie wuchſen, das ſah man; aber raſch war ihr Wachstum nicht. Viel ſchneller und gewaltiger ſchwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angſtvoller Spannung bohrten ſich alle Blicke auf der kleinen Stelle feſt. Jetzt Hilfe, und es iſt noch zu verlöſchen! Und wieder klang angſtvoll der Ruf: Nettenmair! Wo iſt Nettenmair? durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: Er iſt auf dem Turm. Alle Gemüter fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meiſten kannten ihn nicht, ſelbſt die meiſten unter den Rufern. Und die ihn nicht kannten, ſchrieen am lauteſten. In Augenblicken allgemeiner Hilfloſigkeit klammert ſich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Teil ſchiebt damit die Anforderungen des Gewiſſens zu eignem Mühen, zu eignem Wagnis von ſich; und dieſe finds,

die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er gethan und was er nicht gethan habe. Die andern sind froh, täuschen sie sich nur über den nächsten Augenblick hinweg. Was soll er? rief einer. — Helfen! Retten! andre. — Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagts keiner! — Der Nettenmair gewiß! — Im tiefsten Herzen wußten auch die Vertrauendsten, er wirds nicht wagen! Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöscht werden konnte, wenn sie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die stumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrthür sich öffnete und die herausgehaltne Leiter sichtbar wurde, als es schien, es wagt es dennoch einer, wirkte das so erschreckend, als der Einschlag selbst. Und die Leiter hing und schaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklomm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt; die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geschnitten schien, und wie eine Glocke mit ihm schaukelte in der entsetzlichen Höhe. Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und sie sahen den Wagenden doch. Es war wie etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf; und doch! Wenn der Mann stürzte, dann waren sies, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eignen Händen, an ihren Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über

dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch wars nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigne über der Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigne war. Sie sahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; sie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erst als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrthür verschwunden war und die Leiter sich nachgezogen hatte, erst als sie nicht mehr oben hingen, als sie sich nicht mehr an den eignen Händen, Stöcken und Kleidern festhalten mußten, da erst kämpfte die Bewunderung mit der Angst, da erst erstickte der Jubel: Zu, braver Junge! in dem Angstruf: Er ist verloren! Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: Nun danket alle Gott! Als der alte Mann an die Zeile kam: der uns behütet hat, da erst stand alles vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die er hatte verlieren können, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang; und die Töne des Dankes schwollen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinauf. Der Kranke in seinem einsamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, sang von ferne mit; Kinder sangen mit, die das Lied nicht verstanden und die Gefahr, die abgewendet worden war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche, und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer?

Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann? Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufnen suchend; der Turm von Sankt Georg wurde gestürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und sagte, der Nettenmair habe sich einen Augenblick im Türmerstübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen sie in den Zimmermann, er sei doch nicht beschädigt? Seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermeister konnte nichts sagen, als daß Nettenmair mehr gethan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu thun imstande sei. Bei solchen Gelegenheiten, wie die Rettung heute, sei der Mensch ein andrer; hintennach erstaune er selber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle sich alles. Ihn — den Zimmermeister — sollte es nicht wundern, schliefe Nettenmair nach der gehabten Anstrengung drei Tage und drei Nächte „in einem Ritt" hintereinander fort. Die Leute schienen bereit, so lange auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach seinem Erwachen zu sehen. Unterdes hatte ein angesehener Mann auf dem nahen Marktplatze eine Geldsammlung begonnen. Geld lohne freilich solch ein Thun nicht, als der Brave heute bewiesen; aber man könne ihm wenigstens zeigen, man wisse, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem einzelnen wiederklang, liefen sogar anerkannte Geizhälse hastig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert darum, daß sie es eine Stunde später reuen würde. Wenige von den Wohlhabendern schlossen sich aus; die Ärmern steuerten alle bei. Der Sammler erstaunte selbst über den reichen Erfolg seiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gelegt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die

Ausfahrthüre geschlossen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehn. Der Bauherr, der unterdes heraufgekommen war, hatte ihn dennoch halb mit Gewalt in die Türmerstube hinunterbringen müssen. Dann hatte der Freund die Thüre von innen verriegelt, Apollonius genötigt, die gefrornen Kleider auszuziehn, und dann wie eine Mutter an seines Lieblings Bett gesessen. Apollonius konnte nicht schlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er sprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Wasser fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu sich nahm, wies den Grog dankend zurück. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Apollonius versicherte, er finde sich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzustehn. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte sich vorhin unter der Decke ausgezogen, und so zog er sich wieder an. Der Bauherr kehrte sich ab von ihm und lachte durch das Fenster Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius Schamhaftigkeit oder überhaupt aus Freude an seinem Lieblinge. Er hatte oft bereut, daß er Junggeselle geblieben war; jetzt freute es ihn fast. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen so braven, als ein Vater nur wünschen kann.

Auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor seine natürliche edle Haltung nicht; die verlegne Bescheidenheit dem begeisterten Danke, das Erröten dem bewundernden Lobe gegenüber stand ihm so schön an, als sein mutig entschloßnes Wesen in der Gefahr. Wer

ihn nicht ſchon kannte, verwunderte ſich; man hatte ſich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, überſprudelnd von Kraftgefühl, wohl ſogar wild. Aber man geſtand ſich, ſein Anſehen widerſprach dennoch nicht ſeiner That. Das mädchenhafte Erröten einer ſo hohen männlichen Geſtalt hatte ſeinen eignen Reiz, und die verlegne Beſcheidenheit des ehrlichen Geſichts, die nicht zu wiſſen ſchien, was er gethan, gewann; die milde Beſonnenheit und einfache Ruhe ſtellte die That nur in ein ſchöneres Licht; man ſah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

Wir überſpringen im Geiſte drei Jahrzehnte und kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unſrer Erzählung beſchäftigten. Wir ließen ihn in der Laube ſeines Gärtchens. Die Glockentöne von Sankt Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienſte; ſie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hauſe mit den grünen Fenſterläden herein. Dort ſitzt er jeden Sonntag um dieſe Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienſt, dann ſieht man ihn, das ſilberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche ſteigen. Kein Menſch begegnet ihm, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun ſind es bald dreißig Jahre her, aber es giebt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können ſie ſagen, was der Mann mit dem ſilberbeknopften Stocke für die Stadt gethan hat in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher geſtiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützen-

haus, erhebt ſich aus freundlichem Gärtchen ein ſtattlicher Bau. Es iſt das neue Bürgerhoſpital. Jeder Fremde, der das Haus beſucht, erfährt, daß der erſte Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geſchichte jener Nacht hören, die wackre That des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn geſammelt, und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben hatte als Stamm zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie ſein Beiſpiel Frucht getragen, und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geſchenkt und vermacht hatten, bis endlich nach Jahren ein Zuſchuß aus der Stadtkaſſe Beginn und Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Reſt des Sonntags auf ſeinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer —, oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört, oder vielmehr ſeinen Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er ſich gegeben, war der Gedanke ſeines Lebens geblieben. Was er ſchaffte, ſchaffte er für die Angehörigen ſeines Bruders; er ſah ſich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf ſeinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, ſo dachte er an das todte Ännchen. Sein Gedächtnis war ſo gewiſſenhaft, als er ſelbſt. Dann rief er das Kind zu ſich, ſtreichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderlich zugegangen ſein, fand ſich in den Taſchen des blauen Rockes nicht irgend etwas ſorglich in reines Papier gewickeltes, das er herausnehmen konnte, ſich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte ſich erſt freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Geſtalt etwas ſo Ernſtes und Feierliches, daß das Kind vor Reſpekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über ſaß Herr Nettenmair über ſeinen Büchern und Briefen oder beaufſichtigte im Schuppen das Ab

und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt zwölf aß er zu Mittag, punkt sechs zu Abend auf seinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelstunde, dann strich er mit leiser Hand über das alte Sofa und bewegte sich drei andre Viertelstunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen. Mit dem ersten Viertelschlage von ein und sieben Uhr klinkte er die Staketenthüre wieder hinter sich zu. Am Sonntag ists anders; da sitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und sieht nach dem Turmdache von Sankt Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leser kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er ablieſt vom Turmdache von Sankt Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch schöne Frauengesicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran zu dem Sitzenden hinüberlauscht, das weiß der Leser nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die sich noch immer gern freimacht, war noch dunkelbraun und voll und hing auf eine faltenlose Stirn herab, die Wangen darunter schwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch, und die blauen Augen glänzten, als sie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet hatte. Er küßte sie leise auf die Stirn und nannte sie mit dem Namen „Schwester." Sie verstand, was er meinte. Schon damals sah sie zu dem Manne hinauf mit der Ergebung, ja Andacht, mit der sie jetzt sein Sinnen belauscht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchsichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm seinen Entschluß, nicht zu heiraten, mitteilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken oder nach Köln zurückzugehn. Apollonius Herzen wurde es schwerer, als seinem Verstande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge und bleiben müsse. Er wußte, nur seinem Entschlusse treu blieb er der Mann,

ſein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht ſagen. Erfuhr dieſer das wahre Verhältnis der beiden jungen Leute, ſo drang er nur noch ſtärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch ſagen müſſen, wie der Bruder den Tod gefunden habe. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müſſen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder habe durch Selbſtmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden ſo nah verwandten Menſchen verſtanden ſich nicht. Apollonius ſetzte die innerliche Natur ſeines eignen Ehrgefühls bei dem Vater voraus, und der Alte ſah in der Weigerung des Sohnes und in deſſen Beweiſe, nur er könne der ſchwierigen Lage des Hauſes gerecht werden, nur den alten Trotz auf ſeine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen, der Vater war in ſeinen Augen nichts mehr, als ein hilfloſer alter blinder Mann. Und was dieſe Mißverſtändniſſe verurſachte und begünſtigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den ſie beide gemein hatten. Denſelben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht, hatten die angeſehenſten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerkſamkeit zu beweiſen. Urſache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine ſolche Seele galt, an deſſen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trotzenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geiſtige Überanſtrengung an dem Tage vor dem Tode ſeines ältern Sohnes hatten ſeine letzte Kraft untergraben; nun brach ſie vollends zuſammen. Von Tag zu Tage wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine ſelbſtquäleriſche Luſt, in ſeiner diplomatiſchen Weiſe dem Sohne deſſen Unkindlichkeit vor-

zuwerfen, indem er beſtändig ſein grimmiges Bedauern ausſprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrſchſüchtigen Vater, der nichts mehr ſei und nichts mehr könne, ſich ſo viel gefallen laſſen müſſe. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes; der Alte glaubte nicht an ſeine Aufrichtigkeit. Dabei konnte er ſich in ſeiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachſenden Ehre und des ſteigenden Wohlſtandes ſeines Hauſes freuen; wenn er ſich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius ſeither im Pachte gehabt hatte. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er ſich gegeben, ſo reich zu erfüllen, als er konnte; und in dieſem war ja auch der Vater mit eingeſchloſſen. Das Gedeihen ſeines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitterwinternacht hatte er dem alten Bauherrn ſeine ganze innere Geſchichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu ſeinem Tode mit ganzer Seele an ihm hing, blieb ſein einziger Umgang, wie er der einzige war, dem ſich Apollonius, ohne ſeiner Natur ungetreu werden zu müſſen, enger anſchließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte ſich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erſt für eine ſehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden ſieghaft aus, das geiſtig in dem Entſchluſſe jener Nacht ſeinen rettenden Abſchluß gefunden hatte. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab ſich auf mannigfache Weiſe rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren ſeine Pfleger. Diejenige, die Natur durch

Liebe und Dankespflicht zur ſorglichſten Pflegerin des Kranken beſtimmt hatte, rief Apollonius nicht an ſein Bett, und ſie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte ſie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeſchlagen, um dem Kranken ſo nah zu ſein, als möglich. Wenn der Kranke ſchlief, winkte ihr der alte Bauherr, hereinzutreten. Dann ſtand ſie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettſchirm. Unwillkürlich nahm ihr leiſer Atem den Schritt des ſeinen an. Sie ſtand ſtundenlang und ſah durch einen Riß im Bettſchirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anweſenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter ſein Schlaf, wie lächelnder ſein Geſicht dann war. Keine Flaſche, aus der der Kranke einnehmen ſollte, die er nicht, ohne es zu wiſſen, aus ihrer Hand bekam; kein Pflaſter, kein Überſchlag, den nicht ſie bereitet; kein Tuch berührte den Kranken, das ſie nicht an ihrer Bruſt, an ihrem küſſenden Munde erwärmt hatte. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr ſprach, ſah ſie, er war mehr um ſie beſorgt, als um ſich; wenn er freundlich tröſtende Grüße an ſie auftrug, zitterte ſie hinter dem Bettſchirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte ſie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker ſchließenden Läden die kalten Flocken in ihr warmes Geſicht, berührte ihr eigner Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eiſig Hals, Kinn und Buſen, dann war ſie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der alles um ſie litt. In dieſen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdiſche in ihr; aus dem Schmerz der getäuſchten ſüßen Wünſche, die ihn beſitzen wollten, ſtieg ſein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der ſie ihn ſonſt geſehen hatte.

Apollonius genas raſch. Und nun begann das eigne Zuſammenleben der beiden Menſchen. Sie ſahen

ſich wenig. Er blieb auf ſeinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das Eſſen, wie ſonſt, dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten ſich die beiden, begrüßte er ſie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete ſie den Gruß. Hatten ſie etwas zu beſprechen, ſo machte es ſich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin oder das Hausmädchen zugegen waren. Kein Tag verging deshalb ohne ſtumme Zeichen achtender Aufmerkſamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, ſo hatte er einen Strauß Blumen für ſie, den Valentin abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten ſich ſtattliche Bewerber um ſie. Er wies die Anträge, ſie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr ſtarb und wurde hinausgetragen. Der alte Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchſen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, ſtark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menſchen blieb dasſelbe.

Nun weiß der Leſer die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken ſonntags zum Vormittagsgottesdienſte rufen, in ſeiner Laube ſitzend vom Turmdach von Sankt Georg ablieſt. Heute ſieht er mehr vorwärts in die Zukunft, als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohligs Tochter zum Altare von Sankt Georg und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fenſterläden, ſondern in das große Haus daneben. Das roſige iſt für das gewachſene Geſchäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe

geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius so viel dankt, ist lange tot, auch der Sohn des Vetters ist gestorben. Dieser hat das große Geschäft seinem einzigen Kinde hinterlassen, der Braut des jüngsten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zusammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Hause mit den grünen Fensterläden. Der alte Herr hat schon lange das Geschäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe besteht darauf, der alte Herr soll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlassenschaft des alten Bauherrn, den er beerbt hat, für den Rest seines Lebens zurückbehalten; alles andre — und es ist nicht wenig, Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann — übergiebt er den Neffen; das Zurückbehaltne fällt nach seinem Tode an das neue Bürgerhospital. Er hat sein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über seinem Sarge wird ehrenblank sein wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt sich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn diese alles giebt, Eins wird sie behalten; das Eine ist eine Blechkapsel mit einer dürren Blume; sie liegt bei Bibel und Gesangbuch und ist ihrer Besitzerin so heilig, als diese.

Die Glocken rufen noch immer. Die Rosen an den hochstämmigen Bäumchen duften, ein Grasmückchen sitzt auf dem Busche unter dem alten Birnbaum und singt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und selbst der starkstielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt seine dunkeln Blätter. Der alte Herr sieht sinnend nach dem Turmdach von Sankt Georg; das schöne Matronengesicht lauscht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen singt es, die Rosen duften

es, das leiſe Regen durch das Gärtchen flüſtert es, die ſchönen greiſen Geſichter ſagen es, auf dem Turmdach von Sankt Georg kannſt du es leſen: Von Glück und Unglück reden die Menſchen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menſchen Glück und Unglück nennen, iſt nur der rohe Stoff dazu; am Menſchen liegts, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Menſch bereitet ſich ſein Glück und ſpannt ſeinen Himmel ſelber in der eignen Bruſt. Der Menſch ſoll nicht ſorgen, daß er in den Himmel, ſondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in ſelber trägt, der ſucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verſtande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie ſie iſt; ſuche ihr gerecht zu werden, dann wirſt du dir gerecht. Und in dieſem Sinne ſei dein Wandel:

Zwiſchen Himmel und Erde!

Otto Ludwig

Heimat und Herkunft

Das waldreiche Hügelland im Herzen Deutschlands, nach dem Wort eines neuern Dichters „dreifach segen, sagen, sangberühmt," seit uralter Zeit und unter allen geschichtlichen Stürmen und Wandlungen ein Wohnsitz rein deutscher Stämme, hat seine Grenzen vielfach hinausgerückt, vielfach verengert gesehen. Von Tacitus in seiner „Germania" den Gebieten der Hermunduren zugerechnet, im sechsten Jahrhundert dem großen Thüringerreiche Hermanfrieds zum Kern und Mittelpunkt dienend, danach von Sachsen und Franken bedrängt und weiter Gauen beraubt, vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert als die stattliche Landgrafschaft Ludwigs des Springers und seiner Erben wiederum beträchtlich ausgedehnt, ward Thüringen schließlich Eigentum des mächtig emporstrebenden Hauses Sachsen. Mit der Landesteilung der Wettiner am Ausgang des fünfzehnten und noch mehr mit der Katastrophe des schmalkaldischen Krieges in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, derzufolge das Hauptgebiet und die sächsische Kurwürde den Albertinern zufielen, während die besiegten Ernestiner mit einem Hausgut von großenteils thüringischen Ämtern abgefunden wurden, trat die Wendung ein, die Geschick und Eigenart dieses schönen deutschen Landes für die Jahrhunderte der neuern deutschen Geschichte bestimmte. Der mäßige Landbesitz der Nachkommen Johann Friedrichs des Großmütigen, wunderlich geteilt und wunder-

lich verbunden, reichte dennoch von einem Ende des alten Thüringens zum andern; man gewöhnte sich, die Sachsenherzöge zwischen Saale und Werra als die eigentlichen Gebieter Thüringens anzusehen und auch jene fränkischen Lande, die ihnen mit der Pflege Koburg und der hennebergischen Erbschaft zufielen, zu Thüringen zu rechnen. Mehrhundertjährige Gemeinsamkeit der politischen Schicksale, gemeinsame Lebensverhältnisse, die aus den fortgesetzten Erbteilungen der Ernestiner und der Entstehung immer neuer Kleinstaaten und Residenzen hervorgingen, ließen die alte Scheidung durch den Rennsteig des Thüringer Waldes nahezu vergessen, und wenn in Mundart, Sitte und Brauch des Landvolkes am Wald und des an der Werra noch heute gewisse Verschiedenheiten herrschen, so bedeuteten diese wenig gegenüber der Gleichart des Glaubens, der öffentlichen Zustände, der Lebenslage, der Überlieferung, der Volksbildung, die in diesen thüringischen wie in den angegliederten ostfränkischen Gebieten vorwaltete. In den kleinen Staaten und friedlichen Städtchen fand durch Familienverbindungen eine beständige Mischung des Blutes beider Stämme statt und daneben empfing und nahm auch der fränkische Thüringer seinen Anteil vom innern Mark dieses kerndeutschen Landes: von Sage und lebendiger Poesie, von Sang und Klang, von Wanderlust und stiller Heimatseligkeit, von der ganzen wundersamen Mischung geistiger Erregbarkeit und genügsamen Lebensbehagens.

Kaum eine zweite deutsche Landschaft erscheint bis auf die neuere Zeit herab so wie Thüringen vom geheimnisvollen Walten der Volksphantasie und des Volksgemütes erfüllt und durchdrungen. Zwischen den frischen Bergwäldern, in den lauschigen quellenreichen Thälern gedieh von alters her neben dem sangbaren Lied eine bunte lebensvolle Mannigfaltigkeit von Sagen

und Märchen, von Abenteuern und Erzählungen. Den Überbleibſeln germaniſchen Heidentums: dem Heere Wuotans, das als wütig Heer in den zwölf Nächten die Lüfte durchſauſt, der Holde (Frau Venus, Frau Vrene), die in gefährlicher Schönheit im Hörſelberge weilt oder auch als Frau Holle im Schneefeld ihren Kindern das Bett ſchüttelt, geſellten ſich auf thüringiſchem Boden unzählige Geſtalten und Schatten, verkörperte Naturеindrücke und hiſtoriſche Erinnerungen. Gar manche Helden der deutſchen geſchichtlichen Sage bis auf Kaiſer Friedrich den Rotbart, der im Kyffhäuſer an den Grenzen des Landes, jahrhundertelang im Zauberſchlaf ruht, wurden in Thüringen heimiſch; mit friſcher und glücklicher ſagenbildender Kraft belebte und ſchmückte ſich das Volk vor allen die mittelalterlichen Landesherrſcher, die auf der Wartburg hofhaltenden Landgrafen. Ludwig der Springer und Ludwig der Eiſerne, den der Schmied von Ruhla hart ſchmiedet, und der die rebelliſchen volksbedrückenden Ritter den Pflug über den Edelacker ziehen läßt, Ludwig der Milde, der auf der Kreuzfahrt ſtirbt, Landgraf Hermann, an deſſen glanzvollem Hofe der Sängerkrieg ſtattfindet, Ludwig der Heilige und ſeine ungariſche Gemahlin, die heilige Eliſabeth, alle lebten und leben vom Sagenſchimmer umwebt und verklärt im Gedächtnis ihres Volkes. Selbſt über den Ausgang des eigentlichen Mittelalters hinaus behielten die Thüringer den Trieb und Zug, ſich mit reger Phantaſie Charakterzüge und Lebensſchickſale volkstümlicher Fürſten auszugeſtalten, und von Johann Friedrich dem Großmütigen bis zu Ernſt dem Frommen, ja bis zu Karl Auguſt von Weimar miſchen ſich mit beinahe jeder geſchichtlichen Erinnerung ſagenhafte Elemente. Die Teilung des Landes in zahlreiche Ländchen, die oft kaum mehr waren als große Herrſchaften, rückte hier alle Lebenskreiſe enger aneinander, auch die fürſtlichen Häupter ſtanden den Geringſten im Volke

menschlich näher als anderwärts, und Eindrücke wie Widersprüche der Wirklichkeit nährten fortgesetzt die alte Lust des Volkes an buntem Phantasieleben.

Nicht das geschichtliche Dasein allein ward auf und an den Bergen des Thüringerwaldes vom unablässigen Walten vielgestaltiger Einbildungskraft erhellt und vertieft. Wohl gewann in Land und Stadt von alters her die Masse des Volkes ihren Unterhalt bei Feldwirtschaft und kleinstädtischem Gewerbe, doch diese Mehrzahl war mannigfach mit Berufsarten durchsetzt, über denen ein Hauch des Besondern schwebte. Das waldreiche Land hegte Tausende von Förstern, Jägern, Forst und Wildhütern, Holzfällern und Holzfuhrleuten, überall rauchten die Meiler der Köhler, der Vogelsteller war und blieb hier eine volkstümliche Gestalt, in allen pflanzenreichen Gründen suchten die „Balsamträger" ihre heilkräftigen Wurzeln und Kräuter, mit denen sie dann hausierend durch ganz Deutschland und darüber hinaus wanderten, die Goldwäscher mühten sich, dem Sandgrunde der Schwarza und andern Flüssen jedes Goldkorn abzulisten, damit die Fürsten von Rudolstadt ihre Trauringe aus Landesgold schmieden und die Herzöge von Hildburghausen Dukaten aus solchem prägen lassen konnten. Der Bergbau, in frühern Tagen bedeutend und ergiebig, trotz der Ungunst der Zeiten und der Erschöpfung der Erzlager bis in unser Jahrhundert hinein betrieben, da und dort erneuert, nährte noch immer eine Anzahl von Bergleuten und weckte in begierig gehörten fabelhaften Berichten vom ehemaligen Gold und Silber, Kupfer und Eisenreichtum die Hoffnung auf plötzliche Glückswechsel. Zahllose einsam liegende Mühlen, Sägewerke, Glashütten, Eisenhämmer, Nagelschmieden waren die Wohnstätten eigentümlich gearteter Menschen, deren innerstes Leben trotz harter Arbeit unter der Herrschaft der Phantasie stand. Von Geschlecht zu Geschlecht durch-

zogen wunderbare Überlieferungen und wache Träume die ſchlichte Wirklichkeit mit goldnen Fäden, halfen die angeſtammte Lebensluſt verſtärken. Dazu wirkte landauf und landab der Zauber der Töne, Thüringen war, wie Voß in ſeiner „Luiſe“ rühmt, das Land, „wo jeglicher Bauer Muſik weiß“; nicht zufällig hatte die große Kantorenfamilie der Bach hier ihre Heimat; auf dem Grunde einer volkstümlichen Muſikliebe entfaltete ſich in Stadt und Land durch Jahrhunderte hindurch die mannigfaltigſte und reichſte Muſikpflege. Das Volkslied ſcheint hier auch in der Zeit nicht verſtummt und erſtorben zu ſein, wo es überall ſonſt verklang, und in Anlehnung an Kirche und Schule und nicht minder an die fröhliche Luſt der Volksfeſte — Jahrmärkte, Vogelſchießen, Kirmestänze — gediehen in Thüringen der Geſang und jede Art von Inſtrumentalmuſik. Bei beſcheidenen Mitteln ward außerordentliches erſtrebt und geleiſtet und ein gewiſſer Kunſtſinn bis in die Schichten des anſpruchsloſeſten Kleinbürgertums hinein ſchon früh verbreitet. Seine tiefſten Wurzeln hatte dieſer Kunſtſinn bis weit in das achtzehnte Jahrhundert in einem warmen und freudigen proteſtantiſchen Glaubensleben.

Erſchien doch die Erinnerung an die Vergangenheit, ſoweit ſie nicht hiſtoriſche Sage war, dem Thüringer volle zwei Jahrhunderte lang mit der Geſchichte der Reformation und des gereinigten Glaubens verknüpft. Auf thüringiſchem Boden hatte wenn nicht die Wiege Luthers ſelbſt, doch die ſeiner bäuerlichen Eltern und Voreltern geſtanden. Die Wartburg hatte den von Worms heimkehrenden in einer bedenklichen Kriſis ſeines Lebens geborgen und beſchirmt und den Beginn der Bibelverdeutſchung, die Übertragung des Neuen Teſtaments geſehen. Thüringiſches Land war das ſchmale Erbe des Fürſtengeſchlechts, das mehr als ein andres für die Sache des Evangeliums gelitten und

gestritten hatte. Noch ehe Johann Friedrich, der Besiegte von Mühlberg, die „fröhliche Wiederkunft“ aus kaiserlicher Gefangenschaft gefeiert hatte, ließ er seine erste und vornehmste Sorge die Errichtung der Hochschule Jena sein, die als eine Burg der reinen Lehre, wie die Epigonen Luthers sie auffaßten, ins Leben gerufen ward. Im thüringischen Volke galt der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere, der Beschützer Grumbachs, ebensowohl als Glaubensmärtyrer wie sein Vater, und die Belagerung von Gotha, das greuelvolle Blutgericht über die Ächter, die jahrzehntelange Gefangenschaft der Herzogs im Schlosse von Wiener-Neustadt und die Treue seiner Gemahlin, der pfälzischen Elisabeth, die diese Gefangenschaft geteilt hatte, erhielten sich im Gedächtnis vieler Generationen. Unter den protestantischen Kämpfern des dreißigjährigen Krieges ragten die Brüder Ernst, Wilhelm und Bernhard von Weimar hervor, und namentlich Herzog Bernhard, der an Gustav Adolfs Seite gefochten und nach dem Fall des Schwedenkönigs den Sieg von Lützen entschieden hatte, blieb eine volkstümliche Heldengestalt, eine lichte Erinnerung aus dunkler Unheilszeit. Für die Tage der allmählichen Wiederherstellung Deutschlands nach dem westfälischen Frieden aber hatte wiederum Thüringen in der charakteristischen Persönlichkeit Herzog Ernsts des Frommen, des Bruders Bernhards, einen vorbildlichen und weithin bewunderten Fürsten besessen, dessen feste evangelische Überzeugung, dessen tief religiöse Empfindung, dessen schlichte Pflichttreue und landesväterliche Sorgfalt über ein Jahrhundert nach seinem Tode noch unvergessen waren. Konnten die Tugenden des seltenen Fürsten nicht auf seine zahlreichen Nachkommen vererbt werden, so hinterließ Ernst der Fromme dem von ihm beherrschten und unter seinen Söhnen geteilten Lande in seinen Kirchen- und Schulordnungen, in hundert wohlthätigen Ein-

richtungen unverlierbare Grundlagen thüringiſcher Volksbildung und Volkswohlfahrt. Sie erwieſen ihre Kraft noch in Zeiten, wo weder die Glaubensglut des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts noch Herzog Ernſts patriarchaliſches Fürſtentum mehr nachwirkten.

Denn das achtzehnte Jahrhundert zeigte den zerſplitterten thüringiſchen Landen ſein Doppelgeſicht in beſonders bemerkbarer und jäh wechſelnder Weiſe. Der fürſtliche Abſolutismus, die ſchrankenloſe Selbſtregierung großer und kleiner Herren, die ſich einmal auf die äußerlichſte, meiſt komiſche, immer verächtliche Nachahmung des Genußdaſeins und des blendenden Hofhalts zu Verſailles und auf die Erpreſſung der Mittel für ein ſolches Daſein zuſpitzte, und ein andres mal bis in Topf und Tiegel hinein die allwaltende Vorſehung für die Unterthanen ſpielte, hatte in den kleinen Herzogtümern und Fürſtentümern Thüringens mannigfache Vertreter, und die Schickſale der kleinen Städte und Dörfer, über die die Selbſtherrſcher regierten, geſtalteten ſich dementſprechend gar verſchieden. Da es nicht an Miſchungen und zum Teil recht wunderlichen Miſchungen der gegenſätzlichen Elemente fehlte, und die fürſtliche Willkür hier mannigfache Widerſtände und Schranken in der Landesnatur, der Überlieferung und eingewurzelten Gewohnheit, in der Dürftigkeit der Mittel und den Einflüſſen der Nachbarländer fand, ſo ſteigerte ſich die Mannigfaltigkeit der gebietenden Erſcheinungen und Geſtalten, ohne daß die Thüringer Herzogtümer und Fürſtentümer ſo bedenkliche Sultane erhielten, wie Markgraf Karl von Ansbach oder Karl Eugen von Württemberg, oder ſo gewaltſam das Leben aller ihrer Unterthanen lenkende Regenten ſahen, wie Herders erſten gnädigen Herrn, den Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg. — Dafür entfaltete ſich der Drang zu einem aufgeklärten und menſchlich wohlwollenden Regiment, der „Wetteifer in

beſchränkten Zuſtänden“ (Ranke), das Streben zur Förderung der aufblühenden Litteratur und Kunſt an den kleinen Höfen Thüringens in freier und glücklicher Weiſe und erhob ſchließlich am Ausgang des Jahrhunderts einen geiſtvollen, großen Fürſten wie Karl Auguſt von Weimar ganz erfüllend, eine thüringiſche Herzogsreſidenz und die Geſamtuniverſität der erneſtiniſchen Häuſer zu den geiſtigen Mittelpunkten Deutſchlands. Sah der Beginn dieſer Glanzzeit noch ſo ausgeprägte Verſchiedenheiten wie die Nachwirkungen der Voltairebewunderung, der franzöſiſchen Bildung und des franzöſiſchen Geſchmacks, die Herzogin Dorothea dem Hofe zu Gotha hinterlaſſen hatte, und den poetiſchen Lebensrauſch, die Luſt an der lebendigen Natur und der kühnen Phantaſie der jungen deutſchen Dichtung, mit denen Goethe und ſein fürſtlicher Freund den Hof von Weimar erfüllten, ſo löſten ſich dieſe Gegenſätze um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in eine Art Einheit auf, und die Zeit der napoleoniſchen Kriege und des Weltfriedens nach 1815 fand die Beſonderheit der Kultur und des Lebens in den thüringiſchen Kleinſtaaten voll entwickelt. In Stadt und Land waltete bei engen, materiell knappen, ja oft dürftigen Verhältniſſen beſcheidne aber ungebrochne Lebensluſt und eine weitverbreitete Bildung und geiſtige Beweglichkeit, die jahrzehntelang von Philoſophie und Litteratur, von Dichtung und Muſik genährt worden war. Nicht umſonſt hatte das große Viergeſtirn über der Ilm geleuchtet und ihre leiſere Welle manches unſterbliche Lied vernommen, nicht umſonſt war man in Jena im Beſitz der neueſten Philoſophie geweſen und „hatte das Vorſtellungsvermögen immer höher hinauf abſtrahiert,“ ein Abglanz all dieſes Lichtes ſtrahlte in die verborgenſten Winkel Thüringens hinein und weckte thätige und genießende Teilnahme an den höchſten geiſtigen Beſtrebungen.

Bis zum Eingang des neunzehnten Jahrhunderts war die Mitwirkung eingeborner Thüringer an dem litterariſchen Leben, deſſen Stätte ihr Land war, eine verhältnismäßig geringe geblieben. Wie vor Zeiten am Wartburghofe Hermanns des Reichen ſich die ritterlichen Dichter aus dem deutſchen Süden und Weſten geſammelt hatten, wie Herzog Wilhelm von Weimar nach dem dreißigjährigen Kriege als Haupt der Palmenordens den wenigſtens an den Grenzen Thüringens geborenen Dichter Georg Neumark von Hamburg her zum Erzſchreinhalter der Fruchtbringenden Geſellſchaft berufen hatte, ſo waren es durchgehend Angehörige andrer deutſcher Stämme, die die Glanzzeit von „Weimar-Jena der großen Stadt“ heraufführten. Selbſt unter den zahlreichen Talenten zweiter Ordnung, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts an den kunſtſinnigen kleinen Höfen ſelbſt oder im Dunſtkreis dieſer Höfe lebten und ſchufen, fanden ſich nur wenige Thüringer, unter ihnen der Gothaer Gotter als letzter poetiſcher Vertreter des franzöſiſchen Geſchmacks in der deutſchen Litteratur, der phantaſiereiche Erzähler Karl Auguſt Muſäus aus Jena und als der talentvollſte und fruchtbarſte von allen der Weimaraner Auguſt von Kotzebue, dem ein ſchlimmes Geſchick und nicht minder ein ſchlimmer Zug ſeiner Natur niemals vergönnten, in der Heimat Wurzel zu ſchlagen. Doch im Wendepunkt des achtzehnten und unſers Jahrhunderts, als Goethe und Schiller ihrer Mitwelt eng verbunden gegenübertraten, die junge Romantik ihr Hauptquartier am Fuß des Fuchsturms aufſchlug, als Fichte Reinhold, Schelling Fichte und Hegel Schelling auf dem Jenenſer philoſophiſchen Katheder ablöſte, da wurden die Einwirkungen der großen Eingewanderten von Wieland bis zu Jean Paul in Thüringen ſelbſt merkbar. In Goethes und Schillers unmittelbarer Umgebung erwuchſen ſinnige

weibliche Talente, die Verfaſſerin der „Agnes von Lilien“, Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, die zartſinnige Dichterin der „Schweſtern von Lesbos“ Amalie von Imhof (von Helwig), die ſchwärmeriſche Sophie Mereau leuchteten beſcheidenen, aber zahlreichen Nachahmerinnen voran. Romanſchriftſteller wie Ernſt Wagner aus Roßdorf bei Meiningen, deſſen Romane „Wilibalds Anſichten des Lebens“ und „Die reiſenden Maler“ noch nicht völlig vergeſſen ſind, wie Wagners Freund Friedrich Moſengeil aus Schönau bei Eiſenach oder Herzog Auguſt Emil von Gotha als Verfaſſer des Romans „Ein Jahr in Arkadien“ waren ſchaffende Zeugen dafür, wie Goethes und Jean Pauls Vorbilder und mancherlei Bildungsatome die ſich gleichſam mit der Thüringer Luft miſchten, auch auf die Eingebornen Thüringens gewirkt hatten. Die ſtarke Unterſtrömung der Litteratur aber, die ſich den Kunſtforderungen der großen Dichter zum Trotz auf die Macht des Stoffes verließ und dem Stoffhunger eines unterhaltungs und zerſtreuungsbedürftigen Publikums roh bereitete aber maſſenhafte Nahrung lieferte, hatte auch hier ihre Vertreter. Goethes eigner Schwager Chriſtian Auguſt Vulpius aus Weimar, von deſſen „Rinaldo Rinaldini“ wenigſtens der Titel fortklingt, und der meiningiſche Forſtrat Karl Gottlob Cramer wurden die Väter des neuen deutſchen Ritter und Räuberromans. Um jedes der Hoftheater, die nach dem Vorgang Weimars in den thüringiſchen Reſidenzen erſtanden, ſammelte ſich eine Gruppe einheimiſcher Dramendichter, die bald dem äußerlichen Nachklang des Schillerſchen Pathos huldigten, bald und zwar häufiger in den Spuren Kotzebues meiſt mit mehr gutem Willen als Geſchick dem platten Alltagsbedürfnis kleiner Bühnen zu dienen trachteten. An Erzähler und Dramenſchreiber ſchloß ſich die Schar der Lyriker an, die vom Grabfeld bis zur goldnen Aue in Stadt und Land ſaßen und im Weiterklimpern

der lyrischen Grundtöne des großen Zeitalters ihrem eignen poetischen Sinne wie dem ihrer Umgebungen genug thaten.

Wohl mochte Goethe, der als Altmeister noch eine zweite Generation thüringischer Poeten sah, die in den zwanziger Jahren zu dichten und zu wirken begann, mit Bezug auch auf seine nächste Umgebung in Thüringen zu Eckermann sagen: „Das ganze Unheil entsteht daher, daß die poetische Kultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, so wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient sein.“ Und auch jenes andre Wort, daß der heutigen Kunst „das Männliche fehle“, durfte auf das litterarische Leben angewandt werden, wie es sich seit dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts im Umkreise des thüringischen Landes entfaltete. Gleichwohl war zur Zeit als das eine und das andre Wort gesprochen wurde, der Einzelne, der über alle hervorragen, der das Außerordentliche leisten und das Männliche zu Ehren bringen sollte, für Thüringen längst geboren und wuchs unter den mannigfachen Einflüssen der Natur und des Lebens, der weitern wie der engern Heimat empor.

Die engere Heimat des künftigen Dichters aber war das kleinste der kleinen ernestinischen Herzogtümer, die seit der Landesteilung unter den Söhnen Ernsts des Frommen vom Jahre 1680 an bis ins neunzehnte Jahrhundert bestanden. Während die Linien Sachsen-Eisenberg und Sachsen-Römhild rasch wieder verschwanden, hatte sich die Linie von Hildburghausen nicht eben zum Glück für das Ländchen erhalten, das einen Staat vorstellen sollte. Fünf Städte oder Städtchen, vier Marktflecken und wenig über hundert Dörfer hatten hier ein fürstliches Selbstgefühl und eine prunkhafte Hofhaltung im Stile Ludwigs XIV. zu tragen

gehabt; mehr als drei Menschenalter hindurch war das unerquickliche Schauspiel großer Anläufe, pomphafter Absichten und kläglich dürftiger Ausgänge aufgeführt worden. Herzog Ernst Friedrich I. (von 1715 bis 1724) versuchte umsonst, seine kleine Residenz durch Prunkbauten und ein Gymnasium academicum (das nur bis 1729 bestehen konnte) zu einem Mittelpunkte eleganten und geistigen Lebens zugleich zu erheben, Herzog Ernst Friedrich II. (1724 bis 1745) zog sich zwar die ungeheure Schuldenlast, die auf dem Ländchen lag, zu Gemüte, wußte aber gleichwohl nicht zu hindern, daß sie beständig anwuchs, sein Sohn Ernst Friedrich III. (1748 bis 1780) vollendete in langer Regierung den Ruin des Landes und schließlich seinen eignen. Ein prachtliebender, in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts gebildeter und in seiner eigensten Weise gutmütiger aber schwacher Herr, hatte er früh verlernt, das Mißverhältnis zwischen seinem fürstlichen Selbstgefühl, seiner Neigung zu Pomp und Vergnügen und den Kräften seines kleinen schon schwerverschuldeten Herzogtums in Betracht zu ziehen. Er versuchte, militärischen Glanz um sich zu verbreiten, ernannte Generale und Obersten, ließ Uniformen für mehrere Regimenter fertigen und konnte am Ende kaum eine Kompagnie vollzählig und feldtüchtig erhalten, er gründete eine Bibliothek und ein Hoftheater, zu dem ganz Hildburghausen freien Zutritt hatte, träumte von der Wiederaufrichtung einer Ritterakademie, bestritt den unsinnigsten Aufwand Jahre hindurch mit schlecht versilberten Kupfermünzen (zu denen freilich die Ephraimiten Friedrichs des Großen das Vorbild abgegeben hatten) und ließ, als der kaiserliche Reichshofrat in Wien gegen diesen schmählichen Mißbrauch landesherrlicher Gewalt Einspruch erhob, gelehrte Druckschriften ausgehen, als „überzeugenden Beweis, daß von uralten Zeiten her Sachsen-Hildburghausen das Münzregale zustehe.“

Als es 1779 trotz schier unerschwinglicher Steuern, Münzverschlechterung, Blankoschuldverschreibungen, Wechseln und Handdarlehen bei Juden und Christen, Verpfändungen, Titel und Stellenverkäufen zum Bankerott kam, die Entmündigung des verschwenderischen Herzogs unvermeidlich wurde und sein Oheim, der alte kaiserliche Feldmarschall Prinz Joseph von Hildburghausen (der Oberbefehlshaber der „elenden" Reichsexekutionsarmee, die mit den Franzosen zusammen bei Roßbach geschlagen worden war), an die Spitze einer kaiserlichen Debitkommission und der Landesverwaltung treten sollte, versuchte der fürstliche Verschwender sich mit Gewalt zu behaupten. Er rief sein „Landregiment" unter die Waffen, und Hildburghausen sah kriegerische Pfingsten. Am Ende gab sich der Herzog grollend in das Unvermeidliche, wurde auf ein kärgliches Einkommen von jährlich zwölftausend Gulden eingeschränkt und zog sich aus der Residenz in das Sommerschloß Seidingstadt zurück, wo er im September 1780 starb.

Mit der langjährigen Regierung seines Sohnes, des Herzogs Friedrich (1780 bis 1826), des letzten souveränen Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, ging auch für dies kleine und hartgeprüfte Land ein Spätsommer behaglicher und für die Unterthanen erquicklicher Kleinstaaterei auf. Das Land hatte sich nicht wesentlich vergrößert, aber Landbau und bürgerliche Gewerbe doch in dem Maße gehoben, daß das Herzogtum des verständigern und besonnenern Regiments seines jungen Fürsten froh werden konnte. Der Hofhalt, der noch immer stattlich genug und für die Verhältnisse vielleicht zu stattlich war, wurde doch im ganzen auf den Fuß der andern kleinsten Höfe gebracht, die patriarchalisch-idyllische Seite fürstlichen Daseins wurde hervorgekehrt, eine Landesregierung mit geordnetem Wirkungskreis errichtet, eine neue landständische Verfassung gegeben, und 1812 ein Gymnasium

in Hildburghausen begründet, das sich diesmal als eine dauernde Schöpfung erwies. Gleich den freundnachbarlichen thüringischen Kleinstaaten rettete sich Sachsen-Hildburghausen durch die Stürme der Revolution, der großen Kriegszeit hindurch und glitt am Ende friedlich aus dem Rheinbund in den neuen deutschen Bund hinüber. Die Opfer an Gut und Blut wurden schwer empfunden, aber da die gewohnten Verhältnisse so ziemlich unangetastet blieben, so zeigte das Leben in dem grünen Thal der obern Werra während der letzten Jahrzehnte des Herzogtums in Krieg und Frieden beinahe die gleichen Züge.

Unter dem Einfluß veränderter Anschauung und Bildung, unter der Wirkung des Hauches, der von Weimar und Jena über Höhen und Tiefen des Thüringerlandes wehte, wandelte sich auch, am spätesten unter allen, der Hof von Hildburghausen zum Musenhofe. Wenn man hier im achtzehnten Jahrhundert in der Prunk und Verschwendungsperiode wohl auch gelegentlich die Mäcenasrolle versucht hatte, so war sie recht eigentlich eine Maskenrolle geblieben. Kein namhafter Gelehrter, kein Dichter und Künstler von Bedeutung oder großem Streben hatte unter dem Hildburghäuser Rautenschilde Schutz und Förderung gefunden. Die vereinzelten Besuche litterarischer Größen der Zeit waren niemals dem Wunsch entsprungen, an diesem Hofe geistige Teilnahme zu gewinnen; als Klopstock im Februar 1751 auf der Reise von Zürich nach Kopenhagen einige Tage in Hildburghausen verweilte, geschah es lediglich, um der ersten Gemahlin Ernst Friedrichs III., Luise von Dänemark, der Schwester seines neugewonnenen königlichen Gönners, seine Ehrfurcht zu bezeugen, als Goethe sich im Mai 1782 dem Regenten von Hildburghausen, dem alten Feldmarschall Prinz Joseph vorstellte, der ihm „Audienz im Bette gab und gleich nachher zur Tafel angekleidet war,“

erſchien er lediglich als Geheimrat und Geſandter des Weimariſchen Hofes. Seit dem Regierungsantritt Herzog Friedrichs und ſeiner Vermählung mit der geiſtvollen und liebenswürdigen Prinzeſſin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, einer Schweſter der Königin Luiſe von Preußen, trat hierin ein Umſchlag ein, man lebte auch in Hildburghauſen in den äſthetiſchen Intereſſen der Zeit und hatte nur weniger Glück mit den Trägern dieſer Intereſſen als die Höfe von Weimar, Gotha und Meiningen. Wohl kam Jean Paul 1799 nach Hildburghauſen, wurde an den Hof gezogen, verlebte in der kleinen Reſidenz und im Sommerluſtſchloß Seidingſtadt poeſiereiche Tage und bezeugte die enthuſiaſtiſche Verehrung, die er für die Herzogin Charlotte und ihre ſchönen Schweſtern faßte, durch die Widmung ſeines eben entſtehenden „Titan“ („den vier ſchönen und edeln Schweſtern auf dem Thron“), ſah ſich durch ein Dekret Herzog Friedrichs zum herzoglich ſächſiſchen Legationsrat befördert und verlobte ſich ſchließlich mit der Hildburghäuſerin Karoline von Feuchtersleben. Aber gerade die raſche Wiederauflöſung dieſer Verlobung ward die Urſache, daß Jean Pauls Verhältnis zum Hildburghäuſer Hof nur ein vorübergehendes blieb. Einige Jahre ſpäter glaubte man in dem zum Kammerdirektor ernannten dichteriſch begabten und abenteuerlichen Freiherrn Guſtav Anton von Seckendorff den Mann gewonnen zu haben, den der Hof bedurfte, und mag nicht wenig überraſcht geweſen ſein, als Seckendorff nach kaum einem Jahre ſeinen Abſchied begehrte, um danach als reiſender Deklamator und Vorleſer „Patrik Peale“ Deutſchland zu durchziehen. Beſſer gelang es mit der Pflege der Muſik, die durch eine kleine aber vorzügliche fürſtliche Kapelle und die perſönliche Teilnahme der Herzogin Charlotte, von deren „Nachtigallenſtimmritze“ Jean Paul in den Briefen an Otto ſchwärmt, und die bei größern Auf-

führungen kirchlicher Musik wohl selbst eine Solostimme übernahm, in bemerkenswerter Weise gefördert wurde. Der altherkömmliche naturwüchsige Thüringer Musiksinn entwickelte sich unter solchen Umständen auch in kleinbürgerlichen Kreisen zu einem bewußten Kunstsinn und Kunstgeschmack. Noch manches Jahrzehnt, nachdem Hildburghausen aufgehört hatte, eine Residenz zu sein, war es der Stolz der Bürger, daß der jugendliche Karl Maria von Weber in ihrer Stadt (1796—1797) durch den Kammermusikus (Oboisten) Johann Peter Heuschkel seinen ersten regelmäßigen musikalischen Unterricht empfangen hatte, noch lange erzählte man von den Kirchenkonzerten unter der Leitung des talentvollen Kapellmeisters Gleichmann, in denen Herzogin Charlotte die großen Arien mit entzückender Klarheit und Weihe gesungen hatte.

Zu Konzerten dieser Art, wie zu den derbern althergebrachten Volksfesten der Vogelschießen und Jahrmärkte drängten sich in der kleinen Residenz auch zahlreiche Gäste aus den vier andern Städtchen des Herzogtums zusammen. Die wichtigste dieser Landstädte war das wenige Stunden von Hildburghausen gelegne Eisfeld. Als das schmale Erbe Ernsts des Ersten 1681 ein selbständiger „Staat" wurde, hatte die erlauchte Landesherrschaft längere Zeit geschwankt, ob sie Hildburghausen, Heldburg oder Eisfeld zur Hauptstadt erheben sollte, und um 1683, wo sich Hofhalt, fürstliche Kanzlei und Rentkammer bereits in Eisfeld befanden, schien die Frage entschieden. Unbekannte Gründe bestimmten am Ende doch den Herzog, Hildburghausen den Vorzug zu geben — man darf sagen zum Glück für das Städtchen Eisfeld, in dem ein tüchtiger Bürgersinn herrschte, der sich nun durch das schlimme Jahrhundert der Verschwendung und Prunkwirtschaft behaupteten konnte. Während Hildburghausen in den Vergnügungstaumel und nachher in den Bankerott des Hofes hineingerissen wurde,

erhielt sich in dem benachbarten Eisfeld der alte Geist rühriger Arbeitslust, besonnener Sparsamkeit und daher trotz allem Druck der Zeiten eine gewisse Wohlhabenheit und die volle Ehrenfestigkeit alter Sitte, die die Lebenslust ja keineswegs ausschloß. Rühmte noch im Jahre 1851 G. Brückner in seiner vortrefflichen „Landeskunde des Herzogtums Meiningen" den Eisfeldern nach, daß sie am Alten hingen, „stolz auf ihr Bürgertum und Bürgerrecht, äußerst thätig und sparsam, freilich oft in Eigennutz übergehend, von geweckterm empfänglichen Sinn und von meist noch echter Kirchlichkeit seien," so darf man annehmen, daß alle diese Tugenden in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in noch frischrer Blüte standen. Auch diese kleine fränkisch-thüringische Stadt hatte in ihren Erlebnissen und Schicksalen seit Jahrhunderten Eigenart und Schicksal des Landes gespiegelt und konnte, als sie berufen war, dem größten neuern Dichter Thüringens die ersten und nachhaltigsten Eindrücke zu geben, in ihrer Lage und Geschichte, in Besonderheit und Sitte ihrer Bewohner ihrem poetischen Sohne eine nicht zu verachtende Mitgift an Naturfreude, an frischem mannigfaltigen Leben verleihen.

Eisfeld — zur Zeit der Geburt des Dichters Otto Ludwig eine Kleinstadt von 2500 (auch noch 1880 von nur 3500) Seelen — liegt an beiden Werraufern und auf der obern Werraterrasse, die dicht zum Fuße des Thüringerwaldes heranrückt, in grüner Hügel- und waldreicher Umgebung, in der jeder Reiz mitteldeutscher Landschaft sich entfaltet. Auch heute, wo die Werrabahn das Thalgelände durchschneidet, erscheint das Städtchen als friedlichstiller Ort, der ein paar Jahrzehnte früher, als nur die Straßen von Koburg nach Schleusingen und Hildburghausen hindurchführten, noch mehr wie heute das Gepräge der Weltabgeschiedenheit getragen haben muß. Wer von der Bahn-

station her dem Städtchen zuwandert, erreicht bald an vorstädtischen Häusern, Gasthöfen und Ausspannungen vorüber einen mäßig erhöhten Platz, auf dem sich die stattliche spätgotische Stadtkirche zur heiligen Dreieinigkeit erhebt, an dem auch der alte schöne Bau der Stadtschule mit lateinischer Inschrifttafel von 1575 und die Predigerhäuser liegen. Erst hinter der Kirche beginnt die Hauptstraße der Oberstadt, sodaß der alte Volkswitz mit Recht spotten konnte, die Eisfelder gingen zum Thore hinaus, wenn sie in die Kirche wollten. Der Hauptmarkt mit dem wunderlich betürmten Rathaus, mit der Apotheke, dem Gasthof zum „Deutschen Haus“ und einigen kleinstädtisch-patrizischen, stilles Behagen atmenden Häusern gemahnt um so mehr an den Marktplatz des Städtchens in „Hermann und Dorothea,“ als auch er aus dem Brande der zwanziger Jahre zum größten Teil neu erstanden ist. Über dem Markt, diesen und die gesamte Oberstadt noch überragend, bildet das Schloß mit seinem runden Turm und einigen Nebengebäuden den Abschluß der Stadt nach Nordosten. Es ist einer der mächtigen Steinkästen, denen man mehr als einmal in thüringischen Städten begegnet, ein Bau aus den Tagen Ernsts des Frommen; zur Zeit der Hildburghäusischen Selbständigkeit zum Witwensitz des fürstlichen Hauses, seit dem Anfall an Meiningen zum Sitz von Verwaltungs- und Gerichtsämtern und zu Beamtenwohnungen bestimmt.

Die Alt- oder Unterstadt an der Werra und am Mühlgraben mit ihrem Gemisch alter und neuer meist nur ein- und zweistöckiger Häuser, vielfach von Gärten umhegt, vervollständigt das Bild einer wohlgelegnen, sich behaglich ausbreitenden Landstadt, in der Ackerbau und Viehzucht neben dem Handwerk und einer beginnenden Industrie noch Raum haben. —

Auch Eisfeld hatte gute und schlimme Zeiten gesehen; die Berichte von der frühern Herrlichkeit und

dem Ertrag des mittelalterlichen Eisen- und Kupferbergbaues, wie vom Goldreichtum des Werrasandes mochten sagenhaft sein, aber sicher gehörte Eisfeld zu den zahlreichen Städten, die vor dem großen Kriege eine größre Blüte des Wohlstandes, gedeihlicher Regsamkeit und bürgerlichen Selbstgefühls geschaut hatten, als ihnen nachher beschieden war. Die städtischen Erinnerungen knüpften auch hier zunächst an die Reformationszeit an, es war der Stolz der Stadt, daß einer der nächsten Wittenberger Genossen Luthers, Dr. Justus Jonas, nach dem schmalkaldischen Kriege und der Katastrophe Johann Friedrichs in ihrer Superintendentur eine stille Zuflucht für seine letzten Jahre gefunden hatte und in ihrem Boden ruht. — Der große Krieg, die „Schwedenzeit" hatte Eisfeld Verwüstung und grauenhaftes Elend hinterlassen, die apokalyptischen Reiter Krieg, Pest, Hunger und Tod waren fast Jahr für Jahr durch das stille Werrathal hindurchgesprengt, vier große Brände hatten die Stadt wiederholt in Trümmer gelegt, das Friedensfest war schließlich nur von einem armseligen Häuflein herabgekommner Menschen begangen worden. Im Gedächtnis der Nachlebenden aber hatte die Unheilszeit hier wie überall den brennendsten Wunsch nach friedlicher Existenz und die äußerste Fügsamkeit hinterlassen; die schlimmsten Erlebnisse des achtzehnten Jahrhunderts schienen den Menschen erträglich im Vergleich mit dem, was ihre Vorfahren erduldet hatten. So war trotz alles schlechten Regiments der frühern Hildburghäuser Herzöge und trotz aller stillen Opposition gegen den Residenzgeist Eisfeld die getreue Stadt ihrer Landesherren geblieben und sonnte sich unter Herzog Friedrichs verständigem Walten im Strahl einer bessern und trotz der Kriegsjahre zu Anfang des Jahrhunderts behaglichern Zeit. Wie zum Wahrzeichen dieser Zeit ward als Mittelpunkt echt thüringischer Volkslust mitten in den Jahren der

Truppendurchmärsche und der Kriegssteuern (1809 und 1810) der Eisfelder „Schützenhof“ erbaut und ein großer Teil der alten Befestigungen niedergerissen, mit denen Ernst der Fromme die Stadt umgeben hatte. In dem offnen, baum- und gartenreichern Städtchen entfaltete sich das Leben, das den thüringischen Städten gemeinsam war, und über dem nach dem Weltfrieden von 1815 die Zuversicht schwebte, daß es immer so bleiben könnte.

So klein und unbedeutend Eisfeld war, so nahe sich seine Bewohner standen, so gab es auch hier ein städtisches Patriziat, das sich durch mäßigen Besitz und größere Bildung von der Durchschnittszahl der klugen, lebensfrohen und selbst kunstsinnigen Bürger unterschied. Dieser kleinstädtischen Aristokratie gehörte auch die Familie an, aus der der größte Dichter Thüringens hervorgehen sollte. Seit dem Anfange des Jahrhunderts war der erste Justizbeamte der Stadt Ernst Friedrich Ludwig, der die Titel eines Stadtsyndikus und eines herzoglich hildburghäusischen Hofadvokaten führte. Einer im Lande altangesehnen und nach damaligen Begriffen wohlhabenden Familie entsprossen, hatte Ernst Ludwig zu Erlangen und Jena die Rechte studiert und danach das wichtige Verwaltungsamt mit dem Vorsatze übernommen, seiner Vaterstadt nach Möglichkeit gute Dienste zu leisten. In der gemütvollen und poetisch angehauchten Natur des jungen Juristen waltete offenbar auch ein Element energischer Thatenlust und reformatorischen Dranges, die sich bethätigten, als Ernst Ludwig an die Umgestaltung der Verwaltung von Eisfeld und an die Wegräumung veralteter Mißbräuche ging. Otto Ludwig selbst charakterisierte in spätern Jahren seinen Vater als einen schroff ehrlichen, bis zum Eigensinn festen, innerlich aber zarten und weichen Mann. Die ästhetische Bildung, die er nach der Sitte der Zeit erworben

hatte, und die in der Herausgabe eines Bändchens lyrischer Gedichte öffentlich bezeugt wurde, die klare Humanität und ein Anflug von schwärmerischem Idealismus bekundeten, daß ihn der Geistesatem Herders und Schillers umhaucht hatte. Die Lust an praktischen Verbesserungen, die er an den Tag legte, verriet, daß er nicht nur der Zeitgenosse der Dichter- und Denkerheroen, sondern auch Salzmanns, Rudolf Zacharias Beckers und seines allverbreiteten „Not- und Hilfsbüchleins" war.

Stand Ernst Ludwig um seiner Abstammung, um seiner Studien und Talente wie um seiner Wohlhabenheit willen in gutem Ansehen bei seinen Mitbürgern, so vermehrte sich nicht die Achtung, aber die Geltung, die er in Eisfeld besaß, als er 1807, im Jahre des Tilsiter Friedens, seinen Herd gründete und die Tochter des Kaufmanns und Senators Otto, Sophie Christiane Otto heimführte. Sicher darf man nach der ganzen Innerlichkeit wie dem spätern Verhältnis der Brautleute, nach der Lebensanschauung und Lebensstimmung ihrer Kreise annehmen, daß es eine Neigungsehe war, die sie schlossen, ein Bund, an dem die Liebe den stärksten Anteil hatte, so passend auch den Draußenstehenden die Gleichheit der Verhältnisse erscheinen mochte. Das Eisfelder Kirchenbuch des Jahres 1807 enthält unter der Rubrik „in die Ehe getreten" von der Hand des damaligen Superintendenten und Stadtpfarrers J. C. Geudner die Eintragung: „Herr Ernst Friedrich Ludwig, Herzoglich Sächsischer Hofadvokat und Stadtsyndikus allhier, ein Junggeselle, wurde mit Jungfrau Sophie Christiane Ottoin, des Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, wie auch Lieutenants bei dem herzoglichen Landregiment und Senators einziger Tochter, nach erlangter Dispensation, ohne Aufgebot von mir, dem Superintendenten abends fünf Uhr in der Stille kopuliert, Mittwochs am 9. Dezember 1807." Die

Trauung gegen Abend und in der Stille, die an Schillers Trauung in Wenigenjena gemahnt, muß damals in den thüringiſchen Ländern Mode geweſen ſein. Das junge Paar bezog die Amtswohnung, die dem ſtädtiſchen Rechtskonſulenten zuſtand, eine Wohnung, die die Geburtsſtätte Otto Ludwigs werden, aber in dem großen Brande ſeiner Vaterſtadt, von dem noch zu berichten ſein wird, für immer verſchwinden ſollte.

Knabentage

Dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig und seiner jungen Gattin waren in den ersten Jahren ihrer Ehe zwei Kinder bald nach der Geburt wieder entrissen worden, um so lebhafter war die Genugthuung und die Freude, als am 12. Februar 1813, mittags elf Uhr ein Sohn zur Welt kam, in dem man den künftigen Stammhalter der Familie hoffnungsvoll begrüßte. Die Taufe des Neugebornen, der den Namen Otto Ludwig erhielt, fand einige Wochen später, am 11. März statt; als einzige Taufzeugin diente nach dem Eisfelder Kirchenbuch die Großmutter mütterlicherseits, Frau Helene Huldreich Otto, „weiland Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, nachgelaßne Witwe." Die Zeit war nicht dazu angethan, eine größere Tauffestlichkeit zu veranstalten, das Kriegswetter, das sich im vorausgegangnen Jahre nach dem fernen Rußland gewälzt, aber mit ungeheuern Durchmärschen jede deutsche Landschaft schwer getroffen hatte, drohte jetzt aus nächster Nähe; vom Westen und Süden her warf Napoleon I. seine nach der russischen Winterkatastrophe neugebildeten französischen und rheinbündischen Bataillone den vordringenden Preußen und Russen nach Thüringen entgegen; auch Eisfeld mußte wieder unter Durchzügen leiden, die Drangsale des Städtchens mehrten sich während des Waffenstillstandes und als die alten Regimenter aus Spanien unter Marschall Augereau im Spätsommer dem Schlachtfelde von Leipzig

zuzogen. Erſt im Frühling von 1814 nach dem Pariſer Frieden atmete man im Werrathal wie anderwärts wieder völlig frei auf und ſah mit größerm Vertrauen in die Zukunft, als man es im letzten kriegsbewegten Jahrzehnt vermocht hatte.

Ernſt Ludwig legte dies Vertrauen dadurch an den Tag, daß er im Juni 1814 den Grund zur Anlage eines großen Luſtgartens erwarb, wie das Städtchen Eisfeld noch keinen beſaß. Zwei „am Heinich", einem Hügelabhang im Oſten von Eisfeld gelegene gleichwertige Grundſtücke, bisher der Bürgerin Eliſabeth Margarete Mönch und dem Gaſtwirth Konrad Lutz gehörig, beide im Kaufbrief als „frei Stadtgut" bezeichnet und jedes für den Preis von 380 Gulden fränkiſch erſtanden, wurden mit einem Stück Feld des nachbarlichen Rittergutes Steudach, das der befreundete Beſitzer des Gutes, Herr Johann Chriſtian Hoffmann, dem Stadtſyndikus käuflich überließ, zuſammengefügt und bildeten einen Boden, auf dem der poetiſche, Ernſt Ludwig ſeiner Neigung für Naturgenuß genügen und ſeinen Schönheitsſinn entfalten konnte. Sein Garten, der in natürlichen Terraſſen zur Höhe des Hügels anſtieg, hatte die prächtigſte Lage und gewährte von ſeiner obern Begrenzung Ausſicht auf den dunkeln Bergzug des Thüringerwaldes, mit der Dreiherrenſpitze und dem waldigen Quellengebiet, aus dem die Werra, die Schleuſe und Itz hervorſtrömen. Zu Füßen des Gartens aber breitete ſich ein farbiges Bild aus: die Oberſtadt von Eisfeld, um Schloßturm und Kirche gedrängt, das reiche Wieſengelände, der weite Bogen der der Stadt gehörigen Waldungen, über die ſich wieder die Bergzüge der Rhön hinter Römhild und Heldburg erhoben. Im Sonnenſchein wie beim Zug beſchattender Wolken wirkt dieſe Landſchaft mit dem Zauber ihrer friedlichen Stille und ihres maleriſchen Wechſels gleich gewinnend.

Auf dem Boden seines neuerworbnen Grundstücks fand der Stadtsyndikus von Eisfeld einen schönen alten Eichbaum und eine Gruppe junger Nußbäume vor, die von vornherein erquicklichen Schatten verbürgten, im übrigen schuf er den Garten völlig neu und nach seinem Geschmack. In der Mitte ließ er ein stattliches (noch heute ziemlich wohl erhaltnes) Gartenhaus mit einer von zwei Säulen getragnen Loggia und einigen Räumen im Erdgeschoß, mit einer guten breiten Treppe, einem Vorplatz und zwei geräumigen von großen Fenstern erhellten Zimmern im ersten Stockwerk errichten. Rund um das Haus schuf er Blumenbeete, Baum- und Buschgruppen, pflanzte Coniferen, Taxus, Weimutskiefern und zahlreiche Ziersträucher an, von denen man in Eisfeld bis dahin kaum die Namen gehört hatte; widmete übrigens auch als guter Thüringer und sorglicher Hausvater einen guten Teil des großen Gartens dem feinern Obst- und Gemüsebau. Der Garten gedieh unter der sorgfältigen Pflege seines Besitzers sehr rasch. Ernst Ludwig bewohnte ihn während der Sommermonate mit seiner Familie, und Otto wuchs mit den zur Zeit seiner Geburt gepflanzten Bäumen heran. Der Garten sollte im Leben nicht bloß des Kindes, sondern des Jünglings und werdenden Mannes eine entscheidende Rolle spielen und im guten und schlimmen Sinne zu einem Stück seines Geschicks werden.

Vorderhand kamen sicher die Schattengänge und Rasenflächen des Gartens, Licht und Luft der grünen Thallandschaft, inmitten deren der Garten lag, dem Knaben nur zu gute. Der Enge der städtischen Straße entrückt, verlebte Otto Ludwig in seiner Familie und mit einigen Spielgenossen glückliche Knabentage. Während dieser Tage brachen freilich über seinen Vater Sorgen, Leiden und Kämpfe herein, die auch dem Kinde die Jugend trübten. Die Ursachen und ersten Anfänge der bürger-

lichen Gärungen und Unruhen, deren Folgen dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig Gesundheit, Lebensmut, Vermögen und schließlich das Leben selbst kosteten, sind nicht völlig aufzuhellen. Nur so viel ist klar, daß Ernst Ludwig durch gewisse Neuerungen in der Verwaltung des städtischen Vermögens, durch Ablösung einiger alter Rechte, die mehr Einzelnen als dem Gemeinwesen zu gute kamen, sich schon seit Jahren unter der Bürgerschaft Eisfelds Widersacher erweckt hatte. Selbst an zweckmäßigen wirtschaftlichen Einrichtungen, „Pflanzschulen, Einführung neuer Futterpflanzen, z. B. Luzernerklee," nahm man Anstoß. Die Finanzlage der Stadt war durch die schweren Opfer der Kriegsjahre und der bis zur zweiten Rückkehr der verbündeten Heere aus Frankreich fortdauernden Durchmärsche und Einquartierungen eine mißlichere geworden, und die Opposition, die sich angesichts dieser Lage regte, wurde durch die Vorgänge auf dem weitern Schauplatz des kleinen Herzogtums Hildburghausen gestärkt und gestachelt. Im Jahre 1818 wurde die alte landständische Verfassung des Ländchens mit einer neuen Verfassung nach dem Muster der von Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar zwei Jahre zuvor seinem Lande verliehenen vertauscht. Es schien so natürlich, daß, wenn mit der Mißlage und dem immer noch schlimmen Schuldwesen des Herzogtums aufgeräumt wurde, auch die städtischen Beschwerden einmal Erledigung finden mußten.

Seit Jahren hatten sich zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft von Eisfeld immer neue Zerwürfnisse ergeben. Verschleppte alte Prozesse, unerledigte Rechnungen, ein nur zu erklärliches, aber der Bürgerschaft vollkommen unbegreifliches Anwachsen der städtischen Schulden gaben reichen Stoff für leidenschaftliche Kneipengespräche und willig geglaubte Verdächtigungen. Wie war Eisfeld stolz gewesen auf seine wohlgeordneten bürgerlichen Verhältnisse gegenüber

der Zerrüttung des Landeshaushalts und Hofhalts! Und nun schien es gar, als ob die Vermögenslage der Stadt ungünstiger sei als die des steuerüberbürdeten Herzogtums. Der Streit zwischen Stadtrat und Bürgerschaft war im Mißjahr und Hungerjahr von 1816 zu 1817 aufs äußerste angewachsen, schon mehrere herzogliche Kommissare hatten umsonst versucht, Frieden in den Gemütern zu stiften. Zu den am stärksten befeindeten und bestverleumdeten städtischen Häuptern gehörte natürlich auch der Stadtsyndikus Ludwig, dem kurzsichtige und unlautre Naturen seinen persönlichen Wohlstand beneideten. Dazu kam, daß (nach einer Aufzeichnung Otto Ludwigs) „sein Vater als Landstand durch rücksichtslos pflichttreues Handeln sich die Rache einiger Männer der Hildburghäuser Regierung zugezogen hatte, die, da man ihm sonst nichts anhaben konnte, einen Teil der Eisfelder Bürgerschaft gegen ihn aufwiegelten; selbst das Leben meines Vaters wurde in anonymen Briefen bedroht.“ Natürlich ging es auch hier wie immer, die Zügel glitten denen, die die bürgerliche Empörung hinter den Coulissen lenken wollten, kläglich aus den Händen, und das Unheil hatte seinen Lauf. Rein äußerlich betrachtet gesellte sich die Eisfelder Revolution der Jahre 1818 und 1819 dem bekannten Wasunger Krieg und ähnlichen Episoden aus der Geschichte der ernestinischen Kleinstaaten hinzu, die den Griffel des komischen Epikers förmlich herausfordern. Aber diese Komik wurde für den Stadtsyndikus Ludwig doch verhängnisvoll. Der Sturm im Wasserglase zog auch eine in spätrer Zeit übel berufne und verhaßte, von der öffentlichen Meinung mit Bann und Acht belegte Persönlichkeit, den Dr. jur. Laurenz Hannibal Fischer in seine Wirbel, der nachmals als großherzoglich oldenburgischer geheimer Staatsrat die deutsche Flotte unter den Hammer brachte, zu dieser Zeit aber als Syndikus und Landrat der hildburghäusischen Landschaft

in seiner Geburtsstadt und seinem kleinen Heimatlande eine Rolle spielte. In seinen persönlichen Erinnerungen (Politisches Martyrtum. Leipzig, 1855) hat der viel verwünschte Flottenfischer ein lebhaftes und getreues Bild der unerfreulichen Vorgänge in Eisfeld gegeben und zugleich das vollgiltigste Ehrenzeugnis für Otto Ludwigs hartangeklagten Vater ausgestellt.

Fischer erzählt: „Mehrere Regierungskommissarien hatten eine Ausgleichung ohne Erfolg versucht, da griff die Bürgerschaft zu dem damals noch ziemlich seltnen Mittel der Sturmpetition. Zweiundachtzig Deputierte rückten dem Herzog zuleibe und verlangten mit Ungestüm die Absendung eines Regierungskommissars, dem man den guten Willen und die Kraft zutrauen könne, die verwirrten Zustände zu ordnen. Einstimmig bezeichneten sie mich als den ihr Vertrauen besitzenden Mann. Der Herzog willfahrte ihrem Verlangen, suspendierte die Polizei- und Justizbehörden und übertrug mir die Leitung der gesamten Administration in der Eigenschaft als herzoglicher Kommissar." Der allgemeine Jubel, mit dem diese Ernennung und die ersten verständigen und klärenden Maßregeln des Ernannten begrüßt wurden, verstummte, und der Enthusiasmus kühlte sich sichtbar ab, als Fischer sich wirklich als unparteiischer Richter erwies. „Es kam nun die Reihe an die finanziellen Beschwerden. Achtzehn unabgehörte Rechnungen hatten eine unlösbare Wirre und das Resultat einer Schuldenanhäufung von 48 000 Gulden kundgegeben. Die öffentliche Meinung hatte mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Überzeugung den zeitherigen Rechnungsführer, einen reichen Mann, geradezu der Veruntreuung der Stadtkasse beschuldigt. Ich selbst konnte am Beginn der Untersuchungen die Wahrscheinlichkeit nicht außer Zweifel setzen. Mit gewissenhaftester Skrupulosität revidierte ich die Rechnung selbst; aber der Rechner wußte über alle Zweifel so bestimmte Ausweise zu geben, daß ihm

auch nicht ein Groſchen zur Laſt fiel, vielmehr ſeine Unordnung noch manche ihm zu gute kommende Erſatzforderungen herausſtellte. Ich überſandte Rechnungen und Belege der Rechnungskammer zur Reviſion; das Reſultat ſtimmte mit dem meinigen überein. Nun übergab ich dieſes einer Kommiſſion von ſechs Bürgern, darunter drei der erbittertſten Ankläger. Aber auch ſie konnten nichts Ungehöriges finden. Die Urſache des Defizits erklärte ſich aus dem Umſtande, daß der ſchwache Magiſtrat, um von der lieben Bürgerſchaft alle Gefahr und Beſchwerden möglichſt abzuwenden, eine große Summe Einquartierungskoſten auf die Stadtkaſſe überwieſen hatte."

Dieſe Überführung der Schreier und Verleumder weckte deren vollſten Ingrimm, der ſich zunächſt nicht gegen den Stadtſyndikus, ſondern gegen den Regierungskommiſſar entlud und zu einem völligen Aufruhr mit perſönlicher Bedrohung des Dr. Fiſcher führte. Es waren wieder draſtiſche Züge zum komiſchen Heldengedichte, daß der letztere ſich mit einer großen Papierſchere bewaffnete und ſolchergeſtalt die vor dem Eisfelder Rathaus verſammelten Rebellenſcharen durchbrach. Der bedrohte Kommiſſar eilte nach der Reſidenz, um dort über das Geſchehene zu berichten und ſchärfere Maßregeln vorzubereiten. „Zwei Tage darauf," lautet Hannibal Fiſchers weitrer Bericht, „kehrte ich wieder auf meinen Poſten zurück, diesmal in der Begleitung von 200 Mann Militär." („Das ganze Militär des Herzogtums," berichtet Otto Ludwig lakoniſch.) „Ich begann mit der Feſtnahme von etwa zehn Rädelsführern. Als dieſe auf Wagen geſchloſſen abgeführt werden ſollten, meldete mir der kommandierende Offizier, daß ſich die Bürgerſchaft bewaffnet verſammle und ſich der Abführung der Gefangnen zu widerſetzen drohe. Meine Inſtruktion war kurz: Wenn die Bürger ſchießen, ſo werden Sie eben Ihre Leute wieder ſchießen

lassen. Mit Gelächter wurde dieser Befehl von der Pöbelmasse aufgenommen; einige freche Kerle drangen mitten in die Reihe der Soldaten und visitierten die Patrontaschen derselben, ließen aber ziemlich verdutzt die Taschendeckel wieder sinken, denn sie fanden wirklich scharfe Patronen. Noch erinnre ich mich des sichtbar deprimierenden Eindrucks, welchen das Laden und das dumpfe Aufprallen der Ladestöcke auf die Patronen unter dem Haufen machte. Schnell entwickelte sich der Knäuel, die meisten machten sich rasch aus dem Staube, und die Arrestantenwagen zogen unter militärischer Eskorte ungehindert ab."

Otto Ludwig bewahrte bis in sein Mannesalter die Erinnerung an die stürmischen Tage, die für seinen Vater so leidvoll waren. Das Fragment einer autobiographischen Aufzeichnung bestätigt den Fischerschen Bericht. „Eine von Hildburghausen gesendete Kommission konnte meinem unerschrocknen Vater nichts anhaben;" er empfand es noch nach vier Jahrzehnten schmerzlich, daß diesem „aus dem, was er aus Liebe zu seiner Vaterstadt gethan, von denen ein Verbrechen gemacht wurde, für die er sich mühte und opferte." Von seinen eignen Eindrücken erzählt er nur: „Die Rädelsführer wurden auf einem Leiterwagen in Ketten abgeführt. Ich begegnete dem Zug, damals noch ein Kind, das den Zusammenhang des Vorganges kaum verstand; den Schrecken und das Mitleid bei dem Anblick fühle ich heute noch."

Die meisten der Verhafteten traf kein schlimmes Geschick; die an Schwäche streifende Milde der herzoglichen Regierung und die wunderlichen persönlichen Einwirkungen, die in diesem Kleinstaate an der Tagesordnung waren, verhalfen ihnen so rasch zur Freiheit, daß sich Dr. Fischer noch nach Jahrzehnten darob spöttisch entrüstete. Aber schon die kurze Haft und die Demütigung, daß ihre Anklagen widerlegt worden

waren, genügte, um den alten feindseligen Groll gegen die Magistratsmitglieder und namentlich gegen den Stadtsyndikus weiter zu nähren. Auch wurden einige der Anstifter des Aufruhrs wenigstens mit ein paar Wochen Gefängnis bestraft und sannen seitdem fortgesetzt auf Rache. Das größte Unglück, das die Stadt Eisfeld in neuern Zeiten betroffen hat, der große Brand vom 7. Juli 1822, der hundertunddreiunddreißig Wohnhäuser zerstörte, schloß sich den bürgerlichen Unruhen fast unmittelbar an. „Die Sache hatte noch nicht ausgespielt," erzählt Otto Ludwig selbst, „ein Angehöriger eines Bestraften prophezeite eine Himmelsstrafe in einem Brande, der die Häuser der Anhänger meines Vaters, die seiner Gegner schonend, verzehren sollte. Wirklich trat dies Unglück und zwar an dem vorherbestimmten Tage ein, verwüstete den größten und schönsten Teil der Stadt, aber ohne Schonung des Besitztums der Partei, als deren Rächer die Prophezeiung den Brand bezeichnet hatte, und von deren Gliedern manche so fest im Glauben waren, daß sie nicht eher an ein Retten dachten, als bis das Feuer ihre Häuser bereits ergriffen hatte. Der Prophet wurde nach dem Brande gefänglich eingezogen, aber nach längerer Untersuchung als wahnsinnig entlassen." Überhaupt fehlte es nicht an nachträglichen Maßregeln, um die Entstehung des großen Brandes aufzuhellen, ganze Wagen voll Akten fuhren nach dem Bericht Karl Schallers zwischen Eisfeld und Hildburghausen hin und her, ohne daß man zu einem sichern und greifbaren Ergebnis gedieh.

In dem Brande ging mit dem Rathaus und der Amtswohnung des Stadtsyndikus, auch das Ottosche Haus, das Vaterhaus der Frau Sophia Ludwig zu Grunde, und die Erschütterungen des einen Tages sollten noch nach vielen Jahren nachwirken. „Meine Mutter," berichtet der Dichter in dem mehrerwähnten

Bruchstück weiter, „die nahe ein Vierteljahr krank gelegen hatte, war an dem Brandtage zum erstenmal außer Bett, mein Vater in die Kirche gegangen. Von da zum beginnenden Brande geeilt, kam er erst, als schon die Flamme die Häuserreihe uns gegenüber ergriffen hatte, nach Hause und ging sogleich, nachdem er meiner Mutter die Rettung der Repositur aufgetragen hatte, wieder dahin. Denn die Gewalt des Aberglaubens lähmte die Löschenden, sie meinten, wo Gott ein Urteil vollziehe, sei Menschenthun vergeblich, wenn nicht Frevel; mein Vater selbst mußte alle Beredsamkeit aufwenden und überall die erste Hand anlegen, wenn etwas gethan werden sollte. Meine Mutter sah gefaßt einen blühenden Wohlstand untergehen, die Pflicht fürs Allgemeine dem Eignen voransetzend. Selbst von ehemaligen Verfolgern hörte ich später sagen, sie habe damals eine Bürgerkrone verdient. Der ganze Tag und die folgende Nacht, obgleich ich damals erst neun Jahre zählte, ist mir noch gegenwärtig, vor allem, was ich empfand, als ich meine sich nur mühsam aufrecht erhaltende Mutter bei der falschen Nachricht, mein Vater sei, da er versucht, eine Frau aus dem Brande zu retten, von den Trümmern eines einstürzenden Hauses lebendig begraben worden, lautlos umsinken sah."

„In der Nacht wurde eine von meiner Mutter gerettete Gerichtskasse erbrochen und bestohlen — mein Vater blieb die Nacht und den folgenden Tag auf der Brandstätte, weil Gerüchte von neuen Gottesgerichten alles in Angst erhielten, und in unserm Garten, wo noch viele bekanntere Familien im Haus und im Freien die Zuflucht mit uns teilten, herrschte Sorge und Verwirrung — zufolge des kam eine Militärwache dahin. Mit den Soldaten des Kommandos schloß ich natürlich bald Bekanntschaft, und besonders ist mir noch einer derselben lebendig im Gedächtnis. Es war ein

gebildeter Jude, welcher, da er den Eindruck der von ihm und seinen Kameraden gesungnen Volkslieder auf mich bemerkte, was von dergleichen er wußte, für mich zu Papier brachte, ein Schatz, den ich lange wie ein Heiligtum bewahrte. Ich brauchte eines solchen idealen Gegengewichts, denn in der Frühreife, durch Kränklichkeit und solche Erlebnisse entstanden und gesteigert, ward ich in bedenklicher Frühe der Kunst mächtig, in den Gesichtern der Meinigen ihre mir verheimlichten Sorgen und Kümmernisse zu lesen, und indem ich diese, ohne es merken zu lassen, mittrug und mitempfand, wuchs wiederum jene Frühreife zum großen Nachteil meiner ohnehin zu zarten Gesundheit."

Dies Geständnis Otto Ludwigs tritt erst in die volle Beleuchtung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Sorgen und Kümmernisse aller Art für die Familie Ludwig die unvermeidliche Folge des großen Stadtbrandes wurden. Die Zerstörung eines bedeutenden Teiles der fahrenden Habe war noch der geringste Verlust. Da es nie entdeckt wurde, wer in der Brandnacht die Depositenkasse beraubt hatte, und das Gestohlne spurlos verschwunden blieb, so erachtete sich der Stadtsyndikus für verpflichtet, den ganzen Betrag der entwendeten Gelder aus seinen Mitteln zu ersetzen, und dieser Betrag muß so namhaft gewesen sein, daß die bis dahin wohlhabende, ja im damaligen Sinne reiche Familie von nun an nur noch Vermögensreste besaß. Schlimmer als die Einbuße der Kapitalien war der Einfluß der unseligen Erlebnisse auf Ernst Ludwigs Person. Hatten schon die Gehässigkeiten und Verleumdungen, denen er während der bürgerlichen Zwistigkeiten jahrelang, Tag für Tag ausgesetzt gewesen war, höchst ungünstig auf seine feinere Organisation gewirkt, so nagten jetzt die herben Sorgen für die Zukunft seiner Kinder, der Kummer um die durch so gewaltsame Erschütterungen gesteigerte Kränk-

lichkeit seiner Frau, der Mißmut über die Besitzverluste, die harte, angespannte Amtsarbeit, die ihm aus dem Brand und dem Wiederaufbau der Stadt erwuchs, das schlimme Bewußtsein, trotz seiner treuen Arbeit mehr Feinde als Freunde zu besitzen, insgeheim am Marke des wackern Mannes. Wohl durfte ihm der Sohn in späterer Zeit nachrühmen: „An seiner festen männlichen Haltung sah man nichts von seinen Leiden," aber dem Auge der Liebe entging auch jetzt nicht, daß die Gesundheit des Vaters gebrochen war.

Zunächst gewann es den Anschein, als ob sich das Leben des Stadtsyndikus Ludwig und seiner Familie von nun an in friedlichern und freundlichern Gleisen bewegen würde. Das Ottosche Haus an der Ecke der Marktgasse erstand rasch und für Eisfelder Verhältnisse sehr stattlich aus den Brandtrümmern, und Ernst Ludwig nahm mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen (der jüngere Bruder Reinhold war 1816 geboren und wuchs neben Otto empor) Wohnung in dem Neubau, und Sophia Ludwig befand sich somit wieder mit ihrem Bruder Christian unter einem Dach. Die bürgerlichen Wirren und jämmerlichen Zwistigkeiten waren in dem großen Brande untergegangen. Die tapfere Thatkraft, die der vielgeschmähte Beamte bei dem Unglück, die uneigennützige Redlichkeit, die er durch den vollen Ersatz der geraubten Depositengelder bewiesen hatte, entwaffnete zahlreiche Widersacher und verurteilte die bösen Mäuler, die sich durchaus nicht schließen konnten, wenigstens zu gedämpfter Rede und heimlichem Geflüster. Die versöhnliche Stimmung aber, die dem allgemeinen Unglück auf dem Fuße folgte, kam für den geprüften Mann zu spät.

Ernst Ludwig ließ um diese Zeit „Einige Lieder und andere kleine Gedichte" (Kulmbach, gedruckt mit Spindlerschen Schriften, 1822) erscheinen, die Zeugnisse seines ernsten, dem Schönen zugewandten Sinnes, einer

reinen, beinahe kindlichen Empfindung sind, so wenig sie sich in Gedanken, Form und Ausdruck über den damals geltenden poetischen Dilettantismus erhoben. Die Gedichte sind mehr ein Spiegel der innern Natur, als der äußern Erlebnisse Ernst Ludwigs; unversiegbare Naturbegeisterung, tiefe Sehnsucht nach reiner, ungetrübter und von einem höhern Sinn geheiligter Lebensfreude, vaterländischer Sinn und schlichte Frömmigkeit ringen nach poetischem Ausdruck, für den das Pathos Schillers als höchstes Muster vorschwebt. Auch ein gewisser Sarkasmus macht sich gelegentlich geltend; der Poet spottet der schlechten Prediger, die durch Länge und Langweiligkeit ihrer Reden die christliche Geduld der Hörer gleich auf dem Platze beanspruchen, der rationalistischen Toleranz, die sich um Duldung heiser schreit und im Grunde nichts duldet als ihre Sorte Verstand, der Juristen, denen die Göttin Themis längst entronnen ist, und die sich statt ihrer gelehrig von der „Hure Polizei" führen lassen, der schlechten lehrhaften Dichter. Alles in allem nur unentwickelte Keime, die in der reichern und tiefern Natur des Sohnes aufgehen sollten.

Die Stimmungen in denen sich der Stadtsyndikus zu poetischen Versuchen gedrängt fühlte, wollten seit seinen letzten Erlebnissen nicht wiederkehren. Schon im Beginn des Jahres 1824 fühlte er sich krank und kränker. Seinen Dienstgeschäften lag er noch immer eifrig ob, und den Genuß seines Gartens durfte er sich im letzten Sommer seines Lebens gönnen, aber das Bewußtsein, daß es schlimm um ihn stehe, kam trotz aller Verheißungen des Arztes über ihn. Unter diesen Umständen war ihm das Zusammenleben mit dem Schwager Otto tröstlich, er erblickte in diesem die natürliche Stütze für seine Frau und seine Knaben. Christian Otto war unverheiratet und galt als fröhlicher Lebemann, der seine Freiheit und sein Recht, Welt und Leben auf seine Art zu genießen, sorglich wahrte und von dem seine Mitbürger

meinten, daß er den Kindern seiner Schwester sein Vermögen hinterlassen würde. Galt nun auch dem kranken Syndikus der Schwager nicht als Erbonkel, so hielt er es doch für eine glückliche ihn beruhigende Fügung, daß sein Schwager nicht durch die Sorge für eine eigne Familie in der Teilnahme an den Geschicken seiner Schwester beschränkt werde. Es war traurig, daß der Fünfundvierzigjährige sich Todesgedanken überlassen mußte, und noch trauriger, daß sein zwölfjähriger Sohn ihm diese Gedanken vom Gesicht las. Otto Ludwig erzählt, daß er schon ein Jahr vor dem Tode des Vaters die stummen Qualen der Furcht und des unabweisbaren Vorgefühls kennen gelernt habe. Er war um diese Zeit dem ersten Unterricht entwachsen, den ihm der Privatschreiber seines Vaters, Ludwig Ambrunn, erteilt hatte, eine Persönlichkeit, die in seinem Leben eine große Rolle spielen sollte. Ambrunn hatte das Seminar besucht, um Schullehrer zu werden, hatte auch eine kleine Stelle als solcher bekleidet, war aber dann in die Dienste des Stadtsyndikus Ludwig getreten, aus denen er später und nach der 1827 erfolgenden Neuordnung der Dinge in die Beamtenlaufbahn überging und Registrator beim herzoglichen Verwaltungsamt Eisfeld wurde. Ambrunn, sein alter Ambrosius, gehörte für Otto Ludwig lange Jahre hindurch zu den Menschen, die ihn mit seiner Jugend und Heimat fortgesetzt verbanden, und so lange jener lebte, glaubte der Dichter selbst noch ein Stück Jugend zu besitzen. Ambrunn hatte ihn für die Eisfelder Stadtschule vorbereitet, in die er Ostern 1824 eingetreten war. Neben dem Elementarunterricht hatte der musikliebende Vater dem begabten Sohne schon seit Jahren Klavierunterricht bei dem alten Organisten der Stadtkirche Hopf erteilen lassen. Jetzt wurde der vorzügliche, von echtesten Musiksinn beseelte Kantor der Stadtschule, Morgenroth, nicht nur sein Lehrer im allgemeinen, sondern vor

allem auch sein Musiklehrer. In der „Kantorklasse" saßen mit Otto Ludwig zugleich die Spielgenossen Karl Schaller und Jakob Beer, die gleichfalls Morgenroths Schüler in der Musik wurden.

Otto besuchte die Schule kaum seit einem Jahre, als die schmerzlich gefürchtete Katastrophe im Hause eintrat, und Ernst Friedrich Ludwig, Ottos, Vater „an den Folgen eines Brustgeschwürs" (Eisfelder Kirchenbuch) am 20. Januar 1825 mittags im kaum angetretnen siebenundvierzigsten Lebensjahre starb. Der den Seinen so früh Entrißne wurde am 23. Januar morgens sechs Uhr in der dunkeln Frühe eines kalten Wintertages zur Gruft gesenkt; offenbar hatte sich in Eisfeld die unerfreuliche Sitte vom Anfang des Jahrhunderts, nach der man den Lebenden jede sichtbare Mahnung an den Tod zu ersparen trachtete, länger als anderwärts erhalten. Ludwigs Mutter stand im tiefsten Schmerze, zu dem sich noch die nagende Sorge gesellte, am frühen Grabe des Gatten. Noch in seinen letzten Lebenstagen soll ihr dieser ans Herz gelegt haben, keinen der Söhne seinen Lebensweg betreten zu lassen, es hätte aber bei den bittern Erinnerungen, die Sophie Ludwig an die oben erzählten Erlebnisse ihres Mannes hatte, dieser Beschwörung wahrscheinlich gar nicht bedurft. Die Pläne, die sie für sich und ihre Kinder (von denen der jüngere kränkliche Reinhold seinem Vater schon im April 1827 in die Gruft folgte) fassen konnte, wurden von vornherein beschränkt und beeinflußt durch den unerfreulichen Stand der Vermögensverhältnisse. So treulich ihr Ambrunn in der Ordnung des Nachlasses und der Abwehr unberechtigter Ansprüche beistand, die auch an diesen gemacht wurden, so währte es jahrelang, bevor sie völlig klar sehen konnten, wie geringe Reste der frühern Wohlhabenheit ihr verblieben waren. Sie konnte eben nur hoffen, ihrem Otto, dem bald einzigen Kinde, den Besitz, der ihrem Gatten am teuersten gewesen

war, den Garten, zu erhalten. Und weil ihr selbst dies schwer fiel, so gewann der Garten in ihren Augen eine erhöhte Bedeutung und wurde bei allen Plänen, die sie für die Zukunft Ottos entwarf, Voraussetzung und Grundlage. Die Besorgnis der Mutter um das körperliche Gedeihen ihres Kindes war durch den frühen Verlust des Mannes, das Siechtum und den Tod des jüngern Bruders Reinhold krankhaft gesteigert, sie glaubte dem nervösen, zarten, geistig zu regsamen, jähen Anwandlungen unerklärlichen Unwohlseins ausgesetzten Knaben kaum genug Pflege widmenzu können. Da ihm das friedliche Stillleben im Garten entschieden wohlthat, und er stets nach einigen Sommerwochen im Gartenhaus blühender und kräftiger erschien, drängte sich in alle ihre Zukunftsgedanken ein Traumbild von einem glücklichen Manne, der, was er auch sonst wäre oder triebe, sein eigentliches wahrstes Leben innerhalb der Heckeneinfriedigung finde, die Ernst Ludwig aufgerichtet hatte, und die sich jetzt mit jedem Lenz dichter begrünte.

Durch den frühen Tod des Vaters sollte auch Otto Ludwig zu den Dichtern gehören, die ihr Bestes, ihres Wesens Keim und Kern, der Natur und der Liebe der Mutter verdanken. Ludwig selbst nennt sie (im Bruchstück einer leider nur begonnenen kurzen Selbstbiographie) „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute, die mit strahlenden Augen und gerötеten Wangen mir von Sokrates, Leonidas und so weiter erzählte, wie vom Doktor Luther.“ Konnte die vielgeprüfte Frau, deren Leben arm geworden war, dem Sohne keine „Frohnatur“ mitgeben, so weckte sie die „Lust zu fabulieren“ von frühster Zeit an in ihm. Johann Recknagel in Eisfeld, einer der Jugendgenossen Ludwigs, konnte sich noch in den sechziger Jahren „erinnern, wie die herrliche Frau, vor

der wir wie die ganze Stadt die größte Hochachtung hatten, dem Otto und uns, seinen Spielkameraden, fast täglich aus den schönsten Jugendschriften vorgelesen und uns diese Erzählungen so ausgezeichnet schön erklärt hat, daß wir Jungen von sechs bis acht Jahren, und namentlich der kleine Otto, so mächtig ergriffen wurden, daß wir alle diese Märchen und Geschichten theatralisch vorstellen wollten. Das rief natürlich die possierlichsten Auftritte hervor; und wenn auch Tische, Stühle und Vorhänge dabei in große Gefahr gerieten, so freute sich die Frau Stadtsyndikus doch herzlich mit uns, zumal wenn Talent sich dabei hervorhob und keine Ausartungen dabei vorkamen. Schon damals konnte Otto sich über gelungne Äußerungen und Thaten dermaßen aufregen, daß er konvulsivische Muskelzuckungen bekam, ein Übel, das sich leider später so sehr ausbildete." Einen viel tiefergehenden und viel weiter reichenden Einfluß als durch diese erste Kinderlektüre übte Ludwigs Mutter dadurch, daß sie ihren Sohn früh mit ihrem Lieblingsdichter Shakespeare bekannt machte. Sie erzählte ihm in ihrer phantasievollen Art die Handlungen einzelner Dramen, schilderte ihm einzelne Charaktere als lebendige Menschengestalten, las ihm ergreifende Stellen vor und war höchlich beglückt, als der Knabe, nach mehr verlangend, sich in den „Kaufmann von Venedig" und den „Julius Cäsar" hineinzulesen begann. Lange vor seiner Konfirmation war er in jener poetischen Welt zu Hause, die er zeitlebens nicht wieder verlassen sollte.

Neben den Shakespeariſchen Dramen lernte Otto Ludwig schon in dieser Knabenzeit die Werke Goethes, Schillers, Ludwig Tiecks und E. T. A. Hoffmanns, die in der Bibliothek seines Vaters vorhanden waren und nachmals den Grundstock seiner eignen Bibliothek bildeten, kennen. Nach Schallers Bericht an Heydrich zogen ihn damals vor allem die dramatisierten Märchen

und Sagen in Tiecks „Phantaſus“ an, ſie entflammten ſeine Phantaſie und reizten ihn, der bis dahin außer im Puppenſpiel noch kein Theater geſehen hatte, zum Dichten kleiner dramatiſcher Stücke, die freilich wunderlich genug von ihm und ſeiner kleinen Geſellſchaft aufgeführt wurden. „Die ſo erweckte Neigung für theatraliſche Darſtellung zog ſich auch durch die nächſten Jahre hindurch. Improviſierte Trauer- und Luſtſpiele, ſelbſt Opernbruchſtücke, z. B. Szenen aus dem Freiſchütz, wurden mit drollig improviſierter Szenerie und Koſtümierung eifrigſt verſucht. Daß alle nur Sopranſtimmen hatten, Ludwig als Kaſpar, Beer als Max, Schaller als Ännchen, Berbert als Agathe, das genierte nicht, es erhöhte nur den Humor. Für Szenerie und Koſtümierung ſorgte treulich die Mutter, Agathe und Ännchen ſahen im Arrangement der Frau Syndikus gar ſchmuck aus, auch das unvermeidliche Schürzchen fehlte nicht. Der Spektakel der Wolfsſchlucht wurde ſo wirkſam nachgeahmt, daß die Mutter mit einem bedenklichen Blick durchs Fenſter auf die Straße und die dort verſammelten Zuhörer um einige Mäßigung des Feuereifers bat. Der große ſtarke Ladendiener des Onkels ſang als Brautjungfer ſein Brautlied mit feierlichem Behagen durch die Fiſtel. — In Sommerszeit gab es kriegeriſche Schlachtbilder, Feſtungserſtürmungen, Siegeseinzüge in die Stadt, wobei einſt der Feldherr Otto im Gewühl und Getümmel der Schlacht die kurzen Schöße ſeines grauen ſogenannten ungariſchen Frackes als zerfetzte Trophäen abends ſeiner Mutter zu verbergen wußte, ſie aber unverändert am andern Morgen mit in die Schule brachte. Auch das Treiben der alten Ritterzeit mit den ſchaurigen Fehmgerichten wurde mit entſprechendem Koſtüm dargeſtellt, die Abenddämmerung, die vom letzten Brande noch vorhandne große Ruine des alten Rathauſes mit den dunkeln Kellergewölben gab dazu die rechte Stimmung und gute Szenerie.“

Theatraliſche Beluſtigungen, die mit den Knabenſpielen verſchmelzen, bedeuten für Tauſende nichts mehr als frohe Jugenderinnerungen. Wer aber will ſagen, wie weit bei einer ſo eigen angelegten Natur wie der Otto Ludwigs die Wurzeln der ſpätern Entwicklung in die Knabentage zurückreichen, welche Nahrung ſeine früh erregte, unabläſſig thätige Phantaſie aus dieſen Spielen ſog, wer überſchaut die Fäden, die ſich von den kindiſchen Verſuchen, Geleſnes und Geſehnes nachzuahmen, unſichtbar zu den erſten poetiſchen Lebensäußerungen hinüberſpannen? Wirkte doch in der frühen Luſt an allem Dramatiſchen ſelbſt ein ererbtes Element mit; der Großvater väterlicherſeits hatte ſich in Bühnenſtücken verſucht, von denen Abſchriften noch in Ottos Knabentagen vorhanden waren und durch ſeine Hände gingen. Daß ſich der dramatiſche Trieb in ſeiner Seele ganz nur als Spiel äußern und von der einfachen Bildung, die dem Knaben in der Eisfelder Stadtſchule zu teil wurde, zunächſt weder befördert noch beeinflußt werden konnte, wird ſich jeder Leſer ſelbſt ſagen.

Weſentlich anders ſtand es — auch ſchon in dieſer Knabenzeit — mit den kindlichen Übungen in einer andern Kunſt, mit der Ausbildung in der Muſik. Kantor Morgenroth hatte den Klavierſtunden bei ſeinen begabtern Schülern theoretiſchen Unterricht folgen laſſen, und dieſe in die Anfänge des Kontrapunktes und der Harmonielehre eingeführt; er hatte darauf gedrungen, daß jeder von ihnen ein Streichinſtrument erlernte, und erteilte ihnen ſchließlich auch noch Geſangsunterricht. Die drei Unzertrennlichen: Otto Ludwig, Karl Schaller und Jakob Beer bildeten zuſammen eine kleine Geſellſchaft, die ſich an zahlreichen Abenden in der Ludwigſchen Stadt- und Gartenwohnung mit dem Vortrage leichter Trios vergnügte, wobei übrigens unſerm Helden nicht die erſte, ſondern die zweite Geige zufiel, während Karl

Schaller die erste Violine und Jakob Beer das Cello spielte. Der allgemein erweckte und vielgepflegte Musiksinn seiner Heimat spornte den Knaben bei diesen Studien schon außerordentlich an, in seinem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre aber fühlte er eine förmliche Musikleidenschaft erwachen, die durch die Lehre und das Beispiel Morgenroths genährt und durch den Wettbewerb mit Schaller, dem die Musik ein und alles war, gesteigert wurde. So kam es, daß der talentvolle Knabe in seiner kleinen Vaterstadt für einen halben Künstler galt, ehe er noch die letzte Klasse der Stadtschule hinter sich hatte, und ehe mit der Konfirmation die ernste unter den obwaltenden Verhältnissen doppelt schwere Frage der Berufswahl an ihn herantrat.

War bis hierher die Mutter allein für all sein Thun und Lassen maßgebend und bestimmend gewesen, so trat jetzt der Oheim Christian Otto in den Vordergrund. Der Kauf- und Handelsherr, der glückliche Besitzer des stattlichsten und nahrhaftesten Kramladens von Eisfeld, hatte den ererbten Beruf jederzeit als eine treffliche Grundlage für sein vergnügliches Dasein betrachtet. Der „dicke Herr," wie er im Volksmunde hieß, und wie ihn späterhin der Neffe selbst nannte, war eine echte Originalgestalt alter Zeit. Er hatte in seiner Jugend ein Stück Welt gesehen, war ein Freund jedes heitern Genusses, ein Liebhaber und wie er meinte ein Kenner des schönen Geschlechts, ein enthusiastischer Verehrer theatralischer und musikalischer Werke, wenn sie seiner Unterhaltung dienten, er liebte es, Vergnügungspartien zu Kirmessen und Vogelschießen zu veranstalten, und fand zu alledem reichliche Mittel im Ertrag seines wohlangebrachten Ladens. Er hätte dem Neffen, den er liebte, gern ein Dasein wie sein eignes gegönnt und setzte seiner Schwester mit dem Vorschlag, schließlich mit der ernsten Forderung zu, ihren Otto ins Geschäft gleichsam hineinwachsen

zu lassen. Die beschränkten Mittel, über die Frau Ludwig verfügte, die Furcht, die sie mit nur zu gutem Grund von Zeit zu Zeit überschlich, daß sie den Sohn allein und nur auf den guten Willen und die Fürsorge des Oheims angewiesen zurücklassen müsse, die in der Enge kleinstädtischer Gewöhnung und Anschauung gewichtige Erwägung, daß der Lehrling und Gehilfe ihres wohlhabenden Bruders voraussichtlich dessen Erbe sein werde, verwandelten die Wünsche des Bruders in starke Versuchungen für seine arme Schwester. Doch widerstand Frau Sophia zunächst noch entschieden, ihre Einsicht und ihr Gefühl für die Natur und die Anlagen ihres begabten Kindes, ihr eigner Ehrgeiz drängte sie zu der Forderung, daß Otto eine gelehrte Bildung erhalten müßte. Der Onkel, der mit thüringischer Lebenslust und thüringischem Kunstsinn doch auch die thüringische zähe Gewöhnung an kleine Verhältnisse, die nüchterne Sparsamkeit und rechnende Voraussicht verband, machte der Schwester den Entschluß, und als ihr Entschluß endlich gefaßt war, das Herz schwer. Vor der Hand siegten die Wünsche der Frau Syndikus, Otto sollte Ostern 1828 das Gymnasium zu Hildburghausen beziehen. Aber leider konnte sich schon von dem Tage an, wo diese Entscheidung feststand, Frau Ludwig der Zweifel nicht entschlagen, ob sie das Rechte gethan und gewählt hätte. Die Notwendigkeit, sich nun auf Wochen und Monate von dem geliebten einzigen Kinde trennen zu müssen, mag zur Verstärkung dieser Zweifel beigetragen haben.

Zwischen dem Tode von Otto Ludwigs Vater und der Übersiedlung des Knaben nach Hildburghausen war eine tief in alle Lebensverhältnisse und viele alte Gewohnheiten eingreifende Wandlung in der engern Heimat eingetreten. Das Herzogtum Hildburghausen hatte in Folge des Aussterbens der herzoglichen Linie von Gotha-Altenburg und des am 12. November 1826 zu

Hildburghauſen abgeſchloßnen Erbvertrages der erneſtiniſchen Häuſer nach hundertundſechsundvierzigjährigem Beſtande aufgehört zu exiſtieren. Die herzogliche Familie ſiedelte nach ihrem neuen größern Lande Sachſen-Altenburg über, das Hildburghäuſer Ländchen aber mit Otto Ludwigs Vaterſtadt, das Fürſtentum Saalfeld und die Ämter Themar, Kranichfeld und Camburg halfen das Herzogtum Sachſen-Meiningen zu einem der ſtattlichſten deutſchen Kleinſtaaten vergrößern und abrunden. Der heranreifende Jüngling wuchs demnach als Angehöriger der „ſachſen-meiningiſchen Nation," wie man in jenen Tagen ſagte, empor; er ſollte weder jetzt noch ſpäter Urſache finden, dieſe politiſche Veränderung zu beklagen.

Der Autodidakt

Als Otto Ludwig im Frühjahr 1828 zum Beſuch des Gymnaſiums nach der Nachbarſtadt Hildburghauſen überſiedelte, ſchien es ſicher zu ſein, daß er in übliche und wohl gebahnte Lebenspfade einlenken werde. Niemand zog ſeine ungewöhnliche Befähigung in Zweifel, mit guten Erwartungen begrüßten der Leiter und die Lehrer des Gymnaſiums den fünfzehnjährigen Schüler, von deſſen ungewöhnlichem Weſen und künſtleriſchem Naturell jedenfalls ſchon Kunde von Eisfeld herüber gedrungen war. Ohne Zweifel nahm man an, daß der begabte Knabe den Weg von der Tertia zur Prima in der üblichen Zeit zurücklegen und danach die Univerſität zu irgend einem gedeihlichen Brotſtudium beziehen werde. Die Jurisprudenz war nach den Lebenserfahrungen des verſtorbnen Vaters und den Wünſchen der Mutter ausgeſchloſſen, ſonſt aber lag das ganze Gebiet der Wiſſenſchaft offen vor ihm. Es war für ſeinen nächſten Lebenszweck ein Übel, daß bei Ludwig die künſtleriſche Phantaſie früh angeregt und beinahe jeder künſtleriſche Trieb im ſtillen, bewußt wie unbewußt fortgebildet, die Pflichten und Aufgaben eines Schülers beeinträchtigten und erſchwerten. Lerneifer und Bildungsverlangen waren bei ihm ſicher ſtärker, als bei der Mehrzahl ſeiner Mitſchüler, er aber hatte ſich bereits gewöhnt, dieſem Eifer auf ſeine eigne Weiſe zu genügen, und fand ſich nicht leicht in die methodiſchen Anforderungen der

Schule. Die unsichern Überlieferungen, die wir über die Hildburghäuser Schulzeit Otto Ludwigs besitzen, gipfeln in seinem eignen Wort, daß er „vielmehr gedichtet als getrachtet (nach dem Reiche der Wissenschaft nämlich) habe," und in Erinnerungen an kleine Konzerte, die der musikeifrige Knabe im Kreise der Mitschüler zustande zu bringen suchte. Die Proben seiner poetischen Befähigung, die er seinem Klassenlehrer, dem Schulrat Professor Witter, mitteilte, stimmten diesen für den ungewöhnlichen Schüler günstig, auch sonst fand Ludwig fördernde Teilnahme und würde die Schwierigkeiten, die in seinem Naturell, seiner Gesundheit und seinen Knabengewöhnungen den Ansprüchen des Gymnasiums gegenüber lagen, um so gewisser überwunden haben, als er selbst den lebhaftesten Wunsch empfand, Folge und Regel in sein Lernen zu bringen. Es war natürlich, daß die größern Hilfsmittel, die Hildburghausen, das erst seit zwei Jahren aufgehört hatte, Residenz zu sein, darbot, den musikalisch begabten und gestimmten Schüler verlockten, mehr Zeit als er eigentlich sollte, an seine Lieblingskunst zu wenden, und es stimmte zum Grundton seines seitherigen Lebens, daß er die Ferien mit Ungeduld erharrte, die ihn nach Eisfeld zur Mutter zurückführten, die Erneuerung der alten Gartenfreuden, der musikalisch-dramatischen Unterhaltungen im Kreise der Spielgenossen gestatteten. In alledem brauchte kein ernstes Hindernis für die Gymnasiastenjahre zu liegen, wie viele talentvolle Schüler hatten neben ihren Studien „Allotria" getrieben und doch fürs Leben davongetragen, was ein gutes Gymnasium zu geben hat. Die Gefahr, daß Otto Ludwig den kaum betretenen Schulpfad wieder verlassen würde, entstammte nicht der eignen Unbeständigkeit, sondern den heimischen Verhältnissen und der hingebenden aufopfernden, aber ganz und gar irregehenden, vom Nächsten allzubefangnen, die Zukunft in falschem Licht sehenden Sorge

und Liebe seiner Mutter. Gewiß fiel es der Witwe schwer bei ihren beschränkten Mitteln, den Sohn auf dem benachbarten Gymnasium zu erhalten, und da sie von Ottos ersten Lebensjahre sich gewöhnt hatte, seinen Gesundheitszustand ängstlich zu überwachen, so zitterte sie vor der Möglichkeit, daß er im Verlauf der Schuljahre Entbehrungen ausgesetzt sein könne, die ihm selbst sicher wenig verschlagen haben würden. Wieder und wieder stellte sich der mütterlichen Bekümmernis als die beste Aussicht für eine sorgenlose und bequeme Zukunft des talentvollen Sohnes sein Eintritt in das kaufmännische Geschäft des Oheims Christian Otto und die dereinstige Übernahme des nahrhaften Kramladens dar. Nach allem, was uns von der Geistes- und Herzensbildung der Mutter überliefert ist, wird es schwer, ihr Verhalten in dieser Angelegenheit zu verstehen. Sie konnte sich kaum über den innern Beruf des Sohnes, der sich so früh kundgegeben hatte, täuschen. Doch auch, wenn sie angenommen hätte, daß die musikalischen wie die poetischen Neigungen des Knaben keineswegs als Regungen und Zeugnisse eines hervorragenden Talents angesehen werden könnten, wenn sie des Glaubens gelebt hätte, daß für ihn künstlerische Bethätigung Schmuck des Daseins bleiben, nicht Zweck werden dürfte, so sprach doch jede Anlage und Geistesregung des Knaben gegen einen bürgerlich-praktischen Beruf. Nur indem sie sich selbst über die Natur ihres Sohnes täuschte, indem sie ihr eignes Verlangen nach gewisser Zukunft und sicherm Brot ihres heißgeliebten Otto mit seinem Bedürfnis verwechselte konnte sie ihren brennenden Wunsch, das Erbe ihres Bruders nicht in fremde unrechte Hände geraten zu lassen, in den Vordergrund aller Überlegungen stellen. Ein wortloser Kampf fand in den Seelen der drei beteiligten Menschen des Oheims, der Mutter und des Jünglings statt, in dem zu-

nächſt der jüngſte, der ſechzehnjährige Otto unterlag. Chriſtian Otto, der die Mittel für die ruhige Weiterbildung des begabten Neffen hätte gewähren können, verweigerte ſie, die Mutter dachte mit Bangen an die Entbehrungen, die ihren Liebling erwarteten, Otto aber las in den Blicken der Mutter einen ſtummen für ihn deſto lautern Wunſch und kehrte im Jahre 1829 nach Eisfeld zurück. Er hatte die Kraft, zunächſt zu verbergen, wie viel ihn die Erfüllung des mütterlichen Verlangens koſtete, und nahm ſcheinbar ganz wohlgemut die grüne Schürze, die ſeine neue Würde als Lehrling und Ladengehilfe des Onkels bezeichnete.

Um ganz gerecht gegen Mutter und Sohn zu ſein, muß man ſich immer vergegenwärtigen, daß die Witwe des frühverſtorbnen Stadtſyndikus, an deren Leben ſo viel Kummer und Enttäuſchung nagte, um dieſe Zeit anfing zu kränkeln. Was lag ihr näher als das Bedürfnis, ihr einziges Kind beſtändig um ſich zu haben, was ihm, als das Verlangen, die leidende Mutter zu pflegen und ihre trüben Tage nach Kräften zu erhellen? Jedenfalls blieb es ein Mißgeſchick für den geiſtig Regſamen, daß ſeine Schulſtudien nach ſo kurzer Zeit unterbrochen worden waren. In die neue Lebenslage fand er ſich ſchlecht. Aller gute Wille, ſich in einen ehrbaren Krämer zu verwandeln, zeigte ſich vergeblich, nach dem Zeugnis ſeines Eisfelder Schul- und Spielkameraden Johann Recknagel hatte man „einen wunderlichern, ungeſchicktern Kaufmannslehrling wohl nie geſehen.“ Es war noch das mindeſte, daß die aufſchreckende Ladenklingel den angehenden Kaufmann in der Regel vom Flügel in der Nebenſtube oder von einer poetiſchen Lektüre wegrief. Ludwigs beſter Troſt in der neuen Lebenslage blieb die zerleſene Shakſpeareübertragung, die ihn ſchon auf dem Hildburghäuſer Gymnaſium gelegentlich mehr als billig von Bröders lateiniſcher Grammatik abgezogen hatte.

Die Erholungsſtunden wurden ihm vom Oheim, der zufrieden war, ſeinen Willen durchgeſetzt zu haben, und des Glaubens lebte, wem Gott ein Amt gebe, dem müſſe er mit der Zeit auch den Verſtand dazu verleihen, keineswegs karg bemeſſen. Am Klavierſpiel des Neffen hatte er ſelbſt Freude, und das eigentümliche Talent Ottos, in den Geſichtern der den Laden beſuchenden Leute ein Stück Lebensgeſchichte zu leſen, unterhielt ihn, wenn er es auch nicht loben konnte, daß der junge Phyſiognomiker und Pſycholog über der leidenſchaftlichen Teilnahme an Geſichtern, Eigentümlichkeiten und Schickſalen der Kunden häufig deren Gulden und Kreuzer vergaß. Da Ludwig ſeine alten Triokameraden Karl Schaller und Jakob Beer noch in Eisfeld vorfand, ſo wurden auch die muſikaliſchen Unterhaltungen wieder aufgenommen. Karl Schaller befand ſich jetzt mit Ludwig faſt in gleicher Lage, auch er glaubte und fühlte ſich zur Muſik berufen, mußte aber aus Rückſicht auf ſeine Familie eine Beamtenlaufbahn ins Auge faſſen und natürlich in den kleinen Verhältniſſen des heimatlichen Herzogtums ſehr von unten auf beginnen. Die Freunde wuchſen in dem gemeinſamen Gefühl gleicher Sehnſucht und gleicher Entſagung immer feſter zuſammen, Schaller wurde auch der Vertraute der nur allzubegründeten Sorge Ottos um den Zuſtand der geliebten Mutter.

Seit Beginn des Jahres 1830 war keine Täuſchung mehr darüber möglich, daß eine Lungenſchwindſucht das Leben der Frau Ludwig bedrohte. In treuer Liebe und Hingebung ſuchte Otto der Kranken die letzten Monate ihres Daſeins zu erleichtern und ihr die tröſtliche Hoffnung auf Geneſung zu erhalten. Er duldete kein Dienſtbotenungeſchick und keine Gleichgiltigkeit an ihrem Krankenbett, verrichtete alle Hilfeleiſtungen und alle Dienſte zur Bequemlichkeit der Mutter ſelbſt; derſelbe junge Menſch, der ſich beim

Ladenverkauf so wenig gewandt benahm, entfaltete nach dem Zeugnis seines einzigen in Eisfeld noch lebenden Jugendgenossen, Christian Ambrunn, ein merkwürdiges Geschick und unermüdliche Geduld als Krankenpfleger. Der Mutter war das Zusammenleben mit dem Sohne ein Lichtstrahl und eine Erquickung, aber die bittre Sorge, um deretwillen sie ihn heimgewünscht und heimgezogen hatte, wollte nicht von ihr weichen, sie hatte weder Gewißheit, daß Otto im Kramladen ausharren, noch daß der Kramladen sein Erbteil sein werde. So rann die trübe Zeit dahin, in der sich die Stunden oft bleischwer auf die Seele des Jünglings legten, der Zustand der Mutter ward immer hoffnungsloser, und ihr Tod am 21. Noember 1831 verwandelte den bittern Schmerz Ottos, nicht helfen und retten zu können, in den nicht minder bittern des unwiderbringlichen Verlustes und der trostlosen Vereinsamung. Über ein Jahrzehnt nach dem Tode seiner Mutter schrieb Ludwig an Ambrunn, „schon als Kind habe er nicht um die Verstorbenen, sondern nur um die Dagebliebenen weinen können," und in diesem Sinne vergoß er heiße Thränen beim Tode der Mutter, der er ihre Erlösung von Sorgen, Kümmernissen und schweren Leiden von Herzen gönnen mußte. Christian Otto trauerte wohl auch ehrlich um die Schwester und schenkte dem tiefern Schmerz des jungen Neffen einen gewissen Anteil, doch volles Verständnis für dessen inneres Leid vermochte er nicht zu gewinnen. Wie stets nach heftigen Gemütserschütterungen fühlte sich Ludwig auch körperlich leidend, die ererbte Nervosität seines Wesens hatte sich unter dem Weh und den schmerzlichen Aufregungen der letzten Monate wesentlich gesteigert.

Nie zuvor war der Jüngling ungeeigneter für die ihm obliegenden Geschäfte gewesen als eben jetzt. Seine Tagesarbeit bewährte keine wohlthätige Kraft und

übertäubte nicht das Bewußtſein innern Elends. Um der Mutter willen hatte er die Schule verlaſſen und war in den Laden des Onkels eingetreten, und nun lag die Mutter im Grabe. Nicht einmal als ein Vermächtnis konnte er die ungern übernommene Pflicht anſehen, denn auf den Fortbeſtand der bisherigen Verhältniſſe waren die Hoffnungen der Mutter gebaut geweſen, und eben dieſe Verhältniſſe im Hauſe Chriſtian Ottos begannen ſich nur zu raſch nach Sophie Ludwigs Tode zu ändern. Selbſt noch von ihrem Krankenlager aus hatte die vorzügliche Frau den Gang der Wirtſchaft geleitet und die Ordnung des Hauſes aufrecht erhalten. Jetzt zeigte ſich die Notwendigkeit, eine Haushälterin zu ſuchen, und der dicke Herr war in der Wahl ziemlich unglücklich. Er nahm in Eliſabeth Heinlein eine ungebildete, zügellos leidenſchaftliche Perſon ins Haus, die doch ſchlau und berechnend genug war, den alternden hypochondriſchen Junggeſellen in ihre Netze zu ziehen. Ludwig hätte ein ſchlechter Pſycholog und Herzenskündiger ſein müſſen, um ſich über den Ausgang des hier beginnenden Spiels zu täuſchen. Er fuhr noch einige Zeit hindurch fort, Schwefelfaden und Sirup zu verkaufen, aber das Opfer, das er brachte, erſchien ihm ſtündlich ſchwerer und täglich unnötiger. Der Oheim mochte wohl die Stimmung des Neffen merken und ihr nicht eben in der freundlichſten Weiſe begegnen. Es kam zu einem Zerwürfnis, und in Ludwigs Seele reifte der Entſchluß, die vor zwei Jahren unterbrochnen Schulſtudien wieder aufzunehmen. Inzwiſchen aber gab ſich der Jüngling dem Einzigen, was ihm in dieſer bedrängten, leidvollen und ungewiſſen Lebenslage Troſt und Erquickung war, der Muſik, mit immer heißerm Eifer hin. Tief in die Nächte hinein ſaß er an ſeinem Klavier und beſchrieb im ungeheizten Zimmer zahlloſe Notenblätter mit verfrühten Kompoſitionsverſuchen.

Es stellte sich heraus, daß die Witwe des Stadtsyndikus ihrem Sohne nur wenig, doch immerhin soviel hinterlassen hatte, daß er sich einige Jahre auf dem Gymnasium erhalten konnte. Er entschloß sich noch einmal zu beginnen, und faßte dafür nicht das Gymnasium zu Hildburghausen, sondern das Lyceum des alten Herzogsstädtchens Saalfeld ins Auge. Das Lyceum erlebte in jenen Jahren unter der Leitung seines Rektors Professor Reinhard und kurz vor seiner bereits 1835 erfolgenden Aufhebung eine Art Nachblüte. Otto Ludwig trat im Oktober 1832 in die alte Gelehrtenschule ein und versuchte in Saalfeld heimisch zu werden. Er besaß hier und in dem gleichfalls meiningischen Nachbarstädtchen Gräfenthal einige Verwandte väterlicherseits, und ohne an ihnen besondern Anhalt zu finden, fühlte er sich wenigstens anfänglich nicht ganz fremd. Aber das mit frischem Mut neubegonnene Schulleben scheint ihm von vornherein nichts von dem gewährt zu haben, was er erwartet und gehofft hatte. Sein Gesundheitszustand war schlecht, die in Eisfeld zuletzt erduldeten innern Schmerzen wollten sich nicht beruhigen. Dazu machte er eine Erfahrung, die zahlreichen Autodidakten vor und nach ihm nicht erspart geblieben ist. Er hatte während der Jahre, die seit seinem Abgang vom Hildburghäuser Gymnasium verflossen waren, im Schulwissen vielleicht geringe Fortschritte gemacht, aber er war geistig sehr gereift und fand es jetzt schwer, sich in die Pfade einer zumeist doch formalen Bildung wieder zurückzufinden. Er versuchte sein Heil, so gut es eben gehen wollte, und die Tagebücher späterer Jahre, die lateinischen Citate in seinen Briefen lassen keinen Zweifel darüber, daß ihm auch die Schulzeit in Saalfeld nützlich ward, wenngleich sie zu der tiefreichenden und besondern Bildung, die der Dichter sich in der Folge aneignete, schwerlich vielmehr beitragen konnte, als — mutatis mutandis — die Lateinschule in Strat-

ford am Avon zur vielerörterten und allen ſtarren Schulgläubigen unbegreiflichen Bildung Shakeſpeares.

Otto Ludwigs Leben in Saalfeld kennen wir nur aus gelegentlichen Erinnerungen und Äußerungen des Dichters in ſpäterer Zeit. Briefe und Aufzeichnungen aus jenen Jahren ſcheinen nirgend erhalten zu ſein kein Mitſchüler vom Saalfelder Lyceum hat über gemeinſame Beſtrebungen, Spaziergänge und Spiele berichtet. Die traurigen Schickſale, die innern Kämpfe und die verfrühten, aber doch ungewöhnlichen Verſuche zu eignen Schöpfungen, die Ludwig ſchon hinter ſich hatte, ſchieden ihn von ſeinen Genoſſen. Seine Grundſtimmung war und blieb eine düſtre, unerquickliche, er verzweifelte am Leben und an ſeiner Zukunft. Es mochten zum Teil körperliche Zuſtände ſein, die ihm die Tage trübten und den Lebensmut brachen, aber auch traurige Erinnerungen und ſchlimme Befürchtungen hatten ihren Anteil daran. Seine Bemühungen und Erwartungen waren bisher von dem Glauben an ſein poetiſches Talent getragen worden. Mit einer rührenden Miſchung von Pietät und Unreife hatte er darauf vertraut, daß ſeine erſte poetiſche Veröffentlichung nicht nur ſeinen eignen Namen, ſondern auch den des geliebten Vaters in die Welt hinausklingen laſſen werde. In ſein Exemplar der 1822 in Kulmbach gedruckten poetiſchen Verſuche ſeines Vaters hatte er bereits den neuen Titel „Gedichte von Ernſt Ludwig und Otto Ludwig“ eingetragen, einige der Gedichte des Vaters ſchüchtern verbeſſert, hatte wenige eigne hinzugefügt und vom frühen Beginn einer poetiſchen Laufbahn geträumt. Dieſe jugendliche Zuverſicht auf ſein Talent kam jetzt ins Wanken. Zur Zeit vermochte er weder den dunkeln Empfindungen, die ihn heftig bewegten, Ausdruck zu geben, noch, wie es in ſeinem Lebensalter nur natürlich war, die Schatten der zahlreichen Geſtalten, die durch ſeine Phantaſie gingen, mit Leben zu tränken. Er ſelbſt

ſchrieb 1851 an Friedrich Hofmann in Hildburghauſen über ſeine Saalfelder Erlebniſſe und Stimmungen: „Körperliche Schmerzen und geiſtige Erſchöpfung bis zum Lebensüberdruß ſteigend. Ich verliere den Glauben an meine Begabung für Poeſie, ohne Luſt zu gewinnen zu andrer Beſchäftigung.“ Da ihn nur der Vorſatz in einer Gymnaſial- und Univerſitätsbildung die feſte Grundlage für die Entwicklung ſeiner dichteriſchen Natur, der er leben wollte, zu ſuchen nach Saalfeld getrieben hatte, da er jetzt an dieſer Entwicklung verzagte, ſo erſchien ihm ſein längeres Verweilen in Saalfeld als überflüſſig. Die Monate, die er in dieſen qualvollen Zuſtänden in der Schule verbrachte, förderten ihn nicht, und er war jetzt geneigt, ſeine letzte Hoffnung auf die muſikaliſche Begabung zu ſetzen.

Man muß ſich erinnern, daß um dieſe Zeit, 1833, die Ausbildung der Muſiker von Beruf in Deutſchland auf die verſchiedenſte Weiſe erfolgte, daß nicht wie heute tauſend und etliche Konſervatorien das Land mit methodiſch-dreſſierten Halbtalenten und Nichttalenten überſchwemmten. Beinahe jeder Bericht über das Wachſen und Werden hervorragender Muſiker wies andre charakteriſtiſche Züge auf, und ſo war es dem jungen Otto Ludwig wohl erlaubt, zu träumen, daß er, wenn ein Muſiker, Komponiſt oder Virtuos in ihm ſtecke, dieſen auch in der Stille ſeines Heimatſtädtchens reifen laſſen könne. Für irgend eine größere Unternehmung dünkten ihm ſeine kargen Mittel unzureichend. Er wußte wohl, daß er in Berlin oder Leipzig, ja ſchon in Gotha und Weimar beſſere Lehrer und größre Hilfsmittel finden würde, aber bevor er dieſe in Anſpruch nehmen durfte, mußte er ſeiner ſelbſt gewiſſer ſein. Wahrſcheinlich wirkte bei ſeinen gegenwärtigen Entſchlüſſen auch die Sehnſucht nach ſeinem Garten und den Eisfelder Freunden mit. So verließ Ludwig Weihnachten 1833 das

Lyceum und Saalfeld, kehrte nach Eisfeld heim und bezog zunächst seine alte Wohnung im Hause des Oheims Christian wieder.

Er hatte inzwischen das zwanzigste Lebensjahr erreicht und war zu einem stattlichen Jüngling gereift; seine Gestalt und sein Gesicht verrieten nichts davon, daß er von Kind auf mit Krankheit gekämpft hatte. Seine Eisfelder Jugendgenossen (Karl Schaller, Christian Ambrunn, Johannes Recknagel) berichten einstimmig, daß er zu dieser Zeit den Eindruck machte, völlig gesund zu sein. Eine hohe schlanke Gestalt, in der Ruhe wie in der Bewegung natürliche Würde und Anmut, ein ovales regelmäßig gebildetes Gesicht mit hoher Stirn, edel geformter Nase, mit lebhaften braunen Augen (die schon jetzt etwas kurzsichtig waren und ihn zum Tragen einer Brille nötigten), das dichteste und schönste braune Haupthaar machten ihn trotz aller Schlichtheit seiner Kleidung und seines Auftretens zu einer gewinnenden Erscheinung. Seine Lebenspläne und seine Lebensführung erschienen der größern Zahl seiner Mitbürger freilich dunkel und unverständlich, aber da man im kleinsten thüringischen Nest an Originale gewöhnt war, auch Ludwig noch immer für den Erben seines wohlhabenden Onkels galt, so beruhigte man sich bei den zunächst gegebenen Verhältnissen und gewöhnte sich, in dem jungen Manne eine Persönlichkeit zu sehen, deren Gegenwart allen angenehm war, und über deren Zukunft man noch gar nicht urteilen konnte. Der Heimkehrende fand die altgewohnten Verhältnisse wesentlich verändert. Während seiner Abwesenheit hatte die junge Haushälterin den dicken Herrn am 1. Juli 1833 mit einem Sohne, der Adolf getauft wurde, beschenkt und war so ziemlich die Gebieterin des Hauses geworden. Onkel Christian freute sich trotz alledem der Rückkehr seines Neffen, verzichtete

auf den Anspruch, daß Otto im Kramladen seinen Lebensberuf finden solle und ließ den Musensohn seine eignen Wege einschlagen.

Ludwig dachte in autodidaktischer Weise durch Studium und durch Versuche über Wesen und Wert seines musikalischen Talents ins klare zu kommen. Er verbrachte wiederum viele Tages- und Nachtstunden am Klavier, er spielte beinahe alles durch, was ihm in Klavierauszügen zugänglich war, widmete sich aber zugleich sehr ernsten theoretischen Studien, bei denen ihm sein geliebter Lehrer Morgenroth leider nicht mehr förderlich sein konnte. Dieser war 1833, unmittelbar vor Ludwigs Heimkehr von Saalfeld, als Diakonus und Stadtprediger gestorben. Aber die letzten Ratschläge, die er seinem Schüler erteilt hatte, wirkten nach, und wenn Ludwig noch im Jahre 1839 von Leipzig aus gegen Schaller äußern konnte: „Ich bin nun dahinter gekommen, daß ich im ersten Anfang, da wir zusammen im Garten wohnten, auf dem richtigen Wege war, es wird mir Mühe kosten, aus meiner Verwirrung mich wieder auf den verlassnen guten Weg zu finden," so bezeugte er damit nur, wie tüchtig und einsichtig die musikalischen Unterweisungen und Winke seines ehemaligen Kantors gewesen waren. Die Werke des alten Fr. Wilhelm Marpurg, die „Anfangsgründe der theoretischen Musik," das „Handbuch beim Generalbaß und der Komposition" und die „Abhandlung von der Fuge," die zu dieser Zeit freilich schon für veraltet galten, leisteten doch dem Anfänger vorzügliche Dienste, und Ludwig hoffte auf ein um so gründlicheres Studium derselben, als er für das herannahende Frühjahr 1834 den Entschluß gefaßt hatte, sich ganz in seinem Garten niederzulassen und hier in Gemeinsamkeit mit Karl Schaller, der jetzt Rechnungsrevisoraffistent bei der Eisfelder Amtsverwaltung war, ein Leben nach seinem Sinne zu führen.

Schon im März des genannten Jahres richteten sich Ludwig und sein getreuer Schaller in dem schönen Gartenhause ein, wohin Ludwig seinen Flügel hatte bringen lassen, und das von den Tagen des Stadtsyndikus her noch mit allen zwei unverwöhnten jungen Männern nötigen Bequemlichkeiten versehen war. Zwischen den Bäumen und Lauben des Gartens, die sich in dem gedachten Jahre rasch begrünten, zwischen den Rasenabhängen und Blumenbeeten ging den Freunden ein Leben auf, das an Rousseaus Jugendidyll in den Gärten der Charmettes, an das Traumleben von Eichendorffs „Taugenichts“ erinnert. Als Ludwig manches Jahr später die Bekenntnisse Rousseaus las, schrieb er in sein Tagebuch, er glaube sein eignes Leben an sich vorüber gleiten zu sehen, und mochte vor allem an den Frühling, Sommer und Herbst von 1834 denken. Nach Schallers Erzählung war „die Zeit vom Morgen bis Mittag der Arbeit gewidmet. Ludwig saß in der großen Oberstube des Gartenhauses am Flügel oder Arbeitstisch und komponierte an Opern, die entweder schon vorbereitet waren oder hier erst neu entstanden, während ich mit prosaischen Rechnungsrevisionen beschäftigt war, ohne uns gegenseitig zu stören. Die Mittagsruhe wurde in der Gartenlaube vor dem Hause am laufenden Brunnen oder auf den Stufen am Hauseingange im Beobachten der aus den Steinfugen schlüpfenden, von uns nach und nach gezähmten Eidechsen abgehalten. Der Nachmittag fand uns im gemeinschaftlichen Studium meist klassischer Opern im Klavierauszuge, des Marpurgschen Werkes über die Lehre vom Kontrapunkt und von der Fuge, von Partituren zur Ubung im Instrumentieren, im Klavierspiel und Gesang, die spätre Nachmittags- und Abendzeit oft in einer kleinen auserlesnen Gesellschaft, in und mit der wir in der kleinen Säulenhalle am Hauseingange oder oben in unserm Wohnzimmer

muſizierten. Männerchor und Streichquartette, Arien, Duette, Terzette und Chöre aus guten Opern mit Streichquartett- oder Klavierbegleitung, auch einzelne Partien aus eben komponierten Opernſzenen Ludwigs wurden aufgeführt und probiert. Eine junge mit Ludwig verwandte, von Morgenroth gebildete Sängerin mit bedeutender Sopranſtimme, Sophie Fiſcher (die nachherige Ehegattin Schallers), erfreute an geſelligen Abenden durch trefflichen Sologeſang. — Mozart war als Opernkomponiſt unſer Liebling. Die Oper im allgemeinen, wie ſie damals beſchaffen war, der vom guten Wege Glucks und Mozarts abirrende muſikaliſche Geſchmack, das Eindringen der neuen italieniſchen und franzöſiſchen Muſik, ihr nachteiliger Einfluß auf die deutſchen Komponiſten und das deutſche Publikum, die Vernachläſſigung des dramatiſchen Elements und des Ausdruckes, überhaupt der künſtleriſchen Wahrheit gab unſern Unterhaltungen vielen Stoff."

Nicht nur für Schaller, der offenbar in dieſem ſchönen und reichen Sommer das Herz ſeiner Sophie gewann, ſondern auch für Ludwig war die Erinnerung an den Aufenthalt im Garten vom goldenſten Lichte umwoben. Er empfand damals die tiefe Wahrheit des Rouſſeauſchen Wortes: „Das wahre Glück iſt nicht zu beſchreiben, man muß es fühlen, und man fühlt es um ſo beſſer, je weniger es ſich beſchreiben läßt, weil es nicht aus einer Anzahl von Thatſachen entſpringt, ſondern ein bleibender Zuſtand iſt." Und er äußerte wohl ſpäter gegen Heydrich und Auerbach, jenes Gartenhausleben ſei die glücklichſte Zeit ſeiner Jugend geweſen. Die hoffnungsreiche Arbeit des Sommers 1834 begann mit dem Entwurf einer romantiſchen Oper „Der Liederkönig," in deren Chöre und Romanzen ein Hauch der träumeriſchen und wehmütigen Todesſehnſucht hineinwehte, die den poetiſchen Muſiker oft mitten im Gefühl der Jugend und Kraft überkam:

Wieder ſitz ich an der Quelle,
Und ich lauſch dem alten Klang,
Tönt mir durch den Laut der Welle
Nie des Schwanes Scheideſang?
Leiſe dämmerts in den Auen,
Und der Sonne goldner Blick
Aus der tiefen Flut, der blauen,
Giebt ſich ſcheidend ihr zurück.
Stille wird es. Leis und leiſer
Tönt — bald ſchweigt der Vögel Lied —
Und ich Sänger nur, ich greiſer
Und ich müder, bin nicht müd!

Der Oper „Liederkönig“ ſchloß ſich demnächſt der Entwurf einer komiſchen Oper in drei Aufzügen „Signor Formica“ nach E. T. A. Hoffmanns gleichnamiger Novelle an. Ludwigs Gewohnheit ſcheint es geweſen zu ſein, wenn er den Entwurf einer Oper beendet hatte, einzelne Szenen poetiſch wie muſikaliſch auszuführen, und ſo wird es verſtändlich, daß jetzt wie ſpäter ein Opernplan den andern in den Hintergrund drängte. Ludwigs Stärke war ſchon zu dieſer Zeit das Entwerfen, nicht das Ausführen. Seine ſtarke, unabläſſig arbeitende Phantaſie, vor der Bilder und Geſtalten in voller Deutlichkeit ſtanden, eilte ſeinem Geſtaltungsvermögen raſtlos voraus, und während er ernſthaft die Zukunft als Muſiker vor Augen hatte, regte ſich der poetiſche Antrieb beſtändig wieder. Lyriſche Gedichte, die er teilweiſe zugleich in Muſik ſetzte, Opernentwürfe, aber auch Entwürfe zu Tragödien ohne Muſik beſchäftigten ihn neben der Kompoſition einiger Balladen und dem Gedanken an ein Requiem, mit dem er ſeinen ſpezifiſch muſikaliſchen Beruf zu erweiſen gedachte. Auch der Verſuch, „Romeo und Julia“ zum Stoff einer Oper zu wählen, fiel nach Schallers Bericht in dieſen Sommer. Wahrſcheinlich gehörten Bellinis „Montecchi und Capuletti,“ die ſich eben damals in

Deutschland zu verbreiten anfingen, zu den Opern, die Ludwig im Hoftheater zu Koburg hörte, wohin er mit Schaller jetzt wie später Ausflüge, meist erfrischende Fußwanderungen, unternahm, um sich lebendige theatralische Anschauungen und die Eindrücke eines vollen Orchesters zu verschaffen, die er in Eisfeld nicht haben konnte.

Sonst vermißte der strebende und ringende Künstler während dieser glücklichen Zeit in seinem Heimatstädtchen und dessen Wald- und Bergumgebungen zunächst nichts. Er war vielmehr von den Eindrücken seiner nächsten Umgebung neben den frohgeselligen Verhältnissen, die sich unter dem Zauber gemeinsamer Musikübung, frischen Musikgenusses um ihn bildeten, befriedigt und entzückt. So jugendlich heiter er sich dieser Geselligkeit hingab, so verleugnete er doch schon jetzt nicht den ererbten, tief in seinem Blut liegenden, mit seinen besten Eigenschaften fest verknüpften Zug zur Einsamkeit. Denn tiefer als einer seiner Freunde lebte er sich mit der Natur ein, die ihm von Kindheit an vertraut war, und die ihm jetzt als Nährerin seiner innern Beglückungen, als stille Besänftigerin seelischer Kämpfe und Wallungen, als nie versagende Gesundheitsspenderin bei mancherlei krankhaften Anwandlungen täglich unentbehrlicher ward. Wenn Schaller erzählt: „Jede schöne Landschaft konnte Ludwig bis zur Ekstase begeistern, besonders liebte er den lieblich gemischten Laub- und Tannenwald des sogenannten Eichholzes und die düster ernste Vorgebirgskette des Thüringerwaldes im Nordosten Eisfelds mit ihren tiefblauen Konturen und den herrlichen Fernsichten in die Thüringer Thäler und Orte. Er jauchzte oft laut auf, als wir sie gemeinsam durchwanderten," so tritt uns aus Ludwigs eignen Worten entgegen, daß sein Naturbedürfnis und Naturempfinden nicht an die Lust jugendfroher Wandertage gebunden

war: „Es ist seltsam, daß die Natur für mich personifiziert ist, daß ich nicht nur in ihr lebe, sondern wie ein Mensch mit dem andern, Gedanken austauschend, nicht bloß empfangend, und Gefühle, und zwar so, daß mir einzelne Plätze förmlich zum Individuum werden, abgeschieden von den andern und sozusagen wandelnd im Bewußtsein, sodaß ich nicht allein fühle, daß sie Wirkung auf mich machen, sondern mir ist, als ob ich auch auf sie wirke und die Gestalt, wie sie mir erscheinen, die Spuren dieser Wirkung zeige."

Otto Ludwig empfand damals den geheimen Zauber solcher Naturseligkeit und jeden Reiz des träumerisch einsamen wie des künstlerisch geselligen Lebens in seinem Garten um so unbefangner, als er bei seinen Studien und Arbeiten Tag für Tag Fortschritte machte und mit schwungreicher Phantasie die Hindernisse überflog, die zwischen seinem ernsten Wollen und der Vollendung und Wirkung seiner künstlerischen Arbeiten noch lagen. Ein gütiges Geschick gewährte ihm für den Augenblick alles, was andre Kunstjünger in größern Verhältnissen vielfach vergeblich ersehnten. Er hatte an Karl Schaller den Freund, der „in jener Zeit der geschickteste Geburtshelfer und Pädagog seines Geistes, zugleich sein Publikum und Kritiker war," er lebte in zwanglosen, behaglichem Verkehr mit einigen jungen Männern seines Alters, unter denen ihm J. Burkhardt, der nachmals berühmte und ausgezeichnete Glasmaler, ferner der Bergbeamte im Blaufarbenwerk Sophienau, ein geborner Badenser, Merlet, einige Schul- und Spielgenossen, wie die Gebrüder Johannes und August Recknagel näher standen. Der „dicke Herr" ließ zu der Zeit nicht nur den Neffen sein wunderliches Wesen treiben, sondern setzte auf dies Wesen einige frohe Hoffnungen, die ihm in seinen unerquicklichen häuslichen Zuständen wohl zu gönnen waren. Lud-

wig war während des Aufenthalts in seinem Garten und Gartenhause dem Schauspiel, das in dem Hause des Onkels aufgeführt wurde, ferner gerückt gewesen; als er im Spätherbst des Jahres wieder in die Stadt zog und sein Winterstübchen einrichtete, traten ihm auch die Mißverhältnisse, in die sich der Onkel begeben hatte, wieder vor die Augen und zogen ihn aus seinen Künstlerträumen in eine schlimme Wirklichkeit.

Obschon es Abrede zwischen Onkel und Neffen war, daß dieser sich seiner musikalischen und allgemeinen Ausbildung hingeben und zu keinem Ladendienst verpflichtet sein sollte, so bewirkten doch Gewohnheit und augenblickliches Bedürfnis, auch mancherlei Rückfälle in seine ursprünglichen Anschauungen, denen Onkel Christian ausgesetzt war, daß Ludwigs kaufmännische Thätigkeit in den Jahren zwischen 1835 und 1838 gelegentlich fortgesetzt wurde. Ludwig selbst fand nichts dabei, dem Oheim und seinem Ladendiener Beistand zu leisten, wenn es notwendig erschien, er wußte schon dafür zu sorgen, daß seinen eigentlichen Beschäftigungen nicht zu viel Abbruch geschah. Auch wäre in der Enge und bei der unbefangnen Natürlichkeit der kleinstädtischen Verhältnisse wenig dagegen einzuwenden gewesen, wenn der Kunstjünger nicht durch diese gelegentlichen Hilfsleistungen immer wieder falsche Ansprüche seiner Mitbürger erweckt hätte. Der dicke Herr aber wurde fortgesetzt von der Wohlmeinung der Lebensklugen geplagt, die ihm zu bedenken gaben, ob er seinen Neffen geradewegs zum Tagediebe erziehen wolle. Zum Mundstück dieser Art öffentlicher Meinung machte sich neben andern auch die vielberufne Haushälterin Elisabeth Heinlein, die ihre Gewalt über den schwachen und frauensüchtigen Hausherrn je länger um so stärker zu mißbrauchen begann. Ludwig kümmerte sich wenig darum, was die ungebildete und klatschsüchtige Person über ihn dachte und sprach, aber er war ernstlich um

das Glück und Lebensbehagen des Oheims besorgt, der den leidenschaftlichen Szenen, die ihm seine Hausgenossin spielte, in keiner Weise gewachsen war. Sie hatte sich in dem ihr ungewohnten reichlichen Leben im Hause Ottos dem Trunke ergeben und gefiel sich in leidenschaftlichen Zornausbrüchen gegen ihren Brotherrn. Der alternde Lebemann, der nicht mehr wagte und auch kein Recht mehr hatte die wilde Lisbeth zu ihrer Familie heimzuschicken, flüchtete vor solchen Stürmen in das Zimmer seines Neffen oder auch wohl in dessen Garten, den Ludwig im September 1843 nach dem Tode des Onkels in einem Briefe an Ambrunn „den Ort, wo der dicke Herr noch eine Freistatt fand vor ihr," nannte. Daß diese häuslichen Kämpfe, in denen Ludwig „zuerst die Leidenschaft in ihren versteckteſten und furchtbarsten Regungen studierte," eine Schule für den künftigen Dichter wurden, konnte der Musiker, der im Augenblick nur ihre grellen Disharmonien fühlte, nicht ahnen. Aber unter den traurigen Eindrücken dieser Erlebnisse regte sich in der Seele des Jünglings ein tiefes, warmes Mitleid für den geplagten Mann, in dem er eine ursprünglich gute, ja ungewöhnliche Natur beklagte, die durch Mangel an Ausbildung und kleinstädtisches Genußbehagen verkümmert war.

Im vielbewegten Jahr 1834 sah Ludwigs Vaterstadt die ersten Auswanderer nach Amerika ziehen, zu denen auch einige Personen aus Ludwigs engerem Lebenskreise gehörten. Eins seiner ältesten erhaltnen Gedichte (das nachmals im „Kometen," Jahrgang 1840, gedruckt wurde), das „Lied der Auswandrer":

Ade, ihr Lieben, und nun macht
Das Scheiden mir nicht schwer,
Ade, ihr freund mir und bekannt,
Such mir ein neues Vaterland
Da drüben überm Meer.

Gehts übers Meer, da fühlt man erſt,
Wie feſt die Heimat hält,
Da greift es hin durch Mark und Bein,
Die Hände her — laßts Weinen ſein,
Es geht nicht aus der Welt!

Seid ohne Sorgen, kehrt euch nicht
An Ängſten und an Spott.
Auch über fernem Berg und Thal
Iſt blauer Himmel allzumal,
Und überm Himmel Gott!

zeigt den Eindruck dieſes Ereigniſſes auf den jungen Mann, dem bei dieſer Gelegenheit der Gedanke kommen konnte, daß er für ſeine von allem Gewohnten abweichende Entwicklung, ſein Streben einen neuen Boden jenſeits des Meeres ſuchen müßte, während er doch fühlte, daß er unlösliche Wurzeln im Leben der Heimat habe. Zum Glück blieben es auch in ſpätrer Zeit vorübergehende Träume, die ihm vorgaukelten, daß er vielleicht unter dem neuen Volke ein neues Theater gründen könnte. Denn Ludwig beſaß keine einzige der Eigenſchaften, die in Amerika galten und Erfolg verbürgten.

Auch während der Jahre 1835 bis 1838 lebte er fortgeſetzt in Eisfeld, zumeiſt im Hauſe ſeines Onkels, im Sommer und Herbſt oft wochenlang in ſeinem Gartenhaus wohnend, und fuhr fort, teils ſeiner muſikaliſchen und ſeiner allgemeinen Ausbildung obzuliegen, teils in immer erneuten ſchöpferiſchen Verſuchen einen künſtleriſchen Weg und ein bleibendes Zeugnis ſeiner raſtlos arbeitenden Phantaſie zu ſuchen. Während die äußern Verhältniſſe um ihn her gleich blieben, vollzog ſich in ſeinem innerm Leben eine von Jahr zu Jahr wachſende Veränderung. Hatte ſich ſchon der Knabe und der reifende Jüngling von den ihn umgebenden Menſchen durch die Macht ſeiner Anlagen, die Tiefe

ſeines geiſtigen Lebens, den unabläſſigen Drang zur Kunſt unterſchieden, ſo trug er jetzt Ideale und Forderungen an ſich ſelbſt in der Seele, für die den Kleinſtädtern, mit denen er lebte (den einzigen Schaller vielleicht ausgenommen), jeder Maßſtab gebrach. Dabei war er in urwüchſiger Heimatliebe, in warmer Anhänglichkeit an die gewohnte Enge (die ihm zur Weite ward, indem er ſie vertiefte) noch weit davon entfernt, ſich hinwegzuwünſchen, und ſuchte, wenn ihm das Mißverhältnis zwiſchen ſeinem Weſen und dem der andern Eisfelder zum Bewußtſein kam, in rührender Beſcheidenheit die Schuld bei ſich ſelbſt. Wenn er im Februar 1837 in ſein Tagebuch einzeichnete: „Beſchloſſen, den Humor einigermaßen abzulegen. Man wird durch ihn verbittert, allen Lebensverhältniſſen entfremdet und dem Leben ſelbſt, und es ſind, wie ich ahne, gerade die unanſcheinlichſten (unſcheinbarſten), in welchen die meiſte wahre Poeſie liegt," ſo konnte freilich im Ernſt nicht davon die Rede ſein, ſich einer der Göttergaben zu entäußern, die ihm verliehen waren, aber ſchon der Vorſatz läßt erkennen, wie ernſt es dem jungen Ludwig darum zu thun war, das menſchliche Verhältnis zu ſeinen Heimatgenoſſen nicht zu trüben. Die Behauptung, daß er „apart erſcheine und apart ſein wolle," traf ihn noch wie ein Vorwurf, und er ſtrebte redlich ſeinen geiſtigen Gewinn dem Behagen ſeiner Landsleute dienſtbar zu machen. Schallers Wort: „Er war der beſcheidenſte Menſch, von tiefem Gemüt und feinem Gefühl, das ſich bei irgend einer Verletzung nicht nach außen Luft machte, ſondern wie eine Schnecke in ihr Haus ſich nach innen zurückzog und vom Verletzenden kühl abwandte," galt für dieſe wie für ſpätre Jahre. Doch fanden in der Zeit der taſtenden und ringenden Selbſtbildung und der unſichern äußern Lage ſolche Verletzungen eben häufiger ſtatt, als in ſpäteren Tagen.

Die Entbehrungen, die Eisfeld ihm auf muſika-

lischem Gebiet auferlegte, wurden von Otto Ludwig und der kleinen Freundesgruppe, die er in seine künstlerischen Interessen hineingezogen hatte, lebhaft genug empfunden. „Nach Beethovens Werken, insbesondre nach seinen Symphonien, die wir damals nur vom Hörensagen oder aus auswärtigen Relationen kannten, sagt Schaller und die wir unter den uns umgebenden kleinen Verhältnissen nicht selbst hören konnten, trugen wir eine tiefe Sehnsucht, die uns erst viel später außerhalb der Heimat gestillt werden sollte. Öfters machten wir kleine Fußreisen nach Hildburghausen zu Konzerten, nach Koburg zu dergleichen und zum Besuch von Opern, ja sogar, da in Koburg zu dieser Zeit klassische Opern nicht gegeben wurden, eine größre im Winter nach dem zehn Stunden entfernten Meiningen, um den längst vorher im Klavierauszug studierten »Don Juan« Mozarts, die Lieblingsoper Ludwigs, hören zu können." Der Eindruck solcher Kunstgenüsse bestärkte den Strebenden in seiner besondern Leidenschaft für die Oper. Er komponierte zu dieser Zeit wohl einzelne Lieder, Balladen, begann auch ein Requiem und eine Hymne auszuführen, aber seine Hauptthätigkeit galt den früher geplanten und neu entworfnen Opern, für deren Durchführung und Vollendung ihm die Leichtigkeit verhängnisvoll ward, mit der ihm stets neue Handlungen und Gestalten zuströmten. Von den Plänen des Jahres 1834 beschäftigte ihn der zur Oper „Signor Formica" noch längre Zeit, im Jahre 1837 verzeichnete er die Komposition einiger neuen und die Umarbeitung mehrerer ältern Nummern dieser Oper, macht sich aber auch in den Tagebuchaufzeichnungen des gleichen Jahres das Eingeständnis, daß er des romantischen Stoffes wie seiner Musik zu demselben herzlich müde sei und nur durch Gründe, die mit seinem persönlichen Leben zusammenhingen, davon festgehalten werde. „Auf die Dauer ist die komische Oper nicht für mich. Er wird

auch vorübergehen, dieſer gar zu ſüße Kelch, dieſe obergärig ordinäre Muſik.“ Wie es ſcheint, hatte ſich Ludwig in der Kompoſition dieſes Werkes der herrſchenden franzöſiſchen und italieniſchen Spieloper ſo viel angenähert, als ihm immer möglich war, um ſich ſchließlich doch zu überzeugen, daß niemand über ſeinen Schatten ſpringen kann. Schon im Auguſt 1836 hatte er die Dichtung zu einer neuen großen romantiſchen Oper, „Der goldne Schlüſſel,“ nach einem orientaliſchen Märchen beendet, in den nächſten Jahren entwarf er drei weitre romantiſche Opern: „Lorelei,“ „Frau Diana“ und „Zuma,“ zwei zweiaktige Opern „Amaſis und Tentyra,“ „Spaniſche Nacht,“ eine einaktige Oper „Die Fiſcherin,“ die ſämtlich kaum über die Entwürfe, jedenfalls nicht über die Anfänge hinaus gediehen.

Dem Grübler und Selbſtquäler, der Ludwig auch in dieſen Jugendtagen zu Zeiten war, hätte der Umſtand auffallen ſollen, daß die durch jede Lektüre, jede einſame Stunde in ſeinem Garten neuangeregte Einbildungskraft und Geſtaltungsluſt ſich entſchieden nicht in den Kreis der bevorzugten Muſik bannen ließ. Er ſagte ſich wieder und wieder, daß auf dem eingeſchlagenen Wege nur der Muſiker zum Ziele gelangen, und daß er in Eisfeld allenfalls nur eine ſeinen beſondern Zwecken gemäße muſikaliſche Ausbildung gewinnen könnte. Er wollte ausſchließlich Muſiker ſein und vermochte es nicht. Das poetiſche Talent, das er ſich in Saalfeld abgeſprochen hatte, regte ſich ſtets aufs neue und ließ ſich nicht an die Operndichtung binden. Seine gegenwärtigen Ideale und ſeine vorwiegende Beſchäftigung ließen den Gedanken eines großen Gedichts „Cäcilie“ oder „Polyhymnia“ entſtehen, das „eine Theodicee der Muſik“ ſein und werden ſollte! „Entſtehung der Muſik, Fortbildung bis zum Silberblick Mozart-Beethoven, ihre Wirkung auf den Menſchen; Tanzmuſik, Kriegsmuſik, Kirchenmuſik, Choral, Ora-

torium, Symphonie, Oper, Schiffergesänge u. s. w.“ Offenbar hatte Ludwig zur Zeit, als er sich mit diesem Plane trug, sich an Schillers Künstlern erbaut und begeistert; im erhaltnen Eingang des Gedichtes schilderte der poetische Musiker, wie die Natur unter Helios Tritten sich mit Formen und Farben schmückt, aber nur dem Auge wohlthut.

Lautlos träg im toten Zwange
Herrschte in des Lebens Gange
Der Bewegung kalt Gesetz,
Noch nicht schlang des Rhythmus Schöne,
Nicht der goldne Fluß der Töne
Hold darum sein zaubrisch Netz.

Auch die weitere Ausführung dieses Gedichtes unterblieb, ebenso wie die des großen Romanzencyklus „Octavian“ und des nordischen Heldenepos „Svanhildur,“ weil ihm seine musikalischen Pläne wichtiger und aussichtsreicher vorkamen. Aber neben den Opernplänen drängten sich Handlungen und Bilder vor sein inneres Auge, die nur in andern dramatischen Formen belebt werden konnten. Die Geschichten der schönen Baderstochter Agnes Bernauer, des Engels von Augsburg, und die des Burgunderherzogs Karls des Kühnen, der umsonst im treuen Eckart den Warner zur Seite hat, wollten aus seiner Phantasie nicht weichen, eine mit Zaghaftigkeit wunderlich gepaarte Zuversicht, daß die wechselnden Gesichte, die er im farbigen Nebel sah, Gestalt gewinnen würden, lockte ihn immer aufs neue zur dramatischen Poesie. Zwar beweisen seine Aufzeichnungen, daß er auch für diese rein poetischen Pläne hier ein Lied, dort ein Melodrama in Aussicht nahm, doch waren das nur lose Fäden, die die beunruhigend rege poetische Bildkraft noch an seinen gegenwärtigen einmal erwählten Beruf knüpfen sollten.

Gegen den Ausgang des Jahres 1836 wurde in Eisfeld ein Liebhabertheater ins Leben gerufen, das

von Haus aus wohl kaum höhere Ziele hatte, als ähnliche Gründungen in andern kleinen Städten. Die Luſt an theatraliſchen Darſtellungen war hier um ſo friſcher geblieben, als ſie nur von Zeit zu Zeit durch wandernde Schauſpielertruppen Befriedigung gefunden hatte. Nach den Berichten über Otto Ludwigs Knabenzeit und ſeine erſten theatraliſchen Eindrücke darf man annehmen, daß in den zwanziger Jahren unter dieſen Wanderbühnen ein paar beſſere ſich befunden hatten. Später aber hatten ſich die dargebotenen Kunſtgenüſſe ſo wenig befriedigend gezeigt, daß den kunſtſinnigen und beweglichern Kreiſen des Städtchens der Gedanke nahe lag, man könnte es ſelbſt beſſer machen. Die Jugend Eisfelds und der Umgebung ſchloß ſich mit Eifer zu dem Unternehmen zuſammen, Luſtſpiele und Singſpiele aufzuführen; in dem Saale des Schützenhofes, der allen allgemeinen Vergnügungen diente, ſchlug man ein kleines aber hübſches und zweckmäßiges Theater auf und unter den freiwilligen Darſtellern entfalteten ſich bald wirkliche Talente. Durch Ludwigs Teilnahme und Eingreifen bekam das Ganze einen höhern Schwung und eigentümlichen Charakter, ſeine „Anſtellung als Theaterdichter und Kapellmeiſter, die er um ſo leichter erhielt, als er ſie ſelber zu vergeben hatte," machten ihn bald zur Seele des Ganzen. Hatte bei Gründung des Streichquartetts, des Männergeſangsquartetts, den frühern Chorübungen Schaller die erſte Hand angelegt, ſo war diesmal, wo etwas Rechtes und die Möglichkeit, die eignen Fähigkeiten zu erproben, in Ausſicht ſtand, Ludwig die bewegende Kraft, ſchon bei den Vorbereitungen und Proben, und empfing von der Exiſtenz der Liebhaberbühne eine kräftige Anregung zur endlichen Ausgeſtaltung eines ſeiner zahlreichen Opernpläne. Seit dem Herbſt 1836 arbeitete er an einer Oper „Die Geſchwiſter," deren einfache Anlage und Szenerie ihm den Gedanken

nahe legte, ſie mit den Kräften und Mitteln, die ihm jetzt zu Gebote ſtanden, zur Aufführung zu bringen. In der That führte Ludwig im Winter von 1836 zu 1837 die dreiaktige Oper, oder beſſer das dreiaktige Liederſpiel, deſſen Schauplatz Tirol, und zwar das Tirol des Jahres 1810, das beſiegte, nach der vergeblichen Erhebung wieder in die Hände der Franzoſen gefallne Tirol war, vollſtändig aus. Die einfache Handlung entbehrte nicht einer gewiſſen dramatiſchen Spannung, und die eingeflochtenen Lieder, Duette und Chöre wuchſen aus der Erfindung natürlicher hervor, als im landläufigen Operntext jener Zeit üblich war. Das ganze Werk ſelbſt fand der Dichter „ein bißchen zu pathetiſch und zu altklug," meinte aber, da ihm die Vollendung und Abrundung leidlich gelinge und die Muſik wirklich Wohlklang und Leben habe, für ſeine nächſte Entwicklung die beſten Erwartungen hegen zu dürfen. Die Einſtudierung der „Geſchwiſter" brachte ihn in lebendige Berührung mit einer größern Anzahl von Menſchen; unter dem 7. Februar 1837 rühmte er von ſich ſelbſt: „Bin jetzt ein vergnügter Menſch voller Hoffnung und Luſt zum Werke." Bei der Zuſammenſtellung eines Chores und eines Orcheſters kam dem Komponiſten und Dirigenten die angeborne Sangesluſt, die alte und allgemeine thüringiſche Muſikliebe entgegen und zu Hilfe, binnen wenig mehr als einer Woche war namentlich ein ganz ſtattliches Orcheſter beiſammen, in dem neben den Stadtmuſikanten kunſtbefliſſene und eifrige Dilettanten ſaßen. Wo zwei Meilen im Umkreiſe ein Geiger, Celliſt oder Flötiſt lebte, da wurde angepocht, und was für eine andre beliebige Theateraufführung der Eisfelder unerreichbar geweſen wäre, das geſchah dem eignen noch nie aufgeführten Werke des jungen künſtleriſchen Landsmannes zuliebe. Da waren nach Friedrich Hofmanns Erzählung, die auf Eisfelder Erinnerungen fußte: „Förſter, die das Waldhorn, Doktoren,

die die Trompete, Maler, die die Flöte, Lehrer, die andre Instrumente blasen, die Violine ist mächtig besetzt, das Cello handhabt der alte Pfarrer von Stelzen meisterhaft, an jedem Pulte stehen neben den Musikern von Profession Freiwillige, die für ihr Instrument ihren Mann stellen, bis zu den Pauken, die ein langer Amtschirurg bearbeitet, der allemal behauptet »Die Stimm ist net richtig,« wenn er falsch eingefallen ist.“ (Gartenlaube 1865, Nr. 19.) Schon von der ersten Leseprobe an, die er am 12. März abhielt, demselben Tage, an dem er das letzte Musikstück für sein Liederspiel niederschrieb, erfreute sich der Poet wie der Komponist am Enthusiasmus der Mitwirkenden und am 27. März bemerkt er nach der zweiten Musikprobe: „Der Enthusiasmus der Darsteller und Musiker scheint mich diesmal frei machen zu wollen von meinem gewöhnlichen Ekel an meinen eignen Werken, wenn sie einmal fertig sind.“ Die Proben gaben ihm die willkommne Gewißheit, daß sein Ohr und sein Auge der Leitung theatralisch-musikalischer Werke gewachsen waren. Die erste Aufführung am Montag den 3. April, der am Sonntag den 9. April eine Wiederholung folgte, „der vielen wegen, die bei der ersten Darstellung den Saal schon geschlossen gefunden hatten,“ ward zu einem Ereignis für die Kleinstadt am Thüringerwalde, einer Begebenheit, deren Gedächtnis sich durch Jahrzehnte erhielt. Die Aufnahme, an der landsmannschaftliche und lokale Teilnahme für den Künstler, frische Empfänglichkeit für alles Lebendige und Bewegte und ein gesunder Instinkt für echtes Talent gleichmäßigen Anteil hatten, war eine freudige, und der Erfolg steigerte sich bei der zweiten Aufführung. Ludwig bemerkt in seinem Tagebuch, daß alles besser gegangen wäre, als er erwartet hätte, fügt bedeutsam hinzu: „Es war hohe Zeit!“, und jauchzte am 13. April auf: „O was ist das ein ander Leben jetzt; alle Kräfte fangen

wieder an ſich zu regen, es wird wieder Frühling in mir!“

Man fühlt aus den kargen Aufzeichnungen, die er ſich ſelbſt und den eignen Stimmungen gönnte, wie wohl ihm die beſcheidne erſte Wirkung that, die ſeinem Schaffen zu teil geworden war. Und dies Gefühl iſt nur zu erklärlich. Aller tapfre Mut, den ſich der Autodidakt in frühern Lebenskämpfen erworben hatte, alles ſinnende Phlegma, das ihm neben der raſtlos arbeitenden Einbildungskraft angeboren war, hatte ihm das Bewußtſein nicht übertäuben können, daß ſeine Lage und Zukunft wunderlich ungewiß ſeien. So gleichgiltig ihm die hausbackne Weisheit ſeiner Heimatgenoſſen auch immer erſchienen war, in böſen Stunden war ſie ihm doch ins Ohr geklungen, hatte Grillen geweckt und ihn ſeufzen laſſen: „Dies (das Grillenfangen) iſt halt doch das Handwerk, das ich am beſten verſtehe.“ Er vergaß in der grünen Einſamkeit des geliebten Gartens die Sorgen, aber er überwand ſie nicht. Denn alle Verſuche, dem, was er geſchaffen und entworfen hatte, äußere Wirkung zu geben, ſich brieflich mit namhaftern Muſikern in Verbindung zu ſetzen, für Lieder, Romanzen und Erſtlingskompoſitionen Verleger zu finden, hatten ſich bisher vergeblich gezeigt. So riefen denn die Darſtellungen des Singſpiels „Die Geſchwiſter“ und das Echo, das ſie in den nächſten Kreiſen weckten, neuen Lebensmut und die Zuverſicht, daß er auf dem rechten Wege wäre, in Ludwigs Seele hervor.

Es war freilich auch jetzt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht ſtracks in den Himmel wuchſen. Gerade in den Tagen, wo ihn die Einſtudierung ſeines Werkes erfreute, erfuhr er, daß Schaller nach Waſungen verſetzt werde („gehen müſſe,“ ſagte der heimatfrohe Eisfelder), wo ihm eine beſſere Stellung und die Möglichkeit, ſeinen eignen Herd durch die Verbindung mit Sophie Fiſcher begründen zu können, in Ausſicht ſtand. Das Glück

des Freundes brachte ihm die eigne Entbehrung ſtärker zum Bewußtſein, mancherlei perſönliche Erfahrungen, die er eben damals machte, erpreßten ihm den Stoßſeufzer: „Da die Urſache die mich hier feſt hielt, erledigt iſt, will ich fort. Es wird mir jeder Tag hier zur Laſt.“

Doch die Vorſätze, Eisfeld den Rücken zu kehren, waren keineswegs raſch und leicht ausführbar. Selbſt nach dem Beweis von Kraft, den der Neffe mit dem vollendeten und aufgeführten Liederſpiel gegeben hatte, zögerte der Onkel, ihn bei irgend einem Vorhaben zu unterſtützen, das man in Eisfeld ein Abenteuer geſcholten haben würde. Ludwig erwog damals die Möglichkeit einer Überſiedlung nach Berlin, Dresden oder München, wo er überall eine blühende Oper vorhanden wußte, und wo er auf ſchnellere Förderung ſeines Talents hoffte. Aber der Oheim wie deſſen welterfahrne Eisfelder und Hildburghäuſer Freunde (unter den letztern ſtand der Bauinſpektor Johann Georg Buck, „Papa Buck,“ in erſter Reihe) waren der Meinung, daß erſt die Aufführung eines größern Werkes an einer größern Bühne geſichert ſein müßte, ehe ein ſo gewagter Schritt unternommen werde. Der arme Kunſtjünger fand nur zu reichlich den guten Rat, den das Laientum, das von Kunſtdingen und künſtleriſchen Notwendigkeiten nicht den leiſeſten Begriff hat, immer äußerſt freigebig zu erteilen pflegt. Er befolgte ihn nach Kräften, Textbuch und Partitur der „Geſchwiſter“ wanderten zu verſchiednen berühmt gewordenen muſikaliſchen Landsleuten, ſo zu dem damaligen erſten Celliſten der Dresdner Kapelle Juſtus Johann Friedrich Dotzauer, der aus Häſelrieth bei Hildburghauſen ſtammte, aber der Heimat ſchon ſeit manchem Jahrzehnt entfremdet keine Teilnahme für das dort entſtandne Werk an den Tag legte. Auch von München, Frankfurt und Leipzig kamen die Manuſkriptſendungen Ludwigs zurück, oft

uneröffnet, hie und da von ein paar nichtssagenden Worten begleitet. Nirgend wollte sich eine tröstliche und kräftigende Aussicht aufthun.

Daß Ludwig solchen Rückschlägen zum Trotz auf dem betretnen Wege bei seinen Studien und Arbeiten ausharrte, zeigte wie tief seine Natur, wie ernst und echt sein innerer Drang waren. Und die Gewichte, die sich an jeden freien Aufschwung hängten, wurden im Verlauf der Jahre schwerer: der Strebende hatte das fünfundzwanzigste Lebensjahr erfüllt, ohne bis jetzt eine bessere Bürgschaft für seine Zukunft zu haben, als die rastlos arbeitende künstlerische Phantasie und die Gewißheit, daß seine durch Musikübung und Lektüre geförderte, in unabläßigen Versuchen eignen Schaffens vertiefte Bildung täglich wachse. Es ist erstaunlich, dieses Wachsen selbst in den sprungweis und lückenhaft geführten Tagebüchern Otto Ludwigs wahrzunehmen, und wiederum ergreifend, der tapfern Resignation zu begegnen, mit der der so rastlos Strebende zunächst auf alle Preise des Lebens verzichtete. Am 17. Februar 1838 gestand er sich: „Der Mensch hat ungeheuer viel zu verlieren, das merkt er erst, wenn es verloren ist. O daß eine Zeit kommen kann, wo man sich selbst nach begangnen Narrheiten sehnen kann. Wir aber wollen suchen, uns immer mehr in uns zurückzuziehen, unser übriggebliebenes inneres Eigentum haushälterischer zu wahren, als bis jetzt; bis, was hoffentlich bald geschieht, eine Pfarrei in der Milchstraße vakant wird für uns, oder sei es nur ein Sternwinkelchen, drin aber ein Herz, was die Erde nicht für uns hatte."

Und doch erschien ihm diese so oft quälende Lage wenige Jahre später in Leipzig unter dem Druck fremdartiger, seiner ursprünglichen wie seiner anerzognen Natur widerstrebender Verhältnisse in einem verklärten Lichte. In der That gab es auch jetzt noch eine Seite seines

Lebens, die sich kein junger Künstler schöner hätte träumen können. Die köstliche Einsamkeit seines Gartens, unberührt vom Staube des Marktes und des Tages, die stille Arbeit und der schaffende Traum zwischen dem ersten und dem letzten Grün, die Beschäftigung mit seinen Bäumen und Blumen waren für Ludwig ebensoviele beständig fließende Quellen der Erfrischung und Erquickung. Die tiefe Natur des Dichters empfand mitten unter den Mißlichkeiten und Entbehrungen, die ihm auferlegt waren, den ganzen Segen seines freien, anspruchslosen Daseins auf dem ererbten väterlichen Grunde. Und die eigentümliche Wärme und Treue seines Wesens gewann trotz allem, was ihn von den Eisfelder Menschen und Zuständen innerlich schied, ihnen immer wieder die besten Seiten, Nahrung für Gemüt und Phantasie ab. Der eigentliche Herzensfreund Karl Schaller siedelte, nachdem er in Eisfeld Hochzeit gehalten hatte, Anfang 1838 nach Wasungen über. Die alten „Gevattern," wie sie sich scherzweise ansprachen, unterhielten nun einen Briefwechsel, aus dessen ersten Blättern hervorleuchtet, wie sehr Ludwig den getreuen Kameraden vermißte. „Langweilig ist dirs, langweilig jetzt in Eisfeld über alle Beschreibung," rief er ihm im Oktober 1838 zu, und diese Stoßseufzer wiederholten sich, obschon Ludwig mit Burkhardt, Merlet und andern fast täglich zum Nachmittagstrunk zusammenkam, auch gelegentlich einen echt thüringischen Ausflug zum Vogelschießen nach Hildburghausen oder Schalkau um so weniger verschmähte, als der dicke Herr zu dergleichen immer bereit war.

Das Verhältnis zum Oheim hatte in dieser Zeit eine wesentliche Veränderung erfahren. Herzliche Freundschaft verband jetzt den alternden Herrn und den zur Männlichkeit gereiften Neffen. Immer stärker war in Otto Ludwigs Seele das Gefühl des Mitleids mit der ursprünglich vortrefflichen aber im kleinlichen

Wohlleben erſchlafften Natur Onkel Chriſtians, und die Teilnahme für deſſen häusliche Qualen geworden. Der dicke Herr hatte den ſchweren Schritt gethan, um ſeines Sohnes Adolf willen Eliſabeth Heinlein zur Frau zu nehmen. Er hatte damit den letzten Reſt häuslichen Behagens geopfert, denn ſeit die frühere Wirtſchafterin ſich Madame Otto nennen laſſen konnte, verſchärften und verſchlimmerten ſich die unliebenswürdigen Eigenſchaften bei ihr nur noch, die ſchon geſchildert wurden; und des Neffens Aufgabe war geworden, in den unſeligen Wirren des Ottoſchen Hauſes vermittelnd einzutreten, die leidenſchaftlichen Szenen, die ſich innerhalb der Familie abſpielten, einigermaßen auszugleichen, und vor allem den jungen Sohn des Onkels, „Meiſter Adolf," wie er in Ludwigs Briefen heißt, vor Zornausbrüchen der eignen Mutter zu bewahren und ihn etwas erziehen zu helfen. Bei der Erinnerung an dieſe jahrelangen traurigen Erlebniſſe durfte Ludwig wohl ſagen, daß ſeine Geſchichte bis zum Beginn des Mannesalters ein fortgeſetzter Kurſus in der angewandten Pſychologie und Pathologie geweſen ſei. Er hatte ſo tieferſchütternde Eindrücke empfangen, daß er ſie nur mit aller Kraft und Tapferkeit der Jugend überwinden konnte. Die Zärtlichkeit, die er für das unter ſo unglücklichen Umſtänden heranwachſende Kind hegte, hatte ihre Wurzel in der Liebe zu dem unglücklichen und nun auch von Krankheit gequälten Bruder ſeiner Mutter. Auch um ſeinetwillen, um ihm Freude zu machen, wünſchte er jetzt lebhaft einen Erfolg ſeiner künſtleriſchen Beſtrebungen, mit unglaublicher Geduld ſuchte er den empfänglichen, aber oberflächlichen Onkel in ſeine tiefern Anſchauungen von der Kunſt hineinzuziehen, und fügte ſich doch wieder mit gutmütiger Nachgiebigkeit in die Lieblingsneigungen des Alten. Aus einzelnen brieflichen Äußerungen Ludwigs ſteigen wunderliche Genrebilder auf: der jugendliche Neffe am Flügel ſitzend und unermüdlich

Walzer trommelnd, während der dicke Herr mit zum Beſuch gekommnen Mädchen tanzt, oder eine Fahrt nach Hildburghauſen zum „Fra Diavolo," den eine Wandertruppe aufführt, und der den Oheim entzückt, während Ludwig an Schaller berichtet, daß er „eine gänzlich beſoffne Oper gehört; Schauſpieler, Maſchinenmeiſter, Regiſſeur, Orcheſter und Kompoſition — alles war beſoffen," aber der Nachklang zu dem allem war doch immer wieder die Wehmut über „die reichen Anlagen zu Ruhm und Glück, die hier ſo jammervoll teils unausgebildet geblieben, teils zu ihrem Gegenteil umgeſchlagen ſind."

Auf Tage und Wochen übte die Beteiligung an dem Eisfelder Liebhabertheater eine erfriſchende und zerſtreuende Wirkung aus. Nach dem Erfolg des Liederſpiels „Die Geſchwiſter" glaubte Ludwig ſeinen Darſtellern wie ſeinem Orcheſter auch eine größre Aufgabe ſtellen zu dürfen. Er dichtete und komponierte 1838 eine neue Oper: „Die Köhlerin," die wiederum zuerſt mit den heimiſchen Kräften in Szene geſetzt werden ſollte, für die aber Ludwig auch eine nachfolgende Aufführung auf dem Meininger Hoftheater und größern Bühnen ſicher ins Auge faßte. Der erſte Entwurf zur Dichtung wurde Oſtern 1838 ins Tagebuch eingetragen, die Ausführung ſchritt während des Sommers raſch vorwärts, obſchon ſich auch jetzt wieder die mächtigern Geſtalten der Tragödie „Agnes Bernauer" zwiſchen die leichtern und beweglichern Figuren der neuen Oper drängten. Dieſe ſollte in zwei Akten und vierundzwanzig „Nummern" „effektvolle, in den dramatiſchen Gang eingreifende Enſembles" erhalten, und die Dichtung arbeitete dieſen muſikaliſchen Abſichten trefflich vor. Es handelte ſich um den uralten Vorwurf vom glücklichen Wiederfinden getrennter aber getreuer Liebenden, die Heldin Bäbi, der der ſehr charakteriſtiſche Amtmann, ein muſikali-

scher Nachkömmling der alten Iffländschen Halunken in Amt und Würden, die Hütte über dem Kopfe versteigert, wird, des Verkehrs mit einem feindlichen Spion verdächtig, ins Gefängnis abgeführt, sieht aber am Schlusse ihren geliebten Fritz als Divisionsgeneral wieder und macht Hochzeit unter kriegerischem Ehrengetümmel.

Sicher wies der Text der Oper Leben, Bewegung, drastische Gegensätze auf und gab dem Musiker reiche Gelegenheit, in schlichter, volkstümlicher Lyrik wie in vielstimmigen Ensembleszenen seine musikalische Kunst zu entfalten. Ludwig komponierte und instrumentierte mit einer Hingebung, als ob ihn ein Vorgefühl bewegt hätte, daß just dieses Werk eine entscheidende Wendung in sein Leben bringen würde. Im Spätherbst fand die Aufführung auf dem Eisfelder „Theaterchen" statt, die er selbst nur als eine Generalprobe ansehen wollte, und nach der er sofort zu einer Neubearbeitung der Oper schritt, einige Längen kürzte und Nummern, die ihm „nicht einfach durchgreifend genug" erschienen, vollständig umkomponierte. Wiederum erscholl die Kunde von dem eigenartigen, ohne andre als Selbstschulung aufgewachsenen Talent über Eisfeld hinaus, wiederum erzählte man sich, wie nach den „Geschwistern," das Werrathal hinab Wunderdinge von dem jungen Dichter und Musiker, den die Eisfelder in ihrer Mitte hegten.

Und diesmal wenigstens verrann die erweckte Teilnahme nicht in dem Strom der selbstgefälligen und neugierigen Wechselrede. Mehr als einmal hatte Ludwig auch bei den umwohnenden Verlegern angepocht, jetzt, nach der „Köhlerin", erklärte sich die Kesselringsche Hofbuchhandlung in Hildburghausen aus freien Stücken bereit, wenn der Komponist „etwas habe, das passe," ein paar Hefte Lieder, Balladen oder dergleichen von ihm zu drucken. Als Otto Ludwig darauf seine

Kompoſitionen der Goethiſchen Balladen „Die wandelnde Glocke“ und „Der Totentanz“ einſandte, war der willige Verleger immer noch vorſichtig genug, bei einer Autorität, wofür hier der Meiningiſche Hofkapellmeiſter Eduard Grund galt, ein Urteil einzuholen. Und obſchon Grund ein entſchiedner Bewundrer der Melodik und des bel canto der neuitalieniſchen Oper geweſen zu ſein ſcheint, ſo war er doch einſichtig und unparteiiſch genug, Ludwigs dem Charakteriſtiſchen zuſtrebende, etwa an die Kompoſitionen Karl Löwes und daran anklingende Balladen zu würdigen und der Keſſelringſchen Handlung zu erklären: „Die Kompoſitionen des Herrn Ludwig haben mein Intereſſe für den Komponiſten ſehr in Anſpruch genommen. Sie laſſen zwar in melodiſcher Hinſicht etwas zu wünſchen übrig, denn die Erfindung der Melodie iſt nicht reich genug, jedoch verraten ſie ein unverkennbar großes Talent.“ Dies Urteil und die Teilnahme Grunds ermutigten Ludwig, Anfang März 1839 auch ſeine „Köhlerin“ an den Meininger Hofkapellmeiſter einzuſenden. Schon nach wenigen Tagen empfing er einen Brief, der nach ſeinem eignen Wort auf ihn wirkte, „wie auf den Wandrer in der Wüſte das Auffinden einer Oaſe.“ Grund ſchrieb (Meiningen, den 6. März 1839): „Mein lieber Herr Ludwig! Das, was ich von Ihrer Kompoſition bis jetzt flüchtig geſehen habe, hat mich ſchon überzeugt, daß Sie viel Kompoſitionstalent haben, es wäre ſchade, wenn es nicht die möglichſte Ausbildung erhielte. Eisfeld, wo Sie nichts hören, iſt kein Aufenthalt für Sie. Ich habe Sie deshalb heute dem Herzog empfohlen und habe auch inſoweit meinen Zweck erreicht, daß er mir aufgetragen, Ihnen zu ſchreiben, daß Sie ſobald als möglich ſelbſt nach Meiningen kommen möchten, bis zum 15. April können Sie hier einige Opern hören — am 12. dieſes iſt die „Somnambula“ von Bellini zum

erstenmale. Kommen Sie nur auf gut Glück her — ich werde nachher mit Ihnen besprechen, was weiter zu thun ist."

So wenig verlockend Ludwig die Aussicht auf die „Somnambula" dünken mochte, und so scharf er den Gegensatz zwischen seinen eignen und den Kunstanschauungen des wackern Meininger Kapellmeisters selbst in diesem Augenblicke empfand, so löste sich doch sein ganzes Wesen in Dank und Hoffnung. „Du weißt," schrieb er an Schaller, dem er (Eisfeld, den 10. März 1839) die Freudenbotschaft meldete und eine Zusammenkunft in Meiningen vorschlug, „daß Zweifel an meinem Talent ein zehrender Rostfleck an demselben war, und diese Anerkennung scheint um so weniger parteilich, da sie von einem herrührt, der einer andern Schule angehört." Er entschloß sich rasch, dem Rufe Grunds zu folgen. Um die Mitte März muß er in der kleinen Residenzstadt eingetroffen sein, am 18. bereits empfing ihn sein Landesherr, dem der Hofkapellmeister inzwischen weitern Bericht erstattet hatte, in Audienz.

Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen, der seit 1803 unter mütterlicher Obervormundschaft, seit Dezember 1821 selbständig sein 1826 wesentlich vergrößertes Land regierte, war unter den deutschen Kleinfürsten seiner Tage eine der hervorragendsten und ausgezeichnetsten Gestalten. In kräftiger, lebendiger Teilnahme am Wohl und Wehe der etwa 200 000 Unterthanen, die seiner Hand anvertraut waren, in unermüdlicher Sorgfalt für das Gedeihen seines Herzogtums, bei hellem Blick, festem Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl zeigte sich der Herzog auch bestrebt, jeden alten Ruhm des ernestinischen Hauses zu wahren. Nicht in so ausgeprägter und hervorragender Weise kunstsinnig wie sein unvergeßner Vater Herzog Georg, der fürstliche Freund J. Chr. Reinharts und Jean

Pauls, der Gönner Ernst Wagners, oder wie sein Sohn Georg, der gegenwärtig regierende Herzog, war Herzog Bernhard Erich Freund für Kunstschöpfungen und Kunstbestrebungen gleichwohl empfänglich und setzte einen berechtigten fürstlichen Stolz darein, die Talente seines Landes zu fördern, soviel das seine beschränkten Mittel nur immer gestatteten. Daß bei solcher Förderung noch genug von der Art abhing, in der der wohlwollende und willenskräftige Fürst beraten wurde, braucht kaum erinnert zu werden, und daß Grund, der zunächst allein sich Otto Ludwigs angenommen hatte, die entscheidende Stimme führte, war nur in der Ordnung. Der Hofkapellmeister wußte nichts von dem innern Schwanken des ernsten Autodidakten, nichts von dem geheimen Zuge in Ludwigs Seele, der den starken Schöpferdrang des jungen Mannes immer wieder von der Musik zur Dichtung lenkte. Er meinte einem großen und vielversprechenden Kompositionstalente in Ludwigs Liedern, Balladen und Singspielen zu begegnen und schlug dem Herzog vor, dies Talent der Pflege eines anerkannten, aber jugendkräftigen Meisters, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, anzuvertrauen. Der warme Eifer und die Selbstlosigkeit, die der Meininger Hofkapellmeister bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, bleiben alles Preises wert, auch wenn der schließliche Erfolg gegen seinen Rat entschied.

Am 18. März 1839 meldete Ludwig (Meiningen, in meiner Residenz „Zum Hirsch"): „Soeben komme ich vom Herzoge, der mir seinen allerdurchlauchtigsten Willen kundgethan, mich in Leipzig bei Mendelssohn-Bartholdy meine musikalischen Studien vollenden zu lassen. Ich weiß nicht, ob ich bis Sonntag bleiben kann. Wenn ihr nicht dem Italiener zu Feind seid, so kommt Mittwoch zur Norma." Schon zwei Tage später konnte er berichten, daß aus Gründen, die er mündlich darlegen wolle, die „Köhlerin" zur

Zeit in Meiningen nicht aufgeführt werden könne, daß aber inzwiſchen entſchieden worden ſei, er „ſolle im September nach Leipzig, ſintemalen Mendelsſohn im Sommer gewöhnlich auf Reiſen iſt.“ Im gleichen Briefe meldete er ſich zum Beſuch im meiningiſchen Unterlande, d. h. bei dem Freundespaare in Waſungen an. Das Herz war ihm zu voll, und er mußte das Glückgefühl, das ihn durchſtrömte, die freudige Erwartung endlicher klarer und ungehemmter Entwicklung mit dem Freunde genießen, der ſo manche innre Kämpfe, Zweifel und Sorgen der zurückliegenden Jahre mit ihm geteilt hatte. Es waren frohe Lenztage, die dem Künſtler jetzt in Waſungen und in Schallers beſcheidner Häuslichkeit aufgingen. Der dicke Herr und die alten Getreuen — Burkhardt, Ambrunn, Merlet und andre — hatten indes daheim die Kunde, daß der durchlauchtigſte Landesherr an Ottos Talent perſönlichen Anteil nähme und ihm ein mehrjähriges Stipendium bewilligt hätte, raſch verbreitet. Die Ludwig wohlgeſinnten begrüßten die verheißungsvolle Wendung mit herzlichem Jubel, die Kopfſchüttler und Unheilsverkünder nahmen die Miene an, als ob ſie niemals am Erfolg des Landsmannes gezweifelt hätten, und nur die ganz Nüchternen und Ehrenfeſten, die ſich zugleich die Weiſeſten deuchten, gaben zu bedenken, daß man trotz der herzoglichen Protektion erſt abwarten müßte, ob die Stelle, die der Muſiker dermaleinſt vielleicht erhalten würde, den Ottoſchen Kramladen aufwöge.

Freilich war es nur ein mäßiges, im Vergleich mit ſechsjährigem Arbeiten und Ringen geringfügiges Reſultat, das Otto Ludwig von der Meininger Fahrt heimbrachte: die Zuſicherung eines herzoglichen Stipendiums von jährlich 300 Gulden auf drei Jahre. Doch gegenüber dem ſeitherigen hilfloſen Aufſichgeſtelltſein, der quälenden Unſicherheit, in der nur zu oft die Zweifel der Alltagsnaturen in Ludwigs eigne Künſtler-

seele übergegangen waren, bedeutete es doch nicht wenig und drängte ihm mit heilsamem Zwange den Entschluß auf, nun endlich Eisfeld und die altgewohnten Zustände zu verlassen.

Auch jetzt lösten sich Licht und Schatten in seinen Erlebnissen in gewohnter Weise ab. An derselben Stelle seines Tagebuches, an der er einzeichnet, daß er im März in Meiningen und bei Schaller in Wasungen gewesen sei, findet sich im April 1839 der Ausruf: „Es giebt Schmerzen, die zu groß sind und zu heilig für die Klage!“ Die Nachricht, daß sich einer seiner Jugendfreunde, ein junger Maler mit seiner Geliebten in München erschossen habe, erschütterte ihn aufs tiefste. Schon im Jahre 1831 hatte er ähnliche Schmerzen durchlebt, als sich sein Schulkamerad der Apothekerlehrling Alexander Berbert, der Sohn des Archidiakonus von Eisfeld aus nicht zu bewältigender Abneigung gegen seinen Stand und weil ihm die Mittel für ein Universitätsstudium fehlten, durch Blausäure vergiftet hatte.

Doch das Leben wollte sein Recht und Eisfeld fand, daß für Ludwig jetzt keine Zeit zur Trauer sei. Die Freunde und Mitbürger suchten ihre Freude über die eingetretene Wendung auf ihre Weise an den Tag zu legen. Am zweiten Osterfeiertage fand im Schützenhofe ein „Harmonieball“ statt, an dem Ludwig teilnahm; das mit Dilettanten verstärkte Orchester führte „einen Schottischen“ aus seiner unvollendeten Oper „Lorelei“ auf, der „einen Enthusiasmus erregte, wie er noch keinen gesehen.“ Der Tanz wurde fünfmal gespielt, „nach jedem male lärmender Applaus, Da capo-Rufe. Dieselben Paare, die eben getanzt, machten die Wiederholung mit. Alles tanzte — es war kein Frauenzimmer mehr übrig“.

Die Folge dieses Ballenthusiasmus war, daß sich Ludwig wieder einige Wochen mit dem Plane zur

„Lorelei“ beschäftigte. In den Sommermonaten hingegen arbeitete er eifrig an dem früher erwähnten Requiem, zu dem er im August die Fuge Cum tuis sanctis zum Agnus Dei schrieb, und an dem im September nur noch das Dies irae zu vollenden war. Der Komponist hegte die Absicht, Gedanken über seine Auffassung eines Requiem niederzuschreiben und der Partitur beizulegen. Der Gedanke mochte ihm vorschweben, sich dem künftigen Meister nach verschiednen Seiten seines musikalischen Könnens und Strebens zu zeigen. Im September schrieb er an Mendelssohn-Bartholdy, dem er eben jetzt von Meiningen her offiziell empfohlen worden war. Gleichzeitig erschienen die Goethischen Balladen „für eine Singstimme, mit Begleitung des Pianoforte komponiert und Madame Caroline Voit zum Zeichen innigster Hochachtung zugeeignet“ (Hildburghausen und Meiningen, im Kesselringschen Musikverlag), die erste künstlerische Arbeit Ludwigs, die durch den Druck der Nachwelt erhalten worden ist. Anfang Oktober verteilte und versandte er die ihm von diesem Werkchen bewilligten zwanzig Exemplare als Abschiedsgruß.

Weder Ludwig noch seine Gönner konnten ahnen, daß der Musiker, der sich rüstete, auf Jahre hinaus ein Jünger des gefeiertsten musikalischen Meisters jener Tage zu werden, schon am Ziele des Weges stand, den er — mit mancherlei Absprüngen, doch im ganzen beharrlich — seither verfolgt hatte und nun erst recht zu beschreiten vermeinte. Seine Thätigkeit als Komponist sollte mit den Opern und Singspielen „Die Köhlerin“ und „Die Geschwister,“ mit den zahlreichen Opernfragmenten, den Balladen und Liedern und den bereits erwähnten kirchlichen Kompositionen der Eisfelder Zeit abgeschlossen sein und keine wesentliche Folge für sein Leben haben. Die Beurteiler, die diesen Jugendschöpfungen und Versuchen Talent

zusprachen, hatten recht, und doch war es nicht unsers Autodidakten eigenstes, tiefstes und entwicklungsfähigstes Talent, das in diesen Kompositionen zur Verkörperung und zum Ausdruck gekommen war. Wer damals mit feinem und sicherm Gefühl für das Selbständige, originell Schöpferische in aller Kunst die musikalischen Arbeiten und die lyrischen Gedichte, die größern poetischen Pläne und Anfänge Otto Ludwigs gegeneinander geprüft hätte, der würde zwischen den vielen unreifen, mannigfachen poetischen Vorläufern nachklingenden Dichtungen, wie in den Entwürfen und Szenen des „Trauerspiels der Liebe" und des „Trauerspiels der Treue" einzelnen dem tiefsten Innern eines sehnsuchtsvollen und leidenschaftlichen Herzens entquollnen Lauten, eigentümlich mächtigen und fesselnden Zügen einer starken, von keinem Vorbild abhängigen Phantasie begegnet sein. Nichts diesen verheißungsvollen Anfängen Verwandtes lebt und waltet in den viel abgeschloßneren und fertigern Kompositionen. Im Streben nach schlichter Volkstümlichkeit lehnten sich die Opernkompositionen Ludwigs teils an Mozarts „Entführung" und „Zauberflöte," teils und noch viel bestimmter an Joseph Weigls „Schweizerfamilie" und verwandte Werke an. Auf sie trifft zu, was Julius Rietz an Heydrich über diese Jugendschöpfungen schrieb: „Vergleicht man sie mit den Werken gleichzeitiger Musiker, so ergiebt sich das auffallende Resultat, daß sie in Form und Inhalt etwa dreißig Jahre hinter der Richtung des Geschmacks, der Ausbildung der Komposition und der Klaviertechnik jener Musikperiode zurückliegen. Sie erinnern weder an Beethoven und Schubert, die bereits abgeschieden, deren Werke aber doch damals fast allgemein bekannt waren, noch an Mendelssohn-Bartholdy und Schumann." (Nachlaßschriften. Bd. 1, S. 54.) Die Lieder und Balladen zeigen mehr Verwandtschaft mit den Gesängen Reichardts, Zumstegs, allenfalls C. M. von Webers

und Karl Löwes in beider jüngern Jahren als mit denen Franz Schuberts. Ein gewisser Zug zum Charakteristischen, Dramatischen, der namentlich in den mehrerwähnten Balladen (Ludwig hatte auch Goethes „Erlkönig“ und Schillers „Taucher“ komponiert) und das Gretchenlied „Ach neige, du Schmerzensreiche“ durchdringt, die außerordentliche Frische innerhalb der knappen, fast kargen Begrenzung der Melodik, verleihen diesen Jugendwerken Reiz und Anziehungskraft, und zweifellos hätten auch hier Keime einer höchst erfreulichen und wertvollen Entwicklung gelegen, wenn Ludwig der unwiderstehlichen und nie rastenden Liebe zur Musik treu geblieben wäre, die selbständigen und ureigentümlichen Leistungen so oft voraufgeht.

Es blieb ihm zunächst verborgen, daß seinem neuen Lebensplan eine doppelte Gefahr aus seiner eignen Seele und seinem eignen Blute herausdrohe. Die erste war ein Ergebnis der geschilderten Jahre. Die poetischen und musikalischen Antriebe in ihm waren bisher friedlich nebeneinander wirksam gewesen, er hielt es gerade jetzt für undenkbar, daß die poetischen so übermächtig werden könnten, daß sie die musikalischen ins Gedränge zu bringen vermöchten. Bescheiden, wie er über seine Selbsterziehung und seine autodidaktische Bildung dachte, war er sich nicht bewußt geworden, daß ihm sein ungeregeltes, aber unabläßiges und in die Tiefe strebendes Lernen im Verein mit leidvollen Lebenserfahrungen bereits eine viel reifere und reichere Weltanschauung gegeben hatte, als sie junge Musikstudenten der Regel nach mitbrachten, daß eine Eigenart und Selbständigkeit in ihm genährt worden war, der er im Zusammenstoß mit einer veränderten äußern Welt und den Ansprüchen andrer inne werden sollte.

Die andre Gefahr lag in seinen körperlichen Zuständen. Seit der Heimkehr von Saalfeld hatte er mehr als einmal mit der aus der Kindheit überkommnen,

in guten Zeiten nur zurücktretenden, nicht verschwindenden nervösen Reizbarkeit zu kämpfen gehabt. Selbst aus dem glücklichen Jahre 1834 erzählt Schaller: „Trotz seines anscheinend gesunden Zustandes befiel ihn während unsers Zusammenlebens im Garten öfters Unwohlsein, das mich um ihn besorgt machte. Gegen den Herbst hin hatte er öfters beim Nachhausegehen aus der Gesellschaft nachts gewisse Visionen, sodaß er z. B. mich Vorausgehenden über Schlangen oder durch teppichtragende Tiroler hindurch schreiten sah und mit einem Schreckensruf zurückhielt. Er fühlte meist zur Nachtzeit Blutandrang nach dem Herzen und Kopfe, der ihn am Schlafe hinderte. Manche Nacht entstieg er seinem Bette und saß am meinigen, meinen ruhigen Schlaf mit Verwundrung beobachtend und mich weckend. Da wanderten wir oft die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen ins Freie, und nachdem er in der frischen Luft »seine lieben blauen Berge« wiedergesehen hatte, war das Blut beruhigt.“ — Im Jahre 1836 war Ludwig wochenlang schwer erkrankt und hatte nach seinem eignen Zeugnis (Brief an Friedrich Hofmann) den „ersten Anfall der früher vorbereiteten Nervenkrankheit zu bestehen.“ Während der letzten Jahre in Eisfeld war er dann von eigentlichen Niederlagen verschont geblieben, wozu die Waldluft des heimischen Thales, die Stille seines Gartens, die Einfachheit und die unregelmäßige Regelmäßigkeit seiner Lebensweise (er legte sich erst in später Nachtstunde nieder und stand morgens selten vor neun oder zehn Uhr auf) sicher das meiste beigetragen hatten. Er dachte jetzt wohl kaum daran, daß diese Bedingungen seines körperlichen Wohlseins in der Großstadt alle mehr oder minder unerreichbar sein würden. Und auch wenn er daran gedacht hätte, wer in seiner Lage würde solchen Erwägungen viel Gewicht beigelegt haben!

Mittwoch, den 23. Oktober verließ Ludwig seine

Vaterſtadt, reiſte zunächſt nach Hildburghauſen, wo ihn „Papa Buck“ mit einigen Empfehlungsbriefen für Leipzig ausrüſtete, verweilte vom 24. bis 26. Oktober in Meiningen und fuhr von dort mit der Poſt über Gotha nach Leipzig. Am 28. Oktober 1839, nachmittags 3 Uhr, langte er nach ſechsunddreißigſtündiger Fahrt, ſchwer erkältet, am Ziele der erſten größern Reiſe an, die er im Leben unternommen hatte.

In Leipzig

Mit einem für Leib und Seele gleich empfindlichen Ruck sah sich der Einsiedler von Eisfeld aus der Stille seines Heimatstädtchens in das nach seinen Begriffen große und jedenfalls lebensvolle Leipzig, der poetische und musikalische Autodidakt an einen Hauptbrennpunkt des damaligen deutschen Litteratur- und Musiklebens versetzt. An die Stelle des Gartenidylls, an dem er noch — kaum wußte er selbst, wie fest — mit Sinnen und Seele hing, trat eine bescheidne Stadtwohnung in einer schmalen Gasse des alten Leipzigs (Thomasgäßchen Nr. 111), an Stelle der unbeschränkten Selbstbestimmung, in der der Strebende jahrelang seinen Träumen wie seinen Studien ohne jede Weisung wie ohne festes Ziel nachgelebt hatte, sollte nach seiner eignen und seiner Gönner Meinung die Unterordnung unter einen anerkannten und gefeierten Meister wie Felix Mendelssohn-Bartholdy treten. Als Otto Ludwig vor seinem Landesherrn gestanden, und als er sich zur Fahrt nach Leipzig gerüstet hatte, war das Gefühl, endlich einen bestimmten Pfad und hinter diesem eine lachende Lichtung zu erblicken, in ihm mächtig gewesen. Angesichts der Neuheit und Fremdheit aller Umgebungen, unter dem leisen Druck seiner notgedrungen veränderten Lebensweise überschlich den Thüringer, und nicht nur in den ersten Stunden und Tagen, ein fröstelndes Bangen, ob der eben vor Augen geschaute

Weg auch wirklich gangbar, und die sonnige Lichtung nicht täuschendes Sumpfland sei. Der Unverwöhnte sollte alsbald erfahren, daß es auch eine tiefreichende Verwöhnung der Entbehrung giebt, die drängenden neuen Eindrücken und Genüssen nicht stand hält, der geistig Ringende sollte, ehe viel Zeit verging, ahnen, daß er mit seiner Berufswahl, soweit er sich zum Musiker bestimmt hatte, einen falschen Schritt gethan habe. Vor der Hand freilich versuchte Ludwig in dem Strome zu schwimmen, in den er sich halb geworfen hatte, halb geworfen worden war, und hielt die seelischen und physischen Schmerzen, die ihm das neue, ungewohnte Leben bereitete, für den Einstand, den jeder Neuling zu zahlen habe. Er war im Herbst 1839 nach jedermanns Urteil und die Dinge mit aller Augen, nur nicht mit den seinen gesehen, zur guten Stunde nach Leipzig gekommen. Seit einem halben Jahrhundert hatte die Pleißenstadt sich keines so weithin sichtbaren Aufschwunges in Geist und Kunst erfreut, als zu Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre.

Zwar die Tage, in denen Leipzig ohne Frage der geistige Mittelpunkt Deutschlands gewesen war, lagen weit und nahezu ein Jahrhundert zurück. Das denkwürdige Menschenalter zwischen 1725 und 1760, wo Gottsched und Gellert, der gefürchtete Geschmacksdiktator und der liebenswürdigste, gefeiertste und gelesenste Schriftsteller der Zeit, an der Leipziger Universität gelehrt und jeder einen andern Kreis von dichtenden, übersetzenden, schöngeistigen Magistern, Kandidaten und Studenten um sich gesammelt hatte, wo Johann Sebastian Bach als Kantor der Thomasschule die gewaltige Meisterschaft und schöpferische Fruchtbarkeit entfaltet hatte, deren reiche Früchte den Leipzigern mit den unsterblichen Kantaten und Orgelwerken des Meisters bei sonntägigen Kirchenmusiken und

Sonnabendmotetten zu teil geworden waren, ohne daß man die ganze, Jahrhunderte überragende Größe des Komponiſten auch nur ahnte, das Menſchenalter, wo in Leipziger Studentenſtuben die erſten Geſänge des Klopſtockiſchen „Meſſias“ und Leſſings Jugendluſtſpiel „Der junge Gelehrte“ entſtanden waren, wo Karoline Neuber mit ihrer vielberühmten Komödiantentruppe den Hanswurſt zu Grabe getragen und das regelmäßige Drama ſtattlich aufgerichtet hatte, die Zeit, wo Leipzig zu dem „Klein-Paris“ geworden war, das der junge Frankfurter Student Wolfgang Goethe noch vorfand, ſie hatte ſich nicht erneuert. Leipzig war einer der Mittelpunkte des deutſchen Kulturlebens geblieben, aber nie wieder der Mittelpunkt geworden, wie in den Tagen, wo man die meißniſche Mundart für das beſte Deutſch hielt. Die Saat des achtzehnten Jahrhunderts war nicht überall, doch vielfach aufgegangen; im Auf und Ab der Jahrzehnte hatte die Leipziger Univerſität mehr oder minder berühmte, für die allgemeine Bildung und den Geſchmack wichtige oder gleichgiltige Lehrer beſeſſen, dem großen Bach waren beſcheidnere, aber meiſt verdienſtvolle und tüchtige Muſiker im Kantorat der Thomasſchule gefolgt; die ſtehend gewordne Bühne hatte glänzende und dürftige Perioden geſehen. Aber wie die Stadt ſelbſt unabläſſig, auch zwiſchen und unmittelbar nach den weltgeſchichtlichen Stürmen, an Ausdehnung, an Wohlſtand, Reichtum und Gemeinſinn ihrer Bewohner gewachſen war, hatten ſich auch gewiſſe andre Dinge unabläſſig entwickelt. Leipzig war ſeit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts unbeſtritten der Hauptmittelpunkt des deutſchen Buch- und Muſikalienhandels, der Verlag und Vertrieb immer ausgedehnter und bedeutender geworden. Die Zahl der in Leipzig arbeitenden Preſſen und Notenſtechereien übertraf wohl ſchon in den dreißiger Jahren die in drei oder vier der größten deutſchen Städte zuſammen-

genommen vorhandne Zahl, und von dieser eigenartigen Betriebsamkeit ging unzweifelhaft eine gewisse Wirkung auf die gesamte Bevölkerung aus. Die Anfänge auch jener Buchindustrie, die für das litterarische Bedürfnis der Massen weniger zu sorgen, als dieses Bedürfnis vielmehr erst zu erwecken und hervorzurufen sucht, waren mit dem Brockhausischen Konversationslexikon, dem „Pfennigmagazin" und ähnlichen Unternehmungen bereits ins Leben getreten. Sie hatten die Berechtigung aller Anfänge und halfen die Zahl der Menschen, die eine wenigstens äußere Beziehung zur Litteratur hatten, unglaublich steigern. Aber auch hiervon noch abgesehen, zog das litterarische Leben Leipzigs in dieser Zeit wieder die Augen weiter Kreise auf sich.

Während zum Teil bis in die dreißiger Jahre hinein die Gruppe der ältern namhaften Schriftsteller Leipzigs: Friedrich Rochlitz, Wilhelm Gerhard, Heinrich Blümner, C. A. Clodius (der jüngere), Amadeus Wendt noch der klassischen Periode der deutschen Litteratur mit schwachem Nachklang angehört hatten, während in den Tagen der Romantik das litterarische Leipzig so unbeteiligt geblieben war, daß August Apels „Gespensterbuch" und „Wunderbuch" beinahe die einzigen nennenswerten auf Leipziger Boden erwachsnen Beiträge zur deutschen romantischen Litteratur wurden, hatte die jungdeutsche Bewegung, die mehr oder weniger entschiedne Wendung der Litteratur zur Politik in der Lindenstadt einen natürlichen und breiten Boden gefunden. Einige der lautesten und rührigsten Wortführer der „jungdeutschen" Litteratur: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Hermann Marggraff hatten sich in Leipzig niedergelassen und entwickelten in den von ihnen redigierten Zeitschriften (unter denen die „Zeitung für die elegante Welt," abwechselnd unter Laubes und Kühnes Redaktion, die namhafteste war), wie in ihren

eignen erzählenden und dramatiſchen Arbeiten die wunderliche Miſchung von poetiſchen und publiziſtiſchen Elementen, die man für ein Verjüngungsbad, eine Neubelebung der alt gewordnen deutſchen Dichtung hielt. Die Vorläufer der politiſchen Poeſie, Julius Moſen, Karl Beck, Ernſt Ortlepp, lebten während der dreißiger Jahre ſämtlich längere Zeit in Leipzig und wurden wenig ſpäter von einem jüngern Geſchlechte politiſcher Sänger und (meiſt öſterreichiſcher) Zenſurflüchtlinge abgelöſt. Die harmloſern, aber einflußreichen Belletriſten des Leipziger Parnaſſes: der Böhme Karl Herloßſohn, der die Zeitſchrift „Der Komet," die Lauſitzer Robert Heller, der die Zeitſchrift „Roſen," und Ernſt Willkomm, der die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater," der Dresdner Ferdinand Stolle, der die „Eilpoſt für Moden" redigierte, ſuchten ſich ſelbſt, ſo gut es angehen wollte, mit der Gärung der Zeit zu durchdringen und beſcheidne, aber fleißige Erzählungskunſt mit der Teilnahme an der Sache des Liberalismus zu verbinden. Zu dieſen für den Tag anerkannten Roman- und Novellenſchriftſtellern geſellten ſich zahlreiche „Litteraten" zur Zeit noch unbeſtimmten Gepräges, aber bereit, von unreifer und unergiebiger Lyrik zur Überſetzerfron oder zur rein politiſchen Journaliſtik, die mit den „Sächſiſchen Vaterlandsblättern," dem „Wandelſtern," mit K. Biedermanns Zeitſchriften eben aufzuleben begann, überzugehen. Die kräftige Demagogengeſtalt Robert Blums, der trotz ſeiner Stellung als Theaterſekretär und gelegentlicher Gaſtrollen bei der Belletriſtik nur in der künftigen Revolution lebte und ſelbſt Schillers gefeierten Dichternamen vortrefflich für deren Vorbereitung auszunutzen wußte, drängte mehr als einen der Unentſchiednen in die Zeitungsſchreiberlaufbahn hinüber. Mitten zwiſchen dem Gedränge politiſcher Beſtrebungen und halbpolitiſcher „zeitgenöſſiſcher" Litteratur ver-

ſuchte ein kleines Häuflein geſunder, aber leider wenig bedeutender lyriſcher Dichter, Adolf Böttger, Julius Hammer, Theodor Apel u. a., die nicht tendenziöſe Poeſie, die ſie meiſt von der formellen Seite auffaßten, zu pflegen und zu hüten. Die Zahl der in Leipzig heimiſchen Schriftſteller wurde unaufhörlich durch den Zuzug vorübergehender fremder Gäſte und den Nachwuchs aus ſtudentiſchen Kreiſen verſtärkt. Die litterariſche Bedeutung Leipzigs aber, die ſchon durch dieſe Fülle von wirklichem und ſcheinbarem Leben weſentlich geſteigert war, erhöhte ſich durch ſeine Stellung als großer Verlagsort. So wurde das hervorragendſte kritiſche Blatt jener Gärungsperiode, Ruges und Echtermeyers „Halliſche Jahrbücher," zwar in Halle redigiert, aber in Leipzig verlegt, ſo erſchien mehr als die Hälfte der damals Aufſehen erregenden Bücher bei Leipziger Firmen.

Nicht minder bewegt, eigentümlich, vielſeitig und vielverheißend, dabei meiſt erfreulicher und zu längerer Nachwirkung beſtimmt, zeigte ſich um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre das muſikaliſche Leben Leipzigs, das dem Eisfelder Ankömmling trotz ſeiner poetiſchen Neigungen und litterariſchen Verſuche zunächſt näher liegen mußte als das Treiben der Litteratur. Reicher und für muſikaliſche Naturen anziehender, als es ſeit Bachs Tagen der Fall geweſen war, zeigte ſich die Muſikſtadt an allen Enden. Zwar die Oper entſprach unter der knappen und vorſichtigen Verwaltung des ſtädtiſchen Theaterpächters Ringelhardt nur mäßigen Anſprüchen, immerhin erwuchs in jenen Jahren und aus ihrer Mitte ein ſo natürliches und in gutem Sinne volkstümliches Talent wie das Albert Lortzings. Doch der muſikaliſche Glanz Leipzigs ſtrahlte nicht von der Opernbühne, ſondern vom Saale des Gewandhauſes aus. An der Spitze des großen Konzerts, der glücklichſten im ſtillen gediehnen und gereiften

Kunſtanſtalt der Stadt, ſtand ſeit dem Herbſt 1835 der junge Meiſter, der raſcher als einer ſeiner Zeitgenoſſen die Herzen der Leipziger muſikaliſchen Kreiſe im Sturm erobert hatte, deſſen ſchöpferiſches und Dirigententalent durch eine gewinnende und für die beſondern Verhältniſſe, in denen er wirkte, wie geſchaffne Perſönlichkeit unterſtützt wurde, ſodaß ihm alles gelang, was er — da eine feine und weltkluge Mäßigung unter ſeinen Tugenden nicht fehlte — überhaupt in Angriff nahm und erſtreben mochte. Natürlich hatte er im Beginne ſeiner Thätigkeit als Leiter der Gewandhauskonzerte durch den Einſatz ſeines außerordentlichen Talents, eines nicht leicht zu ermüdenden Eifers die Gunſt des wahrhaft muſikaliſchen Publikums gewonnen, aber mit einer gewiſſen Wahrheit konnte Mendelsſohns eigne Schweſter Rebekka Dirichlet in Berlin ſchreiben: „In Leipzig kann Felix wirklich ankündigen, er werde ſich auf den Markt mit einer Nachtmütze hinſtellen, die Leute bezahlen auch Entree.“ Mendelsſohn hatte jene Begeiſterung, jene Hingebung für ſich und alles erweckt, was er ſchuf oder leitete, ja auch was er nur begünſtigte, die ſchließlich kritiklos vertraut und folgt. Und da ihm die Fähigkeit wie das Glück beſchieden waren, die meiſten wirklich ſchöpferiſchen und vielverſprechenden Talente der Zeit zu erkennen und zu würdigen, ſo gab er nicht nur den Aufführungen, ſondern auch den Programmen der von ihm geleiteten Gewandhauskonzerte einen Aufſchwung, der die Mendelsſohnzeit noch heute in der Erinnerung alter Leipziger als eine goldne verklärt, der den Weltruf des Konzertinſtituts eigentlich erſt begründete.

Der wachſende Ruf der Konzerte, wie der Ruhm und die anmutige, liebenswürdige Perſönlichkeit ihres Leiters zogen Winter für Winter hervorragende Muſiker nach Leipzig, von denen viele, wie der Däne Niels W. Gade, der Engländer Sterndale Benett, zahlreiche

Deutſche, längere Zeit blieben oder häufiger wiederkehrten. Die meiſten brachten eigne Ouverturen, Symphonien oder Kantaten, die ſie im Gewandhaus aufgeführt zu hören wünſchten und, ſoweit es mit gutem Kunſtgewiſſen geſchehen konnte, auch aufgeführt erhielten. Andre, Jüngere, wünſchten ſich beſcheidner nur des bildenden Verkehrs mit dem anerkannteſten Komponiſten und Klavierſpieler der Zeit zu erfreuen; gingen doch ſelbſt ſolche, die ſchon Geltung und Namen hatten, bei Mendelsſohn noch einmal in die Schule. In Mendelsſohns veröffentlichten Briefen iſt ein Nachglanz des bunten bewegten Treibens erhalten, das um ihn herrſchte, und worin zumal den leichter und froher gearteten Naturen, den Glückskindern aller Art warm und wohl wurde. Die zahlreichen und großenteils guten, ja ausgezeichneten Konzerte waren in dieſem Muſikleben noch das mindeſte; um die Wette mit ihnen drängten ſich die muſikaliſchen Privatunterhaltungen in Künſtlerkreiſen, wie in den reichen kunſtſinnigen Häuſern der Stadt, und bei alledem lag, verglichen mit der ſtimmungsloſen Haſt und dem nervös überreizten Gehaben der Gegenwart, noch ein Hauch des Behagens, der perſönlichen Freude an der Sache auf dem Ganzen. Man braucht nur die Schilderungen Mendelsſohns von einem Abend mit Chopin oder Moſcheles, von einem Weihnachtseſſen mit Geſangsquartett „bei Keils“ im Löhrſchen Hauſe oder von der großen Soiree mit dreihundertfünfzig Perſonen zu leſen, die er (im April 1840) im Gewandhausſaale für Fr. Liſzt gab: „mit Orcheſter, Chor, Biſchof, Kuchen, Meeresſtille, Tripelkonzert von Bach (Liſzt, Hiller und ich), Chören aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig, Teufel und ſeine Großmutter,“ um zu wiſſen, wie lebensfriſch und verhältnismäßig einfach es mitten in allem Streben, Schaffen und Aufführen, wie in aller geſelligen Luſt von damals zuging.

So ſicher und ſiegesgewiß Felix Mendelsſohn an der Spitze des Leipziger Muſikweſens ſtand, ſo beruht doch Bedeutung, Glanz und Nachruhm jener Tage weſentlich darauf, daß neben ihm und ſeinem engern Kreiſe anders geartete Naturen, andre Kunſtkreiſe vorhanden waren. Daß die „Kantoren“ Weinlig und nach ihm der gelehrte und hochverdiente Moritz Hauptmann in einer gewiſſen Zurückgezogenheit in den Mauern ihrer Thomasſchule ſaßen, ihre Thomaner regierten, weſentlich die Kirchenmuſik pflegten und nur gelegentlich fröhlich in das brauſende, weltliche Muſiktreiben tauchten, lag in ihrem Amt und ihrer Natur. Um ſo lebensvoller, bewegter und leidenſchaftlicher ging es unter der großen Gruppe jüngrer Muſiker und ihrer Freunde zu, die um das Banner der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“ geſchart, ſeit der Gründung dieſes Organs (1834) Geiſt, Phantaſie und tiefere Kunſtanſchauung offenbart hatten, und von denen der größere Teil nicht nur kritiſch, ſondern auch ſchöpferiſch thätig war. Um mehr als Haupteslänge ragte künſtleriſch ſchon damals, wo er nur erſt die genialen, originellen Klavierkompoſitionen ſeiner erſten Periode geſchaffen hatte, der träumeriſche, tiefpoetiſche Robert Schumann über die andern hervor, der mitten in harten Lebenskämpfen um die ihm zur Zeit noch verweigerte Geliebte (Klara Wieck) Kräfte zu entfalten begann, die ſelbſt ſeine nächſten Genoſſen, die „Davidsbündler,“ ſoviel ihrer damals in Leipzig noch um ihn waren, mit neidloſem Staunen erfüllten. Schumann war im Frühling 1839 nach einem geſcheiterten Verſuche, in Wien feſten Fuß zu faſſen, nach Leipzig zurückgekehrt, lebte, ſchuf und ſchwieg wieder in ſeinem alten Kreiſe, beglückt in ſeiner Liebe und beglückt durch das reiche Kunſttreiben um ihn her. So feſt er ſeinen eignen Weg ging und ſchaffend lediglich ſeinem innern Drange gehorchte, ſo empfanden die jüngern Freunde, die um

ihn standen und strebten, unter ihnen Verhulst, Hermann Hirschbach, Julius Becker, C. F. Becker, E. Ferd. Wenzel und zahlreiche andre, den innerlichen Gegensatz zwischen Mendelssohn und ihm viel schärfer als er selbst. In der von dem damaligen Publikum angenommenen Rivalität zwischen Meyerbeer und Mendelssohn hatte sich die „Neue Zeitschrift für Musik“ mit schroffster Entschiedenheit auf die Seite Mendelssohns gestellt, und hier folgten alle Glieder seines Kreises der Empfindung und Anschauung ihres Führers. Aber auch darüber hinaus ließ sich Schumann an Mendelssohn nicht rühren. „Mendelssohn ist der, an den ich hinanblicke, wie zu einem hohen Gebirge. Ein wahrer Gott ist er, und du solltest ihn kennen,“ hatte er 1836 seiner Schwägerin Therese geschrieben. Jetzt mochte ihn ein stärkeres Selbstgefühl, klareres Erkennen dessen, was er selbst vermöge, erfüllen, immer aber verwahrte er sich dawider, eine Parteifahne gegen Mendelssohn zu erheben. So stellte mit allen seinen leicht ersichtlichen Verschiedenheiten und seinen unterirdischen geistigen Strömungen, seinen unvermeidlichen Menschlichkeiten und gelegentlichen Reibungen das Leipziger Musikleben im großen und ganzen doch eine erfreuliche Einheit dar, überwältigend für den Neuling durch die Fülle des Geleisteten und Beabsichtigten, durch den Reichtum der Bestrebungen, der Naturen, der Mittel.

Der vom Herzog von Meiningen empfohlene und mit bescheidnen Stipendien ausgerüstete neue Schüler Mendelssohns empfand gleichwohl nichts oder nur wenig von der Stimmung, mit der die weitaus größte Zahl junger Musiker in den Zauberkreis von Leipzig trat. Ohne Frage war Ludwig mit ebenso gutem und festem Willen, zu lernen, mit dem Verlangen, nach jahrelangem Dursten zu schwelgen, gekommen als irgend einer. Wenn er sich gleichwohl von vornherein kühler

und kritiſcher, gleichſam unempfänglicher verhielt, ſo wirkten hierzu mannigfache Umſtände zuſammen. Sein Koffer mit den Singſpielen und den Balladenkompoſitionen langte von Eisfeld erſt nach Wochen an, und natürlicherweiſe wünſchte Mendelsſohn die Verſuche des ihm empfohlnen Talentes kennen zu lernen. Die erſten Wochen verſtrichen ungenützt für die Hauptſache, Ludwig gewann von ſeinem künftigen Lehrer zunächſt nur einen äußern Eindruck. „Felix Mendelsſohn-Bartholdy," ſchrieb er am 2. November 1839 an Schaller in Waſungen, „iſt ein ſehr artiger Mann — vielleicht noch ein Viertel Jude — dies Viertel hat ſich in ſeine Phyſiognomie, ſeinen ſchwarzen Lockenkopf und ſeine ſchnelle Sprache geflüchtet. Noch bin ich gar nicht in nähere Berührung mit ihm gekommen, weil meine Muſikalien, die er ſehen möchte, nicht angekommen ſind." Schlimmer war, daß auch die Eindrücke eines immerhin größern Theaters, als Ludwig bis jetzt geſehen hatte, ja ſelbſt der Gewandhauskonzerte, Eindrücke, die er gleich in den erſten Tagen empfing, ſeinen Erwartungen nicht entſprachen. Er hörte im erſten Konzert, das er beſuchte, Mendelsſohns „Meeresſtille und glückliche Fahrt" — die „Originalromanteske" ergriff ihn nicht — und danach die Spohrſche „Weihe der Töne," zu der er bemerkte: „In Hildburghauſen klang ſie anders, das waren Töne der Weihe!" Leicht möglich, daß die Spohrſche Symphonie an jenem Abend in der That eine mattere Aufführung erfuhr, aber ebenſo denkbar iſt es, daß der Einſiedler von Eisfeld ſich zunächſt durch die fremde Umgebung gedrückt und aus der empfänglichen Stimmung geriſſen fühlte. Seine Schilderung des Rieſenſaales —, als ſolcher erſchien ihm der alte Gewandhausſaal! — der vier großen Kronleuchter, der fünfhundert glänzenden Manns- und Weibsanzüge in dem erwähnten Brief läßt auf etwas derart ſchließen. Und nun geſchah, was für

ihn das ungünstigste werden mußte: er fiel, soweit es in Leipzig möglich war, in die Isolierung zurück, zu der ihn sein seitheriges Leben gedrängt hatte. „Denke dir, seit Montag bin ich hier ohne Buch und alles — ich habe alle Lust zum Ausgehen verloren, das Zurechtfragen ist ein abscheuliches Ding, ich verlaufe mich immer — sonst wäre ich doch einmal in eine Leihbibliothek gegangen. Ich bin in Leipzig noch mehr für mich als in Eisfeld, des Tages gehe ich — es müßten denn Geschäfte sein — nur einmal aus, lieber esse ich mittags gar nicht, abends punkt fünf Uhr gehts dann zum Biere, da wird ein ‚Töppchen' getrunken und etwas gegessen, cela est tout. Da hat ers doch besser neben einer solchen Frau und solchem Söhnlein zu sitzen. — Ich sehne mich, das ist wahr — aber weniger irgendwohin, als nur von hier weg!"

Stimmungen und Anwandlungen, wie sie uns aus Otto Ludwigs ersten Briefen in die Heimat entgegentreten, hat wohl jeder zu erfahren, der aus engen, aber von einem warmen und innigen Verkehr belebten kleinstädtischen Verhältnissen in das ihm fremde und gleichgiltig an ihm vorüberrauschende Leben einer Großstadt tritt. Aber des Künstlers Schicksal wollte es, daß sich Mißempfindungen, die andre vorübergehend beschleichen, in ihm festsetzten und ihn zu überwältigen drohten. Er stieß gleichsam bei jedem Schritt auf Hindernisse, Steine und Fußangeln. Um das Maß widriger Geschicke überfließen zu machen, versagte schon nach dem ersten Halbjahr seines Leipziger Aufenthaltes seine Gesundheit, die während der letzten Jahre in Eisfeld zu keinen Besorgnissen mehr Anlaß gegeben hatte. Die körperlichen Zustände trugen zur raschern Lösung der wunderlichen Verhältnisse bei, in die sich der Kunstjünger verstrickt sah, aber die Entscheidung selbst lag tiefer und hing mit einer geistigen Krisis zusammen, die schon vor dem Ausbruch der Krankheit begonnen hatte.

Die musikalischen Manuskripte Ludwigs waren noch im November in Leipzig eingetroffen und wurden Mendelssohn-Bartholdy vorgelegt. Ehe sie der Meister durchsehen und ein Urteil darüber abgeben konnte, riet er Ludwig zu Klavier- und Orgelstudien, zum fleißigen Anhören der Gewandhauskonzerte, der Quartettabende, der Kirchenmusiken, gelegentlich auch der Oper. Die Grundsätze, die Mendelssohn ein paar Jahr später bei der Errichtung des Leipziger Konservatoriums aussprach, daß „tüchtig Spielen und Takthalten, tüchtige Kenntnis aller tüchtigen Werke" die Hauptsache sei, wird er auch seinen Privatschülern gegenüber nicht verleugnet haben. In Ludwigs Tagebüchern findet sich im Dezember 1839 der Entwurf zu einem Briefe an den Herzog von Meiningen, worin der Stipendiat über seine von Mendelssohn geleiteten Studien Rechenschaft geben wollte. Danach hatte der erfahrene Lehrer ihm geraten, zunächst nichts weiter zu komponieren, sondern nur zu hören, Partituren zu studieren und namentlich täglich vier Stunden Klavier zu spielen; es gelte, gerade da er geistig entwickelter und reifer sei, als andre Musiker in seiner Lage, vorzugsweise den musikalischen Geschmack zu bilden und zu erfahren, was in allen Fächern schon geleistet sei, Ludwig scheine wenig zu kennen und keine Übersicht über den Reichtum der musikalischen Litteratur zu haben. Wie weit der Jünger den Willen und die Mittel hatte, die Ratschläge des Meisters zu befolgen, ist nicht völlig klar; an Freund Schaller schrieb er, daß das Stipendium des Herzogs zum einfachen Leben, nicht aber zum Besuch der teuern Konzerte (ein Konzertbillet kostete sechzehn Groschen!) und Theatervorstellungen hinreiche, daß er außerdem seine Gesundheit zu bedenken habe und wirklich in jedem Konzert, das er höre, unwohl werde. In sein Tagebuch zeichnete er am 3. Januar 1840 ein, daß ihm „Konzerte und Theater verschlossen

ſeien," nahm ſich aber zugleich vor, das Theater „doch möglichſt zu frequentieren — der Kenntnis der dramatiſchen Mittel wegen." Mendelsſohn hatte ihm offenbar auch empfohlen, ſeinen Herzog um eine Erhöhung des Stipendiums zu fleißigem Konzertbeſuche zu bitten, wogegen ſich Ludwigs Stolz ſträubte.

Auch im Fortgang der Wochen und Monate wollte kein wärmeres und innigeres Verhältnis zu Mendelsſohn gedeihen, die ganze Beziehung gewann nichts von dem vertraulichen Verkehr des Schülers mit dem Meiſter. Ludwig glich in ſeiner perſönlichen Erſcheinung, ſeiner Haltung, ſeinen Gewohnheiten, aber auch in ſeiner geiſtigen Bildung, ſeiner Männlichkeit, ſeiner verborgnen und doch aus ſeinen Augen ſprechenden ſeeliſchen Tiefe ſo wenig den jungen Muſikern, an die Mendelsſohn gewöhnt war, daß der feine, weltkluge Mann an dem wunderlichen Jünger irre wurde und auf falſche Fährten geriet, indem er ihn als viel fertiger, unbeſtimmbarer und ſelbſtbewußter ſchätzte, als Ludwig zu dieſer Zeit war. Die dramatiſchen Kompoſitionen Ludwigs, die er inzwiſchen einer nähern Einſicht unterzogen hatte, ſprachen den Meiſter wenig an. Er ſah, daß in Einzelgeſängen, Chören und Enſembleſätzen ein Zug zum volkstümlich Charakteriſtiſchen, bis ins kleinſte hinein Charakteriſtiſchen vorwaltete, der nach ſeiner Meinung vom Übel, ja eine „Geſchmackloſigkeit" war. Er äußerte, daß es wohl möglich ſei, daß Ludwig mit derartigen Sachen Glück mache, aber er dürfe ihm nicht raten, auf dieſem Wege weiter zu gehen. Ludwig müſſe, wenn er durchaus komponieren wolle, zunächſt verſuchen, ſich in andern, rein muſikaliſchen Formen auszuſprechen. Der Schüler ſchlug dieſen Rat nicht geradezu in den Wind, er begann neben und zwiſchen allem, was ihn damals erfüllte und beſchäftigte, an einer Sonate für Klavier zu arbeiten, von der es ungewiß iſt, ob ihre Anfänge

Mendelsſohn noch vorgelegt wurden. Am 1. Oktober 1840 ſchrieb Ludwig noch an Schaller, daß er ihm die „Symphonie“ zuſenden werde, ſobald er ſie glücklich zu ſtande gebracht habe.

Ludwig verſuchte, ſich die Abneigung, die er unleugbar gegen einen fortgeſetzten und nähern Verkehr mit Mendelsſohn empfand, auf die verſchiedenſte Weiſe zu erklären, und es entſprach ſicher den innerſten Empfindungen ſeiner vornehm ſpröden Natur, wenn er äußerte: „Ich halt es für kleinlich, faſt ſchmutzig, fremde Perſönlichkeiten durch gefliſſentliches Anſchmiegen nützen zu wollen für meine eigne, es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, ſie zu ſtreichen, wie die Magd das Kuheuter, damit man etwas herauspreſſe für ſich. Ich achte Mendelsſohn zu ſehr und zu wahr, als daß ich in ein Nutzenverhältnis mit ihm treten könnte, was er erwartet, weil leider in dieſer Welt einer ein Verhältnis, in dem er Nutzen geben kann, nur geſucht glaubt um dieſes Nutzens willen“ (an Schaller, Leipzig, 3. März 1840). Dabei verhehlte er ſich nicht, daß er niemals „modern und elegant“ werden würde, geſtand ſich aber kaum ein, daß ihn die anmutige und elegante, in einer geſellſchaftlichen Atmoſphäre aufgewachſne und von ſolcher Atmoſphäre fortgeſetzt umhauchte Perſönlichkeit des Künſtlers, deſſen Vorliebe für feine Formen, deſſen beſtändiger Verkehr in Lebenskreiſen, die dem einſiedleriſch gewöhnten Eisfelder unnatürlich, unwahr und im eigentlichen Sinne des Wortes leblos erſchienen, ſcheu machten. Trotz ſeiner wahren Achtung vor Mendelsſohns edelm Streben und großer Begabung ſagte er ſich, daß dem Meiſter „das Naive, Natürliche, Nächſte“ fern liege. In ſeinem Tagebuch wiederholt er mehr als einmal, daß er ſich die Pfeife nicht abgewöhnen wolle (er muß wohl in Leipzig, wo „ſelbſt die Tagelöhner Cigarren rauchten,“ einen Augenblick an Aufgeben dieſer Ge-

wohnheit gedacht haben), daß er nicht die leiseste Neigung verspüre, in das hohle, leere Gesellschaftstreiben, in die Lüge der Salons unterzutauchen, lauter Äußerungen, die eine bewußte und unbewußte Beziehung zu dem Gegensatz hatten, in dem sich Ludwig zu Mendelssohn, zu dem ganzen musikalischen Leipzig, ja zu der Stadt und ihren Bewohnern bereits befand. Die Besuche bei dem Meister wurden immer seltner. Als Mendelssohn am 11. April die Noten, die er Ludwig in den ersten Monaten geliehen hatte, abholen ließ, konnte dieser, der sich schon sehr unwohl fühlte, sich nicht mehr selbst zu einem Besuche aufraffen, sondern schrieb ein paar entschuldigende Zeilen und erklärte sein längeres Wegbleiben mit seinem körperlichen Zustande.

Noch weniger als zu Mendelssohn fühlte sich der siebenundzwanzigjährige, schwer mit sich selbst und der Welt ringende Kunstjünger zu den Musikern des Schumannischen Kreises hingezogen. Der Zufall hatte ihn in den ersten Tagen in eine auf dem Thomaskirchhof gelegene Gastwirtschaft geführt, nach der sein täglicher Ausgang gerichtet blieb, und wo er einige zunächst auch zufällige Bekanntschaften machte. Nur hundert Schritte von dieser seiner „Stammkneipe" fand sich am Eingang der Fleischergasse Poppes Wirtschaft „Zum Kaffeebaum," wo sich beinahe allabendlich Robert Schumann und seine Freunde versammelten. Aber Ludwig, obschon er sich nach der Lesung einzelner Nummern der „Neuen Zeitschrift für Musik" wiederholt vornahm, Schumann seinen Besuch zu machen, stand in allen seinen musikalischen Anschauungen und Gewöhnungen — denn auch Gewöhnungen spielen bei solchen Verhältnissen eine Rolle — der musikalischen Produktionslust und Produktionsweise Schumanns und aller ihm verwandten Naturen zu fern, um sich mit ihr rasch befreunden zu können. Er versuchte sich in einige der eben damals erscheinenden Schöpfungen

Schumanns einzuleben, aber es wollte ihm nicht gelingen. Die „Novelletten“ (op. 21) dünkten ihm — höchst ungerecht — ein „Produkt der Musikinduſtrie, die auf neue, ſeltſame Wendungen denke, wie die Coiffeurs oder Friſeurs auf neuen originellen Lockenſchmuck.“ Im Juni ſchrieb er in ſein Tagebuch, daß er ſich mit den Kompoſitionen der „romantiſchen Schule“, namentlich Schumanns, „nicht recht befreunden könne,“ fügte aber hinzu: „Doch jeder lebe ſeines Glaubens.“ Auch hier erſchien ihm „die Muſik vornehm geworden, darf alſo nicht mehr vom Herzen reden; iſts doch in der vornehmen Welt eine Schande, wenn mans nur merken läßt, daß man ein Herz hat!“ Ein Vorwurf, deſſen Unanwendbarkeit auf Schumann die eben im reichſten Strahl emporquellende Liebeslyrik des muſikaliſchen Meiſters bald genug erweiſen ſollte. Zwiſchen der noch gärenden, aber poetiſch reichen und poetiſch echten Innerlichkeit Otto Ludwigs und der Robert Schumanns hätten ſich auf alle Fälle Berührungs- und Verſtändigungspunkte ergeben, wenn eine perſönliche Bekanntſchaft angeknüpft worden wäre.

Die Opern und Singſpiele, die Ludwig in Eisfeld vollendet und entworfen hatte, würden ohne Frage auch eine Annäherung an den Komponiſten der Opern „Die beiden Schützen“ und „Zar und Zimmermann“ erleichtert haben. Ludwig unterließ es jedoch, Lortzings perſönliche Bekanntſchaft zu ſuchen, teils aus gewohnheitsmäßiger, von ihm ſelbſt in den Tagebüchern mehrfach beklagter Menſchenſcheu, teils weil ihn der vorwiegend theatraliſche Umgangskreis Lortzings noch weniger anzog, als die Genoſſen- und Gefolgſchaft der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“ im „Kaffeebaum.“

So blieb der Eisfelder, der mit ſo entſchiednen Hoffnungen eines völligen Umſchwunges ſeiner Exiſtenz nach Leipzig gekommen war, auch nach Monaten auf ganz vereinzelte Anknüpfungen meiſt aus Waldrichs

Wirtschaft beschränkt. Einigen Wert legte er selbst nur der Bekanntschaft mit dem blinden Lyriker Theodor Apel, dem Sohne August Apels, bei. Ludwig hatte sich im März entschlossen, dem Dichter, der der Angehörige einer angesehnen altpatrizischen Familie und Besitzer des ohnweit Leipzigs gelegnen Rittergutes Ermlitz war, seinen Besuch zu machen, und bemerkte im Tagebuch: „Gestern bei Dr. Apel gewesen. Ein sehr lieber Mann, durch den ich in manches schöne Verhältnis gelangen kann.“ Es scheint, daß Theodor Apel zu den „Litteraten“ gehörte, denen Ludwig nach einem Briefe an Schaller (Leipzig, 2. Mai 1840) einige seiner kleinen Gedichte mitteilte, die „sehr gut aufgenommen“ wurden. Die Anknüpfung litterarischer Verbindungen aber hing mit Vorgängen in dem Seelen- und Phantasieleben Otto Ludwigs zusammen, die in den Winter von 1839 zu 1840 fielen.

In dem stockenden Verkehr zwischen Mendelssohn und Ludwig waltete von Anfang an ein Element des Geheimnisses und der Zurückhaltung mit. Der Meister mußte nach allem, was ihm von Meiningen her berichtet war, annehmen, daß er einen ausschließlichen Musiker vor sich habe, und wenn ihm auch schwerlich unbekannt blieb, daß sich Ludwig die Texte zu seinen Opern selbst gedichtet hatte, so legte doch Mendelssohn hierauf wahrscheinlich nicht mehr Gewicht, als auf seine eignen gelegentlichen poetischen und litterarischen Versuche. Soweit der schweigsame Thüringer etwas von seinen Lebensplänen verriet, wünschte er in seiner Heimat eine musikalische Stellung zu finden, zeigte sich auch nicht abgeneigt, sobald er sich selbst einigermaßen vervollkommnet habe, Klavierunterricht zu geben. Wie hätte Mendelssohn ahnen können, daß gerade in diesem Winter, der ganz und gar musikalischen Studien, musikalischen Eindrücken gehören sollte, bei Otto Ludwig die poetische Ader, die gestaltenschaffende Phantasie

übermächtig walteten und der Musik auch schon zu einer Zeit gefährlich wurden, wo dieser sich noch ausschließlich als Musikstudent fühlte. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen Ludwigs, vom September bis zum Anfang Dezember 1839 unterbrochen, sprechen auch im Dezember und Januar (1840), wo er noch viel Klavier spielte und selbst einige Fortschritte zu machen meinte, von poetischen Vorstellungen und Plänen aller Art. Die Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer" (noch unter dem Titel „Der Liebe Verklärung"), die ihn bis zu seinem Lebensende nicht verlassen haben, einer „Ghismonda" (nach Boccaccios Novelle), des treuen „Eckart," die ersten Schatten eines Marino Faliero suchten ihn in dem bescheidnen Stübchen des Leipziger Thomasgäßchens heim. Je stärker in seiner gegenwärtigen Lage die äußern Aufforderungen zu rein musikalischem Leben und Schaffen waren, um so stärker wurde die innre Lust des Einsamen am dichterischen Träumen und Bilden. Es war eine unwiderstehliche, wenn auch von Ludwig selbst erst halbverstandne Offenbarung der eigentlichen Natur seiner Phantasie und seines künstlerischen Triebes, die in diesem Winter über ihn kam.

Im Februar begann Ludwig neben andern krankhaften Erscheinungen Anschwellungen seiner Hände, eine bedenkliche Versteifung der Finger wahrzunehmen, die ihn zwangen, alle Klavierübungen vor der Hand einzustellen. Am 1. März ließ er das gemietete Klavier aus seiner Wohnung wegschaffen, um nicht die kostspielige Miete für das Instrument umsonst zu zahlen. Was einen andern Musiker entschieden unglücklich gemacht haben würde, ließ ihn zunächst um so kühler, als er eben jetzt in einer Fülle poetischer Gedanken und Entwürfe den reichsten Ersatz für die versagten musikalischen Eindrücke vor sich sah. Er freute sich, der krankhaften Besorgnis ledig zu werden, die er

einigemale bei nächtigem Feuerlärm wegen des fremden Gutes empfunden hatte, und versenkte sich immer tiefer in seine Phantasien und Studien, unbekümmert um den Widerspruch, in dem sie zu seinem augenblicklichen Beruf und nächsten Zweck standen. In dem schon erwähnten Briefe vom 3. März 1840 an Schaller schreibt er: „Die Zeit, die zwischen diesen Briefen liegt, war eine Zeit geistiger Erhebung, ich hatte keine Ansprache, brauchte sie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, besonders poetische, füllten sie aus. Jeden Abend wünscht ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein so zufriednes Stillleben, als ich nie geführt habe.“ Neben den dramatischen Entwürfen gingen epische her, zu den Tragödienstoffen, die er in besondern Planheften bereits auszugestalten begann, gesellte sich ein Mysterium, das die Legende vom heiligen Christophorus behandeln und in eigentümlicher Weise erweitern und vertiefen sollte, der Plan zu einem großen nationalen Heldengedicht, das unmittelbar Ottos des Großen Sieg über die Ungarn darzustellen, mittelbar aber alle Lebensfülle des deutschen Mittelalters in Glauben und Thatkraft, Sagen und Sitten, auch prophetische Ausblicke auf die Zukunft in sich aufzunehmen bestimmt war. Bescheidnere Aufgaben setzte er sich mit der Ausarbeitung einiger noch in Eisfeld entworfnen Novellen und dem Entwurf zu einigen neuen, mit der Vollendung eines Heftes volkstümlicher Lieder und mit der Skizze eines satirischen Gespräches mit der deutschen Muse in Hans Sachsens Manier, in dem die Muse ihrer Schicksale von urältesten Zeiten bis auf die elende Gegenwart gedenkt, wo sie ein Jakobinerkäppel auf dem Haupte und ein englisches Plaid um den Leib hat, auch schon abgetragen, da es noch von Walter Scott herrührt.

Mitten in dieses „himmlische Leben, das er gern um jede Entbehrung kaufen würde, falls er es nicht

hätte, und es dafür zu haben wäre," mitten in dieſe poetiſchen Träume, auf denen er gleichſam unbewußt und unmerklich zur Litteratur hinüberzugleiten begann, traten die Vorboten einer ſchweren Krankheit. Er hatte unruhige und völlig ſchlafloſe Nächte, es „lag ihm auf der Bruſt," er litt an Unterleibsbeſchwerden (kein Wunder bei der eingeſchloßnen, beinahe ganz auf das Zimmer beſchränkten Lebensweiſe, die er ſeit Monaten geführt hatte) und fühlte ſich unfähig zu jeder Arbeit. Auch der ungewöhnlich ſchöne Frühling des Jahres 1840, der ihn aus der Stadt in die grünen Umgebungen lockte, brachte ihm keine Heilung. Am 16. April bemerkte er in ſeinem Tagebuch: „Wieder wunderheiter draußen! Solchen wahrhaft grünen Donnerstag hab ich in vielen Jahren nicht geſehen," kam aber von dem Nachmittagsſpaziergang nach Stötteritz „ganz marode" nach Haus und fühlte ſich in den nächſten Tagen ſo ſteif und matt, daß ihn Todesgedanken beſchlichen. „Es wäre zwar jetzt nichts an mir verloren, meinen Leuten würd es durch die Trennung, an die ſie ſich einmal gewöhnt, nur halb aufliegen. Mir wärs aber kaum recht. Es wäre doch vielleicht noch was aus mir geworden." Am Oſterſonntage, am 19. April, ſeufzt er: „Der Herr iſt erſtanden — mir aber gehts miſerabel. Ein unverſchämt dicker Backen macht mir meine Oſterandacht unmöglich, die ich bei ſchönem Wetter (und ſo wie es heut iſt, erinnere ich mich nicht, daß es je am erſten Oſterfeiertag geweſen) in meinem Garten hielt, und die mich allemal auf lange Zeit erhob. Eine Nacht voll Fieberbilder und Angſt, und nun wahrſcheinlich ein Tag voll Duſel und Langerweile." Aus dieſen krankhaften Gedanken und Zuſtänden raffte er ſich gegen Ende April gewaltſam empor — er hatte eine neue Wohnung zu ſuchen und war nach mehreren Tagen mühſeligen Umhergehens und Treppenſteigens endlich ſo glücklich, ein beſcheidnes

Zimmer in einer verhältnismäßig stillen und von grünen Gärten umgebnen Straße einer Vorstadt, in der Eisenbahnstraße in der Nähe des Tauchaer Thores, zu finden. Er wohnte hier Nummer 1479 bei einem kleinen Steuerbeamten Herrn Fritzsche und dessen freundlicher Frau (sie entpuppte sich später als eine Schwestertochter Seumes), die beide für ihren Mieter eine menschlich warme Teilnahme faßten, deren der Musiker und Dichter in den nächsten Wochen nur zu sehr bedurfte.

Denn Ludwig hatte kaum am 1. Mai diese neue Wohnung bezogen und den Unterschied zwischen seinen seitherigen Wirtsleuten und den neuen recht empfunden („diese sind so liebe Leute, daß ich noch nicht weiß, wie ich daran bin, es ist mir immer, als wäre ich in meine Heimat zurückgekehrt, die mir schon manches Jahr gefehlt"), so wurde er ernstlich bettlägerig. Gleichsam prophetisch für die Spätzeit seines Lebens hatte auch die Krankheit, die ihn wochenlang niederstreckte und quälte, etwas rätselvolles. Zu unerträglicher Steifheit aller Gelenke und heftigem Schmerz in der linken verhärteten Wade gesellten sich kalter Angstschweiß, Herzklopfen, Atemlosigkeit, Neigung zum Erbrechen, im Verlaufe fürchterlicher Nächte Brustkrämpfe und Erstickungsanfälle, die sich nach Mitte Mai milderten. Und erst am 1. Juni durfte der Kranke wieder eine Stunde außer Bett sein. „Mußte in geheizter Stube stecken, während ich sonst dachte, der Frühling könne nicht existieren, ohne daß ich ihn kontrolliere." Am 3. Juni schlich er an einer Krücke in den kleinen Hausgarten seines Wirtes, „war geblendet von dem grünen Glanze der Erde und dem blauen des Himmels, dazu so allein und hilflos, auch geistig, daß mir wehmütig und überaus sehnsüchtig zu Mute ward. Die Herrlichkeit der Sommerwelt bedrängte und drückte mich ordentlich." Während der schlimmsten Krankheitstage hatte er nicht nur mit körperlichen, sondern vor allem mit

ſeeliſchen Schmerzen gerungen. Mit der dunkeln Furcht, allein, in der Fremde zu ſterben, paarte ſich die natürlichſte Beſorgnis über die Ausſichtsloſigkeit ſeiner gegenwärtigen Lage. „Wie bin ich ſo müde! Und ſoll ich immer fort und immer fort ſorgen!“ — „Mut, Vertrauen, Kraft — die letzten Reſte nehmen Abſchied.“ „Von nun an ſoll meine Geſundheit das erſte und ausſchließende Recht auf mich haben — das andre mag werden, wie es will. Berühmt zu werden, bin ich zu alt und zu ſchwach!“ „Bin in einem höchſt ſeltſamen Zuſtande! Wie im Halbtraum! Viele Sehnſucht, mehr Sorge, wenig Hoffnung und am meiſten Reſignation aus Mattigkeit. Das iſt die Miſchung!“ Dieſe und ähnliche Ausrufe in Ludwigs Tagebuch aus jenen traurigen Sommerwochen kennzeichnen hinlänglich die tiefe Hoffnungsloſigkeit des weltfremden jungen Mannes, die teils aus der Krankheit, teils, und zwar größtenteils, aus den erſten Berührungen mit der Leipziger Kunſt- und Litteraturwelt ſtammte. Die Eindrücke, die Ludwig zunächſt empfangen hatte, machten ihm die Unvereinbarkeit ſeines Kunſtdranges, ſeiner Anſchauung, ſeines Wollens mit dem landläufigen und tagesüblichen Treiben bis zur Verzweiflung an der eignen Zukunft klar.

Schon während ſeiner Krankheit und noch mehr während der allmählichen Geneſung regte ſich bei Ludwig ein gewiſſes Verlangen, zu den Muſikſtudien zurückzukehren. In demſelben Augenblicke, wo die humoriſtiſche Novelle „Die Emanzipation der Dienſtboten“ in Herloßſohns „Kometen“ (April 1840) veröffentlicht wurde, auch einige ſeiner Gedichte (darunter das Auswandrerlied von 1834) erſchienen, traten die litterariſchen Pläne in den Hintergrund. War es vor allem ſein ſtarkes Pflichtgefühl, das ihm ins Gedächtnis rief, daß das Stipendium des Herzogs von Meiningen ihm eben nur zur Ausbildung in der Muſik

gewährt worden sei, entstammte der neue musikalische Eifer dem sehnsüchtigen Wunsche, als Kantor in Eisfeld oder als Lehrer auf dem Lande eine gesicherte Existenz zu finden, verließen ihn die poetischen Gestalten, die ihn während des verflossnen Winters unabläßig umdrängt hatten, suchte er für die weichern Stimmungen, die ihn in diesen Sommermonaten beschlichen, musikalischen Ausdruck? Schon während der schlimmsten Tage seiner Krankheit hatte er wieder den Plan zu einer Oper „Blaubart" entworfen und schrieb zu den Grundzügen des Textes: „Wenn man nun wirklich eine neue Form der Oper versuchte, eine eng dramatische, rouladen- und tiradenfremd, nicht aufhaltend am unrechten Orte, sodaß am Ende der Zuschauer nicht wüßte, was ihn eigentlich ergriffe, daß er nicht wüßte, ob er ein Drama oder eine Oper gesehen. Nur dann retardierend, wenn es der Text ist. Aber freilich mit der Aussprache der Sänger!" Diese Annäherung an die spätern Theorien Richard Wagners (der wenige Jahre vor Ludwigs Eintreffen in seiner Vaterstadt Leipzig den umgekehrten Weg zurückgelegt und sich aus dem Dichter in den Musiker verwandelt hatte) sollte bei Ludwig keine künstlerischen Folgen haben, sie zeigt aber, wie der Gedanke einer entschiednen Umgestaltung und Reform der Oper in der Luft lag. Als Ludwig im Juni seinen Fuß wieder über den Hausgarten des Herrn Fritzsche hinaussetzen und zunächst am Stocke weitere Gehversuche machen konnte, betrieb er die Miete eines Klaviers im Einklang mit dem Vorsatz, den er während der Krankheit (am 28. Mai) ins Tagebuch verzeichnet: „Diesen Sommer will ich hauptsächlich aufs Studium der musikalischen Formen verwenden, in Sonaten, kurz in allen diesen Formen mich versuchen. Damit kann das Klavierspiel Hand in Hand gehen." Am 13. Juni bereits kam das Klavier in seiner Wohnung an, er fand zwar das

Spielen bei dem noch fortdauernden Schwächezustande anfangs ermüdend, kam aber doch wieder „in das rechte Klavierfeuer“ und hielt sich wochenlang Wort, täglich mehrere Stunden zu üben. Gleichzeitig schaffte er sich das große „Lehrbuch der musikalischen Komposition“ von Marx an und studierte es ebenso eifrig als eingehend. Der erste erneute Kompositionsversuch am 18. Juni fiel zwar nicht glücklich aus („War nichts, kein Gedanke kommt mir mehr. Werde die Agnes Bernauer wieder vornehmen“), aber er übte jetzt einen gewissen Zwang gegen sich aus. Er komponierte einige Lieder, arbeitete an einem Kyrie, „fühlte einigen Kompositionstrieb,“ dachte daran, eine Messe zu versuchen, und verzeichnete sich Goethes Elfenhochzeit (Oberons und Titanias goldne Hochzeit) als Programm zu einer Konzertouverture.

So brauchte er, als er am 26. Juli im Waldschlößchen zu Gohlis Mendelssohn wieder begegnete, sich minder bedrückt zu fühlen, als wenn er inzwischen der Musik schon völlig Valet gesagt hätte. Er war noch immer „ein halber Tragikus, ein halber Musikus.“ Man sieht aus allen Aufzeichnungen dieser Zeit (die leider mit dem Beginn des August abbrechen), daß die poetischen Neigungen sich wieder mächtig regten, und daß er umgekehrt beim Klavierspielen immer wieder „eine Art Mattigkeit in den Fingern, die nichts recht auf dem Klavier gelingen läßt,“ verspürte. Doch klammerte er sich noch ganz entschlossen an den Vorsatz, Musiker zu bleiben, obschon ihm vor einem zweiten Winter in Leipzig graute. Er hätte bei seinen freundlichen Wirtsleuten, wenngleich er immer vertrauter mit ihnen geworden war, Spaziergänge mit ihren Kindern unternahm, sich Anfang August sogar von ihnen bereden ließ, dem „Fischerstechen“ auf der Funkenburg beizuwohnen und unter sechs- bis zehntausend Menschen, die den Teich umstanden, tapfer mit auszuhalten, nicht

gut wohnen bleiben können, da ihm die Eisenbahnstraße zu weit vom Gewandhaus und Theater zu sein schien. Und so leitete denn ein Brief an Karl Schaller vom 1. Oktober 1840, kaum ein Jahr nach seiner ersten Ankunft, das Verlassen Leipzigs und die Rückkehr in die Heimat ein: „Diesen Winter sprechen wir uns vielleicht. Mendelssohn-Bartholdy hat mir geraten, Partituren zu studieren, und sich gewundert, daß ich das nicht in Meiningen thue, wo ich es so gut könne als hier. Hier fehlt mir das Leben in der Musik, ich meine so recht mitten drinne, ebenso wie in Eisfeld. Mit den hiesigen großstädtischen Musikern kann man gar nicht so bekannt werden, als zu einem gemeinsamen thätigen Leben in der Kunst gehört. In Meiningen würde ich auch an dem Privatmusiktreiben der Musiker teilnehmen können, z. B. Sonaten mit Begleitung eines Instrumentes selbst mit ausführen, was doch weit nützlicher als das bloße Hören, was hier noch dazu unsinniges Geld kostet, sodaß ich mir viel davon versagen muß. Zweitens würde ich auf diese Art eigne Sachen hören können, was hier mit Versuchen nicht angeht und doch die Hauptsache ist. Nach einem Aufenthalte in Meiningen würde ein Winter in Leipzig mich mehr fördern, als ohne jenen sechs!“

Niemand, der dem geschilderten innern Leben Ludwigs mit Anteil gefolgt ist, wird bezweifeln, daß noch ganz andre Beweggründe, als die Sorge um seine Zukunft als Musiker, ihn drängten, Leipzig zu verlassen, und daß der erste Schritt aus Leipzig hinaus und in die vor einem Jahre verlaßnen Heimatverhältnisse zurück auch der entscheidende Schritt zu neuen Lebensplänen und Lebenszielen werden mußte, so entschieden der Dichter auch jetzt noch den Gedanken festzuhalten schien, der ihn nach der Musikstadt an der Pleiße geführt hatte.

In Otto Ludwigs seitherigen Erlebnissen und Gewöhnungen lag es begründet, daß ihm, längst ehe er den Zwiespalt zwischen seiner Natur, seinen individuellen musikalischen Neigungen und den ihm von Mendelssohn wie von der Gesamtentwicklung der Kunst nunmehr angesonnenen Bestrebungen klar erkannt hatte, in Leipzig nicht warm noch wohl werden konnte. Die Gegensätze zwischen dem Dasein, das er geführt und sich unabhängig von dem Eisfelder Tagestreiben geschaffen hatte, und dem, was er jetzt vom Dasein der bewegten Mittelstadt sah, die für ihn ohne Zweifel eine Großstadt bedeutete, waren zu grelle und schroffe, und es hätte seiner dürftigen Vereinsamung, seiner Krankheit gar nicht bedurft, um ihn mit Mißmut und Widerwillen gegen Leipzig zu erfüllen. Fürs erste hätte der Abstand der flachen Umgebungen Leipzigs, deren zwischen Wald und Wasser verborgne spärliche Reize sich nur dem Suchenden und dem Willigen offenbaren, gegen die Berge und herrlichen Waldgründe des Thüringerwaldes schon hingereicht, ihm den neuen Wohnort zu entleiden. Dazu gesellte sich ein gründliches Mißfallen an Leipziger Art und Sitte. In Ludwigs Briefen an Schaller, an den Oheim Christian Otto in Eisfeld, wie in den Tagebuchaufzeichnungen wird dies Mißfallen in unendlichen Variationen bezeugt. „Wenn einer aus einem kleinen Nest nach Leipzig »rein macht,« so heißts: »Nun wird dir alles aufgehen« — ja in Rauch —, »nun kommst du an die Quelle alles litterarischen Thuns und Treibens« — und bist in Leipzig selbst weiter davon als je — »da wirst du Leute sehn« — ja gähnen! — Noch nicht gar zu lange bin ich von einer Bierschenke in der Nähe gekommen, von deren Gästen ich nicht begreife, wie sie die Langeweile nur eine Stunde beisammen läßt. Ich glaube, deshalb werden hier so viel Bücher gemacht, weil die Leute so langweilig sind.“ (An Karl Schaller. Leipzig,

2. November 1839.) Die ſächſiſche Höflichkeit und die ſelbſtgewiſſe kleinliche Klugheit ſeiner neuen Mitbürger beluſtigten ihn bald, bald entrüſteten ſie ihn; die Fähigkeit, ſich in der einen Stunde für etwas Weſentliches, Großes, Wertvolles und in der nächſten für das Nichtigſte und Kleinſte gleichmäßig zu enthuſiasmieren, ſetzte ihn in unbehagliches Erſtaunen. Mit dem Scharfſinn der Abneigung nahm er wahr, daß die örtlichen Vorgänge jederzeit zu Ereigniſſen aufgebauſcht wurden und in der Selbſtbeſpieglung der Pleißathener eine ganz andre Geſtalt erhielten, als ſie in ſchlichter Wirklichkeit gehabt hatten. Namentlich widerwärtig deuchte ihn der gedruckte Glorienſchein, mit dem die Preſſe, vorläufig wie nachträglich, alle Vorkommniſſe umgab. Im Sommer 1840 war Ludwig, ſoviel es ſein damaliger Geſundheitszuſtand zuließ, Augen- und Ohrenzeuge des Gutenbergfeſtes, der vierhundertjährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunſt. „Das ſo ausposaunte Buchdruckerfeſt iſt, näher mit angeſehen, eine gelinde Kinderei geweſen. Was du von Leipzig oder von Leipzigern hörſt, das mußt du betrachten wie ihre Buchhändleranzeigen. Noch jetzt wehen Fahnen an den Buchdruckereien. Aber wenn die Leipziger ein Volksfeſt feiern, iſts, als ob ein Tauber ins Konzert geht. Sie haben den Sinn nicht, den man haben muß, um ſich zu freuen. Es ſind lauter uralte Leute.“ (An Karl Schaller. Leipzig, Mitte Juli 1840.) Auf dem Feſtplatze machte er die Beobachtung, daß die wirklich Fröhlichen wie Schauſpieler waren, von Unzähligen umſtanden („die ſich höher dünkten und deshalb nur Zuſchauer, ja nicht Mitteilnehmer ſein zu dürfen glauben“), räumlich beengt und bewitzelt wurden, bis ihnen aller Spaß verging (Tagebuch; 27. Juni 1840). Der Mangel an Friſche und unmittelbarer Natur bedrückte ihn in jedem Sinne und machte ihn oft blind und ungerecht gegen Erſcheinungen die nur in etwas

von dem abwichen, was er seit vielen Jahren mit Wohlgefallen geschaut hatte. „Ein hübsches, namentlich Frauengesicht ist so selten hier, daß ich kaum zwei gezählt habe," meldete er an Schaller, und ihm wie dem dicken Herrn berichtete er: „Die Leipziger Damen sehen alle so übernächtlich aus, nicht wie Geschöpfe der Natur, sondern wie Kunstfabrikate. Die Mädchen bis zehn Jahre sind zum Teil sehr hübsch. Die Weiber in Eisfeld und Leipzig sind wie eine Wiese und ein Herbarium." Und die Nutzanwendung lautete: „In der großen Welt ist auch kein Familienglück denkbar; das meiste schon angesteckt von der glänzenden Krankheit des Wertherismus, der Schamlosigkeit des jungen Deutschlands, der Unnatur der französischen Romantik. Du bist ein Glückskind. Ich weiß es, eine solche Frau, wie du hast und ich sie haben möchte, wächst auch in Eisfeld nicht mehr, aber doch bei weitem eher als in der größern Welt." (An Karl Schaller. Leipzig, 3. März 1840.) Und wenn ihm nun auch zur rechten Zeit wieder einfiel, daß seine Lage ihm den Heiratstraum fern genug rücke („Wenn ich nur ebenso des Passivums von amo fähig wäre als des Aktivum. Indessen — was thät ich damit? Das ist für andre Leute." Tagebuch; 24. Juni 1840), so war sein Sinn für lebendige Frische und natürliche Reize durch die „unzähligen Variationen eines nichtigen Themas" in den Gesichtern beleidigt, den „geistigen Nachlaß in den schlaff hängenden Gesichtsmuskeln und die Lebensmüdigkeit in den glanzlosen Augen" meinte er überall wahrzunehmen und kombinierte sie mit andern Eindrücken seines Leipziger Lebens, die ihm schier ebenso unheimlich erschienen. Otto Ludwigs Kritik der Leipziger Frauenwelt hätte schon an der Stelle, die ihm die nächstliegende sein sollte, in Mendelssohns Hause eine siegreiche Widerlegung erfahren können. Cecile Mendelssohn, die freilich keine geborne Leipzigerin, sondern eine Frankfurterin

war, gehörte zu den schönsten und liebreizendsten Frauen ihrer Tage, und in den Leipziger Überlieferungen jener Jahre klingen andre Namen nicht weniger hell als der ihre. In Wahrheit kam Otto Ludwig mit dem Lebenskreise, in dem wirkliche Anmut und Lebensfrische, auch viel mehr Natur und Natürlichkeit vorhanden war, als er ahnte, so gut wie gar nicht in Berührung. Und sein Auge war für die unerfreulichen Wirkungen eines ungesunden Stadtlebens und Stadttreibens, für allerhand Wunderlichkeiten und Schiefheiten, für Trivialitäten und Unarten des Leipziger Verkehrs geschärft, in dem man sich gehen ließ, ohne darum anspruchslos zu sein; sein Ohr konnte sich an die Hast und die verwaschne Schlaffheit des Leipziger Dialekts schlechterdings nicht gewöhnen.

Doch das alles würde Otto Ludwig nicht so tief berührt und verstimmt haben, wenn ihm das Leipziger Kunstleben in besserm Lichte erschienen wäre. Was er im ersten Leipziger Briefe an Schaller (November 1839) geschrieben hatte: „Wer die Kunst in Wahrheit liebt, findet hier beides, ein Rosen- und ein Folterbett" — das war seine Überzeugung geblieben, auch nachdem er den ersten Winter in Leipzig hinter sich hatte. An Onkel Christian Otto bekannte er (Leipzig, 14. März 1840): „Ihr Leute in Eisfeld und Hildburghausen habt gar keinen Begriff von der Richtung der Musik und Poesie der letzten Jahre. Wer mit den Grundsätzen zur Produktion und Beurteilung beider nach Leipzig kommt, wie mir geschehen, dem geht es wie einem Landjunkerlein, das nach alter Mode gekleidet nach Paris kommt. Er wundert sich über die Leute, die Leute sich über ihn. Ich muß mein bißchen Ästhetik rein auf den Kopf stellen. Der Unwille, ja Widerwille, mit dem ich daran gehe, die neuen Kleider anzuziehn, entsteht nicht, weil das Alte mir besser gefiel, weil es eben alt und das brütende Element war, sondern weil ich mich

nicht dazu bringen kann, das Beſſere um das Neuere zu tauſchen. Den neuern, ultraromantiſchen, oder wie man ihn nennen will, Standpunkt der Muſik, und den, aus dem man ſie, um ſie ſich zu vermitteln, anſehen muß, zu finden, iſt ſo lange vergebens, als man ſich nicht begreiflich machen kann, daß ſie aus ſich ſelbſt heraus in eine Sphäre getreten iſt, die ihr nur ein künſtliches Daſein erlaubt, daß ſie in einem gemieteten Hauſe lebt, nämlich aus einer Kunſt für das Gemüt eine des Verſtandes geworden iſt. Mir iſt namentlich im Anfang beim Anhören von Muſiken der neuen und neuſten Schule immer die an Grauen ſtreifende Scheu gegenwärtig geweſen, die mich als Kind in der Nähe eines verſteckten mechaniſchen Triebwerks angewandelt; um ein Bild daher zu nehmen: ich kletterte unter den Glocken des Kirchturmes über die Stangen hin, die das Werk und den Hammer vermitteln, ängſtlich vermeidend, auf ſie zu treten, und doch vor aller Grauluſt, dieſem Schwindel an den Gemütsabgründen gepackt, es zu thun; denn ich wußte, trat ich auf eine dieſer Stangen, ſo gellte ein Glockenſchlag in mein Ohr, und während ich ſchwankte zwiſchen Drang und Abwehr, hob ſich die Stange wie von ſelbſt, und der Glockenſchlag, der erſehnte und gefürchtete, ſcheuchte meine Nerven in ſich ſelbſt zurück. Dieſes Drängen und Rückhalten und wieder Drängen und Rückhalten, und auf einmal dieſer Klageton, wie aus der Bruſt eines Dämons! Und ich meinte und meine noch, die Muſik ſolle heilen, nicht zerreißen, ſolle verſöhnen, nicht verletzen. Dazu der Winter, mein Erbfeind, kalte Füße; ich kann euch verſichern, daß dieſe Art Muſik mich manchmal zu zerſtören drohte. Ich ſehe, eine Kaſſandra in Troddelſocken, nach Eisfeld und den andern kleinern Städten, wo noch unverdorbne, unverdrehte Seelen wohnen."

Bei alledem verrieten dieſelben Briefe, in denen

der Kunſtjünger ſeinem Widerſtreben Ausdruck gab, daß Ludwig mit entſchiednem Verſtändnis in Mendelsſohn und Hector Berlioz die Führer zweier muſikaliſchen Richtungen erkannte, deren jeder er eigentümliche Entwicklungsfähigkeit zuſprechen mußte. Er blieb freilich dabei, daß die Muſik des letztern „die politiſche Rebellion von 1789, die jetzt in der Muſik nachrebelliert, Metzelei, Verhöhnung des Heiligſten, das ſich in die innerſten Winkel der Seele zurückflüchtet, Königsmord in Tönen“ ſei, er empfand aufs ſchmerzlichſte den Unterſchied zwiſchen der Muſik, die er liebte, und der, die ihm geradezu phyſiſche Schmerzen bereitete. „Was mich ergötzt und entzückt hätte, die Haydnſchen, Mozartſchen, Beethovenſchen Werke, dienten in der Zuſammenſtellung mit jenen nur dazu, mich vollends zu zerreißen. Sie waren die Sonnenblicke im Frühjahr, die alle Knoſpen der Seele nur deshalb herauslockten, daß ſie der Froſt vernichte,“ aber er empfand eine geheime Gewalt in dieſen muſikaliſchen Beſtrebungen, der er ſich nicht zu vertrauen gedachte, weil er in ſich die Macht und Kraft nicht fühlte, ſie ſchaffend zu überwinden, zu beſiegen. Ganz abgeſehen von der Wirkung der Kirchen („in eine Kirche durfte ich mich vorigen Winter aller Sehnſucht nach einer Kirchenmuſik ungeachtet nicht verſteigen“) und Konzertſäle auf ſeinen körperlichen Zuſtand („mit dem Eintritt in den Konzertſaal bekam ich kalte Füße, ich hörte die Muſik, aber ganz anders wie die andern, mit Brauſen und Pfeifen gemiſcht, wobei mein Gehirn glühte und ganz wirr ward von Fieberphantaſien, ſodaß ich beim Schluſſe allemal froh war und ſpäter gar nicht mehr das Herz hatte, die Konzerte zu beſuchen. — Ich verſuchte es ſpäter mit den Gewandhaus-Quartetten, ich mußte auch dieſe laſſen“), ging in ſeinem Geiſte nicht ſowohl eine Revolution als eine Offenbarung der eigenſten Natur ſeines Talents unter ſchweren Kämpfen vor ſich. Wir

ſahen, daß er ſchon in den erſten Monaten ſeines Leipziger Lebens die muſikaliſchen wie die geſellſchaftlichen Eindrücke, die ſeiner Natur nicht gemäß waren, die ihn beunruhigten und drückten, durch eifriges Verſenken in ſeine poetiſchen Pläne zu vergeſſen trachtete. Und ſo oft er einen neuen Anlauf zu muſikaliſcher Arbeit nahm, regte ſich gleichzeitig die Luſt, eine größere dramatiſche oder epiſche Schöpfung nicht bloß zu planen, ſondern auch auszuführen. Mit der Litteratur des Tages, mit der jungdeutſchen Tendenzpoeſie und Tendenzkritik war er noch weniger einverſtanden als mit der neuromantiſchen Muſik. — „Im allgemeinen," ſchrieb er (Leipzig, 3. März 1840) an Schaller, „hat mich nun der Ton, der jetzt in der Schriftſtellerwelt herrſcht, verletzt, dieſes von aller Pietät verlaßne Weſen! Jeder Gelbſchnabel will dem Poeten vorſchreiben, wie er dichten ſoll, und hat er den Mut, er ſelbſt zu ſein, ſo entgeht er den ſchlechteſten Perſönlichkeiten nicht. Wer mag da ſeine Kräfte, ſein Leben, ſein Glück, ſeine Geſundheit riskieren! Thue dir ſelbſt genug, dies iſt das wahre innre Geſetz, dem wir möglichſt nachkommen ſollen. Und hat man es nach Kräften gethan, nicht Geſundheit, nicht irdiſches Wohl zu hoch geachtet, ſie auf dem Altar zu opfern, ſo kommen Menſchen, die ſelbſt nichts produzieren, als Kritik in einer zuckerwaſſerverſchwemmten, charakterloſen Proſa, die ich nur einen Ohren- und Sinnenkitzel ohne tiefern Sinn, ja ohne praktiſchen Wert nennen kann, denn man bringts nicht ſo weit, nur herauszuleſen, was ſie wohl mögen gewollt haben — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geſchmack daran gefunden, ſich auf dieſen Oberflächen zu wiegen in der Meinung, es denke, und wer weiß wie tief, die produktiven Autoren über die Achſel anzuſehen und ſich zu freuen, wenn ſie recht gemein heruntergeriſſen werden. Das iſt das junge

Deutſchland. Lies ihre Schriften; es iſt unmöglich, ſich einen Begriff von dieſer Tigergrube zu machen.“ Er empfand einen noch ſchärfern Gegenſatz zu dieſer Litteratur und Litteraturauffaſſung, als zu Mendelsſohn, R. Schumann oder ſelbſt Berlioz. Aber der Unterſchied war von Haus aus der, daß er der ihm fremden litterariſchen Richtung mit bewußter Gegnerſchaft und der Zuverſicht Auge in Auge trat, ihr gewachſen zu ſein, das Beßre, Geſündere und Lebensfähigere in ſich zu tragen, daß ſein Blick und Inſtinkt für die Unter- und Gegenſtrömungen, die der Herrſchaft des „jungen Deutſchlands“ ein baldiges Ende bereiteten, merkwürdig ſcharf war. Und wenn er als Muſiker ausrief: „Seit Beethoven iſt die Muſik gemütskrank geworden, ein ewiges Herumgeriſſenwerden vom Himmel zur Hölle, von Hölle zu Himmel; keine Ruhe, kein gaſtliches Plätzchen, aus jedem Blumenſtrauche ſteckt die ſchöne, furchtbar ſchöne Schlange Wahnſinn die ſpielende Zunge,“ ſo erkannte er auf poetiſchem Gebiete ſchon jetzt, „Philoſophie ſetzt Grenzſteine, Poeſie ſchafft ſie hinweg,“ ſo ſetzte er „auf das Drama große Hoffnung; von allen Seiten beginnt man es zu fördern und in ſeine alten Rechte einzuſetzen,“ ſo wußte er mitten in all ſeiner Unfertigkeit, „den echten Dichter ſchafft die Ganzheit und Fülle ſeiner Stimmung,“ und empfand in guten Stunden, daß er dieſe Ganzheit und Fülle in ſich trage.

Was ihn gleichwohl nicht zur klaren Entſcheidung über den demnächſt einzuſchlagenden Weg kommen ließ, war das Hinzutreten eines tiefen und leidenſchaftlichen Heimwehs zu allen innern Kämpfen. Vom erſten bis zum letzten Tage dieſes erſten Leipziger Aufenthaltes durchzog eine leidvolle Sehnſucht nach den in der Heimat zurückgelaßnen wirklichen und vermeinten Gütern, das brennendſte Verlangen nach ſeinen alten Bekanntſchaften und Beziehungen die Briefe und Tagebuchblätter Lud-

wigs. Was er während der Krankheit im Mai 1840 als sein herrschendes Gefühl erkannte: „Nur nicht in der Fremde sterben! Werd ich denn je wieder meinen Garten sehen? Ich fühls, nicht eher werd ich mich wieder ruhig und behaglich fühlen. Jedes Blättchen darin ist mir wie ein Bruder. Ich habe mich so hineingelebt, daß er ein Teil von mir ist. Ich höre ihn rauschen, meine ganze Kindheit, das einzig Schöne im Leben, und was sonst mein Gemüt betroffen, alles bezieht sich auf ihn. Er ist meine ganze Seelengeschichte. Nur in ihm lebe ich ein ganzes Leben. Überall außer ihm bin ich fremd und ungern. O Garten, Garten! unter den ärmlichsten Bedingungen ein Einsiedler in dir!“ — das kehrte in hundert Bildern und Ausrufen unabläßig wieder, heute als rührende Sorge um den „lieben dicken Herrn,“ den Onkel, den er so gern in bessern Händen gewußt hätte, morgen als Erinnerung, wie behaglich, ja reich sein Leben in Eisfeld gegenüber der entbehrungsvollen Dürftigkeit dieses Daseins in der Fremde gewesen sei, einmal als Überzeugung, daß ihm nur ein kurzes Leben beschieden sein werde, und wieder als Furcht, daß er einem Schattenbilde von Wirkung und Ruhm nachjagend sich um das schlichte volle Leben bringen werde, dessen mit liebevollem Vergeßen so vieler Erfahrungen er in Eisfeld gewiß zu sein glaubt. In diesen Stimmungen tauchen dann in seinen Briefen die sehnsüchtigen Wünsche auf, „ein eingeschränktes bürgerliches Glück zu genießen — Schulmeister zu werden, womöglich in Eisfeld selbst. Meines Gartens wegen, in dem ich die meiner Gesundheit allein aufhelfende Bewegung finde, und weil ich Zeit genug überbehalte, mein Steckenpferd im stillen für mich zu reiten, Morgenroths Zeit fällt mir ein; was ist nicht in seinem Geiste (ungefähr!) zu leisten.“ (An Karl Schaller, Leipzig, Juli 1840.) Da malte er sich in seinem Tagebuche ein völliges Idyll aus:

„Im Wachen und Träumen verfolgt mich beſtändig das Ideal eines Schulmeiſterlebens auf dem Dorfe, womöglich in ſchönem Klima, in der Nähe einer kleinen Reſidenz, wo Muſik und Theater blüht, und eine gute Leihbibliothek, etwa bei Meiningen oder Koburg. Im Sommer Botanik getrieben, wozu mir eine ungeheure Luſt erwacht iſt, gepelzt, gepflanzt, eine Kuh gehalten. Ich würde geſund! Ein patriarchaliſches Leben geführt! Das aber nicht eher, als bis ich gute Ausſichten habe. Beſiegt zu reſignieren iſt eine Schande, aber als Sieger reſignieren, freiwillig herabſteigen. — Sodaß ich nicht eher zu dichten oder zu komponieren brauchte, als wenn mich der Geiſt dazu triebe. Dazu einen hoffnungsvollen Jungen, in deſſen Unterricht ich auslernte. Was braucht ich mehr! Ein ſtilles Leben in der Natur und einen Jungen. — Ich will ein Patriarch werden, ſehen, daß ich ein Kind erziehe zu dem, was ich hätte werden können. — Kantor in Eisfeld möcht ich ſein, mit meinen alten Bekannten leben, Schweine ſchlachten und verzehren die paar Jahre, die ich noch zu leben habe. Die Kälte in meinen Füßen und Beinen nimmt mit jedem Tage zu und iſt nicht zu beſiegen. Tabak noch mein einziges Pläſir. Klavier kann ich nicht ſpielen, da meine Hände nicht geſcheit werden, wie bei uns zu Hauſe es heißt. Ich wollte, Schaller würde Amtsverwalter in Eisfeld und ich Kantor; nebenbei durch Schriftſtellerei wäre ſchon ſo viel zu verdienen, daß man ſich einer ſorgenloſen Exiſtenz erfreuen könnte.“ Da jauchzte er auf, wenn er nach langer Pauſe Briefe aus der Heimat erhielt: „Briefe von zu Haus! Wie ich des dicken Herrn Hand auf der Adreſſe ſah! Die Freude hat mich ganz aus der Façon gebracht! — Des dicken Herrn Brief ganz das Abbild einer ſeiner ſchönen Stunden!“

So bedurfte es für den ſehnſüchtig heimwärts blickenden, ungeduldig die Leipziger Verhältniſſe tragenden nur

noch eines äußern Anſtoßes, um ſich zu erinnern, daß ihm Mendelsſohn in der erſten Zeit (und jedenfalls in der Verlegenheit, was er mit dem wunderlichen, ſo reifen und ſelbſtändigen Schüler beginnen ſolle) angeraten hatte, nach Meiningen zu gehen. Den äußern Anſtoß gab die Furcht vor einem zweiten Winter in Leipzig, die prophetiſche Gewißheit eines Rückfalls in ſeine ſchwere Krankheit, die Otto Ludwig zu verſpüren glaubte. Vom 20. Oktober 1840 datiert die letzte Aufzeichnung in Otto Ludwigs Leipziger Tagebuche, ſie bezog ſich ausſchließlich auf ſeine Reiſevorbereitungen. Die Briefe aus Meiningen, die er noch erwartete, müſſen in den nächſten Tagen angelangt ſein, im Herbſtnebel, wie er gekommen war, eilte er der Heimat wieder zu, ſo ſchnell, als die gewöhnliche Poſt jener Tage eben zu eilen vermochte.

Heimkehr

Als Otto Ludwig Ende Oktober 1840 Leipzig verließ und die Postfahrt nach Meiningen zurücklegte, war die Sehnsucht nach seiner Heimat in ihm übermächtig geworden, und der Vorsatz, sich in Meiningen zum Studium von Partituren und zu lebendiger Teilnahme am Privatmusiktreiben der dortigen Kapellmitglieder niederzulassen, kaum mehr als eine Phantasiebrücke für die beschloßne Rückkehr nach Eisfeld. Im letzten Leipziger Briefe, den er Anfang Oktober an Schaller nach Wasungen schrieb, machte sich die ihn beherrschende Stimmung gewaltsam Luft: „Leb Er einstweilen wohl, grüße mir seine gute Frau und seinen Herrn Jungen zum allerschönsten; sei Er froh, daß Er fern von den Anfeindungen, Anmaßungen, Intriguen der Kunstwelt sein gemütliches Leben führen kann!“ Verschiedne Umstände hatten zusammengewirkt, diese Stimmung in ihm zu erzeugen und sie zuletzt übermächtig werden zu lassen. Dem Zwiespalt, in dem er sich mit den Leipziger musikalischen Verhältnissen, mit dem in der Musik herrschenden Geiste fühlte, hatte sich der stärkste Zweifel an seinem musikalischen Beruf überhaupt gesellt. Ununterbrochner als jemals zuvor hatte sich die Lust am poetischen Schaffen, der Drang nach rein dichterischen Gebilden in ihm geregt; anstatt ins volle Leben der Musik zu tauchen, wozu er nach Leipzig gekommen war, hatte er sich zuletzt beinahe zwingen müssen, wenigstens „ein halber Musikus“ zu bleiben, und gegenüber jeder

Wolke, die über den Himmel seiner musikalischen Anschauungen und Bestrebungen zog, war ein poetisches Hoffnungsgestirn aufgeblitzt. Auch die Träume vom Kantorat in Eisfeld, von einem Schulmeisterleben auf dem Lande hatten doch immer den Unter- und Hintergrund einer poetischen, vorzugsweise dramatischen Wirksamkeit gehabt; Ludwig wollte in allzufrüher Resignation auf den Ruhm, nicht aber auf die Ausübung der Kunst verzichten, und „die Kunst" war ihm jetzt nicht mehr die Musik, sondern die Poesie. Als er am 29. August 1840 der Motette in der Leipziger Thomaskirche beigewohnt hatte und von Johann Sebastian Bachs „Jesus meine Freude" beglückt worden war („Thomaner singen einzig. Schöne Stimmen, besonders Diskant- und Baßsolo. Auch nicht um einen Gedanken abgezogen, trotz der Länge des Stücks. Komposition wunderbar"), war ihm gleichwohl und auf demselben Tagebuchblatt, dem er sein Entzücken vertraute, das Geständnis entschlüpft: „Doch genügt mir das Vage der Musik nicht mehr! Gestalten muß ich haben!" und hatte bezeugt, daß die innre Krise bei ihm bereits entschieden war. „So viel ich bis jetzt aus mir klug geworden, ist es das poetische Element in der Musik, das mich zu dieser gezogen, hat und ich werde wohl nur in den musikalischen Gattungen, die auf jenes gegründet, etwas zu leisten vermögen. Der plastische Trieb, dem ich komponierend genügen wollte, hat, wie es nicht anders sein kann, mich in mannigfache Irrtümer gebracht. Und dieser plastische Trieb scheint das Entschiedenste in meiner Natur zu sein. Ich sehe es, in der Poesie muß ich meinen eignen Weg gehen; drum nur manchmal ein Freundesangesicht zur Erquickung." Beim Einpacken seiner Habseligkeiten, die er in keinen Tag entbehrliche und einige Wochen hindurch wohl zu missende geschieden hatte, waren seine Trauerspielpläne (Agnes Bernauer, Ghismonda und der Eckart) wieder-

holt dem unentbehrlichſten Teil hinzugerechnet worden. Wie er vor Jahren, an ſeinem poetiſchen Talent verzweifelnd, von Saalfeld nach Eisfeld zurückgeeilt war, um in den gewohnten heimatlichen Umgebungen Ruhe und Klarheit über ſich ſelbſt zu gewinnen, ſo trieb es ihn jetzt, beinahe möchte man ſagen willen- und widerſtandslos, in die kleine Vaterſtadt zurück, deren Häuſer und Gärten, deren Zuſtände und Menſchen er ſich in ſeiner Leipziger Vereinſamung und kränklichen Verkümmerung ſo wunderſam vergoldet hatte.

Eine frohe Begegnung und Raſt war Otto Ludwig auf dieſer Rückreiſe in Waſungen gegönnt. Karl und Sophie Schaller verbargen wohl ihr Erſtaunen über den unerwarteten Abbruch der muſikaliſchen Laufbahn nicht, aber ſie nahmen den alten Freund mit gaſtlicher Herzlichkeit auf und ließen ſich von ihm über Leipzig und die Kunſtwelt, der er ſo wenig Gutes nachzuſagen hatte, unterrichten. Über ſeine Zukunft war Ludwig ſchweigſam, er ſchien noch immer die Niederlaſſung in Meiningen zu beabſichtigen, legte aber kein Gewicht auf dieſen Plan und bewegte ſich hauptſächlich in Heimaterinnerungen. Er war im Hauſe der Freunde der Alte und wollte es in jedem Betracht ſein, „glaubte ſogar ſich wegen der Vatermörder und Manſchetten, die er nun trug, bei Schaller entſchuldigen zu müſſen.“ Er ging von Waſungen nach Meiningen, ſcheint hier aber nur wenige Tage verweilt zu haben. Die erſte Unterredung, die er mit Hofkapellmeiſter Grund hatte, belehrte ihn, daß er den Zweck, um deswillen er gekommen war, hier ſchwerlich erreichen werde. Freilich würde ihn niemand gehindert haben, „Partituren zu ſtudieren,“ ſo viel er wollte, aber um ſo mißlicher ſah es mit jeder andern muſikaliſchen Forderung und Hoffnung aus. Da war es natürlich, daß ihm beifiel, über Partituren könnte er in Eisfeld ſo gut ſitzen, als in der kleinen Reſidenz, aber auch natürlich, daß er

ſich erinnerte, welche „krankhafte Muſikſcheu“ ihn monatelang in Leipzig erfüllt hatte, „ſo, daß ihm eine angeſtrichne Geige Angſt machte“ und daß ihm die Wochen vor der Seele ſtanden, in denen ihm „jedes Plätzchen in Eisfeld als ein Paradies erſchienen war, aus dem er vertrieben ſei.“ Es drängte ihn, die zehn Stunden bis Eisfeld hinter ſich zu laſſen und ſo an dem Ziele anzulangen, dem er insgeheim ſchon von Leipzig her zugeſtrebt hatte. Im November war er wieder „zu Hauſe.“

Otto Ludwig bezog zunächſt ſeine alte Wohnung im Hauſe des Onkels Chriſtian, den er bedenklich kränker als im vorigen Jahre fand, und der ſeiner Frau und ſeinen Verwandten gegenüber noch hilfloſer geworden erſchien, als ihn der Neffe im Herbſt 1839 verlaſſen hatte. Hier wie überall machte der Heimgekehrte die Erfahrung, daß eine längre Trennung von ſchlimmen und drückenden Verhältniſſen dieſe beim Wiederfinden ſchlimmer und drückender erſcheinen läßt, ſelbſt wenn ſie die gleichen geblieben ſind. Je heißer und tiefer er ſich nach der Heimat geſehnt hatte, um ſo ſchwerer fiel ihm der Empfang auf die Seele, den er jetzt notwendigerweiſe fand. Was wußten die braven Bürger von Eisfeld, was wußten ſelbſt Ludwigs nähere Bekannte von den ſchweren innern Kämpfen, die das Jahr des erſten Leipziger Aufenthalts durchzogen und beinahe erfüllt hatten? Was kümmerte ſie die Wahrheit, die Echtheit, die Größe ſeiner künſtleriſchen Zukunft und die Frage, ob er zur Dichtung wie zur Muſik durch natürliche Anlagen berufen, zur Dichtung aber auserwählt ſei? Was galt ihnen die Summe der Erfahrungen und koſtbaren Selbſterkenntniſſe, die der Künſtler gewonnen hatte? Sie ſahen nur, daß er, wie ſie meinten, vor der Zeit, erfolglos und ausſichtslos heimkam, wohl gar das kaum gewährte herzogliche Stipendium ſchon wieder verloren oder wenigſtens aufs

Spiel gesetzt habe; sie tauschten ehrliche und unehrliche Bekümmernisse um Ludwigs Zukunft aus, sie zuckten, wenn er es nicht sah, die Achseln und suchten ihn über seine Leipziger Erlebnisse und seine fernern Pläne auszuhorchen. Man kann sich eine sehr deutliche Vorstellung davon machen, was und wie Otto Ludwig in diesem Herbst und Winter in Eisfeld besprochen und beurteilt wurde, seit Jahrzehnten war kein gleich ergiebiger Stoff für kleinstädtische Weisheit und Wohlredenheit zu Markte gebracht worden. Zu seinem Glück war unser Dichter der Mann, der in seiner geschloßnen, festen und schweigsamen Weise unbefugter Neugier wie unerbetner Kritik einen unüberwindlichen passiven Widerstand entgegensetzte. Aber er konnte doch nicht umhin, sein vorausgegangnes schmerzliches Verlangen nach Eisfeld an diesem wundersamen Empfang zu messen.

Für den Augenblick sah er sich wieder Zuständen gegenüber, die er jahrelang getragen hatte, ohne je mit ihnen zu verwachsen, und die ihn nun schon das kurze Leben in der Fremde unerträglich finden ließ. Wieder mußte er dem leidenden Oheim in seinen häuslichen Zerwürfnissen und gegen die Zornesausbrüche der unholden, wie es scheint halb wahnsinnigen Frau beistehen. Er hatte schon in den verfloßnen Jahren die Erfahrung gemacht, daß ihm eine besondre Kraft zu eigen sei, die Tobsuchtsanfälle dieser Tante zu besiegen; der feste Blick seiner klaren Augen schüchterte sie so ein, daß sie ruhig ward, davon schlich und in Ludwigs Gegenwart sich eine Zeitlang betrug, wie andre Frauen auch. Leider gab es jetzt Ausbrüche, bei denen Elisabeth Otto zum Messer griff, das ihr dann Otto Ludwig so sicher aus der Hand schlug, als wäre es ein Strickzeug. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß ihm im Hause des Onkels nicht mehr wohl werden konnte, so treue Hingabe er dem bedrängten todsiechen

Manne widmete. Noch viele Jahre später offenbarte ein Brief Ludwigs (Dresden, 20. Februar 1862) an Christian Ambrunn in Eisfeld, den Sohn seines alten Ambrosius, mit welchen Gefühlen er damals am Krankenbett und Sorgenstuhl seines Onkels saß: „Wenn ich gern arbeiten möchte, den Kopf und das Herz voll von Gestalten und Plänen, die nur der Ausarbeitung bedürfen, und vor Schmerzen oder vor der Mattigkeit, die deren langem Anhalten folgt, nicht kann, dann ist mirs oft eine fühlbare Erleichterung, welche die Phantasie mir giebt. Wie mein seliger Onkel so schmerzlich am Unterleib litt, brachte ich stundenlang vor dem Einschlafen damit zu, seine Schmerzen mir zu wünschen, wenn dies ihn befreien könnte, mir, der ich jung und voll Mut sie leichter tragen könnte. Es gereicht meinem Verstand eben nicht zur Ehre, daß ich, seit ich selbst von solchen Schmerzen geplagt bin, mir gern und bisweilen bis zur Täuschung lebhaft vorstelle, es seien dies dieselben Schmerzen, die mein Onkel hätte leiden müssen, wenn ich sie nicht auf mich gelenkt." Während Ludwig mit so treuen Gesinnungen den Onkel pflegte, litt er selbst an einer heftigen Augenentzündung, die ihn alsbald nach seiner Heimkehr befallen hatte, und die bis in den April hinein währte. Er konnte wochenlang weder lesen noch schreiben, und der Hausarzt des Onkels, der lebensfrohe und geschickte Hildburghäuser Dr. Ferdinand Genßler, verurteilte ihn zu einer Diät von Wassersuppe und Butterssemmeln, die der Unverwöhnte geduldig über sich ergehen ließ. Ärgerlicher war es ihm, daß infolge der häuslichen Zustände ein Besuch Schallers und seiner Frau, der in Wasungen verabredet und von Ludwig mit freundschaftlicher Sorgfalt vorbereitet worden war, nur halben Genuß brachte. Am 24. Januar 1841 hatte Ludwig an Schaller geschrieben: „Ich hoffe, daß es Sein Ernst ist mit dem Besuch um Ostern, man wird Sorge tragen, Ihn und

Frau gehörig unterzubringen; an Lichtern soll es gleichfalls nicht fehlen, damit Jünglein „ünzen“ kann nach Herzenslust. Meinen Flügel laß ich jetzt reparieren, damit Er sein berufnes schönes Favoritstücklein ohne Hindernis möge ausführen können.“ Am Jahresschluß 1841 aber gestand er dem Freunde seufzend: „Mein Onkel, den ich nicht genug bedauern kann — seiner Frau wegen und schönen Verwandtschaft — was mir bei deiner Anwesenheit vorige Ostern dermaßen im Kragen lag, daß ich ganz aus meiner Haut herausgewachsen war — läßt dich und Sophie schönstens grüßen.“

Doch alle diese Mißstände und der Eisfelder Klatsch dazu, der um den Heimgekehrten geschäftig war, hinderten nicht, daß Ludwig seine weitern Lebens- und Zukunftspläne reiflich erwog und zum festen Entschluß gedieh, auf die musikalische Laufbahn zu verzichten und dafür die litterarische einzuschlagen. Freilich wies sich bald genug aus, daß das jahrelange Leben in musikalischen und dichterischen Doppelbestrebungen, bei denen die Musik immer das eigentliche Ziel gewesen war, nicht ohne Nachwirkungen blieb. Die entschiedensten Vorsätze zur Sammlung seiner schaffenden Triebe auf Ausübung, seiner Selbstbildung auf Erkenntnis der Poesie hatten mit eingewurzelten Gewöhnungen der Phantasie zu kämpfen. Nicht nur in den nahezu zwei Jahren, die Otto Ludwig jetzt wieder in Eisfeld zubrachte, sondern noch während des zweiten Leipziger Aufenthaltes, ja wohl auch später regte sich gelegentlich die Lust am Komponieren, die der Dichter mehr und mehr zum bloßen Phantasieren am Klavier dämpfte; noch am 28. Dezember 1845 erzählte er Eduard Devrient nach einer Aufzeichnung in dessen Tagebüchern bei der ersten persönlichen Begegnung, daß er, „seines Zeichens Musiker sei, daß ihn langjähriges Nervenleiden der Musik entzogen habe, der er sich nun wieder zuwenden wolle.“

Zur Bekräftigung seiner Vorsätze und zum Beginn des neuen Lebensabschnitts entwarf Ludwig jenen Plan zu seiner „Agnes Bernauer," der dann im Sommer 1842 als „Der Engel von Augsburg" vollständig ausgeführt wurde, träumte viel von einem größern humoristischen Roman „Der neue Don Quixote," von dem einige Entwürfe und Anfänge aus den nächsten Jahren vorhanden sind, und schrieb die Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten," mit der er zunächst bei seinem Landesherrn und fürstlichen Gönner, dem Herzog Bernhard Erich Freund, den Schritt von der Musik zur Litteratur zu rechtfertigen gedachte. Vom Mai bis zur Mitte Oktober wohnte er einen letzten Sommer in seinem Garten, der ihm in den dunkelsten Tagen des Leipziger Jahres so licht vor Augen gestanden hatte. Den Garten fand er unverändert, er selbst — das fühlte er — war doch ein andrer geworden, und die luftigen Vorstellungen von einem ruhmlosen aber behaglich glücklichen Leben, von einer kleinen Stelle im Heimatstädtchen, bei der man „nebenbei durch Schriftstellerei so viel verdienen könne, um sich eines sorglosen Daseins zu erfreuen," zerstoben vor der Wirklichkeit, die er jetzt mit schärfern Augen betrachtete, als in der Fremde. Selbst wenn eine solche Stelle mit Ludwigs Gewöhnungen, mit seinem alles an alles setzenden Verlangen, der Kunst etwas zu sein, vereinbar gewesen wäre, wer hätte dem Autodidakten, dem in keiner Weise staatlich geeichten und über die erste Jugend nun schon hinausgewachsenen Manne die Hand zur Erlangung einer solchen Stelle geboten? Und wenn er Umschau hielt im Thüringerlande, wie viele von denen, die er jetzt mit sich im gleichen Falle sah, die dem poetischen Schaffen stetiger als in flüchtigen Nebenstunden oblagen, erfreuten sich einer festen bürgerlichen Stellung, und welche von diesen Stellungen hätte er für wünschenswert halten können?

In seiner nächsten Nachbarschaft, in Hildburghausen, hatte sich seit 1828 ein gewaltiger litterarisch-industrieller Betrieb, Joseph Meyers „Bibliographisches Institut“ mit dem Wahlspruch „Bildung macht frei“ aufgethan. Eine mit Buch- und Steindruckereien, Kupferstecher-, Stahlstecher- und Holzschneideateliers, mit Kartenstecherei und Kunstverlag ausgerüstete Verlagsbuchhandlung war da vorhanden, die bei unablässigen Unternehmungen, bei der Herausgabe von Volks-, Familien-, Kabinetts- und Groschenbibliotheken der deutschen Klassiker (die sie auszugsweise in hunderttausenden von Exemplaren verbreitete), bei dem „Großen Konversationslexikon“ und dem weltberühmten „Universum“ immer neuer litterarischer Hilfskräfte bedurfte, obschon ihr fleißigster und federfertigster Schriftsteller ihr eigner Chef blieb. Joseph Meyer zog gern junge, poetisch befähigte, geistig regsame Leute an sein Institut heran, hatte für sie jederzeit Arbeit vollauf und bescheidnen aber sichern Erwerb, nur schade, daß sie bei Erfüllung ihrer Pflichten wenig Zeit und Kraft behielten, der Pflege ihres Talents zu leben. Unter den dem Bibliographischen Institut verbundnen Schriftstellern befanden sich Friedrich Hofmann aus Koburg, der mit einem Schauspiel „Die Schlacht bei Fockſan“ einen dramatischen Anlauf genommen hatte, mit einem poetischen „Rundgemälde von Koburg“ auf deutsch-lyrischen Boden zurückgekehrt war, seit seinem Eintritt in die Redaktion des großen vierundfünfzigbändigen Konversationslexikons poetisch fast verstummte und nur alljährlich noch einen „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ anzündete, eine lyrische Sammlung aus Beiträgen großenteils thüringischer Dichter, die regelmäßig auch einige Gaben des Herausgebers brachte, sowie der phantasievollere und höherstrebende Ludwig Köhler aus Meiningen, der mit Gedichten und einem Burschenschafterroman „Akademische Welt“ sich vor

allen Dingen als zeitgemäß-freisinniger Dichter legitimiert hatte, an den mühevollen Arbeiten für die Unternehmungen des Bibliographischen Instituts gleichfalls jahrzehntelang teilnahm, dazwischen aber doch historische Romane mit Revolutionshintergrund („Thomas Müntzer," „Johannes Huß und seine Zeit," „Jürgen Wullenweber") verfaßte und sich schließlich selbst mit einem großen Drama „Die Ditmarsen" versuchte. Seinen Dichtungen und Erzählungen gebrach es nur zu sehr an künstlerischer Reife und poetischer Vertiefung, sie ragten über die Linie kecker und greller Skizzen kaum hinaus, und doch war etwas in ihnen, was Köhler wohl berechtigt hätte, an dem Thüringer Dichterbund teilzunehmen, der in den vierziger Jahren gestiftet wurde. Ältere und jüngre Talente schlossen sich zur Pflege allgemeiner und landsmannschaftlich thüringischer Poesie zusammen. Dem Bunde gehörten der Gothaer Archivsekretär und Vorstand der Kunstsammlungen Adolf Bube an, der Verfasser zahlreicher Balladen und zum Teil feiner Naturbilder, der poetische Bearbeiter der „Thüringischen Volkssagen," eines der vielen nachahmenden Talente, die jeder größern Entwicklung entbehren und auf der Höhe ihrer Laufbahn kaum mehr vermögen, als im Beginn; ferner der volksthümliche Erzähler Georg Heinrich Schwerdt, der Pfarrer von Neukirchen bei Eisenach; endlich und vor allen Ludwig Bechstein und Ludwig Storch, damals die gepriesensten und weithin bekanntesten Thüringer Poetennamen. Ludwig Bechstein, zu Weimar geboren, aber meiningischen Ursprungs, ein Neffe des Naturforschers Johann Matthias Bechstein, des Begründers der jetzt aufgehobnen, seiner Zeit berühmten Forstakademie zu Dreißigacker, war als Stipendiat Herzog Bernhard Erich Freunds aus der Apotheke zu Salzungen erlöst worden, hatte in Leipzig und München Philosophie und Geschichte studiert, war Kabinettsbibliothekar seines

Landesherrn, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek zu Meiningen geworden. Er war urſprünglich eine wahrhaft dichteriſche Natur, und ſeine frühſten Gedichte, poetiſchen und proſaiſchen Erzählungen waren „aus innerer Quelle gefloſſen, einfach, leicht, nicht ohne Gemüt, aber die Leichtigkeit, mit welcher er die Form handhabte, verleitete ihn zu einer raſchen Produktion, deren Menge mit dem kleinen Talent nicht in richtigem Verhältnis blieb“ (Gödeke). Bechſtein hatte es an Regſamkeit ſo wenig als am Beſtreben fehlen laſſen, ſich durch neue Eindrücke und Bildungselemente neue Stoffe zu ſichern, doch da er unabläſſig nur nach Erweiterung, nicht nach Vertiefung ſeines Anſchauungskreiſes trachtete, ſo ward ein von Haus aus vorhandner Zug zur Trockenheit und nüchternen Äußerlichkeit allmählich herrſchend. Von ſeinen Gedichten hatten „Gevatter Tod“ und „Die Haimonskinder,“ von ſeinen Romanen die „Fahrten eines Muſikanten“ mit ihrem Seitenſtück „Klarinette,“ ſowie der hiſtoriſche Roman „Grumbach“ die meiſte Anerkennung gefunden, als Sagenforſcher und Märchenſammler bereitete er eben jetzt jenes „Deutſche Märchenbuch“ vor, das auch im buchhändleriſchen Sinne großes Glück machen ſollte, und hatte ſeinen ſpätern Veröffentlichungen mittelalterlicher Dichtungen in dieſem Jahre (1841) eine Skizze über den Minneſänger Otto von Botenlauben als „Vorläufer“ vorangehen laſſen. Als herzoglicher Hofrat und Bibliothekar, als Vorſitzender des Hennebergiſchen altertumsforſchenden Vereins, als rechte Hand des Herzogs in litterariſchen Dingen war er für Ludwig, der ſeinem fürſtlichen Gönner die Änderung ſeines Lebensplans zu eröffnen und zu motivieren hatte, ebenſo von Bedeutung wie als anerkannteſter und verbindungsreichſter Schriftſteller ſeines kleinen Vaterlandes. Phantaſievoller, warmblütiger, kräftiger, dafür um ein gutes Teil unklarer und ungezügelter als Bechſtein zeigte ſich

dessen Altersgenosse Ludwig Storch aus Ruhla, der in den volkstümlichen Blättern der ernestinischen Herzogtümer, bei Sänger- und Schützenfesten „die Thüringer Edeltanne“ hieß, dessen Naturanlage, Jugend- und Bildungsgeschichte mancherlei Ähnlichkeit mit denen Otto Ludwigs besaß. Die ethische Strenge und den nie rastenden Trieb und Zug unsers Dichters zur künstlerischen Vollendung abgerechnet, hatte Ludwig Storch mit Otto Ludwig das tiefe thüringische Heimatsgefühl, die Frühreife des Talents, die Unregelmäßigkeit des Bildungsganges, das Herabgedrücktwerden in einen unwillkommnen praktischen Beruf und das Emporschnellen der unverwüstlichen poetischen Natur gemeinsam. Aber Ludwig Storch war durch fremde und eigne Schuld früh dem Zwange verfallen, für den Erwerb schreiben zu müssen, und hatte sein frisches Darstellungstalent in rasch aufeinanderfolgenden historischen und frei erfundnen Romanen und Novellen verzettelt. Wenn einzelne seiner Erstlingswerke wie das thüringische Lebensbild „Vörwerts Häns“ mit seinen lebendigen Schilderungen thüringischer Volkslust und der historische Roman „Der Freiknecht“ (den Charlotte Birchpfeiffer alsbald als „Hinko, der Freiknecht“ dramatisiert hatte) über die Litteratur für Leihbibliotheken hinausragten, so gedieh der unglückliche Belletrist doch zu keiner in sich abgeschloßnen und bleibenden Schöpfung.

Hier war überall wenig, was Otto Ludwig zur Nacheifrung, zum Gleichstreben reizen konnte. Unfertig und unberühmt wie er noch war, überragte er im Hauptpunkt schon jetzt die sämtlichen poetischen Landsleute gewaltig. Er trug von Natur und beinahe noch ohne Reflexion die höchste Anschauung von der Kunst und der Lebensaufgabe eines Dichters, die volle Fähigkeit der Hingebung an diese Aufgabe, die unbewußte Forderung seelischer Vertiefung und Ausgestaltung

jedes Bildes ſeiner regen Phantaſie in der Seele. Er hatte nichts mit der Begnügſamkeit leichter und mittlerer Talente gemein, ſelbſt wenn er nur für die Unterhaltung zu arbeiten dachte, ſtellte er Anſprüche an Lebenswahrheit, Stimmungsfülle und Eigenart ſeiner Verſuche, die ihn davor ſchützten, Erfindungen und Geſtalten in flüchtiger Skizzierluſt raſch zu verbrauchen. Er hatte ſich nicht von der Muſik zur Dichtung gewendet, um ſich die Lebensarbeit zu erleichtern, ſondern betrat den neuen Weg mit dem gleichen Ernſt wie den ſeither verfolgten Pfad.

Spärlich genug fließen unſre Nachrichten über Ludwigs Heimatſommer von 1841. Die Einſicht, daß er in den Verhältniſſen, in die ihn die geheime Gewalt des Gemüts viel mehr als die äußern Umſtände zurückgetrieben hatte, nicht verbleiben könne, nicht neue Wurzeln ſchlagen dürfe, muß gewachſen ſein. Umſonſt verſuchte er ſeine Einbildungskraft auf dem nächſten Heimatboden feſtzuhalten. In dieſer Zeit nahm er einen Plan zu einer Erzählung wieder auf, die an lauter Jugendeindrücke anknüpfen ſollte, und deren Entwurf erkennen läßt, welche friſchen Quellen ihm da ſtrömten und rauſchten, wo andre kaum Rinnſale erblickten. Ludwigs Niederſchrift lautet: „Limbacher Novelle. Schilderung der Waldnatur, des ſüdlichen Charakters namentlich der Waldmädchen. Roheit. Verbildung. Der ſuperhumane Rittergutsbeſitzer. Neugier und Gaſtfreundlichkeit. Malergeſpräche über ihre Kunſt. Buchhalter Lotz. Rektor. Sagen von den Venezianern. Muſik. Einige Porträts; Bettine, das Geſicht, das faſt kretinartig iſt und ſich durch Muſik allemal zur wunderbaren geiſtigen Phyſiognomie bildet, die ein ungeheures innres Talent hat und kein äußres. Die Waldgrazie, ein wunderſames Bild von Fülle und Kraft und Geſundheit, aber voll der ſüßeſten Weiblichkeit, die den jungen Deutſchen kuriert. In der Nähe das Schloß

des Graf Pfaffel. Verschwörung mit den Fabrikanten. Sie machen sich lächerlich. Der Lügensack mit seinen Bekanntschaften, ein himmellanger, possierlicher Kerl. Der alte Schulz, sein Zigeunergevatter und Hofmaler. Erst glaubt man, er sei der von Zigeunern geraubte Sohn des Kommissionsrates. Er ist ein andrer u. s. w. Der Pfarrer von Steinheid. Hypothese über die Gräfin Pfaffel die Hauptintrigue. Kolonie, die von der Obrigkeit aufgehoben, doch noch existiert. Der einsiedelnde Schuster. Böhmische Glasmacher, vielleicht mit Bezug auf die Pfaffel. — Noch mehr Beispiele, Pfaffel, Einsiedler. Auswandrer mit ihrem Lied, daß die armen Waldteufel nicht fort mögen. Auswandrer: die Heinleins, Robinsonaden. Buchhalter in die böhmisch-Pfaffelsche Geschichte verwickelt u. s. w." Hier blitzten nahezu alle Bilder des Thüringer Waldlebens auf, wollten alle wechselvollen und farbigen Jugendeindrücke Gestalt gewinnen, hier begegneten sich Erinnerungen mit Erlebnissen des Tages. Der Bruder von Christian Ottos Frau, ein Eisfelder Schuhmacher, der mit den ersten Auswandrern 1834 nach Amerika gegangen war, war kürzlich zurückgekehrt und mochte Abenteuerliches über seine Erlebnisse im Urwald berichten. Mit dem „Grafen Pfaffel" aber spielten Gestalt und Geschick jenes rätselvollen Mannes und seiner Gattin oder Lebensgenossin in Otto Ludwigs Erzählungsplan herein, den viele Jahre später Ludwig Bechstein zum Helden seines Romans „Der Dunkelgraf" erkor. „Die Geheimnisvollen von Eishausen," die langjährigen Bewohner des an der Straße nach Hildburghausen gelegnen Domänengutes Eishausen, deren angeblicher Name Vavel de Versay vom Volksmunde in Graf Pfaffel, „der Pfaffel" schlechtweg umgewandelt ward, und deren Lebensgeheimnis durch Jahre und Jahrzehnte, namentlich aber zwischen dem Tode der Gräfin im Jahre 1837 und dem endlichen Tode des Grafen

(1845) in aller Munde war und auf tausendfache Weise zu deuten versucht ward, hatten offenbar auch auf den Dichter, der seit seinen Knabentagen von den Unbekannten im Schlosse von Eishausen unzähligemale gehört hatte, tiefern Eindruck gemacht.

Wenn Otto Ludwig in diesem Sommer vorzugsweise in seinem Gartenhause lebte und poetisch thätig war, so schloß er doch im stillen mit dem Traum ab, seine geplanten Werke hier zu vollenden und von hier aus in die Welt zu schicken. Sollte, wie er zu denken begann, die dramatische Poesie mit oder vor der erzählenden seine Lebensaufgabe werden, so war er als dramatischer Dichter in Eisfeld so wenig am Platze, wie als Opernkomponist. Was er Silvester 1841 an Schaller bekannte, wird wohl schon für den Sommer gegolten haben. „Ich bin dir nun ganz allein. Es ist niemand mehr hier, dessen Gegenwart mir soviel Vergnügen gewährte, als seine Entfernung. Ausgenommen Ambrunn und Burkhart, mit denen ich zuweilen das Stündlein zwischen 5 und 6 Uhr verbringe." Diese Zusammenkünfte fanden in der kleinen Gaststube seines schon erwähnten Schul- und Spielgenossen, des Bierbrauers Johannes Recknagel statt, dessen Bier Ludwig den Vorzug vor jedem andern gab. Der Platz, wo der Dichter zu sitzen pflegte, wird wißbegierigen Litteraturfreunden noch heute gezeigt — leider aber trug um die Zeit, wo Ludwig auf dem Platze verweilte, die Teilnahme der Eisfelder, wenige ausgenommen, durchaus nicht das Gepräge der Bewunderung oder wenigstens hoffnungsreicher Zuversicht. Man war im allgemeinen geneigt, mit Sprichwörtern wie „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" und „Hochmut kommt vor dem Fall" sich über die Eigenart von Ludwigs Leben und Wesen zu trösten und half so, ohne es zu beabsichtigen, dem Dichter einige der starken Fäden durchschneiden, die ihn an diesen Weltwinkel

banden. Fand Ludwig „an dieſer Geſellſchaft keine Freude mehr“ und ſuchte er ſich in der Geſellſchaft „der Herren Shakeſpeare, Goethe, Leſſing, Schlegel, Tieck, Beethoven u. ſ. w.“ zu entſchädigen, ſo konnte er ſich der Einſicht nicht länger verſchließen, daß er deren Geſellſchaft juſt nicht in Eisfeld zu genießen brauche.

Im Oktober 1841 mietete er, als er nicht länger im Garten verweilen konnte, ein eignes Arbeitszimmer beim „Koburger Bäcker“ Reinhold Eckardt an der untern Pforte. Er fand, obſchon er, um den Onkel nicht zu kränken, ſein Schlafzimmer wie den Mittagstiſch im Hauſe Chriſtian Ottos beibehielt, daß die ſchwüle Atmoſphäre dieſes Hauſes, über deſſen Verfall und allmählichen Niedergang ſich auch ſeine Liebe und liebevolle Gewöhnung nicht mehr täuſchen konnte, ſeinen Arbeitsplänen höchſt ungünſtig ſei, und ſchuf ſich darum einen Zufluchtsort, der ihm einen Bruchteil ſeines Gartenfriedens gewährte. Er ließ die notwendigſten Zimmergerätſchaften und ſeinen Flügel in dies „Arbeitsſtüblein“ ſchaffen und verbrachte hier regelmäßig die ſpätern Vormittags- wie die Abend- und die erſten, manchesmal auch die ſpätern Nachtſtunden. Denn er hatte ſeine alten Lebensgewohnheiten wieder aufgenommen und bekannte in dem ſchon erwähnten Silveſterbrief an Schaller: „Faſt zwei Jahre lang ſuchte ich ein ordentlicher Menſch zu werden, i. e. durch beizeiten Niederlegen und früh Aufſtehen für meine Geſundheit zu ſorgen und eben ſo lange war ich nicht imſtande etwas zu arbeiten vor Lebensüberdruß und Hypochondrie. Seit ich wieder früh — vielmehr ſpät — 9 oder 10 Uhr aufſtehe, nachts 1 oder 2 auch 3 mich niederlege, bin ich wieder ein ganz andrer Kerl geworden. Die Arbeit gerät und fleckt mir, wie du bald ſehen ſollſt, und Eſſen und Trinken ſchmeckt mir beſſer als je.“ Über Ludwigs Leben und Treiben in dieſem Winter berichtet ein 1889 noch lebender und

geiſtig friſcher Augenzeuge: der Kantor Friedrich Kramer in Crock bei Eisfeld, der mehrere Monate hindurch Ludwigs Zimmergenoſſe und in gewiſſer Art ſein Schüler war. Der ſpätere Kantor, der Sohn eines Eisfelder Tuchwebers, hatte nach ſeiner Konfirmation zunächſt Unterkunft als Schreiber im Eisfelder Landgericht gefunden, wünſchte ſehnlichſt Lehrer zu werden, ſtieß aber dabei auf den Widerſtand ſeines Vaters, der ihn nötigen wollte, das väterliche Gewerbe zu ergreifen, da bei der Schreiberei überall nichts herauskomme. Otto Ludwig, der am Weihnachtsabend 1841 den weinenden Jüngling aufſuchte, ihm tröſtlich zuſprach, ihn nach Kräften zu unterſtützen, auch ſeine Wünſche bei Kramers Vater zu befürworten verhieß, gab ihm zunächſt als Kopiſten Beſchäftigung (die Reinſchrift der Novelle „Die Emanzipation der Dienſtboten“ die in der Kabinettsbibliothek des verſtorbnen Herzogs Bernhard von Sachſen-Meiningen bewahrt wird, iſt augenſcheinlich von Kramers Hand) und nahm ſich des gedrückten jungen Landsmannes geradezu brüderlich an. Er unterrichtete ihn in den Anfängen des Generalbaſſes und im deutſchen Stil, ſprach die Balladen Schillers mit ihm durch und genügte überhaupt in dieſem Verkehr dem in ihm vorhandnen pädagogiſchen Triebe. Vierzig Jahre hindurch bewahrte Friedrich Kramer in rührender Dankbarkeit die kleinſte Erinnerung an dieſe Tage. Er ſchilderte ſeine Eindrücke folgendermaßen:

„Otto Ludwig war damals noch nicht 29 Jahre alt, von ſtattlichem Wuchs, geſunder Geſichtsfarbe, feinen Zügen und edler Haltung. Seine hohe Stirn, ſein braunes mildfeuriges Auge, ſeine gewinnende Freundlichkeit und treuherzig originelle Sprache berührten angenehm und gewinnend. — In jenem Arbeitszimmer gewahrte man einen Tiſch, einige gepolſterte Stühle, ein altes Sofa, einen Spiegel und einen Flügel. Dies Zimmer mußte in den Wintermonaten

mindeſtens auf 18° R. durchwärmt ſein. Sobald er ſein Arbeitszimmer betrat, zog er ſeine weit hinaufreichenden Troddelſocken und ſeinen unanſehnlichen Schlafrock an. Waren dann die erſten Wölkchen ſeiner langen Tabakspfeife entſtiegen, ſo ſchritt er neubelebt und unter häufigem Schütteln mit dem Kopfe ſtundenlang ſinnend im Zimmer auf und ab. Wollte er ſchreiben, ſo ſtrich er die über die Schläfe herabfallenden reichen Haare zurück, knüpfte ſich einen Bindfaden um Stirn und Hinterkopf, legte ſich Papier zurecht und ſchrieb ohne Unterbrechung ganze Bogenſeiten voll. Oft genug freilich rückte er ſich am Nachmittag den Stuhl mit den Worten an den Tiſch: „Jetzt hab ichs, mein Geſchreibſel von heute morgen gefällt mir net. Ich muß die Feile anlegen“ und ſtrich ſchonungslos das Niedergeſchriebne aus und das Verbeſſerte darüber hin. Vor der Abenddämmerung verzehrte er ſein Abendeſſen, wobei er ſich gern mit mir unterhielt; in der Regel beſprach er vor Dunkelwerden noch eine Generalbaßaufgabe. Aus dem Ottoſchen Hauſe oder der Recknagelſchen Gaſtſtube brachte er, wenn er am Spätnachmittage im Arbeitszimmer wieder erſchien, unter dem Arm zwei Krüge voll Bier mit, die er in den Abendſtunden redlich mit mir teilte. Abends von 8—11 Uhr trieb er Engliſch oder vertiefte ſich in die Werke Shakeſpeares und Goethes. Dann konnte er ſtundenlang lautlos ſitzen, ohne zu bemerken, daß der Ofen kalt geworden war und ſeiner Tabakspfeife kein Wölkchen mehr entſtieg. Manchmal hielt er ein Vormitternachtsſchläfchen, um nach Mitternacht ſeine Beſchäftigungen wieder aufzunehmen. Durch Beobachtungen ließ er ſich auch von dieſen abziehen. Als ich auf dem Sofa einmal ſchlief, belauſchte er meinen Atem, bei meinem Erwachen ſagte er: „Sie haben in der reinen Quinte geatmet.“ Ein andresmal verfolgte er nach Mitternacht ſinnend die Richtung des Fluges,

die konzentrischen Kreise und den Tod eines Hausheimchens, worüber sofort ein Gedicht entstand. — Am Silvesterabend 1841 wünschten wir uns gegenseitig Prost Neujahr! Otto Ludwig veranlaßte mich, meinem Vater in einem Briefe meine Herzenswünsche darzulegen, um diesen versöhnlich für mein Vorhaben, mich dem Lehrfach zu widmen, zu stimmen. Noch vor Ostern 1842 ward ich zur Aspirantenprüfung an das herzogliche Seminar in Hildburghausen eingerufen, wozu mir Otto Ludwig bereitwilligst und mit den besten Segenswünschen sein Ränzel borgte. Zwischen Ostern und Pfingsten trennten wir uns — auf Nimmerwiedersehen. Ich kam nach Hildburghausen, und Otto Ludwig reiste wieder nach Leipzig."

Manche Einzelheiten des schlichten Berichtes des Kantors von Crock werden bis auf das „Bier von Recknagel" durch Ludwigs Briefe an Karl Schaller bestätigt, dem er am 20. Januar 1842 auch melden konnte, daß er inzwischen in Meiningen gewesen sei und dort seine Angelegenheiten glücklich betrieben habe. Die Fortgewähr des herzoglichen Stipendiums auch an den Schriftsteller war vom Urteil über eine litterarische Leistung abhängig gemacht worden. Dies Urteil gab Ludwig Bechstein, dem sich Otto Ludwig schon früher vorgestellt hatte, in einem undatierten Gutachten über die mehrerwähnte Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten" (gedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt" Juli 1843) ab, in dem es heißt: „In der Novelle von Otto Ludwig nimmt gleich der frappante Titel und der spannende Dialog der ersten Seiten für den Verfasser ein. — Durch das ganze Buch herrscht Glätte des Stils, Fülle und Reichtum des Gedankens und eine edle Sprache, die nie um den richtigen Ausdruck verlegen ist und oft ergreifend wirkt. Die Fabel ist einfach, ganz anders als man dem Titel nach erwarten sollte; es herrscht Reflexion überwiegend

über die Handlung vor, aber die Reflexion ist immer geistreich u. s. w. Jedenfalls wurde Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zu teil, die Anerkennung und Ermunterung verdient, wenn er auf dem Wege moderner Novellistik fortschreiten will.“ Die Folge dieses wohlmeinenden Berichtes war die Entscheidung Herzog Bernhards, daß Otto Ludwig der Fortbezug und die Nachzahlung seines Stipendiums bis Ostern 1843 zu bewilligen sei. In der Begrenzung auf diesen Zeitraum aber lag für Ludwig eine entscheidende Mahnung, sich von dem, was ihn in Eisfeld noch hielt, baldigst loszureißen. Nach allem, was noch lebende Zeugen jener Tage berichten, und nach dem wenigen, was der Dichter selbst später gegen die Seinigen darüber geäußert, erleichterte ihm die Stimmung und das Verhalten seiner Mitbürger die zweite Trennung von Eisfeld wesentlich. In einem Briefe aus Leipzig (21. September 1842) ließ Ludwig zurückblickend ein grelles Streiflicht auf die Geschichte seines letzten Aufenthaltes in der Vaterstadt fallen. Schaller wurde im Hochsommer 1842 nach Eisfeld zurückversetzt, und Otto Ludwig rief: „Daß du nun in Eisfeld bist, darauf hatte ich mich sehr gefreut, und nun ist mirs nicht recht, da ich, unter uns gesagt, mich in Eisfeld tot ärgern müßte und nimmermehr weder in die Stimmung zu schaffen noch deiner mich zu erfreuen dort gelangen könnte.“

Vergleicht man dies Geständnis aus einem gepreßten Herzen mit der leidenschaftlichen Heimatsehnsucht Otto Ludwigs im Jahre 1840, so kann man erraten, daß er um schwere und unerquickliche Erfahrungen bereichert zum zweitenmale nach Leipzig ging. Gleichwohl ahnte er schwerlich, daß er, als er sich bald nach Pfingsten 1842 zum Aufbruch rüstete, seinem geliebten Garten, dem „dicken Herrn,“ Eisfeld und dem heimatlichen Thüringen überhaupt für immer Lebewohl sagte.

Leipzig und Dresden

Im Sommer, spätestens gegen Ende Juni 1842 war Ludwig zum zweitenmale in der Pleißenstadt eingetroffen, deren äußre und geistige Erscheinung sich seit dem Herbst von 1840 nur in ganz unwesentlichen Dingen gewandelt hatte. Felix Mendelssohn war seit über einem Jahre abwesend, durch königliche Berufung nach seiner Vaterstadt Berlin gezogen worden, ohne daß man ihm dort eine seiner würdige Thätigkeit und einen bestimmten Wirkungskreis zu schaffen vermocht hatte. Die Musikfreunde Leipzigs, die Eingeweihten des Gewandhauses lebten in froher Voraussicht der Wiederkehr des Meisters im Herbst; Ludwig aber, der schon bei seinem ersten Aufenthalte in Leipzig diese Lebenskreise nur gestreift hatte, wich ihnen jetzt völlig aus und stellte sich dem ehemaligen Meister im Winter von 1842 zu 1843, wo Mendelssohn aufs neue die Gewandhauskonzerte dirigierte, nicht wieder vor. Er hatte ein bescheidnes Quartier in einem jetzt längst verschwundnen Hause der Dresdner Straße bezogen und sich zum guten Beginn des neuen Lebensabschnittes mit allem Eifer der Ausarbeitung seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" hingegeben. Nach einer Meldung Ludwigs an Schaller (Leipzig, 21. September 1842) und nach der Angabe auf einer Handschrift dieser neuen Gestaltung des Stoffes, der schon seit Jahren vor des Dichters Phantasie stand und ihm

die Seele erfüllte, hatte Ludwig das Drama vom Juli bis September begonnen und beendigt. Da er während des letzten Aufenthalts in der Heimat fortgesetzt von Agnes Bernauer geträumt hatte, so war die Arbeit dieses Sommers eben nur die Niederschrift eines innerlich längst bis in alle Einzelheiten ausgereiften Entwurfs. Während Ludwig, des besten Willens voll, nun schaffend und wirkend in die Litteratur einzutreten, das Trauerspiel, von dem er gute Hoffnung hegte, seinem Ende entgegenführte, gestaltete sich auch sein Leipziger Leben völlig anders als bei dem ersten Aufenthalte. Die tiefe und beinahe krankhafte Sehnsucht nach der Heimat war durch die Erfahrungen des Jahres 1841 ziemlich beseitigt, die Eisfelder Verhältnisse hatten zuletzt offenbar so drückend auf ihm gelastet, daß er eine gewisse Genugthuung und Freude empfand, ihnen entrückt zu sein. Mit verhältnismäßig größrer Entschlossenheit und Munterkeit, als er bis vor kurzem sich selbst zugetraut hatte, versuchte er litterarische Beziehungen anzuknüpfen, erneuerte seine Bekanntschaft mit Theodor Apel, besuchte den Novellisten Robert Heller, den Redakteur der „Rosen," dem er, wie es scheint, seine Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten" vorlegte, ohne ihn geneigt zu finden, diese in seinem Blatte zu veröffentlichen, und lernte entweder schon jetzt oder im Verlauf des nächsten Herbstes und Winters den einflußreichsten, gesellschaftlich angesehensten Schriftsteller des damaligen Leipzigs Heinrich Laube kennen, der am Schlusse des Jahres 1842 zum zweitenmale die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm, und der sich dem unbekannten jungen Thüringer gegenüber als beßrer Menschenkenner und Talentschätzer zeigte, als die große Mehrzahl seiner litterarischen Kollegen. Laube nahm den Namenlosen, dessen persönliche Erscheinung eine ungewöhnliche Natur offenbarte, mit großer Freundlichkeit auf und rechnete es

der angebotnen Novelle („Die Emanzipation der Dienstboten“) zu gute, daß sie nicht zur Dutzendware der Belletristik gehörte. Ludwig erinnerte sich stets voll Dankbarkeit der entgegenkommenden Weise Laubes und äußerte in einem Briefe an Ambrunn, daß ihm dies Entgegenkommen in der Zeit schwieriger Anfänge sehr erquicklich und ermutigend gewesen sei.

Seine eigentlichen Lebensgenossen fand Ludwig im Sommer und Herbst des Jahres 1842 in einem Kreise jüngerer und älterer Männer, der sich in der der Post gegenüber gelegnen Gastwirtschaft von Waldrich fast täglich in den ersten Abendstunden zusammenfand. Der junge Schriftsteller erfuhr, daß Leipzig neben den Vertretern der Litteratur und der Wissenschaft, die weithin bekannt waren, jederzeit ganze Reihen von emporstrebenden, geistig gebildeten jungen Männern und eine Überfülle von halblitterarischen Existenzen barg, für die der Buchhandel eine Art Treibhaus war. Noch Friedrich Spielhagen hat in seiner Autobiographie „Finder und Erfinder“ wieder anschaulich gemacht, wie wohl es in Leipzig möglich war, in geistig belebter, litterarisch angeregter Gesellschaft zu leben, ohne mit der berufsmäßigen Litteratur im engern Sinne des Wortes auch nur in Berührung zu kommen. Ludwig überwand tapfer seine Menschenscheu, rückte einigen seiner neuen Bekannten aus Waldrichs Schenkstube näher und befreundete sich wenigstens mit einem von ihnen, dem um zwei Jahre jüngern Dr. Johann Gottfried Wetzstein aus Ölsnitz im sächsischen Vogtlande. Der nachmals als Orientalist und Orientreisender wohlberufne, als preußischer Konsul in Damaskus, namentlich bei den bedrohlichen Christenverfolgungen des Jahres 1860, hochverdiente, noch heute in Berlin lebende Gelehrte saß zu dieser Zeit mit der Entzifferung und Herausgabe arabischer Manuskripte beschäftigt in seinem Stübchen in der Dresdner Straße,

ſodaß er Ludwigs nächſter Nachbar war. Er nahm neben den Intereſſen ſeines beſondern wiſſenſchaftlichen Gebietes den wärmſten Anteil an allem litterariſchen Leben. Auch Wetzſtein war ſcharfſichtig genug, ſchon nach kurzem perſönlichen Verkehr mit Otto Ludwig das Ungewöhnliche in deſſen Natur und geiſtigen Anlagen zu erkennen, und ſobald er das Vertrauen des zurückhaltenden neuen Freundes ſoweit gewonnen hatte, daß dieſer ihm einige Gedichte, ſeine neue Erzählung und die erſten Akte des eben entſtehenden Bernauerdramas mitteilte, auch ſofort zu empfinden, daß er hier einer urſprünglichen Kraft gegenüberſtehe, die im ſtrengſten Sinne des Wortes vielverheißend ſei. Wetzſteins Überzeugung von der Begabung des zur Zeit noch erfolgloſen und unbekannten Dichters wirkte auf einige andre Genoſſen des kleinen Kreiſes zurück, ſie legten in ihrem Verkehr mit Ludwig nicht nur große Achtung, ſondern auch den Wunſch an den Tag, die Abſichten ihres Bekannten nach Kräften zu fördern. Als gute Kameraden erwieſen ſich namentlich Dr. Wimmer, ein geiſtvoller Philolog, der ſpäter, nach längerm Aufenthalte in Petersburg, als Gymnaſiallehrer in Dresden lebte und ſtarb, ein Dr. Peſcheck aus Zittau, aus einer Familie böhmiſcher Exulanten ſtammend und von mancherlei Erinnerungen an dieſe hiſtoriſche Beſonderheit erfüllt, ein Studioſus Kratze, über deſſen ſpätere Lebensſchickſale Ludwig nichts erfahren zu haben ſcheint, und ein junger Notar Portius, der die Kunſt der Handſchriftendeutung mit Vorliebe und kühner Sicherheit betrieb, übrigens gleich Wetzſtein ein leidenſchaftlicher Schachſpieler war. Dieſer engern Genoſſenſchaft ſchloſſen ſich dann mit weniger Regelmäßigkeit eine Gruppe von Männern an, die zur Litteratur ſchon in engern Beziehungen ſtanden. Da war Johannes Minckwitz, der Platenide, der um dieſe Zeit bereits ſeine Stellung als Verkünder der Platenſchen Unfehl-

barkeit eingenommen, seine Verdeutschungen der griechischen Tragiker zu veröffentlichen begonnen hatte, auch schon mit eignen Gedichten und einem Schauspiel „Der sächsische Prinzenraub“ hervorgetreten war, einer der vielen deutschen Poeten, denen ihre philologische Gelehrsamkeit die mäßige dichterische Begabung und jeden Zug zum Leben von vornherein erdrückt; da war August Kretzschmar aus Chemnitz, ein junger Litterat, den seine Sprachkenntnisse und sein Mißgeschick unter die Übersetzer des Philippischen Verlagskomtoirs zu Grimma geführt hatte, und der auch später mit ein paar Bühnenstücken nach französischen und englischen Erzählungen („Das Quiproquo,“ „Ein Tag Wahrheit,“ „Ein Eheteufel“) und einigen Alltagsromanen umsonst versuchte, sich der Übersetzerfronarbeit zu entwinden; da war Friedrich G. Wieck, der Herausgeber der „Deutschen Gewerbezeitung,“ ein jovialer Gesellschafter, mit dem und dessen Familie, mit Wetzstein und Portius Ludwig im Herbst 1842 manchen Ausflug zur „großen Eiche,“ auf den Bienitz, nach Meusdorf und St. Thekla unternahm, ohne sich mit der flachen Gegend um Leipzig aussöhnen zu können. Alle diese und noch manche andre in Waldrichs Wirtschaft verkehrende Persönlichkeiten eröffneten dem Dichter und Künstler, der so lange in Abgeschiedenheit gelebt hatte, einen Blick in ganz neue Lebensverhältnisse, Bestrebungen und Geistesrichtungen. Ludwig nahm diese mit der naiven Bildungslust und dem offnen Poetensinn, der seine Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hat, auf. In dem schon erwähnten Briefe vom 21. September an Karl Schaller berichtete er dem nun wieder in Eisfeld wohnenden Freunde: „Welch interessante Menschen einem hier vorkommen, wünschte ich dir nicht schreiben zu müssen, sondern mit dir zu erfahren. Leipzig ist ein reicher Ort für die Anschauung, was für einen Poeten die Hauptsache bleibt. Ich wünschte,

du und Ambrunn wäret manchmal unter uns; die Unterhaltung ist ganz im Geiste unsrer Heiligendreikönigsabende. Dabei giebts noch viel zu lernen! Ich befinde mich, wie du siehst, ziemlich wohl; freilich ist ein Unterschied zwischen einer Jugendfreundschaft oder vielmehr — soll ich so sagen — zwischen einer, die schon vor der Geburt angefangen, und spätern. Man lernt auch dann noch Menschen lieben und achten, aber es sind ihre Eigenschaften, die man liebt und achtet, nicht sie selbst; diese Verhältnisse sind viel mittelbarer!"

Man spürt aus allem, was wir über Otto Ludwig während dieses Herbstes und des Winters von 1842 auf 1843 wissen, daß er sich angelegen sein ließ, die Verbindungen und Beziehungen, die sich ihm darboten, zu pflegen, und daß er sich in gewissen Dingen den Anschauungen seiner neuen praktischen Freunde unterordnete. Er ließ sich die sauern Wege zu Buchhändlern und Herausgebern von Zeitschriften und Taschenbüchern nicht verdrießen, ließ sich belehren, daß er das Manuskript seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" nicht etwa dem Leipziger Theaterunternehmer Ringelhardt (Ludwig nennt ihn im Briefe vom 21. September 1842 Ringelmann) anbieten möge, da er in diesem Falle „einer abschlägigen Antwort im voraus gewärtig sein müßte," daß er vielmehr einzelne Szenen in „Blättern" abdrucken lassen solle, auf welche „Litteraten" den Theaterdirektor aufmerksam machen würden, „so daß er zu mir kommen muß!" Schade nur, daß der schlaue Entwurf nicht zur Ausführung kam, weil sich weder die betreffenden Blätter noch die Litteraten fanden. Einstweilen lebte unser Dichter noch guter Hoffnung, und auch als er schon eine Reihe von schlimmen Erfahrungen, von der Schwierigkeit, den ersten Fuß breit Boden in der Litteratur zu gewinnen, gemacht hatte, erhob er sich mit genialem Humor in dem

prächtigen „Märchen von den drei Wünschen“ über jede Enttäuschung und Demütigung, jede bittre und verdrießliche Nachempfindung der Monate, wo er „mit seinen Manuskripten von Haus zu Haus ging.“ Offenbar erfolgten diese vergeblichen Gänge in längern Zwischenräumen, denn Otto Ludwig verbrachte einen fleißigen Winter in Leipzig. Er schuf außer dem „Märchen von den drei Wünschen“ die Novelle „Maria,“ er begann und vollendete wenigstens in der ersten Bearbeitung das Lustspiel „Hanns Frei“ (das später in Dresden nur unwesentlich geändert, aber sorgfältig „gefeilt“ ward), er faßte von seinen ältern Plänen das „Trauerspiel der Treue“ (der Eckart oder Burgunds Ausgang) ernstlich wieder ins Auge. Zu seinem Glück konnte der schaffensfrohe, von den besten Hoffnungen erfüllte Dichter nicht ahnen, daß von allen eben genannten Arbeiten dieser Zeit bei seinem Leben keine einzige das Licht der Welt erblicken würde. Er sah ganz klar, daß seine Begabung und sein Wollen von dem der zeitgemäßen Tendenzpoeten jungdeutscher Schule wesentlich unterschieden waren, aber er fühlte auch, daß eben um diese Zeit, wo Immermanns letztes und reifstes Werk, der Doppelroman „Münchhausen,“ einer ganz und unbefangen poetischen Darstellung wieder Bahn brach, wo die ersten Dorfgeschichten Berthold Auerbachs hervortraten, Wilibald Alexis historische Romane „Der Roland von Berlin“ und „Der falsche Waldemar“ einige Teilnahme beim Publikum fanden, ein Hauch in der Luft sei, der einen neuen Frühling lebendiger, frisch gestaltender Poesie ankündigte. Spürten doch selbst die leistungsfähigsten Jungdeutschen, daß ihr Versuch, die deutsche Litteratur in einen mit lyrischen Blumen und prosaischen Dithyramben aufgeputzten Brei politisch-philosophisch-litterarischen Raisonnements aufzulösen, gründlich gescheitert sei, und setzten alles daran, sich der früher verachteten Formen

der objektiven Erzählung und des Bühnenstückes zu bemächtigen. Warum hätte Otto Ludwig, der die allmächtige Kraft einer unerschöpflichen Phantasie und die reinste Lust des Gestaltens in sich trug an seiner litterarischen Zukunft verzweifeln sollen? Er schlug die Zurückweisung seiner Manuskripte von den verschiedensten Seiten nicht höher an, als eine vorübergehende Prüfung, die jedem Namenlosen auferlegt sei, und wehrte sich kräftig gegen jede wirkliche Unbill, die ihm in dem Leipziger litterarischen Treiben widerfuhr. Er besuchte im Herbst und Winter das Leipziger Stadttheater nicht allzu häufig, aber doch häufiger, als bei seinem ersten Aufenthalt, und ward gelegentlich einer Aufführung von Rossinis „Othello" sogar durch seine Tischgenossen veranlaßt, als Theaterrezensent zu debütieren. Er sandte eine Kritik an die damals in einiger Geltung stehende „Theater-Chronik" ein, die die Buchdrucker Sturm und Koppe herausgaben, und die mit einer der ersten jener Theateragenturen verbunden war, aus denen nach und nach ein Krebsschaden des deutschen Bühnenlebens erwuchs. Hierbei machte der journalistische Neuling wieder eine unliebsame Erfahrung, die bewußte Kritik wurde aufgenommen, aber durch Kürzungen und Einschaltungen derart verunstaltet, daß der Sinn entweder entstellt oder geradezu in das Gegenteil gewendet erschien. Kurz und scharf erklärte Ludwig den über dies Auftreten eines Unberühmten höchlich erstaunten Herausgebern, daß er einen Widerruf fordre oder öffentlich wegen Mißbrauch seines Namens gegen sie auftreten werde. „Mein Name muß mir so wert sein, als Ihnen der Ihrige." Die unbedeutende Angelegenheit hatte wenigstens das Gute, daß sie Ludwigs ursprüngliche Abneigung gegen das kleine Tagestreiben der belletristischen Presse befestigte und ihn den Ratschlägen, den lautern und leisern Zumutungen einzelner seiner damaligen Lebensgefährten sich durch

Beteiligung an Zeitschriften ein Stück Brot und ein Stück „Einfluß" zu sichern, leichter widerstehen ließ.

So schweigsam Ludwig über seine persönlichen Erlebnisse und Verhältnisse war, so sorgten die Neugier seiner Wirtin, der braven Frau Waldrich, und häufige Besuche von Eisfeldern und Meiningern im Waldrichschen Hause dafür, daß seine gegenwärtigen Lebensgenossen über die Unregelmäßigkeit seiner Bildung und die Beschränkung seiner äußern Mittel früher ins Klare kamen, als über die Tiefe und den Reichtum seines Talents. Während ihn Kretzschmar und Wieck durch seine Vorgeschichte zum Buchhändlerschreibsklaven für wohlvorbereitet erachteten und sich nur wunderten daß er nicht daheim im Hildburghäuser Bibliographischen Institut Anstellung und litterarische Beschäftigung gesucht hätte, konnte sich der wackre Dr. Wetzstein nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der eminent begabte Mann auf dem Dornenwege des Autodidakten weiter wandeln müßte, riet ihm, sich an der Leipziger Universität inskribieren zu lassen, und versprach ihm, daß er unter seiner (Wetzsteins) Anleitung binnen einem Jahre imstande sein solle, ein Sanskritdrama zu übersetzen, womit dann seine Karriere gemacht sein würde. Man kann sich vorstellen, mit welchem ernsten Kopfschütteln und stillen Lächeln Ludwig alle diese wohlgemeinten Erörterungen und Vorstellungen aufnahm, aber auch, wie innerlich einsam er sich bei ihnen fühlen mußte. Denn im Grunde bewiesen sie alle, daß auch die besten unter seinen Bekannten von einer künstlerischen Entwicklung, von dem eigentlichen Leben seiner Seele und von dem Muß einer echt schöpferischen Natur höchst unzulängliche Begriffe hatten. Er war entschlossen, auf jede Gefahr hin den betretnen Weg weiterzugehen. Und da ihm eine Aufführung seines Trauerspiels wichtiger und förderlicher erschien, als der Druck seiner Gedichte und Erzählungen, die Aussicht auf An-

nahme des „Engels von Augsburg“ am Leipziger Stadttheater mit jedem Tage mehr schwand, so richteten sich Ludwigs Blicke nach Dresden, nach der Kunststadt, die in seinen Eisfelder Träumen schon so früh eine Rolle gespielt hatte. Auch jetzt wurde er von der Heimat aus ermutigt, eine Anknüpfung in Dresden zu suchen, und sein Oheim Christian Otto, der „dicke Herr,“ griff zum letztenmal in das Lebensgeschick des Neffen ein, indem er diesen erinnerte, daß in der sächsischen Hauptstadt und recht im Mittelpunkte des Kunstlebens dort eine entfernte Verwandte und gute Freundin lebe, der man weitreichenden Einfluß zutrauen dürfe, und den Dichter ermutigte, sich dieser Gönnerin zunächst brieflich und womöglich auch bald persönlich vorzustellen.

Diese Verwandte, eine Cousine zehnten oder zwölften Grades nach thüringischem und schwäbischem Brauch, war niemand geringeres als die gefeierte Schauspielerin Karoline Bauer, die 1842 die abenteuerlichromantische Episode ihrer Jugend, wo sie als Gräfin Montgomery in einer Gewissensehe mit dem Prinzen Leopold von Koburg im Regentpark zu London gelebt hatte, schon über ein Jahrzehnt hinter sich sah und seit 1835 zu den vorzüglichsten Mitgliedern des damals durchaus vorzüglichen Dresdner Hoftheaters gehörte. Der weit zurückliegende Verkehr mit Karoline Bauer und ihrer Mutter in Koburg, ein Besuch beider in Eisfeld war eine der großen Erinnerungen des dicken Herrn; am Leben und Ruhm der Künstlerin nahm er in seinem weltfernen Werrastädtchen lebhaften, ja leidenschaftlichen Anteil, und als er jetzt von den Trauerspielnöten Ludwigs vernahm, mahnte er den zaghaften Neffen daran, daß ja auch er als zwölfjähriger Knabe Karoline Bauer kennen gelernt hätte. Ludwig befand sich in einer Stimmung, in der er sich sagte, daß etwas gewagt und gethan werden müßte, auch wenn dies

Etwas den eignen Gewöhnungen und Empfindungen nicht völlig entſprach. Er wußte vom Oheim, daß Karoline Bauer viel im Hauſe Ludwig Tiecks in Dresden verkehre, und richtete alſo an die Schauſpielerin einen Brief, in dem er ſich auf jene freilich weit zurückliegende Begegnung berief und mit anmutiger Wendung ſich den Enthuſiasmus des dicken Herrn aneignete: „Erinnern Sie ſich wohl jenes blöden Jungen noch, der, da Sie im Jahre 1825 ſeinen Onkel Chriſtian Otto und ſeine Mutter Frau Syndikus Ludwig in Eisfeld beſuchten, überraſcht und verdutzt vor Ihnen ſtand? Und der jetzt eben wieder ſo blöde und verdutzt vor Ihnen ſteht, da er, eh man noch recht weiß, wer er iſt, ſchon mit einer Bitte angeſtiegen kommt? Sie können ſich ſeiner nicht mehr erinnern, und er ſelbſt muß Ihnen erzählen, was beſſer durch einen andern geſchähe, wie er ſich von ſeinem Onkel vorſagen ließ von dem ſchönen Verhältnis, was zwiſchen Ihrer Mutter und ihm beſtand, von Ihrer feinen Bildung und ungekünſtelten Anmut, und es ſich um ſo öfter vorſagen ließ, als dieſe Erinnerungen das Einzige ſind, was des armen Onkels Stimmung über das Traurige ſeiner Lage emporheben kann. Wenn man ihn davon erzählen ſieht, ſieht, wie er auf Augenblicke wieder jung wird wie ein alter Baum im Abendrot, ſo wundert man ſich nicht, daß es einem ſelbſt iſt, als hätte man Sie lange gekannt und es ſei eine Luſt, Ihnen Dank wiſſen zu müſſen!“ Daran knüpfte der Dichter die Bitte, das mitkommende Manuſkript („Der Engel von Augsburg“) zu leſen und ihn wiſſen zu laſſen, was die Künſtlerin von dem „wilden Dinge“ halte, es dann aber mit einem (beigelegten) Briefe an Ludwig Tieck gelangen zu laſſen. In dem gleichzeitigen Briefe an das alte Haupt der Romantik berief ſich Otto Ludwig darauf, daß er Tieck von früh auf viel ſchuldig geworden wäre und ihm gern noch

mehr ſchulden möchte, bat um ein offnes Urteil, ob der große Dichter und feinſinnige Kritiker ſo viel Talent in ſeiner unfertigen Arbeit erkenne, „als einer weitern Ausbildung wert ſein mag," betonte, daß er ſtärkere Farben aufgetragen hätte, als man gegenwärtig zu thun pflege, weil ihm dies durch das Weſen des Stoffs und das Weſen der Bühne begründet erſcheine, und hob endlich hervor, daß es ihm am meiſten darum zu thun geweſen ſei, „nicht mich ſelbſt und meine Eitelkeit in edle Geſinnungen und Sprüche gekleidet unter die ſpielenden Perſonen einzuſchwärzen, in welcher Rückſicht ich wie in mancher andern zu weit gegangen ſein mag."

Karoline Bauer entſprach den gehegten Hoffnungen Ludwigs und ſeines Eisfelder Onkels inſoweit, als ſie die Handſchrift des „Engels von Augsburg" in Tiecks Hände brachte. Tieck war damals ſchon vom König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden und im Begriff, ſeine Zelte in Dresden vollends abzubrechen; einen unmittelbaren Einfluß auf das Dresdner Hoftheater, deſſen Dramaturg er ſeit 1820 geweſen war, hatte er ſeit Jahren kaum mehr ausgeübt. Übrigens muß die Hofſchauſpielerin dem Vetter und Dichter aus Eisfeld nicht unfreundlich geantwortet haben, da Ludwig ſie bei ſeiner Überſiedlung nach Dresden alsbald aufſuchte und der letzte Menſch geweſen wäre, der eine kühle oder auch nur rückhaltende Aufnahme ſeines Briefes unbeachtet gelaſſen hätte.

Schon um Neujahr 1843 war es bei Ludwig beſchloßne Sache demnächſt nach Dresden zu reiſen und dort bei längerm Aufenthalt zu verſuchen, ob er nicht ſeine Erſtlingstragödie auf die berühmte Bühne bringen könnte. Der Schritt in die Öffentlichkeit, zu dem er von ſeinen neuen wie von ſeinen alten Umgebungen gedrängt wurde (jeder Brief aus Eisfeld enthielt Mahnungen in dieſem Sinne), ſchien auch ihm

unerläßlich. Selbſt ſeine alten muſikaliſch-dramatiſchen Verſuche hatte er noch nicht völlig hinter ſich geworfen, unter den Manuſkripten, die er in ſeinem Hauskalender für 1843 mit den Worten „Nach Dresden mitzunehmen“ aufzählte, fehlte die Partitur der „Köhlerin“ nicht; von Anfängen hoffte er den Roman „Der neue Don Quixote“ und die Tragödie „Der Eckart“ (Burgunds Ausgang) während des Dresdner Aufenthalts weiterzuführen, die Novelle „Maria“ ſollte noch einmal überarbeitet werden; von ſeinen Büchern wählte er nur Cervantes Don Quixote und einige Bände Shakeſpeare aus. Die fertigen Manuſkripte legte er in Dr. Wetzſteins Hände, da ihm der Freund verſprach, die leidige Redakteur- und Verlegerſuche nach Kräften fortzuſetzen. Aus den Briefen Wetzſteins an Ludwig, aus der Thatſache, daß der letztre den größern Teil ſeiner Habſeligkeiten in Leipzig und in Waldrichs Obhut zurückließ, erhellt, daß es zunächſt nur auf eine Reiſe von längerer Dauer abgeſehen und die Rückkehr nach Leipzig in Ausſicht genommen war. Ludwig konnte nicht vorausſehen, daß er in Dresden und ſeinen Umgebungen die Heimat für die ganze zweite Hälfte ſeines Lebens finden ſollte, aber ſah, als er im Frühling 1843 (ſpäteſtens im April, weil ein Brief Dr. Wetzſteins aus Leipzig vom Pfingſtſonntag Abend des gedachten Jahres bereits an den ſeit längerer Zeit abweſenden gerichtet iſt) von Leipzig nach der ſächſiſchen Hauptſtadt fuhr — zum erſtenmal in ſeinem Leben die Eiſenbahn benutzend — mit großen Erwartungen den neuen Erlebniſſen entgegen. —

Als Otto Ludwig im Frühling 1843 in Dresden eintraf, war die maleriſch gelegne Elbeſtadt in eine der kurzen Glanzperioden ihres geiſtigen und geſelligen Lebens eingetreten, in denen ſie mit Recht als ein Mittelpunkt deutſcher Kunſt gelten durfte. Ihrer räumlichen Ausdehnung und ihren ſozialen Zuſtänden

nach immer noch nur eine behagliche Mittelstadt, mit anmutigen Umgebungen, mit überreichen Hilfsmitteln geistiger Genüsse in ihren herrlichen Kunstsammlungen, ihrem ausgezeichneten Theater, ihrer schon ein Jahrhundert lang gleichmäßig vorzüglichen Hofkapelle ausgerüstet, jetzt aber, just am Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre, von einem veränderten und frischen Geisteshauch durchweht, begann sie neue Anziehungskraft zu üben. Die Restaurationsperiode zwischen 1815 und 1830 hatte die wunderlichsten Gegensätze und Widersprüche auf allen den Gebieten gesehen, auf denen Dresdens Bedeutung und alter Ruhm beruhte. Während die diesseits der Alpen unübertroffne Gemäldesammlung die Besucher zu tausenden nach der sächsischen Residenz zog und das Entzücken aller mit Augen begabten Menschen bildete, hatte man mit einer bis zum Lächerlichen verzopften, mit den geistlosesten Mittelmäßigkeiten, ja mit unfähigen Stümpern besetzten Kunstakademie und mit der Begünstigung lebloser und nichtiger Kleinkunst, Malerei und Plastik größern Stils schier bis zur Unglaublichkeit verkümmern lassen; während man am Hoftheater Carl Maria von Weber, den besten Dirigenten der Zeit, den unsterblichen Komponisten des „Freischütz" und der „Eurhanthe," an die Spitze einer deutschen Oper gestellt hatte, war man eifersüchtig und kleinlich bemüht gewesen, die reichsten Mittel, die größten Ehren für die überlebte italienische Hofoper vorzubehalten; während man einen wahrhaften und bedeutenden Dichter, Ludwig Tieck, den Romantiker, in jeder Weise ausgezeichnet, zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt hatte, und Tiecks Lesepult von der Aristokratie umdrängt worden war, hatte man doch alle seine offnen und heimlichen litterarischen Gegner, die Vertreter der Trivialpoesie, die Männer des Liederkreises und der Theodor Hellschen „Abend-Zeitung," die ebensowohl Feinde der Romantik als

Feinde jeder tiefen und künstlerisch edeln Auffassung der Dichtung waren, zu begünstigen, zu ermuntern, zu hegen verstanden. Die Mittelmäßigkeit, die geistige Armseligkeit hatten einen großen Teil der Dresdner Kunst und Litteratur jahrzehntelang beherrscht und in nur zu vielen Kreisen recht eigentlich als ein besondres Verdienst gegolten. Unter der Tarnkappe gemütlicher Einfachheit, anspruchsloser Unterhaltung war von der Impotenz der breiteste Raum beansprucht und im Gefolge dieser Dresdner Gemütlichkeit ein häßliches kleinliches Kabalenwesen und unversieglicher Klatsch gepflegt worden.

Das Jahr 1830 und die ihm folgende Umgestaltung der Verfassung und aller politischen Verhältnisse des Königreichs Sachsen, die Mitregentschaft eines liebenswürdigen, echt kunstsinnigen Fürsten wie des Prinzen und nachmaligen Königs Friedrich August, der bedeutende Einfluß eines geistvollen und hochgebildeten Ministers wie Bernhard August von Lindenau waren dem beginnenden Umschwung zum Bessern, dem frischern Zug auf allen Lebens- und Schaffensgebieten sehr zu gute gekommen.

Um die Zeit, in der der noch völlig unbekannte thüringische Dichter Dresden zu seinem vorläufigen Wohnsitz wählte, war der Höhepunkt des Aufschwungs so ziemlich erreicht. Ein neues frisches Kunstleben entfaltete sich unter der Mitwirkung genialer und strebsamer Künstlernaturen. Der Berufung des Großes verheißenden Schülers Rauchs, des Bildhauers Ernst Rietschel, war die des geistvollen und energischen jungen Architekten Gottfried Semper gefolgt, mit Eduard Bendemann und Julius Hübner hatte die Düsseldorfer Malerei ihren Einzug in Dresden gehalten, und was ihren Meistern auch fehlen mochte, sie brachten gegenüber der seither in Dresden gepflegten Kunstweise Bewegung, Licht, Leben und Schönheit mit

sich. In den veränderten Zuständen war auch für das größte eingeborne Talent, das Dresden besaß, für den Landschaftsmaler und den wie kein zweiter aus der Tiefe des deutschen Lebens und Gemüts schöpfenden phantasievollen Zeichner Ludwig Richter, Raum zu froher Wirkung geworden. — Mit den plastischen Arbeiten für das neue Theater hatte Ernst Hähnel seine schöpferische Thätigkeit begonnen, die neben und mit der größern Rietschels eine bedeutende und angesehene Dresdner Bildhauerschule ins Leben rufen sollte. Auch jüngre Talente begannen sich unter dem neuen Lebenshauch zu regen und zu entfalten. Die Dresdner Hofbühne hatte ihre goldnen Tage. Ein Schauspielerpersonal, dem in voller Leistungskraft Emil Devrient, Friedrich Porth, Karl Quanter, Eduard Winger, Gustav Räder, Franziska Berg, Karoline Bauer und Marie Bayer, eine Oper, der Wilhelmine Schröder-Devrient, Josef Tichatschek, Anton Mitterwurzer angehörten, eine Kapelle, der eben wieder in Richard Wagner ein Leiter von glänzender und eigenartiger Begabung gewonnen war, berechtigten die sächsische Hauptstadt zu dem Stolz, den sie auf ihr Theater empfand. Dazu ließ sich die Intendanz des Kunstinstituts angelegen sein, fortwährend neue Talente — wirkliche, nicht Scheinkräfte — heranzuziehen, im Verlauf des Jahres, das Otto Ludwig zunächst in Dresden verweilte, traten Eduard Devrient als Schauspielregisseur und Darsteller, die jugendliche Johanna Wagner als Sängerin in den Verband der Hofbühne ein.

Auch das Bild des litterarischen Dresdens der Restaurationsepoche war schon ein völlig verändertes geworden. Das Scheiden Ludwig Tiecks aus dem Eckhause am Dresdner Altmarkt, wo er an hunderten von Empfangs- und Leseabenden tausende von Menschen bei sich gesehen hatte, hinterließ allerdings eine fühlbare Lücke, da der alte Romantiker der einzige

gewesen war, der Sinn und Verständnis für poetische Originalität, für größere Gestalten, tiefere Stimmungen und kühnere Laute besessen hatte. Doch kam Tiecks Wegzug den untergeordneten Widersachern des Meisters und ihrer spezifischen Dresdner Poesie nicht mehr zu gute. Der Tod Karl Försters (am 18. Dezember 1841) und Friedrich Kinds (24. Juni 1843) hatte den alten „Liederkreis" seiner besten Mitglieder beraubt; eben jetzt (Juli 1843) verkaufte der kluge Hofrat Winkler (Theodor Hell) seine vielgeliebte Abendzeitung an einen Rechtsanwalt Robert Schmieder, weil er spürte, daß die Tage ihrer Geltung gezählt seien. Seit Jahren hatte die jüngere Litteratur einen hochstrebenden und talentreichen Vertreter in Dresden an Julius Mosen dem Dichter des „Ritter Wahn" und „Ahasver," dem Lyriker und Erzähler besessen, der mit einer Reihe von rhetorisch-tendenziösen Dramen den Kränzen, die er mit Recht trug, auch noch den Lorbeer des Dramatikers hinzuzugewinnen suchte. Vor kurzem waren die Herausgeber der ehemals Hallischen, zuletzt Deutschen Jahrbücher Arnold Ruge und Ernst Theodor Echtermeyer nach Dresden übergesiedelt und hatten sich einen Kreis gebildet, dessen Anschauungen freilich bedenklich von der Philosophie und Litteratur zur Politik hinüberschaukelten und schillerten. Die Erzähler Ernst von Brunnow, Karl von Wachsmann, obschon keine schöpferischen Naturen im höchsten Sinne, überragten doch die Gehe, Tromlitz, Bronikowski der alten Vespertina schon sehr bedeutend. Auch die jüngern Lyriker wie Adolf Peters, Ernst Fischer und andre schlugen kräftigere Töne an, als die vom Liederkreis her gewohnten. Ein Element der Gärung brachte die zwischen ihren großen Reisen jahrelang in Dresden lebende und ein Haus machende Gräfin Ida Hahn-Hahn. Sie stand damals auf der Höhe ihres Rufes als Romanschriftstellerin, sie hatte soeben vier ihrer

Hauptwerke: „Der Rechte," Gräfin Fauſtina," „Ulrich" und „Sigismund Forſter" veröffentlicht und alle die Probleme und Emanzipationsfragen, mit denen das junge Deutſchland die Literatur zu erneuern meinte, mit vornehmer Inſolenz als das beſondre Eigentum der guten Geſellſchaft in Anſpruch genommen. Ungeſund, wie ihre Lebensanſchauungen und ihre litterariſchen Selbſtverherrlichungen waren, forderte doch die Gräfin Hahn ohne alle Frage größere Maßſtäbe als das triviale Blauſtrumpftum, und der Beifall, den ihre launenhaften Bücher fanden, durfte in Wahrheit ein Zeichen der Zeit heißen. —

Der Neuankömmling hatte zunächſt an alle dieſe Herrlichkeiten ſehr geringfügige Anknüpfungen, und in ſeiner Natur lag es nicht, dergleichen eifrig zu ſuchen. Seiner neuen Gönnerin Karoline Bauer war er von Leipzig her angemeldet worden; mit einer Empfehlung an den Mathematiker und lyriſchen Dichter Adolf Peters, der Lehrer am Blochmannſchen Inſtitut und Vitzthumſchen Geſchlechtsgymnaſium war, ſeinerſeits zu Julius Moſen in Beziehungen ſtand, hatte ihn Johannes Minckwitz ausgerüſtet, von Eisfeld und Hildburghauſen her waren ihm mancherlei Grüße an in Dresden verſchollene Vettern und Freunde aufgetragen. Er hatte das Glück, eine ſeinem Sinne und ſeinen Gewohnheiten ſehr zuſagende Wohnung vor dem Falkenſchlage in einem Gartenhauſe, in dem ſich eine Wirtſchaft „Zur Hoffnung" befand, zu finden, und nahm dies Wirtsſchild für ein gutes Zeichen. Seine Fenſter gewährten ihm einen Ausblick auf Gärten und Felder, auch das gegenüber befindliche Taubſtummeninſtitut lag damals noch völlig im Grünen. Seine Lebensweiſe richtete er ähnlich wie in Leipzig ein, nur daß er in der erſten Zeit ſeines Dresdner Aufenthalts weniger ſchrieb und dafür die Bildergalerie fleißig beſuchte, in deren Schätzen ihm in der That neue Offenbarungen aufgingen, und daß

er einen großen Teil seiner Abende im Theater verbrachte, was in Leipzig nur in längern Zwischenräumen der Fall gewesen war.

Der erste Brief Ludwigs aus Dresden, der sich erhalten hat, zugleich der letzte, den er seinem Onkel Christian in Eisfeld schrieb, trug das Datum des 2. August 1843 und berichtete natürlich vor allem über das Zusammentreffen mit der berühmten Cousine und über die Beziehungen zu ihr: „Lieber dicker Herr, ich soll dir viele herzliche Empfehlungen von der Bauer sagen, nächstens wird sie dir ihr neustes Bild schicken. Sie fragte mich, wie es wohl möglich zu machen sei, daß du sie, wie du gewünscht, einmal spielen sehen könntest. Von meinem Stücke konnte ich nicht gleich beim ersten Besuch sprechen, auch war da noch ein Baron von Bredow aus Berlin bei ihr. Sie empfing mich auf das freundlichste, freute sich, daß sie nun einen Kavalier habe, der sie auf Spaziergängen u. s. w. begleiten könnte und als „Vetter" dabei nicht dem Verdacht aussetze, den sie auf alle Weise vermeidet, was bei einem großstädtischen Publikum, welches selbst nichts taugt, sehr schwer ist. Sie schickt mir, so oft sie spielt, früh ein Billet in die Loge. Da habe ich sie denn gesehen im „Fabrikanten" (von Eduard Devrient), in den „Quälgeistern" und als Maria Stuart. In komischen Rollen besitzt sie eine unvergleichliche Natürlichkeit, auch die tragischen giebt sie ausgezeichnet; dabei kommt ihre Figur ihr sehr zu statten, die wahrhaft königlich ist, und neben der die andern Schauspielerinnen und selbst die meisten Schauspieler klägliche Figuren spielen. In den „Quälgeistern" saß in meiner Loge noch eine fremde Dame, der Sprache nach eine Russin, eine Frau von vornehmer und dabei bedeutender geistiger Bildung. Die war außer sich über die Bauer und sagte: „Daß sie die Männer alle gewinnt, das kann wohl

eine andre auch, aber auch die Weiber in ſich verliebt machen, das kann nur die Bauer."

Eine wunderliche Ironie des Schickſals führte den tiefen, weniger weltunkundigen als weltſcheuen Dichter mit der glänzenden, allgefeierten Schauſpielerin, die nur allzuſehr Weltkind war, kurze Zeit vor der Kataſtrophe zuſammen, in der Karoline Bauer für immer ihre Freiheit und ihr Künſtlertum verſcherzte, ohne das Glück der Liebe und des friedvollen Hauſes zu gewinnen. Gerade in den Sommermonaten des Jahres 1843 und während des Winters von 1843 auf 1844, alſo in der Zeit ihres Verkehrs mit Otto Ludwig, erfuhr die Künſtlerin jene herbe Enttäuſchung durch ihre Verlobung mit dem ſchleſiſchen Landrat von Wichura, die ſie dann dem polniſchen Grafen Ladislaus Broël-Plater in die Arme trieb und ihren Weggang aus Dresden im Frühling von 1844 herbeiführte. Ludwig bewunderte aufrichtig die künſtleriſche wie die perſönliche Anmut ſeiner entfernten Verwandten. Als ſich im Laufe dieſer Zeit eine Hoffnung aufthat, ſein Luſtſpiel „Hanns Frei" gedruckt zu erhalten, ſchrieb er in der Sprache des Stückes eine poetiſche Widmung „An Fräulein Karoline Bauer":

Ein Blatt Papier iſt wenig wert,
Ein Stempel drauf macht es begehrt,
Und daß es was Beſondres gilt.
Dein Name ſei des Büchleins Schild:
Iſt Anmut nicht im Buch geweſen,
Stand doch ihr Name drauf zu leſen!

Doch bei alledem empfand er, daß die liebenswürdige Schauſpielerin von einer ſeltſamen Ruheloſigkeit erfüllt war, und ahnte wahrſcheinlich etwas von dem innerlich nicht Befriedigenden ihres zur Zeit noch vielbeneideten Daſeins. Sie hatte ſich Mühe gegeben, den „Engel von Augsburg" der Dresdner Intendanz

zu empfehlen; Ludwig hatte für diesen Zweck seine in Leipzig vollendete Tragödie überarbeitet und namentlich den letzten Akt umgestaltet. Herr von Lüttichau aber besorgte, daß durch dies Liebestrauerspiel der „nahe verwandte königlich bayrische Hof kompromittiert werden" und der bayrische Gesandte Anstoß nehmen könnte, und lehnte, mit vielen üblichen Lobeserhebungen des vom Dichter bezeugten Talents, die Aufführung ab. Ludwig beabsichtigte danach „Hanns Frei" in Dresden einzureichen, unterließ es aber, weil sich einige trügerische Aussichten in Leipzig zeigten, wo Dr. Wetzstein der tägliche Schachgenosse des künftigen Theaterpächters Dr. Schmidt war, der die ernste Absicht hegte, die neue dramatische Produktion nach Kräften zu fördern. Erfüllten sich sonach die Hoffnungen nicht, die Ludwig zuerst an die persönliche Bekanntschaft mit Karoline Bauer geknüpft hatte, und fiel er nur zu bald in seine Gewohnheit zurück, sich wochen- und monatelang unsichtbar zu machen, so bezeugt doch ein (im Konzept erhaltner) Brief aus dem Winter von 1843 auf 44, daß er die gute Freundschaft aufrecht zu erhalten suchte: „Beste Cousine! Sie müssen denken, ich sei durchgegangen oder gestorben, weil Sie nichts von mir hörten und sahen. Lassen Sie mir immer das unschuldige Vergnügen, mir einzubilden, Sie hätten eins von beiden von mir gedacht — also doch wenigstens einmal an mich gedacht. Ich weiß nicht, soll ich mich entschuldigen, wenn ich nicht besuche, oder ists nötiger, wenn ich besuche. Der unfreundliche Winter macht mich immer so kleinmütig und darum leutescheu. Oft war ich auf dem Wege zu Ihnen, entweder kehrte ich um, oder ich traf Sie nicht. So kam es, daß ich Ihre Verehrung trieb wie Christen, die um so frömmer sind, je weniger sie in die Kirche gehen. Wie diese ihren Gott lieber in seinen Werken verehren, so that ichs mit Ihnen im Theater und in mir selber, in dem

auch gar manches Ihr Werk ist. Weshalb ich mich schon jetzt nenne Ihren eigensten Otto Ludwig." — Ob der Dichter seiner Base nach diesem Briefe noch persönlich begegnet ist, läßt sich nicht erraten. Mit ganz Dresden ward er von der Flucht der Künstlerin im Frühjahr 1844 überrascht, und da er aufrichtigen Anteil an ihr genommen hatte, schmerzlich überrascht.

Der dicke Herr in Eisfeld erfuhr nichts mehr von der Ablehnung des Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" und ebensowenig von dem Ausgang der mit Karoline durch ihn angeregten und beförderten Bekanntschaft Bauer. Das oben erwähnte Schreiben seines Neffen aus Dresden vom 2. August 1843 sollte für ihn die letzte Lebensfreude sein. Christian Otto hatte lange und schwer gelitten, am 11. August erlöste ihn ein sanfter Tod von allen Schmerzen seiner letzten Jahre. Am 15. August empfing Ludwig durch einen Brief Ambrunns die Nachricht vom Tode seines Onkels. Dieser Verlust, den er schmerzlich empfand („Freilich war er die Hauptperson in allen meinen Plänen, nunmehr aber braucht er meine einfältigen Pläne nicht mehr; daß ich ihm, dem ich gern ein frohes Leben bereitet hätte, wenigstens frohe Todesvorstunden schaffen durfte, wird mich ewig freuen!" Otto Ludwig an Ambrunn, Dresden, 15. August 1843), änderte seine äußre Lage insofern, als ihm das Erbteil, das ihm der Verstorbne gesichert hatte, bei seinen bescheidnen Bedürfnissen für den Augenblick, ja auf mehrere Jahre hinaus die vollste Unabhängigkeit von Erwerb und Erfolg sicherte. Christian Otto hatte die eine Hälfte seines kleingewordnen Vermögens seiner Frau und seinem Sohne Adolf, die andre seinem Neffen hinterlassen; am 15. August stellte Ludwig (der in der betreffenden Urkunde vom Dresdner Stadtgericht „Kandidat und Litterat" betitelt wurde und mit dem Pet-

schaft seines Vaters Ernst Ludwig siegelte) eine Generalvollmacht für den Amtsregistrator Ludwig Ambrunn zu Eisfeld aus, auf Grund deren Ambrunn in allen folgenden Jahren und so lange es etwas zu verwalten gab, den Besitz des Dichters verwaltete. Das Wohnhaus des Onkels wurde schon 1844 von der Witwe Johanna Neuroth in Eisfeld angekauft, auf Otto Ludwigs Anteil entfielen 3600 Gulden. Er überließ die Ordnung dieser und jeder andern heimischen Angelegenheit Ambrunn um so ausschließlicher, als ihn jeder Brief von der unholden Witwe des Oheims, die sich in jeweiligen „Anfällen von Rachsucht und Bosheit" an ihn wandte und durchaus sein Gartenhaus bewohnen und die Pächterin seines Gartens werden wollte, in der Abneigung befestigte, die Heimat wiederzusehen. Am 3. September 1843 meldete er Ambrunn: „Ich werde der Madame Otto schreiben, daß ich meinen Aufenthaltsort ändre, nur um nicht wieder an sie erinnert zu werden. Sage ihr doch, ich hätte dir dasselbe geschrieben, sonst schreibt sie mir, so oft sie eine Bosheit anwandelt, und verlangt, ich solle ihr zu deren Ausführung helfen." Ernstlich bekümmerte ihn bei alledem nur, daß es kein Mittel gab, den jungen Sohn des Onkels den Händen seiner Mutter zu entziehen; Ludwig mußte es geschehen lassen, daß dieser mit der Witwe Elisabeth Otto und andern Gliedern der Familie Heinlein nach Amerika auswanderte, wo er verschollen ist.

Inzwischen lebte sich Ludwig in Dresden während des schönen Herbstes von 1843 um so mehr und um so besser ein, als er in erfreulichen und dauernden Verkehr mit einigen bildenden Künstlern und durch diese und seine Leipziger Bekannten Dr. Wimmer und Minckwitz mit einigen schlichtbürgerlichen, aber kunstsinnigen und für alle geistigen Bestrebungen empfänglichen Familien getreten war. Unter jenen war

es namentlich der Kupferstecher Langer und der Landschaftsmaler Ernst Ferdinand Öhme, denen Ludwig näher trat. Öhme, der aufs innigste mit Ludwig Richter befreundet war, vermittelte die Bekanntschaft unsers Dichters auch mit diesem, und der Künstler fand großes Wohlgefallen an der Persönlichkeit wie an den Schöpfungen Ludwigs, die ihm in der Handschrift mitgeteilt wurden, an dem Lustspiel „Hanns Frei", der Novelle „Maria" und dem „Märchen von den drei Wünschen." Zu den Familien, in deren Kreise sich Ludwig wohl und heimisch fühlte, gehörte außer denen der genannten Künstler die des Dr. Jenke, des Direktors des Taubstummeninstituts, in deren Garten und behaglichen Zimmern er sich meist am Mittwochabend einfand. Beziehungen wie diese, und dazu die Eindrücke Dresdens und seiner Umgebungen, die Ludwig wiederholt in Briefen in die Heimat und an seine Leipziger Genossen zu rühmen wußte, halfen ihm über das Mißbehagen hinweg, das ihn bei der bisherigen Erfolglosigkeit seiner poetischen Bestrebungen da und dort beschleichen wollte. Aus Leipzig mußte Dr. Wetzstein melden, daß Laube den Druck des „Märchens von den drei Wünschen" beanstandet habe, daß der Buchhändler Baumgärtner, der das Manuskript für sein Taschenbuch „Vielliebchen" bereits angenommen hatte, nachträglich den Stachel in der humoristischen Gestalt des Verlagsbuchhändlers und Buchdruckereibesitzers Jammerdegen verspürt habe, daß auch in der Novelle „Maria" bei allem Feuer der Phantasie, bei aller Schönheit des Vortrags „die Kohärenz mit den Ansprüchen der gegenwärtigen Lesewelt" vermißt worden sei. Wohl fügte der getreue Freund hinzu: „Was mein Urteil anlangt, so bitte ich Sie inständig, sich ja durch solche Meinungen nicht irre leiten zu lassen. Originalität über alles! Und haben Sie einmal einen Verleger gefunden, so legt man auch den

allgemeinen Maßstab an Ihre Sachen, und dann können sie bloß gewinnen, wenn sie mit dem „laufenden" Wasser der Gegenwart wenig zu thun haben." Doch den Verleger, der die mit Recht belobten Schöpfungen, wenn auch ohne alles Honorar, gedruckt hätte, wußte auch er trotz seiner Bekanntschaft mit Leipziger Buchhändlern nicht zu finden, und es war gut, daß Ludwig von den Eisfelder Komponistenjahren her einige Übung im Warten besaß.

Wenigstens ließ sich der Dichter durch all diese Hemmnisse und Schwierigkeiten den Genuß des Augenblicks und den Gewinn seines gegenwärtigen Lebens nicht verkümmern. Die malerische Elbestadt mit ihren Barock- und Rokokobauten, mit dem Reichtum ihrer Kunstschätze war der letzte große äußere Lebenseindruck, den das Geschick seiner Bildung und Entwicklung gönnte. Ludwig wußte ihn zu nutzen, wie wenige. Wenn er mit seinen neuen Malerfreunden in den reizvollen Umgebungen Dresdens umherstreifte, wenn er an einem schönen Herbstabende vom „Weißen Hirsch" heimkehrend die Stadt mit den Lichtern ihrer Brühlschen Terrasse und ihrer (damals noch einzigen) Elbbrücke vor sich aufleuchten sah, wurde auch er des Zaubers froh, den vor und nach ihm Tausende empfunden haben. Wenn er die Meisterwerke der Gemäldegalerie und der Mengsschen Abgußsammlung wieder und wieder still genießend durchschritt, war ihm, als „wachse ihm ein neuer Sinn." Mit unbestechlichem Auge und dem untrüglichsten Instinkt für alles geistig Mächtige und Echte unterschied er, der bisher so wenig gesehen hatte, das Bedeutungsvolle vom bloß Anspruchsvollen; die Sicherheit seines Blicks und seine ureigentümliche Fassungskraft für das Ganze eines Bildes setzten die Künstler ebenso in Erstaunen, als die Feinheit seines Urteils über tausend Einzelheiten. In ihm selbst lebten die geschauten Bilder in

leuchtender Deutlichkeit weiter, sie befruchteten seine Phantasie und wurden noch dem Kritiker in spätern Jahren durch den Vergleich ihrer malerischen Grundstimmungen mit poetischen Stimmungen wichtig. Und so durfte Otto Ludwig mit Wahrheit sagen, daß er sich in Dresden heimisch zu fühlen beginne, und daß die Opfer, die er seinem Aufenthalte hier gebracht habe, ihm durch Rafael und Correggio allein bezahlt worden seien, noch ganz abgesehen vom Eindruck des Theaters und der Musik, der ihm auch nicht verloren sein solle. Doch bekannte er im Mai 1844 in einem Briefe an Dr. Wetzstein, daß ihm des Außenlebens und der Menge der Eindrücke, die er täglich zu verarbeiten habe, fast zu viel werde. „Ich muß es demnächst dem Betteljungen nachthun, den ich aus dem Gedränge der Leipziger Messe sich in ein Winkelchen flüchten sah, um in Ruhe die Pfennige zu zählen, die er in dem Lärmen erfochten hatte."

Der Einsiedler von Garsebach und Meißen

Die beiden Jahre, die Otto Ludwig zwischen 1842 und 1844 in Leipzig und Dresden verbracht hatte, waren ohne Zweifel die äußerlich bewegtesten seines ganzen bisherigen Lebens gewesen. Soviel es seiner durch Naturanlage und Jugendeindrücke, durch Neigung und Gewöhnung bereits stark einsiedlerischen Natur möglich war, hatte er Verkehr und Verbindungen gesucht, auch was ungesucht an ihn herankam, nicht geradezu abgelehnt. Er hatte in Leipzig wie in Dresden den bescheidnen Lebensgenuß seiner eigentlichen Kameraden, der Gelehrten wie der Künstler geteilt, noch der letzte Brief an Onkel Christian vom 2. August 1843 enthielt eine aus eigner Anschauung geschöpfte Schilderung der glanzvollen Dresdner „Vogelwiese," auf der ein einziges Riesenzelt, das Felsnersche, „das ganze Eisfelder Vogelschießen" aufnehmen konnte, und die geputzte Masse fast unübersehlich war. Bei alledem blieb das Verlangen, in möglichster Stille und Abgeschiedenheit zu schaffen, in ihm herrschend, und die Erfahrungen und kleinen Erlebnisse des Frühlings 1844 hatten dies Verlangen noch gesteigert. Schon im Verlauf des Winters meldete Ludwig an Ambrunn, daß er sich demnächst in die Gegend von Meißen oder Pirna begeben werde, um irgend einen stillen Winkel zu suchen. Eben in den Tagen, wo er diesen Vorsatz äußerte, gestaltete sich sein Dresdner Leben über seine

Wünſche hinaus bunt und abwechſelnd. Dr. Wetzſtein empfahl ihm in herzlichſter Weiſe einen nach Dresden reiſenden jungen Dänen, Herrn von Mehren, den Ludwig ſchon beim erſten Beſuche mit beſonderm Wohlgefallen aufnahm, deſſen Bildung und anſpruchsloſer Frohſinn ihn bald zu wiederholtem täglichen und fröhlichen Verkehr veranlaßte. Da auch Wetzſtein ſich auf einige Tage in Dresden einfand, der Künſtlerkreis, dem Ludwig ſchon näher getreten war, ſich um dieſe Zeit beträchtlich erweiterte, war der Ausruf begreiflich, mit dem Ludwig einen (undatierten, aber dem Frühling 1844 angehörigen) Brief an Dr. Wimmer eröffnete: „Ich habe mich lange nicht ungeſtört ſprechen können und habe viel mit mir zu bereden.“ Er hatte bei einem mit den Malern Strauch, Göſſel, Haſſe, Fiebiger, mit dem Kupferſtecher Langer und Herrn von Mehren unternommenen Frühlingsausflug durch das Triebiſchthal und nach Scharfenberg bei Meißen eine halbe Stunde hinter dem „Buſchbad“ den ſtillen Winkel aufgefunden, der zu ſeinen Sinnen und zu ſeiner Seele ſprach und ſich auf der Stelle eine Sommerwohnung dort geſichert. Anfang Juni 1844 verließ er Dresden und bezog im obern Stock der „Schleifmühle“ zu Nieder-Garſebach ein paar beſcheidne Zimmer, in denen eine größere Reihe ſeiner Werke entſtehen ſollte, als er beim Beginn des Sommers von 1844 vorausſetzen konnte.

Ein mit bewaldeten und reich bewachſenen Hügeln und kleinen Felſen eingerahmtes, mäßig breites, überall friſchgrünes, von der klaren Triebiſch durchrauſchtes, im übrigen ſtilles Thal, das ſüdweſtlich von der alten Biſchofsſtadt Meißen, faſt unmerklich anſteigend, ſich gegen Taubenhain und Rothſchönberg hin erſtreckt, wird in kurzen Abſtänden von einigen Dörfern und einzeln liegenden Mühlen belebt. Etwa eine Stunde von Meißen liegt das Dorf Nieder-Garſebach, zu dem

die „Schleifmühle“ gehörte, in der der Dichter sich niederließ. Dies Waldthal mit üppiger Mannigfaltigkeit der Laubbäume und Büsche, nicht ohne einzelne schroffere und ernstere Partien, im ganzen aber doch voll lieblicher und anmutiger Reize, gemahnte Ludwig mit Recht an die verlaßne Heimat. In der ihm seither völlig unbekannten Landschaft fand er Eindrücke wieder, die ihm von kleinauf vertraut und lieb waren, und denen er sich jetzt aufs neue mit einem lange nicht erlebten Wohlgefühl überließ. Er streifte das Thal auf und ab: überall entdeckte er stille Plätze, an denen er ungestört nachsinnen und schaffend träumen konnte, er machte sich mit den unterhalb und oberhalb seines Asyls gelegnen Rastorten bekannt und verweilte besonders gern unter den Bäumen der gegen Meißen hin hochgelegnen Altenburg und im schattig umbuschten Garten der Preiskermühle. Überall fand er es „gerade wild genug, einem Poeten zu gefallen, und zahm genug, von ihm bewohnt zu werden.“ Und in einem Briefe an Ludwig Ambrunn (Schleifmühle bei Nieder-Garsebach, 19. Juni 1844) schilderte er die Reize seines Aufenthaltes in frischer, beglückter Stimmung: „Ich schreibe dir aus einem der lieblichsten Winkelchen Erde; links vor mir prächtige Felsen, rechts die kleine kühle Triebisch, drüber Berge mit grünem Busch bewachsen, um meine Residenz — in einer Schleifmühle — ungeheure, herabgerollte Felsblöcke von mannigfachsten Formen und schlanke, grüne, krause Erlen bunt untereinander. Und in welcher Richtung ich den Triebischgrund durchziehen mag, so wirds immer schöner. Meine Werkstatt schlag ich bald hier bald da auf, einmal zwischen den Felsblöcken an der Triebisch nahebei — ein alter Erlenstrunk hält mir das Tintenfaß (den Stecher, den dein Christian, den zu grüßen bitte, mir gemacht), die Mappe auf meinen Knieen ist mein Tisch; bald über der Klausmühle, dem romantischsten

Punkt, den ich auf der Welt kenne, etwa zwei Stockwerk hoch, einen schmalen Weg sperrend, der durch junges Gebüsch in wunderschönen Linien herunterläuft, so oft geschlängelt, daß man merkt, er selber mag nicht von dem schönen Berge herab — was ihm nun freilich zu verdenken, da das Thal noch schöner ist, bald horste ich, auf meinen poetischen Eiern brütend, auf dem Gipfel eines Felsens. Ob ich gleich allein bin, habe ich nicht die mindeste Langeweile; ich wende meinen Kopf um, so hab ich das Thal mit edeln, guten, ernsten, komischen, bösen Bewohnern bevölkert. Wenn mirs gefällt, geh ich mit Göttern und Königen um, in einem Anfall von Herablassung dagegen kann ich mit Bauern kegeln, die übrigens hier meist sehr reich und so gebildet sind, wie bei uns draußen angesehenere Bürger."

Die in so beredten Worten gepriesenen stillen Reize des Triebischthals waren es nicht mehr allein, die den Dichter mit neuer Lebenslust erfüllten. Schon in den ersten Wochen, in denen Ludwig an seinem neuen Wohnort verweilte, hatte eine Begegnung stattgefunden, die seinem weitern Leben Ziel und Gestalt geben sollte. Der einunddreißigjährige Mann hatte bis zu dieser Zeit jeden Jugendtraum, jede sich regende Neigung und das natürliche Verlangen nach Liebesglück — angesichts seiner ungewissen Lebenslage und in der Hingebung an seine künstlerischen Ideale — tapfer niedergekämpft, er hatte eben die Gewalt eines unwiderstehlichen Gefühles noch nicht erfahren. Jetzt sollte auch seine Stunde schlagen — die glückselige Frühlingsstimmung, die ihn in der idyllischen Umgebung nach zwei Jahren Stadtlebens durchdrang, hatte gleichsam den Boden gelockert, in dem der Keim einer starken Neigung rasch emporsprossen und Wurzel treiben konnte.

Ludwig lernte in diesen Tagen ein junges Mäd-

chen, die Tochter eines Meißner Bürgers, Emilie Winkler, kennen, die bald seine Braut und die treue Gefährtin seines Lebens in Glück und Leid werden sollte. Frau Ludwig erzählt warm und schlicht aus ihren Jugenderinnerungen: „Im Triebischthal, in der Nähe des Buschbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreund wie wenige, spazieren ging. — Wir waren eines Nachmittags auf unserm Wege schon in den einsamern Teil des Thales gelangt, da begegnete uns ein junger stattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar schönen Haupte, dessen Blick ich plötzlich wie suchend auf mich gerichtet fühle. Er grüßt, bleibt stehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen und mein Vater zurückblickt, sieht er ihn noch immer stehen, uns, die er gleicherweise als eine unerwartete Erscheinung betrachten mochte, sinnend nachschauend. Einige Tage später waren wir auf dem gleichen Wege, ich eile Blumen suchend voraus den Berg über dem Buschbad hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen — und eben dort unter der großen Eiche, die — noch vom Buschwerk verborgen — jetzt frei vor mir liegt, sitzt Otto Ludwig. Er erhebt sich grüßend; der lautlosen und doch so bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, sich uns anschließen dürfe. — — Wir verlobten uns im Laufe der nächsten Monate des gleichen Sommers."

Die Geschichte der Liebe Otto Ludwigs braucht nicht erzählt zu werden, und niemand könnte ihre Einzelheiten schöner und wärmer schildern, als es in den lyrischen Gedichten dieses und des folgenden Jahres, in den „Buschliedern" geschehen ist. Als der Dichter eine Reihe dieser Lieder in einem bogenlangen Briefe dem getreuen Schaller in Eisfeld (Garsebach, den 7. August 1844) mitteilte und dem Freunde seine

Erlebniſſe und ſein Glück in dieſer Form eingeſtand, durfte er in Proſa ſchon hinzufügen: „Beſſer kann ſich niemand zu Sophien und dir und mir ſchicken; ich habe von euch erzählt, habe mir ein Zuſammenleben entworfen und ausgemalt! — — — Erzähle mir doch von deinem häuslichen Leben, von deiner Sophie und deinen Kindern. Ich ſage dir, alles Blendende weiſt ſich als ein Nichts aus; der wahre Gehalt des Lebens ruht in ſeinen einfachſten Verhältniſſen.“ Sich ſelbſt und dem Freunde zur Warnung hatte er auf deſſen Klagen über die Enge und geiſtige Öde der kleinen meiningiſchen Städte eine poetiſche Antwort: „Du ſehnſt dich aus dem engen Leben nach einem weiteren geiſtig bewegten; du weißt nicht, was es heißt, eine Heimat, ein Zentrum zu haben. Laß dir meinen fremden Vogel vorſingen:

Aber der fremde Vogel fliegt
Über den Bach und ſieht hinein,
Erſchrickt ob ſeinem Wiederſchein:
So werd ich alt und werd ich grau
Und hab kein Neſt und keine Frau,
Hab alles geſetzt an die himmliſche Kunſt
Und drüber verſäumt die irdiſche Gunſt.
Bereuen will ich das nimmermehr,
Doch iſts wohl ſchlimm und traurig ſehr,
Daß, ſterb ich unter dem fremden Dach,
Kein einzig Vöglein mir ſinget nach;
Muß einſam dulden im fremden Thal
Des Lebens Sorgen, des Sterbens Qual,
Und weiß vielleicht von dem Tode mein
Keine Seel, denn der liebe Gott allein!“

Wie Ludwig geartet war, bei der Stärke und ſtillen Feſtigkeit ſeines Weſens, der Tiefe und Treue ſeiner Seele ſchloß die Liebe für das anmutige blonde Mädchen, die ihn erfaßt hatte, eine Entſcheidung für ſein

Leben ein. Er empfand jetzt nicht nur die Beseligung seiner jungen Neigung, sondern auch die Gewißheit, daß das Glück des Augenblickes ein dauerndes schlichtes Glück verheiße. Mit sicherm Instinkt hatte er die Charaktereigenschaften, die ungewöhnliche Empfänglichkeit seiner Geliebten für seine höchsten Lebens- und Geistesinteressen neben und in ihrer anschmiegenden und weiblich opferfähigen und opferfrohen Natur erkannt; im öftern Verkehr wurde Emilie Winkler rasch die Vertraute seiner poetischen Pläne, und er legte ihrem unbefangnen, von keinen Überlieferungen beirrten Urteil den größten Wert bei. Ihr Frohmut, ihre jugendliche Heiterkeit wirkten auf ihn, der sich mit Recht allzuernst und zur Melancholie neigend fand, belebend und erfrischend, was er gegen seine Freunde nicht genug rühmen konnte.

Leider war es Ludwig auch diesmal nicht gegönnt, sich seines neuen Glückes ganz unbeeinträchtigt zu erfreuen. Während er sich seit dem zweiten Scheiden aus Eisfeld einer guten Gesundheit gerühmt hatte und „zuletzt ein ziemlich stattlicher Kerl geworden war," kämpfte er jetzt mit körperlichen Schmerzen; ein altes Übel, das seit 1834 verschwunden gewesen war, regte sich wieder. Mit Unmut bemerkte er, daß die krankhaften Zustände, die schon soviel Einfluß auf sein Leben gehabt hatten, ihm auch jetzt noch Hemmnisse bereiteten, und schrieb an Schaller: „Bedenke ich die Folge meiner Zustände, so komm ich mir vor, wie das Tier aus dem Traume des Propheten Daniel: Und wie sein Horn am längsten war, da brachs. Wenn ich nahe daran war, ein gesunder Mensch zu werden, da packte michs und riß mich zurück; hatt ich mich wieder aufgerafft, ging die Prozedur von neuem los." Und wenn dieser Unmut auch nur vorübergehend war und bald wieder von der Stimmung besiegt wurde, die jetzt in seinem Leben vorwaltete, wenn er sich schaffens-

luſtiger, ſchaffenskräftiger als je fühlte und voll Zuverſicht und Hoffnung daran dachte, daß er nun nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch für die geliebte Braut zu ringen hätte, ſo empfand er doch auch ſchärfer als zuvor den Gegenſatz ſeiner poetiſchen Natur, ſeines zünſtleriſchen Glaubensbekenntniſſes zur Tendenzlitteratur und Tageskritik. In ein paar ſcherzenden Verſen an Schaller ſchildert er, wie niemand ſeine, des fremden Vogels, Liebeslieder hören will, die Elſter allein vernimmt ihn, die den Fuß herauf nach dem Rücken zieht:

Sie kratzt den Hals ſich voll Verdruß:
Daß man noch immer hören muß
Um Liebe klagen! Das hab ich dick,
Am Brett iſt jetzt die Politik.
Ihr ſollt von Liebe und Schmerz geneſen
Und ſollt mir hübſch die Zeitung leſen,
Und ſollt nicht mehr auf der grünen Flur
Euch weiden — auf der papiernen nur!

Und ernſt bekümmert ſetzte er hinzu: „Man will jetzt mit dem Verſtande Poeſie machen, künſtliche; nicht mehr die heiligen Verhältniſſe der Natur — künſtliche Verſtandesſyſteme ſollen den Dichter zum Dichten begeiſtern und den Leſer zum Leſen. Ein Stück Zeit, aus der Geſchichte herausgeſchnitten, ſoll für das All gelten, aus dem der Dichter die Wahrheit in ſeine Gebilde hinüberträgt. Im Dichtwerke muß ſich das All ſpiegeln, die Kinder eines Stückwerkes müſſen Stückwerke werden. In dieſem ewigen Kampfe, in dem immer das Neuere das Neue frißt und vom Neueſten gefreſſen wird, wie kann der Künſtler ſein Leben zum beſchloßnen Kunſtwerke machen, ohne welches er kein Kunſtwerk ſchaffen kann?! — Der Traum jenes Pharao geht nun erſt aus, der von den ſieben dürren Kühen. All das wirkliche, warme Anſchauungs- und Gefühlsleben frißt der dürre Verſtand und wird nur immer dürrer.“

Da war es gut und in der That ein Glück zur rechten Zeit, daß die Liebſte ihm die Falten von der Stirne glätten konnte und ihm Luſt und Mut machte, wie es auch ſonſt komme, die goldnen Sommertage zu genießen. Spaziergänge durch das Thal mit ſeiner Emilie, fröhliche Nachmittage, wenn einer und der andre Dresdner Freund zum Buſchbad, zur Altenburg oder zur Preiskermühle kam, geſellige Abende, bei denen namentlich viel geſungen wurde, brachten in die fleißige Einſamkeit des Einſiedlers in der Schleifmühle den Reiz des Wechſels.

In den erſten Wochen ſeines neuen Lebens, in denen Ludwigs Lyrik in echten Liedern noch einmal friſch aufrauſchte, ſchrieb der Dichter auch ein kleines Idyll „Die Buſchnovelle," der ſeine jüngſten Erlebniſſe zu Grunde lagen, und verſuchte eine humoriſtiſche Novelle, die er noch in Dresden entworfen und die den Titel „Teufelshofratsgeſchichte" führte, zu beenden. Die Hauptarbeit des Sommers aber galt einem großen hiſtoriſchen Drama in Proſa „Friedrich II. von Preußen," das nach ſeinem an Schaller (im mehrerwähnten Briefe vom 7. Auguſt 1844) mitgeteilten Entwurf ein vorzügliches Volksſchauſpiel zu werden verſprach. Ludwig hatte ſchon im verfloßnen Winter in Dresden ſich von Geſchichte und Geſtalt des großen Friedrich ſtark angezogen gefühlt und zunächſt den Verſuch unternommen, die Jugendſchickſale des Kronprinzen in einem Drama zu behandeln, deſſen Grundton deklamatoriſcher, rhetoriſcher erſcheint, als in jedem andern dramatiſchen Fragment Ludwigs, und deſſen Beginn im Januar 1844 zu Dresden geſchrieben wurde, zu einer Zeit alſo, wo Julius Moſen ſein den gleichen Stoff behandelndes Drama „Der Sohn des Fürſten" bereits auf die Bühne gebracht hatte. Jedenfalls ließ Ludwig dieſen urſprünglichen Entwurf raſch fallen, und vor ſeiner Phantaſie ſtand in dieſem Sommer nicht der leiden-

schaftlich irrende, mit der väterlichen Härte in den schwersten Konflikt geratene Kronprinz, sondern der König in der kritischsten Situation seiner Heldenlaufbahn, zwischen der Schlacht von Torgau im Herbst 1760 und der Rückeroberung von Schweidnitz im Hochsommer 1762. Die Wurzeln dieses Dramas, so realistisch Ludwig bei der Gestaltung verfuhr und weiter zu verfahren dachte, reichten doch bis in des Dichters subjektivstes Empfinden und seine persönlichste Stimmung hinab. Es war ihm Bedürfnis, einen Helden darzustellen, der unter den Schlägen eines tückischen Geschickes, unter den herbsten Enttäuschungen aufrecht und mannhaft bleibt und sich selbst nicht verliert. Rückhaltlos enthüllte der Dichter seinem „alten Karl" (Schaller) den geheimsten Zusammenhang seines Dramas mit seinem eignen Leben. Er fährt, nachdem er ihm das Mißgeschick seiner bisherigen poetischen Werke vertraut hat, fort: „Ich bin schon gezwungen, wie Saturn meine eignen Kinder zu fressen. Aber von dem, was ich für recht halte, gehe ich nicht ab. Ich hole mir Mut aus dem Heldensinne des alten Fritz, den ich unter der Feder habe."

Ob Ludwig außer dem prächtigen Vorspiel „Die Torgauer Heide," das im gleichen Jahre gedruckt wurde, schon in Garsebach noch weiteres von seinem Plane ausführte, läßt sich leider nicht mehr feststellen; da er jedoch hauptsächlich um der gehofften Aufführung seines „Friedrichs II. von Preußen" am Leipziger Stadttheater willen im Herbst zum dritten- und letztenmale nach Leipzig ging, da er um Neujahr 1845 seiner Emilie mitteilte, daß er in Leipzig binnen acht Tagen „den Fritz vollendet" und „der Theaterdirektion eingereicht" hätte, muß wenigstens der Gang der Handlung bis in die letzte Einzelheit in seiner Phantasie gelebt haben. Unter Ludwigs Papieren ist gar nichts von dieser Schöpfung erhalten; der Ent-

wurf der Handlung ist nur in dem mehrerwähnten Briefe vom 7. August an Schaller, und das Vorspiel durch den Abdruck in der „Zeitung für die elegante Welt“ (Jahrgang 1844, Nr. 43 und 44) uns bewahrt worden, ein Abdruck, zu dem Laube bereitwillig die Hand bot, da er ein aufrichtiges und starkes Interesse für Otto Ludwigs soweit vom „laufenden Geschmack“ abweichende Begabung hegte.

Schwer genug riß sich Ludwig Ende Oktober von seinem Asyl in der Schleifmühle des Triebischthals los. Die alte Sehnsucht nach Abgeschiedenheit war wiederum mächtiger als je zuvor in ihm geworden. „Das Ziel meiner Wünsche wird immer mehr ein Winkelchen Erde, wo ich unbeachtet und unbekannt mich zu Tod dichten könnte. Ich fühle mich einmal als ein Sohn der Einsamkeit. Mir ist von Kindheit an Sammlung die liebste Zerstreuung gewesen. Selbst einen Freund sieht man oft in der Nähe vor ihm selber nicht, höchstens immer nur ein Stück von ihm.“ Und diesmal galt es eine Trennung nicht nur von dem liebgewordenen Thal und dem Hause, in dem er nach Herzenslust geschaffen hatte, sondern auch von dem Mädchen, dem er — wie niemand seit dem Tode seiner Mutter — seine ganze Seele erschlossen hatte. Und doch fühlte er, wie notwendig es sei, dem fortgesetzten Drängen seiner Leipziger Freunde nachzugeben. Er wußte, daß er für die Aufführung eines „Friedrich von Preußen“ an der damaligen Dresdner Hofbühne noch viel geringere Aussichten hätte, als für die des „Engels von Augsburg,“ er vernahm von Wetzstein und andern Wunderdinge über den Aufschwung des Leipziger Stadttheaters unter Dr. Schmidts Direktion und Laubes Beirat. Daß Laube ihn ermahnen und bitten ließ, bald nach Leipzig zurückzukommen, würde Otto Ludwigs Entschlüsse so wenig bestimmt haben, als die Meldung Wetzsteins: „Wir sind zu seinen [Laubes]

Abendunterhaltungen eingeladen, wobei (wie man sagt) sich nicht selten schöne und geistreiche Damen einfinden." Wohl aber durfte Ludwig die bloße Möglichkeit, auf den Leipziger Brettern einen Boden für die Bewährung seiner dramatischen Kraft zu finden, nicht gering anschlagen und beschloß den Winter von 1844 auf 1845 in der Pleißenstadt zuzubringen.

Die Mehrzahl von Ludwigs Genossen von 1842 her lebte noch in Leipzig und hieß den Wiedergekehrten herzlich willkommen, vor allen erfreute sich der getreue Dr. Wetzstein des erneuten Zusammenlebens. Ludwig bezog diesmal eine Wohnung nicht in Leipzig selbst, sondern im benachbarten Dorfe Reudnitz, im Büchnerschen Haus an der Chausseestraße; er war so entschlossen, thätig und regsam zu sein, daß er für alle Fälle, und wenn etwa eine Umarbeitung der „Köhlerin" nötig würde, sogar ein Klavier mietete. Denn als er angesichts seiner veränderten Lebenslage in diesem Sommer alle Kräfte und Möglichkeiten überschlug, überkam ihn flüchtig selbst wieder der Gedanke, daß er auch in der Musik etwas leisten könnte.

Im Ernst konnte Ludwig die Wiederaufnahme der musikalischen Laufbahn nicht ins Auge fassen, er war jetzt fest genug von seinem poetischen Talent überzeugt, hatte die Macht und den Reichtum seiner Phantasie und das Wachsen seiner Gestaltungskraft so vielfach erprobt, um den Weg, den er seit 1841 eingeschlagen hatte, entschlossen, wenn auch nicht unbeirrt, weiterzugehen. Wohl aber war er wieder zu ungünstiger Stunde für die Vollendung und die theatralische Verkörperung seines mit so warmer Lust und frischer Hoffnung entworfnen Dramas nach Leipzig gekommen. Es war vollkommen wahr, daß die neue Direktion des Stadttheaters mit der dramatischen Litteratur des Tages Fühlung suchte, doch eben im Begriff des „Tages" lag auch die bewußte und unbewußte Gleichgiltigkeit

gegen alle nicht tendenziöse, unmittelbare Dichtung, die wunderliche Annahme, daß für lebendige Menschendarstellung, für natürliche Leidenschaft und Empfindung auf dem „modernen" Theater kein Raum mehr sei. Für den „laufenden Geschmack" hatte Ludwig mit Friedrich dem Großen eine völlig verkehrte, unzeitgemäße Stoffwahl getroffen. Im liberalen Sachsen fühlte man sich hoch über den großen soldatischen und unkonstitutionellen Nachbarstaat erhaben. Auf der Bühne konnten Cola Rienzi und Ulrich von Hutten, Erich von Schweden, der Bauernkönig, und Patkul, alle Helden des deutschen Bauernkrieges und der französischen Revolution erscheinen, wenn ihnen mehr oder minder verschämt die Sprache des „Zeitgeists" in den Mund gelegt wurde, aber für den alten Fritz, einen Helden von Fleisch und Blut, den wirklichen Träger einer großen vaterländischen Entwicklung, fühlte man keinerlei Teilnahme. Die Zeit des „Rokoko" ließ sich höchstens, wie eben Laube mit Glück that, in komischer Darstellung einem erleuchteten liberalen Parterre vorführen; der Versuch, ohne tendenziöse Spitze und Tendenzphrasen ein Stück Geschichte, das zugleich ein Stück großen, echten Menschentums in sich einschloß, dramatisch zu beleben, galt den litterarischen Wortführern für hoffnungslos. Und in der That, wie spurlos ging das lebensvolle, herzbewegende und farbenreiche Vorspiel zum Drama „Friedrich II." bei seiner Veröffentlichung vorüber, aus dem doch der Silberblick eines kräftigen Gestaltungsvermögens für das blödeste Auge hervorleuchtete. Mochte die theatralische Anlage und Ausführung des Volksdramas noch ungenügend und mangelhaft sein — keiner von allen, die am Leipziger Stadttheater mitredeten, machte auch nur den Versuch den Dichter zur Umarbeitung und wirksameren Ausgestaltung seines Werkes zu bestimmen.

So unabhängig sich der Dichter von dem Zuge

des Augenblicks fühlte, der auf Verflachung hindrängte, und so unerquicklich ihm die kritische Weisheit erschien, die jetzt überall das Zeichen für die Sache, die zeitgemäße Anspielung an die Stelle von Leben und Natur zu setzen empfahl, so konnte selbst er sich nicht völlig der Einwirkung der gärenden, quirlenden und geschwätzigen Unruhe entziehn, die rings um ihn her ganz Leipzig erfüllte. Mehr und mehr waren alle (nichtmusikalischen) geistigen Interessen in Leipzig mit der Politik, den liberalen Bestrebungen verquickt worden; Robert Blum und seine Gefolgsmänner führten zu gleicher Zeit das große Wort im Schillerverein, in den litterarischen Kreisen wie im Saale der Stadtverordneten und im Redeübungsklub; sie versuchten eben jetzt auch die von Schlesien und Posen ausgegangne „deutschkatholische" Bewegung in das Bett des allgemeinen Oppositionsstromes zu leiten. Die gut protestantische Stadt sah nicht nur die Entstehung einer deutschkatholischen Gemeinde (der wohl nur Katholiken beitraten), sondern auch (von 23. bis 26. März 1845) ein erstes „Konzil" der neuen Kirche. Johannes Ronge war auch in Leipzig der Mann des Tages und wurde in Eisenbahnzeitungen und Pfennigmagazinen fleißig mit Luther verglichen. Wenn die Wände der Leipziger Kneipen Ohren gehabt hätten, so hätten sie um diese Zeit über die plötzliche religiöse Färbung aller Frühschoppen- und Abendtöpfchengespräche erstaunen müssen. Am 17. März 1845 meldete Ludwig an Ambrum: „Hier hatten die Bewegungen in der katholischen Kirche auf eine Zeit alle Aufmerksamkeit gefesselt; Leipzig ist wie eine Glocke; bei solchem Anstoß muß jeder Zoll Erz mit vibrieren, und ich habs denn auch gethan." Ebenso war es sicher eine Einwirkung der Leipziger Luft und des halbrevolutionären Hauches in ihr, daß Ludwig sich um diese Zeit mit dem Plane zu einer Tragödie „Charlotte Corday" ernst-

lich beschäftigte, um bald genug zu erkennen, daß einesteils der Stoff ohne eine Gesamtdarstellung der ganzen großen Revolution nicht nur abgerissen episodisch, sondern auch unverständlich bleibe (was dann vorübergehend den Gedanken einer großen Trilogie oder Tetralogie aus der Revolutionsgeschichte erweckte), und daß er andernteils in Charlotte Corday eine mehr von außen, von der Zeit erregte als eine aus dem innersten Kern der Natur erwachsene Leidenschaft darzustellen haben würde. Soweit aber war Ludwig bereits, daß er dieses Kerns der Natur bei keinem poetischen Gebilde, am wenigsten bei einem dramatischen entraten konnte. Auch die Entschiedenheit, mit der Ludwig nachher vom Sommer 1845 an zwei bürgerliche Trauerspiele „Die Fürstentochter" (dann „Die Rechte des Herzens") und „Die Pfarrrose" in Angriff nahm und gleichzeitig verwandten Entwürfen (wie „Der tolle Heinrich") nachhing, mochte zum Teil auf die Leipziger Eindrücke, auf die ernsten, ja leidenschaftlichen Gespräche mit Wetzstein, Kretzschmar und andern zurückzuführen sein, die des Dichters weitere Entwicklung gern in die „zeitgemäße" Bahn gedrängt hätten und ihn wenigstens überzeugten, daß ein bürgerliches Drama mit dem Hintergrunde der Gegenwart not thue.

Auch während dieses Winters, wenige Tage nach seinem Geburtstage, hatte Ludwig mit einem heftigen Krankheitsanfalle zu kämpfen. Liest man in seinem Briefe vom 17. März 1845 (an Ambrunn) daß er Tag und Nacht heizen lassen mußte, um die krampfartigen Fröste zu mildern, so möchte man meinen, daß es sich um eine Erneuerung jener Krankheit gehandelt habe, die er im Frühling 1840 in Leipzig bestanden hatte. Der schlimme Gast ging diesmal rasch vorüber und unterbrach die gewohnte Lebensweise Ludwigs nur ein paar Wochen. Über diese Lebensweise selbst aber hatte er kurz zuvor (15. Januar 1845) seinem Eisfelder Ge-

ſchäftsträger, ſeinem alten Ambroſius, geſchrieben: „Ich lebe faſt ebenſo einſam hier wie in Garſebach, nur daß ich Örter beſuche, wo man Zeitungen lieſt und davon ſprechen hört, wie das heutzutage zur ‚Poeſie‘ gehört. Allerlei Abenteuer. Jeden Mittag geh ich, das Wetter mag ſein, wie es will, anderthalbe Stunde in der langweiligen Gegend umher.“ A. Kretzſchmar, der mehrerwähnte Genoſſe des kleinen Kreiſes in Waldrichs Wirtſchaft, erzählt aus derſelben Zeit, daß Ludwig damals noch immer muſizierte. „So oft er zu mir kam, lenkte er mit der Frage: „Iſt es erlaubt?“ aber ohne Antwort darauf abzuwarten, ſeine Schritte zunächſt nach dem Flügel, öffnete denſelben, ſetzte ſich, oft ohne Hut und Überzieher abzulegen, und begann zu phantaſieren, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, ohne daß ihm in ſeinem Eifer eingefallen wäre, ſich der ihm unter ſolchen Umſtänden ſo beſchwerlichen Kleidungsſtücke zu entledigen. Machte man ihn endlich aufmerkſam, ſo blickte er erſt unwirſch, dann lachend empor, warf die ſchweißtreibenden Hinderniſſe ab und ſtürzte ſich mit friſcher Kraft in die Wogen der Töne. Stundenlang habe ich ihm oft ſo zugehört und während mir dieſer Genuß beſchieden war, zugleich innig beklagt, daß dieſe herrlichen, oft meiſterhaft durchgeführten muſikaliſchen Gedanken im engen Bereich meines Zimmers verhallten und für die ganze übrige Welt verloren gingen. — — Einen höchſt eigentümlichen Anblick bot Ludwig beſonders dann dar, wenn man ihn bei der Arbeit überraſchte. In eine faſt undurchdringliche Wolke von Tabaksdampf gehüllt, ſaß er tief über den Tiſch gebeugt. Dabei arbeitete er höchſt unregelmäßig, wie nur eben ſein körperlicher Zuſtand es geſtattete.“ Im geſelligen Kreiſe beſaß Ludwig nach Kretzſchmars Bericht zu dieſer Zeit noch „beſondre Vorliebe für witzige Anekdoten und war im Erzählen olcher geradezu unerſchöpflich. Ich hatte früher ge-

glaubt, auf diesem Felde ebenfalls etwas zu leisten, mußte aber, nachdem ich Ludwig kennen gelernt, mir selbst gestehen, daß ich ihm nicht das Wasser reichte. Oft machten wir, Dr. W. [Wetzstein] und ich, es uns zum Spaß, bei irgend einem Gegenstande der Unterhaltung ihn zu fragen: „Wie war doch gleich die Anekdote, die Sie einmal hierüber erzählten?“ Es war dies natürlich von unsrer Seite bloß ein harmloses Vorgeben, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Dies gelang uns aber nie, denn nach kurzem Besinnen sagte er allemal: „Ach, das wird die gewesen sein,“ und dann erzählte er eine Anekdote über den fraglichen Gegenstand, mochte derselbe nun sein, was für einer es immer wollte.“ (A. Kretzschmar, Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube 1865, S. 222.) Auch der greise Konsul Dr. Wetzstein bestätigte mir mündlich aus seinen sehr lebhaften, leider nicht aufgezeichneten Erinnerungen, daß Ludwig in diesem Winter seine Neigungen zur stillsten Abgeschiedenheit und alle gewohnte Menschenscheu soweit überwand, daß er an vielen Tagen, namentlich in den späten Nachmittags- und ersten Abendstunden gesellig war. Er war nach Wetzsteins Mitteilung in diesem Winter auch über seine poetischen Pläne gesprächiger — dem Freunde vertraute er sogar die Geschichte seiner jungen Liebe soweit an, daß Wetzstein in seinen Briefen Ludwig „und noch jemand“ grüßte und ebenso von ihm und jemand wiedergegrüßt wurde.

Bei alledem empfand Ludwig, als der Lenz herannahte, und die Sehnsucht erwachte, ihn in schönerer Umgebung als zwischen dem Saatengrün und den gelben Rapsfeldern der Leipziger Ebene zu verleben, daß er ein wirkliches Resultat seines sechsmonatlichen Aufenthalts nicht zu verzeichnen habe. Da keines seiner Dramen zur Aufführung gekommen war oder auch nur zur Aufführung „angenommen“ wurde, fingen wohl-

meinende Ratgeber in seinem engern Lebenskreise wiederum an, ihn von der dornenvollen und steilen Laufbahn des Dramatikers zurückzuziehen. Aus den wenigen Erzählungen, die er bis dahin veröffentlicht, und den zahlreichen, die er mündlich vorzutragen wußte, schöpften sie die Zuversicht, daß er im „satirischen Roman" glänzenden Erfolg haben werde. Ludwig hatte jetzt Erfahrungen genug, um zu wissen, daß diese guten Ratschläge dem Spiele „Kämmerchen vermieten" glichen, bei dem in großer Hast die Stellungen gewechselt werden, der Übrigbleibende — in diesem Falle der Beratene — aber immer der Gefoppte ist. Die plötzliche Zuversicht einiger seiner Freunde auf den humoristischen Roman traf jedoch, wie wir wissen, mit alten Lieblingswünschen und lange getragenen Plänen zusammen. Ein Entwurf zu einer größeren humoristisch-idyllischen Erzählung, einem Schulmeisterroman, der in der neuentdeckten, Ludwig so rasch liebgewordnen Gegend um Meißen spielen sollte, begann eben Gesicht und Gestalt zu gewinnen. Und so tröstete sich der Dichter über die in Leipzig erfahrnen Enttäuschungen, die Theatersprödigkeit und die vergebliche Verlegersuche in der besten Weise, die dem wahren Künstler zu Gebote steht, mit schöpferischen Gedanken, mit neuen Erfindungen und Gestalten. Am 2. Mai 1845 verließ er Leipzig und kehrte über Meißen, wo ihn seine Braut begrüßte, nach der Schleifmühle im Triebischthale zurück.

Die Sommermonate der Jahre 1845 und 1846 verflossen in ähnlicher Weise, wie der Sommer von 1844. Ludwig war eifrig bei der Arbeit und führte, während er die Grundlinien zu dem Schulmeisterroman zog, auch einzelne Kapitel bereits niederschrieb, das noch in Leipzig geplante moderne Trauerspiel „Die Rechte des Herzens" in rascher Folge aus. Hatten an der Wahl des Stoffes oder vielmehr an der Ausstattung des Helden Paul Lubinski mit allen den Eigen-

ſchaften, die der deutſche Liberalismus jener Tage dem polniſchen Flüchtlingstum beimaß, die Anſchauungen des Leipziger Lebenskreiſes unſers Dichters noch einigen Anteil gehabt, ſo ging Ludwig bei der Geſtaltung des Dramas auf nichts weniger als auf tendenziöſe Wirkung aus. Die Zeitſtimmung ward von ſeiner Führung der Handlung und ſeiner Charakteriſtik raſch beſiegt, wer die Geſtalten der beiden Liebenden recht ins Auge faßt weiß alsbald, daß Leidenſchaftsdarſtellung der eigentliche und alleinige Zweck des Dichters iſt. Immerhin war ein Hauch, ein Duft in dem Stücke, der dem tendenziös gerichteten und geſtimmten Publikum der vierziger Jahre zur Hauptſache hätte werden können, wie es faſt gleichzeitig bei Freytags Schauſpiel „Die Valentine“ geſchah. Ludwig ſelbſt glaubte nicht an dieſe Gefahr — und als er ſich im Spätherbſt 1845 entſchloß, die Handſchrift ſeines Trauerſpiels an Eduard Devrient zu ſenden, hegte er nur Beſorgniſſe wegen des dramatiſchen Aufbaus und des Verhältniſſes ſeines leidenſchaftlich eigentümlichen Dialogs zum theatraliſch Herkömmlichen, aber keine wegen des Hintergrundes von Oſtrolenka und Warſchau. Ludwig hatte überdies um dieſe Zeit ſo viele Eiſen im Feuer, daß ihm das Schickſal eines einzelnen Werkes wenig Sorgen machte. Wie er in Leipzig, wenn er ſeine Manuſkripte anbot, den Verlegern die abſchlägliche Antwort ſelbſt und im voraus in den Mund gelegt hatte, ſchrieb er auch jetzt an Theaterdirektoren, Schauſpielregiſſeure und tragiſche Liebhaberinnen und bot ihren Ablehnungen die Hand; er wußte ſchon, daß „ſeine Produktionen etwas vom Heckpfennig hätten, der jedesmal zeitig wieder zu ſeinem Herrn zurückkommt.“ Hätte ihm nicht der Blick auf ſeine Braut, die mit allem Vertrauen reiner Jugend und bewundernder Liebe an ihm hing, die Pflicht nahe gelegt, ſich um die Aufführung ſeiner Schöpfungen zu bewerben und we-

nigstens Aussichten fürs Künftige zu gewinnen, so würde er wahrscheinlich vorgezogen haben, das Fertige still beiseite zu legen und am Neuen still weiter zu arbeiten. Die Stärke seines Produktionstriebes ließ jetzt kein Besinnen, kein Zögern zu, zwischen neue Gestalten drängten sich die alten herein, denen er noch kein Leben gegeben, und die er gleichwohl nicht aus seiner Phantasie zu bannen wußte. So kam es, daß während er an einem neuen bürgerlichen Trauerspiel „Die Pfarrrose" arbeitete, ihn doch die Gesichte wieder heimsuchten, die in früherer Zeit die Beschäftigung mit E. T. A. Hoffmanns dämonischer Novelle „Das Fräulein von Scuderi" geweckt hatte, und gleichzeitig das Verlangen sich regte, seinem „Engel von Augsburg," der alten Bernauertragödie, eine neue Gestalt zu geben.

Beim Beginn des Winters von 1845 kehrte Ludwig weder nach Leipzig noch nach Dresden zurück — eine äußere Nötigung dazu war nicht vorhanden, eine innere verspürte er nicht, und es schien ihm ein zu hartes Opfer, auf den kurzen täglichen Verkehr mit seiner Braut zu verzichten. Er bezog in der Stadt Meißen, für deren malerische Lage und charakteristische Bauart er, seit er sie zuerst erblickt hatte, besondre Vorliebe hegte, eine hübsch gelegne Wohnung in der Burggasse, in der er einen sehr fleißigen Winter verbrachte. Hier, wo er ganz fremd war und auch fremd bleiben wollte (Wetzsteins Anerbieten, ihn durch seinen Studienfreund Dr. Flügel mit einigen Meißnern von gesellschaftlicher Stellung und litterarischer Bildung bekannt zu machen, lehnte er entschieden ab), konnte er sich noch ungestörter als im Triebischthale seinen Arbeiten hingeben. Während des Winters hörten auch die Leipziger und Dresdner Besuche auf, der Schriftsteller schneite vollständig ein, wie er an Schaller meldete, und „ließ sichs etwas Rechtes wohl sein in Pläne

ſpinnen und Pläne behaglich ausführen.“ Er ſchrieb jetzt einen großen Teil des Romanes „Aus einem alten Schulmeiſterleben.“ Vermochte ſich Ludwig in der Anlage und in zahlreichen Partien des humoriſtiſch-idylliſchen Werkes nicht völlig von dem bei dieſem Stoffe ohnehin natürlichen Vorbilde Jean Pauls zu trennen, ſo verleugnete er doch weder den ſtärkern Zug ſeiner Natur zur Geſchloſſenheit der Kompoſition, noch ließ er eine ſchärfere und treuere Wiedergabe der Wirklichkeit vermiſſen. Bei viel breiterer Anlage und ſoweit die ausgeführten Teile (etwa die Hälfte des Ganzen) ein Urteil zulaſſen, zeigte Ludwigs Roman nicht die Genialität und frühe Meiſterſchaft, die aus dem „Märchen von den drei Wünſchen“ und der Novelle „Maria“ zu uns ſprechen. Aber vieles Einzelne iſt kräftig, charakteriſtiſch und mit echtem Humor getränkt; für Ludwigs damalige litterariſche Situation war es ſicher zu bedauern, daß der Roman unvollendet blieb. Natürlich erſcheint es dagegen, daß, nachdem ihn der Dichter im Mai 1846 aufgegeben hatte, er in ſpätern Jahren auf den alten Entwurf und die alten Anfänge nicht zurückgriff, obſchon ihm einmal (im Jahre 1860) das äußere Bedürfnis die Verſuchung dazu nahelegte.

Der Vollendung des Schulmeiſterromans erwuchs wohl das Haupthindernis durch einen glücklichen Schritt vorwärts, den Ludwig eben auf der dramatiſchen Laufbahn gethan hatte. Zwar ſollte die Aufführung eines ſeiner Dramen noch auf Jahre hinaus nur eine Hoffnung bleiben, aber die perſönliche Verbindung mit Eduard Devrient, die noch am Ende des Jahres 1845 begann, brachte dem Dichter zum erſtenmale die wahre, dauernde und wirkſame Teilname eines dramatiſchen Künſtlers, der mit ſicherm Blick Ludwigs geniale und tief ausgiebige Begabung erkannte und ſich zu mehr als einigen Bewundrungsäußerungen verpflichtet fühlte. Eduard Devrient, einer der drei künſtleriſchen Neffen des großen

Schauſpielers Ludwig Devrient, hatte damals ſchon ſeit Jahren den Beruf des dramatiſchen Sängers mit dem des Heldenſpielers und Charakterdarſtellers im geſprochnen Schauſpiel vertauſcht und war 1844 als Oberregiſſeur an die Dresdner Hofbühne berufen worden, wo man ihm außer ſeinen eigentlichen amtlichen Vollmachten auf der Szene eine Reihe von Tiecks ehemaligen dramaturgiſchen Befugniſſen übertragen hatte. Er ließ in der Richtung ſeines Geiſtes wie ſeiner Darſtellungskunſt erkennen, daß ihm der vielgeprieſene Charakterdarſteller des achtzehnten Jahrhunderts, Konrad Eckhof, als das Ideal und Muſter eines Schauſpielers galt und vorſchwebte. Mehr durch den tiefen Ernſt ſeines Weſens, durch eine unabläſſige Reflexion und durch den Einfluß ſeiner geiſtigen Bildung als durch Phantaſie und Naturell hatte ſich Devrient zu einem in gewiſſen Rollen bedeutenden Schauſpieler, durch die Fähigkeit, das Ganze eines poetiſchen Werkes in ſich aufzunehmen und aus ſich heraus ſzeniſch zu geſtalten, zu einem vorzüglichen Regiſſeur und Theaterleiter erhoben. Mit umfaſſenden Studien über Weſen, Entwicklung und Schickſale des Dramas und des Theaters, die in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“ litterariſch verwertet wurden, erwarb er Namen und Ruf auch außerhalb der Bühnenwelt. Er war nicht ohne einen pedantiſchen Zug, der die aufrichtige Begeiſterung des Künſtlers für die dramatiſche Kunſt gefährdete, er zog im Verlangen nach Reinheit und nach ethiſcher Wirkung und bürgerlicher Ehrbarkeit des Theaters die Schranken des Darſtellungswürdigen, des dichteriſch und ſchauſpieleriſch Möglichen zu eng und empfand nicht, wie abſurd ein Familien-Shakeſpeare wäre, er unterſchätzte die Gefahr, die der Kunſt und ihren höchſten Forderungen von ſeiten der wohlmeinenden geiſtigen Dürftigkeit und des Philiſteriums immer droht. Doch er trug eine lebendige Vorſtellung von

einer Bühne in sich, die im Kulturleben seines Volkes mit edler Macht wirken sollte, er fand sich nicht leichtherzig mit den Eintagserscheinungen der dramatischen Litteratur ab und spähte unablässig nach dem Größern, Bleibenden, Zukunftverheißenden aus, was er zu Otto Ludwigs Glück auch im Unfertigen zu erkennen vermochte. Als ihm der Dichter kurz vor Weihnachten 1845 die „Rechte des Herzens" zuschickte, empfand er auf der Stelle, daß er hier einer bedeutenden Natur, einer starken Phantasie und energischen Gestaltungskraft gegenüberstehe, er verzeichnete es mit einem ihn ehrenden Glücksgefühl in seinem Tagebuche, daß sich da einmal ein Talent zeige, und schrieb an Ludwig (Dresden, 22. Dezember 1845), daß ihm das dramatische Gedicht außerordentliche Freude bereitet habe, daß es eine wahre Erquickung sei, einmal wieder einem frischen, lebendigen, warmen Talente zu begegnen. Er verhehlte ihm nicht, daß Umarbeitungen nötig wären: „Der Dichter muß das machen, aber ich wünschte zum besten der Sache, er ließe sich dabei speziell vom Regisseur weisen." Als Ludwig infolgedessen am 28. Dezember Devrient persönlich aufsuchte — der winterliche Sonntagsnachmittag war schon so weit vorgerückt, daß in Devrients Zimmer die Lampe brannte, — kam es zu einem lebhaften, eingehenden Gespräch zwischen dem Dichter und dem litterarisch gebildeten Schauspieler. In Eduard Devrients Tagebuch ist dieser ersten Begegnung mit den Worten gedacht: „28. Dezember 1845. Nachmittags besuchte mich der Dichter Otto Ludwig, ein einsiedlerisch aussehender Mann mit Bart und Brille, im Schnitt des Gesichtes an Oheim Ludwig erinnernd; er blinzt viel mit den Augen. Ich sagte ihm meine Ausstellungen an seinem Stück, er ging sehr leicht verständigt auf alles ein, war voll Dankbarkeit. Über Theater überhaupt und seine Stellung zum Staate. Er ist verständig und gesinnungstüchtig. Seines Zeichens

Muſiker, hat langjähriges Nervenleiden ihn der Muſik entzogen, der er ſich nun wieder zuwenden will."

Jedes Leben und Geſchick hat einen geheimen, beſtändig wiederkehrenden Zug: in dem Ludwigs ſchloß ſich ſtets an noch ſo wohl begründete Hoffnungen faſt unmittelbar eine herbe Enttäuſchung an. Mit Luſt und Liebe brachte er im Januar und anfangs Februar 1846 die von Eduard Devrient geforderten Änderungen ſeines Trauerſpiels zu ſtande, ſodaß ihm der dramaturgiſche Ratgeber (Dresden, 17. Februar 1846) bezeugen durfte: „Ihre Umarbeitungen ſind vortrefflich und zeugen für eine der wichtigſten Eigenſchaften eines dramatiſchen Dichters, für Gelenkigkeit der Erfindungskraft; das Gedicht iſt nach meinem Geſchmack das ſchönſte, das ich ſeit vielen Jahren in Händen gehabt," aber er mußte ihm zu gleicher Zeit eröffnen, daß er infolge heftiger Zerwürfniſſe mit ſeinem Bruder, dem gefeierten Emil Devrient, die Oberregie niedergelegt habe. Devrient geſtand ſich in ſeinem Tagebuch ein: „Ich helfe keinem Dichter mehr auf!" und erfuhr die Wahrheit davon ſchon am 28. Februar: „Heute fragte ich Winkler (Theod. Hell) um ſeine Anſicht über Otto Ludwigs Stück. O das iſt abſcheulich, ganz unnatürlich und verletzend. Es hat dem Geheimrat auch gar nicht gefallen u. ſ. w. — „Mit rechter Luſt brach er aus, daß er nun das Recht hat, das ſchlecht zu finden, was ich lobe." Als ob es am Kriege der Theatergewalten noch nicht genug geweſen wäre, erfolgte gerade in dieſen Tagen die unglückliche revolutionäre Erhebung des letzten kleinen polniſchen Staates Krakau und die Bewegung in Galizien, die die ruthenischen Bauern im Blute ihrer polniſchen Herren erſtickten. So war jede Ausſicht auf eine Dresdner Aufführung abgeſchnitten. Ludwig fügte ſich raſcher in ſein Schickſal, als ſein neuer Gönner; Eduard Devrient verſuchte noch mancherlei einflußreiche Darſteller und ur-

teilsfähige Kreiſe für das Stück zu intereſſieren. Noch ein Jahr nach der Zurückweiſung (am 3. Januar 1847) verhalf er den „Rechten des Herzens“ durch eine dramatiſche Vorleſung in ſeinem Hauſe zu einer Art von Leben. Über dieſe Vorleſung, die Devrient in gewaltige Aufregung verſetzte, als ob er ein eignes Gedicht vortrüge („ich fühlte doch, daß es ein Unternehmen ſei, ein unbekanntes Werk einem Auditorium zu bieten — ich hatte etwas zu vertreten,“ Devrients Tagebuch vom 3. Januar 1847), berichtete Ludwig eingehend nach der Heimat an Schaller und Ambrunn: „Vorgeſtern fuhr ich nach Dresden, weil Devrient berichtet, er werde mein Polenſtück „Die Rechte des Herzens“ vorleſen. Er lieſt nämlich vor einem wirklich ausgeſuchten Publikum ältere, anerkannte Dramen vor, und zwar nach der ſeit Tieck beliebten Manier, ohne die Namen zu leſen, die Handlung nur leiſe andeutend, wo es nicht anders geht. Eine ſolche Vorleſung iſt mir, wenn ſie gut, weit lieber als eine Aufführung. Ich machte mich per Dampf auf, wurde von Devrient und ſeiner beweglichen aber ſehr angenehmen und geſcheuten Frau und ſeiner Tochter aufs freundlichſte empfangen. Der Anteil, den ſie alle an dem Stücke nehmen, iſt für mich rührend. Nun verſammelten ſich die Herren und Damen, da ſah man Toiletten, aber auch Geſtalten, die ſie nicht gebraucht hätten; die Creme des Dresdner Publikums, zur Hälfte den höhern Ständen angehörig, darunter einige polniſche Grafen, einige hohe Militärs. Der Oberintendant v. Lüttichau war nicht zugegen, wohl aber ſeine Fräulein Tochter, wollt ich ſagen Baroneſſe, und dann die Excellenzen von der Natur Gnaden, z. B. die Akademieprofeſſoren, Bendemann, Hübner, Ehrhardt u. ſ. w., der berühmte Komponiſt Hiller, und einige Litteraten, darunter Uffo Horn u. ſ. w. Wie nun alles, über fünfzig Mann und Männinnen ſchätz ich, ſich im Salon niedergelaſſen, begann Devrient, an

ſeinem Tiſchchen ſitzend, wie er den Gegenſtand betreffend heut eine Ausnahme mache, die er aber zu machen ſich getraue, und überzeugt ſei, daß ſein Publikum ſie genehmigen werde, daß er nämlich ſtatt eines als klaſſiſch anerkannten Stückes ein modernes Trauerſpiel eines noch unbekannten Dichters vortragen werde. — Nun hab ich vergeſſen, zu erwähnen, wie Devrients Frau und Tochter ſich ſchon vorher auf die Neugier und Fragen nach dem Dichter gefreut hatten; denn ich war inkognito zugegen. — Er las die letzten Auftritte des erſten Aufzugs, wo der eine Pole den andern zwingt, ihm zu ſekundieren, ſo ausgezeichnet, daß zwei Schauſpieler unmöglich ſo ineinander hätten ſpielen können, der erſte Aufzug war beendet, und ich hörte aus leiſen Zuflüſterungen und ſah aus Zuwinken, daß er Glück gemacht. Frau Devrient ſagte mir, ſo aufgeregt habe ſie ihren Mann noch nicht leſen hören; ſeine Stimme zitterte zuweilen hörbar, er wußte nur zu gut, wie ſchwer es iſt, einem neuen Poeten zur Anerkennung zu verhelfen. Kurz, mein braver Devrient machte ſeine Sachen ſo gut, daß die Aufnahme des Stückes im ganzen eine ſehr günſtige war. Nach dem Schluſſe trat nun das ganze Publikum in einem Kreiſe zuſammen, der immer enger wurde, und hielt ein Totengericht, das meine Situation nun erſt recht intereſſant machte. Uffo Horn und Hiller fochten an, Devrient verfocht ſeinen Autor mit Feuereifer; die beiden, die auch bei den andern keinen Beifall zu finden ſchienen, erklärten nach langer Debatte und nachdem auch eine hohe und gewaltig gewachſene Dame des Poeten Partei genommen, der eine, daß er mit ſeinen Ausſtellungen keineswegs ſagen wollen, der Poet habe nicht ein großes, ja ſogar ſehr großes Talent — was über alle meine Erwartung ging —, der andre, daß er nicht ſo eifrig Widerpart gehalten haben würde, wenn nicht die eifrige Verteidigung Devrients ihn

dazu entzündet hätte. — Dagegen zeigte sich Professor Hübner eifrig für den Autor, General Lützerode und andre Hochgestellte konnten sich nicht genug wundern, daß das Stück politischer Ursachen wegen zurückgewiesen werden sollte, und zeigten ebenfalls ihr unumwundnes Behagen an dem Stücke. Die Bestürmung um den Namen des Autors begann von neuem. Einer vermaß sich, er wolle es herausbekommen, einer wollte gleich andern Tages nach Meißen erkundigungsweise schreiben, wo der Poet sich aufhalten sollte. — So ist denn der erste Schritt zu meinem Bekanntwerden auf günstige Weise geschehen. Anfang Februar soll und werde ich nach Dresden ziehen."

Auf diese Umsiedlung und einen stärkern Verkehr mit der äußern, der geistig geselligen Welt drang Eduard Devrient seit einem Jahre. Er glaubte zu spüren, daß Ludwig allen Segen der Abgeschiedenheit schon ausgekostet habe, und daß es nötig sei, ihren bedenklichen Einwirkungen entgegenzutreten. In Devrients Tagebuch (8. Januar 1847) findet sich die Bemerkung, daß Ludwig nach dem eben geschilderten Vorlesungsabend in dem gastlichen Künstlerhause geblieben sei, wo es ihm Frau Devrient behaglich zu machen suchte. „Er sprach viel, oft treffend und gesund, oft grüblerisch und phantastisch, wie Einsiedler pflegen."

In der That hatte Ludwig wieder einen Sommer, den von 1846, in seiner Garsebacher Zurückgezogenheit, und die ersten Monate des Winters von 1846 zu 1847 in Meißen verbracht, wo er diesmal im Gasthof zum „Goldnen Schiff" wohnte. Durch die Ermutigung Eduard Devrients war sein wankender Glaube, daß er zur dramatischen Dichtung berufen sei, neu gestärkt worden, und er gab nicht nur die Fortarbeit an seinem idyllischen Roman auf, sondern beschloß die weitern Pläne zu Erzählungen „gleich in der Geburt zu ersticken."

Dazwiſchen ſpielte er freilich mit dem Gedanken, ſeinen „Friedrich II. von Preußen“ zu einem hiſtoriſchen Roman umzugeſtalten, und meldete an Ambrunn und Schaller, daß er nach Schleſien reiſen und ſich in der Gegend von Schweidnitz, wo das Ganze ſpielen ſollte, gründlich umthun werde. Denn wenn im Drama das Detail des Schauplatzes einer Handlung kaum in Frage komme, ſo verhalte es ſich bei einem Roman ganz anders. Bezeichnend für die mächtige, weit ausgreifende Phantaſie Ludwigs und ſein Bedürfnis, in großer Folge zu wirken, war es, daß er auch hier von ſeinem „erſten hiſtoriſchen Roman“ ſprach und eine Reihe andrer in der Zukunft vor ſich ſah. Er hätte ſich auch ſagen dürfen, daß es kein Zufall ſei, der ſeinen Geſtaltungstrieb von Zeit zu Zeit auf das epiſche Gebiet ablenkte, daß er für den Reichtum ſeiner poetiſchen Erfindungen und Anſchauungen nicht überall den dramatiſchen Rahmen finden und brauchen konnte. Hätte er freilich, um die große Phantaſiearbeit, die längſt vollbrachte Belebung des Stoffes nicht ganz zu verlieren, ſeinen „Fritz“ zum hiſtoriſchen Roman umgeſtaltet, ſo würde er mehr einer äußern als einer innern Nötigung gefolgt ſein, und es lag tief in ſeiner Natur begründet, daß er ſolchen äußern Nötigungen bis zum Martyrtum widerſtand. An die Ausführung eines hiſtoriſchen Romans, für die er ſich nach ſeiner Weiſe erſt einen neuen Apparat herzurichten gehabt hätte, war jetzt, mitten im Feuer der dramatiſchen Produktionsluſt, nicht zu denken. Im Sommer 1846 entſtand die neue Bearbeitung der Agnes Bernauer (die auch jetzt „Der Engel von Augsburg“ hieß). Ludwig drängte in ihr eine beinahe überreiche Fülle bewegter Handlung zuſammen und führte den Dialog dem entſprechend in ſehr charakteriſtiſcher, lebensvoller Proſa aus. Es ließ ſich nicht widerſprechen, wenn Eduard Devrient die Kompoſition, in der Altes und Neues keineswegs

völlig ausgeglichen war, „voller Fehler“ fand, aber das echte Talent, der große Grundzug in dieser dramatischen Rittergeschichte, die Gestaltungskraft und Farbenfrische mußten doch zu jedem unverbildeten Sinne sprechen. Aus manchem viel unbeholfnern und wertlosern Block war ein gut theatralisches, erfolgreiches Werk herausgemeißelt worden, die lebenswarmen, treuherzig leidenschaftlichen Gestalten des Herzogs Albrecht und der Agnes hätten jede Mühe der Umarbeitung gelohnt, Ludwig wäre durch die Gewißheit einer Bühnenverkörperung seiner Dichtung leicht an ihr festzuhalten gewesen; man kann sich nicht entbrechen, in Gedanken den Gewinn zu veranschlagen, den es für ihn bedeutet hätte, jetzt in verhältnismäßiger Jugend von dem Stoffe befreit zu werden, der nicht zufällig, nicht aus einer Willkür oder Hartnäckigkeit, sondern aus der Gewißheit heraus, daß in ihm ein tragischer Typus, ein Stück schuld- und leidvolles Menschengeschick, eine Welt voll stark anschaulicher, sinnlicher Gegensätze, ein Gestalt gewordner Klang der deutschen Volksseele, des deutschen Volksliedes schlummre, mit ihm fortlebte und dramatisches Leben heischte. Nun war es wieder Ludwigs Mißgeschick, daß Ed. Devrient eben an diesem Ludwig ins Herz gewachsenen Stoffe wenig Anteil nahm, sei es, daß er die (so lange der Dichter an der historischen Überlieferung festhält) unüberwindliche dramatische Schwäche des Stoffes erkannte, die im Lebenbleiben des Herzogs Albrecht und in der mehr oder minder aufrichtigen Versöhnung des jungen Herzogs mit seinem Vater liegt, sei es, daß ihm die heiße, alle Schranken des Herkommens und positiven Rechts überspringende Leidenschaft des ungleichen Liebespaares mißbehagte. Jedenfalls bestärkte Devrient diesmal Ludwig in seiner schon allzuausgeprägten Neigung über das, was vor der Hand abgeschlossen und aussichtslos schien, rasch hinwegzugehen, und setzte mit dem

Dramatiker zugleich seine Hoffnung auf die inzwischen begonnenen bürgerlichen Stücke, das Trauerspiel „Die Pfarrrose" und ein Drama „Die Wildschützen," „Wilm oder Rolf Berndt," „Die Waldtragödie," „Das Jagdrecht" benannt, ein Embryo, aus dem mehrere Jahre später unter neuen Lebenseindrücken die Gestalt und die tragische Handlung des „Erbförsters" hervorwachsen sollte.

An frischer Erfassung neuer Stoffe, an Lust, etwas durchaus Bühnen- und Lebensfähiges frei aus sich herauszustellen, fehlte es Ludwig zu dieser Zeit durchaus nicht, seine ländliche Abgeschiedenheit förderte seine damals immer rege Arbeitslust. — Wenn er sich des altgewohnten Plänemachens auch jetzt nicht entschlagen konnte, so überwog doch der Drang und die Stimmung des Vollendens in einem Guß. Die Gesundheit des Dichters ließ selbst in diesen Jahren, soviel er sich auch gekräftigt fühlte, zu wünschen übrig, in Garsebach und Meißen ward er mehr als einmal von heftigen Magenkrämpfen gequält, sie überfielen ihn plötzlich auf Spaziergängen mit seiner Braut und zwangen ihn mehrfach, ärztlichen Rat zu suchen. Auch die wunderliche Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise setzte er noch fort. A. Kretzschmar erzählt aus dem Sommer 1846: „Nach seinem Weggang von Leipzig besuchte ich ihn einmal in seinem geliebten Triebischthale. Es war gegen zehn Uhr morgens, als ich die Hammermühle (Schleifmühle), in der er seine Wohnung genommen, erreichte. Ich fragte die Arbeiter, die jedenfalls schon seit vier oder fünf Uhr auf den Füßen waren — es war im Monat Juli — nach seinem Zimmer. Die rußigen Gesellen fletschten lachend die weißen Zähne und sagten, ich würde ihn jedenfalls noch im Bett finden. Und so war es auch. Er lag, als ich bei ihm eintrat, in festem Schlaf, und nachdem ich ihn geweckt und von ihm wie immer freundlichst bewillkommt worden, erzählte er mir, daß er

am Abend vorher nach seiner Gewohnheit in Wald und Flur umhergestreift sei, dann die Nacht hindurch gearbeitet und sich mit Tagesanbruch zu Bett gelegt habe. Sein körperliches Befinden hatte sich, wie auch sein Aussehen bewies, bedeutend gebessert. Da ich ihm nur wenige Stunden widmen konnte, so begleitete er mich zurück bis auf das Buschbad, und hier schieden wir auf lange Zeit." (Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube, 1865, S. 223.) In der Hauptsache aber, in glücklichem Lebensmut und in der Zuversicht, daß es ihm über kurz oder lang gelingen müsse, war Ludwig jetzt ein andrer Mann als in Eisfeld. Wenn ihn gelegentlich der Unmut überwältigte, daß all sein Arbeiten bisher so wenig sichtbare Resultate ergeben („ich will drauf losschmieren, daß ich wenigstens die Beruhigung habe, das Meinige gethan zu haben!" rief er in einem Briefe an Ambrunn, Meißen, 28. März 1846, aus), oder beim Berechnen seines noch übrigen schmalen Vermögens ihn eine Sorge beschlich, daß dieser Bronnen versiegen könnte, ehe ein neuer durch seine Arbeit erschlossen wäre, so blieben das alles doch nur vorübergehende Schatten in einer im ganzen hoffnungsreichen Zeit.

Ludwig war auch des besten Willens voll, sich Devrients freundschaftlichem Drängen zu fügen und sich der Einsamkeit, die für ihn so viel Glück und innere Befriedigung bot, zu entwinden. Ed. Devrient schrieb ihm am 1. Dezember 1846: „Ihren Beruf zum Bühnendichter haben Sie in diesem Werke (der „Agnes Bernauer") wiederum auf das bestimmteste dargethan, und wie Sie mit dem Zutrauen gegen mich frei herausgegangen sind, darf ich mir wohl im Interesse der Kunst eine Mahnung an Sie erlauben. Wollen Sie dem heruntergekommenen deutschen Theater sich hingeben, wollen Sie dafür arbeiten, so dürfen Sie sich nicht länger aus dem Bereich seiner Erscheinungen,

ſeiner Thätigkeit halten. Sie werden mich nicht ſo mißverſtehen, als meinte ich, Sie ſollten von der gegenwärtigen Theaterwirtſchaft die Kompoſition Ihrer Gedichte lernen, aber es iſt unumgänglich notwendig, daß Sie das beſſere Vermögen der Schauſpielkunſt genau und immer beobachten können. Was dem Theater wahrhaft nützen ſoll, muß, glaub ich, aus dem Herzen der Schauſpielkunſt herausgeſchrieben ſein. — — Mich dünkt, Sie ſagten mir, daß Sie unabhängig von Ihrem Aufenthalt ſeien; iſt dem ſo, wie dringend möchte ich Sie auffordern, hierher zu ziehen, wo die Natur ebenfalls Ihrem einſiedleriſchen Hange zuſagen, aber das Theater Ihnen doch auch und leicht zugänglich ſein würde.“ Ludwigs Vertrauen zu dem neuen Freunde hatte ſich vermutlich noch nicht ſoweit erſtreckt, daß er Devrient mitgeteilt hätte, welcher Magnet ihn fortgeſetzt nach Meißen zog und dort hielt. Er folgte indes im Februar 1847 Devrients dringend wiederholtem Ruf und ſiedelte auf ein Vierteljahr nach Dresden über, wo ihm Devrient auf alle Weiſe Weg und Steg zu bahnen ſuchte. Er fand jetzt in Dresden Karl Gutzkow als den neuen Dramaturgen des Hoftheaters vor. Ludwig ſtand den litterariſchen und politiſchen Anſchauungen Gutzkows noch nicht ſo unbedingt entgegen, als einige Jahre ſpäter, hatte ſich wenigſtens ſeine Gegnerſchaft nicht ſo klar zum Bewußtſein gebracht. Gutzkow war im allgemeinen geneigt, junge, ſtrebende und namenloſe Talente zu fördern; ſeine reizbare Eiferſucht erwachte in der Regel nicht den Leiſtungen, ſondern den Erfolgen andrer gegenüber. Er nahm Ludwig bei deſſen erſtem Beſuch freundlich auf, lobte deſſen „Polenſtück,“ was er freilich bei den obwaltenden Anſchauungen am Hofe und Hoftheater unaufführbar nennen mußte, forderte den Dichter auf, ihm Stoff und Entwurf neuer Stücke vor der Ausführung mitzuteilen, damit er ihm zum voraus ſagen

könnte, was als verfänglich und unverfänglich gelte, womit er denn allerdings mehr versprach, als er beim besten Willen zu leisten vermocht hätte. Ludwig war von dieser Anknüpfung sehr befriedigt, gewann indes in der Folge kein näheres Verhältnis zu Gutzkow und hielt sich, von seinen alten Künstlerfreunden Ludwig Richter, Oehme, Langer u. a. abgesehen, hauptsächlich an Ed. Devrient und dessen Kreis. Devrient trieb Ludwig, fleißig Theater und Konzerte zu besuchen, führte und lud ihn in Gesellschaften, Ludwig ließ nachgiebig und herzlich dankbar für sich Sorge tragen, labte sich an den theatralischen und musikalischen Aufführungen, für die ihm Devrient den Eintritt vermittelte, und meldete seinem „lieben, alten Ambrosius" in Eisfeld: „Ich schwimme hier in einem Meer von Genüssen und wäre, da auch meine Gesundheit sich bedeutend gebessert, ein ganz glücklicher Kerl, wenn ich euch bei mir hätte. Ihr fehlt mir aber, in Sommerzeit in des lieben Herrgotts und Winterzeit in des Königs von Sachsen Theater." Er erzählte, daß ihm Eduard Devrient ein Billet zu den von Ferd. Hiller dirigierten Abonementkonzerten im Hotel de Saxe geschickt („es vergehen mir nicht drei Tage, ohne ein ähnliches Liebeszeichen von Devrient zu erhalten"), und daß er in der Mozartschen G-moll-Symphonie wie tags darauf in der Aufführung der „Emilia Galotti" im Hoftheater geschwelgt habe. Aber kopfschüttelnd über all den freundschaftlichen Eifer, der ihn vorwärts zu bringen und gelegentlich ein wenig vorwärts zu drängen suchte, vertraute er dem alten Heimatgenossen weiter an: „Ich war neulich mit dem bekannten Landtagsdeputierten Brockhaus (dem Chef der Buchhandlung in Leipzig), einigen Journalisten u. s. w. bei Devrient zum Thee, Pfannkuchen und Punsch; ich glaube, es war angestellt, um mich jenen anzunähern; was mich dauern sollte, da ich meiner alten Weise nach, die noch viel

abgeſchloßner worden iſt, mich nicht beimachen kann, auch wenn ich wollte. Aber die guten Leute ſehen mir meine leider ſchon verknöcherten Thorheiten ſo freundlich nach wie einem Kinde“ (an Ludwig Ambrunn, Dresden, März 1847). Daß man freundlich und nachſichtig war, ſchloß das Bedauern über des Dichters Zurückhaltung nicht aus. Hätte Ludwig einen Blick in Ed. Devrients Tagebücher werfen können, ſo würde er neben den Ausdrücken der reinſten Teilnahme und ehrlichſten Bewunderung doch auch ein und den andern Ausdruck des Unmuts gefunden haben.

Im April 1847 kehrte Ludwig nach Meißen zurück („er entwiſchte wieder nach Meißen,“ meint Devrient), da er in Dresden trotz aller Luſt die neugewonnenen Eindrücke, namentlich die theatraliſchen, zu verwerten, zum Arbeiten nach ſeiner Weiſe nicht gelangte. „Nun wollen wir uns mal zuſammennehmen, wenn der liebe Gott auch weiter Geſundheit gönnt, um zu beweiſen, daß wir, wenn wir auch kein Glück haben ſollten, es wenigſtens verdienen,“ hatte er im vorerwähnten Briefe Ambrunn zugerufen und ſeiner Geliebten nach der Aufführung der „Emilia Galotti“ gemeldet: „So hat mich noch kein Stück fortgeriſſen, alles andre iſt Lumperei dagegen. Es hat mich ſo zum Arbeiten geſtimmt, daß ich heute mit früheſtem über den Berndt herzog, aus dem ſchon auch was werden wird.“ Aber er fand es unmöglich, in dem bewegten Leben, das ihm Devrients Freundſchaft und die mancherlei Unterhaltungen bereiteten, zu denen er ſich hinzugezogen ſah, in die rechte Schaffensſtimmung zu kommen. Eine ſommerliche Zurückgezogenheit deuchte ihm notwendig, und wer hätte ihm verargen wollen, daß er dieſe Zurückgezogenheit wieder da ſuchte, wo ſeiner ein treues, durchaus ergebenes Herz harrte? Er ließ ſich in dieſem Frühing nicht in der Garſebacher Schleifmühle, ſondern im Gaſthof „zu den drei Roſen“ in Niederfähre an der Elbe,

der Stadt Meißen gegenüber, nieder, aus deſſen Fenſtern und Laube er das Stadtbild mit Burg und Dom vor Augen hatte, und deſſen Reize er in einem Briefe an Schaller (vom 1. Januar 1848) befriedigt pries: „Nun wollt ich, ich könnte dir die Ausſicht, die ich von meinem Stehpult aus habe, mitſenden, damit du ſie vor dein Fenſter hingeſt. Vor mir habe ich die Elbe, eine Stunde weit, mit einem herrlichen Bogen und ſchönen Bergen, die ſo galant ſind, ſie noch etzliche Meilen weiter zu geleiten. Während der Fahrzeit iſt ſie mitunter mit Segeln förmlich bedeckt. Es giebt nichts Lieblicheres, als ſolch ein Segel in der Ferne.“ Die Wohnung feſſelte ihn dergeſtalt, daß er ſie während längerer Zeit beibehielt und in ihr eine Reihe ſeiner größeren Arbeiten ausführte. Soviel hatte das freundſchaftliche aber unabläſſige Drängen Ed. Devrients bewirkt, daß er dem Vorſatze treu blieb, jetzt nichts zu beginnen und zu entwerfen, ohne es zu vollenden. Während er an ſeinem Wilm Berndt weiter arbeitete, brachte er die Tragödien „Das Fräulein von Scuderi“ und „Die Pfarrroſe“ zum Abſchluß. Daß dieſe ſo grundverſchiednen Dichtungen kurz nacheinander entſtehen konnten, zeigte ſehr deutlich, daß die Hingabe an die Wirklichkeit, die realiſtiſche Geſtaltung, die ethiſche Wirkung, die er jetzt mit Bewußtſein erſtrebte, doch den Zug ſeiner Jugend zur Romantik keineswegs erſtickt hatte. Er hätte ſich darauf berufen dürfen, daß es gerade Romantiker wie Heinrich von Kleiſt, E. T. A. Hoffmann und ſelbſt Tieck geweſen ſeien, die ihm zuerſt den Sinn für die verborgne Poeſie des ſchlicht Wirklichen, des natürlich Einfachen, jedoch auch für das Eingreifen dunkler Elemente und Leidenſchaftsmächte in den Alltag erſchloſſen hatten, er hätte ſelbſt ſagen dürfen, daß die gewaltige Geſtalt René Cardillacs die Verkörperung ſolchen Eingreifens und darum nicht unwirklich geſcholten werden dürfe, wenn er auch eine dämoniſche Figur

ſei. Doch geſtand ſich Ludwig, ſobald das erſte Feuer gelöſcht war, lieber ein, daß vor allem der Drang, endlich, endlich ein bühnenfähiges, bühnenwirkſames Werk zu ſchaffen, ihm den unheimlichen Goldſchmied wieder vor die Phantaſie geführt habe. Er vollendete faſt gleichzeitig das ſchon mehrerwähnte „tragiſche Idyll," das „Die Pfarrroſe" betitelt war, und zu dem er vielleicht die erſte Anregung auf den Spaziergängen nach dem Dorfe Taubenhain empfangen hatte, deſſen Namen an die Bürgerſche Ballade mahnte. Er wollte in dieſer Dichtung einen Konflikt verkörpern, den er in der Gegenwart überall erblickte; das Emporſtreben des Weibes zu innerer, um Außenwelt und Schein allzu unbekümmerter Selbſtändigkeit und der männliche Stolz, der ſich zum unüberwindlichen Trotz verhärtet, führen ein prächtiges junges Menſchenpaar einer Kataſtrophe entgegen, in der ſie ſich gegenſeitig verderben. Ludwig hatte, ſo tiefbeſcheiden er war, während der Ausarbeitung dieſes bürgerlichen Trauerſpiels wiederholt das frohe Gefühl, daß er jetzt ſeinen eigenſten Stil gefunden hatte, daß ſeine Menſchen von Fleiſch und Blut und nicht bloß ausgeſchnittene theatraliſche Pappfiguren ſeien, denen man das Bretterholz, auf dem ſie kleben, bei jeder Wendung anſieht. Er empfand, daß er ſich in der Stille — ſeine Weltanſchauung vertiefend, ſeine plaſtiſche Kraft wie ſeine Bildung unabläſſig ſteigernd — zu einem Dichter ausgewachſen hatte, der den Kampf mit der Unnatur, der flachen Herkömmlichkeit und der geſtaltloſen Tendenz zumal aufnehmen konnte.

Auch that ihm dies Selbſtgefühl wahrlich not. Denn wiederum waren zwei Jahre verſtrichen, in denen er, fleißig arbeitend und von ſeinem kleinen Vermögen zehrend, im Sinn der Welt keinen Schritt vorwärts gethan hatte. Sein ſtummes Ringen mit der gleichgiltigen Sprödigkeit der Bühne wurde all-

gemach zum Martyrtum. Immer wieder der Bewundrung seines Talents versichert zu werden („Fülle der Poesie, Erfindung, Charakteristik und wahrhaft dramatische Kraft der Situationen" rühmte Eduard Devrient von der „Pfarrrose," Dresden, 23. März 1849), und dennoch immer wieder zu hören, daß er sich von Art und Wesen der dramatischen Komposition entferne, daß er den Forderungen der Bühne nicht gerecht werde, während ihm keiner — selbst Eduard Devrient nicht — klar machen konnte, worin diese Forderungen bestünden, stets aufs neue auf die Zukunft vertröstet, ohne daß auch nur eine Hoffnung und Versprechung sich verwirklicht hätte, das erforderte Kraft und ausdauernde Geduld. Zu den inneren Kämpfen, ohne die es in solcher Lage nicht abgehen konnte, und die er mit mannhafter Resignation siegreich bestand, traten jene Störungen seines Lebensmutes, die Folge seiner körperlichen Zustände waren. Ludwig schien den ihn oberflächlich Anblickenden völlig gesund. Doch der schlimme Feind in seinem Blute, der hundert Gestalten und keinen Namen hatte, rastete wohl, aber wich nicht. Magenkrämpfe, hochgradige Nervosität (die er mit Flußbädern und Fußwanderungen energisch bekämpfte), gelegentliche Fieberanfälle und unregelmäßige Herzthätigkeit mahnten den Vorwärtsstrebenden auf sich selbst acht zu haben. Er aber meinte gleichmütig, daß wenn ihm nur erst häusliche regelmäßige Pflege zu teil werden könnte, — an der es ihm in seinem Junggesellentum und bei seiner Achtlosigkeit auf äußere Dinge allzusehr gebrach —, so dürfte er seine Gesundheitsumstände nicht für unverbesserlich halten. Seine Lebensweise während der Jahre 1847 und 1848 war wieder die eingezogenste, er verkehrte einzig und allein in der Familie seiner Braut, die er fast täglich nach Tisch zu Spaziergängen abholte; an Schaller gestand er im Brief vom 1. Januar 1848, daß er „ein einsamlich

Leben führe.“ „Ich gehe hier mit keinem Menſchen um als mit meinem Schatz, der euch beſtens grüßt und ſeinen Umriß mitſendet, wie ich den meinigen. Sie iſt vor der Hand mein Publikum. Es iſt außerordentlich, wie die Einſamkeit und das Zuſammenhalten und auf einen Punkt richten des Talents dieſes ſteigert, ich wünſchte nur, ich hätte mit ſiebzehn bis zwanzig Jahren angefangen, wie mit dreiunddreißig. Außer meinen Arbeiten iſt Emilie meine einzige Geſellſchaft, und ſie kennt dieſe Arbeiten genug, um mich aufmuntern zu können, was ſie rechtſchaffen thut. Dazu iſt eine ſo klare Natur einem Kunſtmenſchen wie ein Zeichen, das im Winter aufgeſteckt wird, die etwa Irrenden auf die rechte Straße zu bringen.“

Kurze Zeit nach dieſem Briefe hatte die deutſche Revolution der Jahre 1848 und 1849 begonnen. Ihre nächſte Wirkung auf Otto Ludwig war ein Aufjauchzen der Erlöſung und der Hoffnung; in gewaltigen Liedern entſtrömte ſein heißes Gefühl für vaterländiſche Größe und Ehre, ſeine tiefſte, ſchmerzlich lechzende Sehnſucht nach der Einheit des deutſchen Landes und Volkes dem bewegten Herzen. Seinem überall auf den Kern und das Weſen der Dinge gerichteten Sinne war es anfänglich ganz unfaßbar, daß die Gunſt der Stunde unbenutzt verfliegen, daß die ungeheure Bewegung unfruchtbar bleiben, das eine, was not that und was allein erreichbar geweſen wäre, nicht bringen ſollte. Schon noch wenigen Monaten grollte durch ſeine letzten Zeitgedichte der Zorn hindurch, daß es bei der Schmach der Zerſplitterung bleiben und der große Völkerfrühling in einem wüſten Faſching demokratiſchen Taumels und in einer Aſchermittwoch ſinnloſer Reaktion enden werde. Er ſah in der ſächſiſchen Provinzialſtadt, die „beinahe eine Vorſtadt von Dresden“ war, genug und nur allzuviel von den platten und häßlichen Ausartungen des

Zeitgeiſtes und der zweckloſen Maſſenerregung, er durchlebte ein volles Jahr bittrer Stunden, da er zu den wenigen Klarſehenden gehörte, die ſchon ſeit den erſten Sommermonaten nichts mehr für das Geſamtvaterland hoffen konnten. Er wußte anderſeits auch, daß die krampfhafte Haſt, mit der man ſich ſeit 1849 der Wiederherſtellung des Alten hingab, nicht das Ende der weltgeſchichtlichen Bewegung ſei. Im Oktober 1848 rief er Ambrunn zu: „Wir ſind ein halb Jahrhundert älter geworden nach dem Gewicht der Begebenheiten. Der Knäuel iſt einmal im Abwickeln begriffen, und noch manches Jahr wird ängſtlich lauſchen, ob der fallende nun endlich den Boden erreicht hat. Wer es erlebte, von der Höhe der neuen Zeit dieſen Kampf mit einem Blick überſchauen zu können! Denn Geſchichte will wie ein Kunſtwerk in ihrer Ganzheit beurteilt ſein. — Das Ende iſt nicht abzuſehen.“ Da er das Ende nicht zu erleben hoffte, hätte er ſich gern in künſtleriſche Arbeit vergraben, wenn die ſtürmiſche Zeit nicht auch in die kaum keimenden Saaten ſeiner perſönlichen Erwartungen, in ſein ſtilles Lebensgeſchick hereingebrochen wäre. Anfang 1849 meldete er gleichſam achſelzuckend an ſeinen Eisfelder Getreuen: „Es iſt mir etwas wunderlich gegangen. Wie du ſchon weißt, hatt ich gegründete Hoffnung, etwas auf die Dresdner Bühne zu bringen und damit meine dramatiſche Laufbahn glorios zu eröffnen — als das eintraf, was ich im prophetiſchen Geiſte lange befürchtet hatte, wenn ich zuweilen dachte: ſollte mir, da ich faſt fertig, diesmal nichts drein kommen? Es kam, und ich hatte wiederum ſo manchen Tag und ſo manche Nacht meine ganze Kraft erſchöpft, um — einige Buch Makulatur zu machen.“

Unter dieſen Umſtänden trat die Verſuchung, „das Handwerk vor der Hand aufzugeben,“ zum letztenmale an Otto Ludwig heran. Noch einmal ſpielte er mit

dem Gedanken eine Anſtellung als Lehrer, womöglich der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften, im Meiningiſchen zu ſuchen. Ja am 24. Mai 1849 ſchrieb er gar an Ambrunn: „Es iſt eine wunderliche Zeit, für mein Handwerk beſonders. Dr. Wetzſtein, ein Freund von mir, iſt nach Syrien ausgewandert, als königlich preußiſcher Konſul in Damask; er hat mir kurz vor ſeiner Abreiſe geſchrieben, ich ſolle ihm folgen, und mancherlei gar nicht zu verachtende Anerbieten gemacht, die redlich gemeint ſind. Aber meine Geſundheit müßte zu ſolchem Unternehmen in anderm Verhältnis ſtehen, als ſie wirklich ſteht, wenn das Ergreifen dieſer Anerbieten kein dummer Streich ſein ſollte. Damaskus hat ein ſehr hitziges Klima und bruſtzerſtörende Winde.“ Dann bemerkt er, man müſſe die böſe Zeit und eine Wiedererhebung der Litteratur und des Theaters abwarten können. „Dazu wäre vielleicht ein Leihbibliothekariat, ſozuſagen, in Dresden ein paſſables Plätzchen, wenn es nicht zu teuer, was ich aber nicht glaube. Ich erwarte ſtündlich die Antwort auf meine Erkundigungen nach Größe, Art, Preis, den übrigen Ausgaben, die die Überſiedlung eines Fremden in ein ſolch Geſchäft in Dresden noch mit ſich bringen muß. Es wär ein Auskommen; dazu wohnte man in Dresden; das Theater wackelt freilich, aufhören wird es nicht. — — Die Kaufſumme wird keinesfalls bedeutend ſein; im ganzen gehen ſolche Bibliotheken jetzt um Spottpreiſe weg. Wieviel würd ich zu dieſem Zweck wohl aufbringen können? Ich weiß wohl, es läßt ſich auch viel, ſehr viel gegen das Projekt ſagen. Aber etwas unternehmen muß man nunmehr!“

Die wunderliche Zeit trieb in der That wunderliche Blaſen! Otto Ludwig als Leihbibliothekar in Dresden, der tiefſinnige Dichter, der ſtrenge Künſtler, der an ſein eignes wie an andrer Schaffen die höchſten Maßſtäbe legte, als Vermittler und Verbreiter der flach-

ſten Unterhaltungslitteratur — es wäre eine Ironie der deutſchen Litteraturgeſchichte mehr geweſen! Zum Glück blieb es ein flüchtiger Plan, der einen unerfreulichen Blick in die tiefe Ratloſigkeit eines großen aber unberühmten Talents thun läßt. Eben in dieſen Sommermonaten von 1849 und unter der Nachwirkung der wilden Zeit gelang es Ludwig, für die lang geplante und getragne Waldtragödie eine neue und wirkſamere Handlung zu erfinden und die erſte Bearbeitung des Trauerſpiels „Der Erbförſter“ an Eduard Devrient zu ſenden. Am 1. Juli 1849 war die Handſchrift der Schöpfung in den Händen des dramaturgiſchen Ratgebers, im September nach mancherlei Umarbeitungen die Annahme am Dresdner Hoftheater erfolgt. Offenbar hatte diesmal der Schauſpieler, der in der Geſtalt des Erbförſters Ulrich eine bedeutende Aufgabe vor ſich ſah, die Bedenken des Regiſſeurs und Dramaturgen in engere Schranken gebannt. Wiederum drang Eduard Devrient darauf, daß der Dichter ſein Meißner Stillleben verlaſſen ſollte, und mit beſſer begründeten Hoffnungen als je zuvor folgte Ludwig zum zweitenmale dem an ihn ergehenden Rat und Rufe des hilfreichen Freundes.

Otto Ludwig aus Eisfeld

Um die Wende der Jahre 1849 und 1850 verbreitete sich von Dresden aus in litterarischen und litteraturfreundlichen Kreisen die Kunde, daß ein neuer Dramatiker von ungewöhnlichem Talent „Otto Ludwig aus Eisfeld“ demnächst mit einem kraftvollen und höchst eigentümlichen bürgerlichen Trauerspiel in die Öffentlichkeit treten werde. Hergebrachtermaßen ward der seither unbekannte Poet ohne weiteres ein „junger Dichter“ genannt; widersprach es doch allem in Deutschland gewohnten, daß der Träger eines zum erstenmal auftauchenden Namens ein sechsunddreißigjähriger Mann war. Die wenigen Veröffentlichungen Ludwigs waren unbeachtet geblieben, und fast niemand wußte, welche besondre Entwicklung, welches Ringen in der Stille schon hinter dem Dichter lag, der mit seiner Waldtragödie „Der Erbförster“ als ein neuer Mann auf den großen Markt der deutschen Litteratur trat. Die Mehrzahl aller spätern Urteile über Otto Ludwig gingen vom „Erbförster“ als seinem „Erstlingswerke“ aus, und die aus der Tiefe einer in sich gesammelten Natur entsprungene, in fortgesetzter künstlerischer Arbeit wie in schweren Seelenkämpfen gefestigte Selbständigkeit des Dichters galt — seit man glücklich wußte, woher Ludwig komme — als Mitgabe des Thüringer Waldes. Wunderliche Mythen über die bisherigen Erlebnisse und Bildungswege des genialen Autodidakten

beeinträchtigten ebenso wie die Unkenntnis seiner dichterischen Anfänge die klare Einsicht in Ludwigs Entwicklung.

Bleiben doch auch für jeden, der heute teilnehmend Ludwigs Jugendgeschichte begleitet hat und alle Zeugnisse seiner poetischen Stimmungskraft und Bildkraft bis zum Trauerspiel „Der Erbförster“ überblicken kann, noch Rätsel genug, und wäre es auch nur das letzte, nie zu lösende, warum die Natur eine so gewaltige gestaltenschauende Phantasie und die ganze Energie dramatischen Dranges an ein Talent verliehen hatte, das im ersten Vierteljahrhundert seines Lebens mehr ahnte als wußte, was Wesen und Wirkung der Bühne sei, und kaum ein Theater, das diesen Namen verdiente, gesehn hatte. Die Bescheidung, daß es nicht immer und überall gelingt, den zeugenden Kern tiefangelegter künstlerischer Menschen mit Sicherheit zu bestimmen, drängt sich im Falle Ludwigs bald genug auf. Und doch ist es nicht unmöglich, wenigstens einen Teil des innern Werdens unsers Dichters an der Hand seiner Jugendversuche und im Hinblick auf die einwirkenden Lebensmächte und Erlebnisse klar zu erkennen und sich zu verdeutlichen, warum eine Phantasie, übermächtig und überreich wie keine zweite, und eine Natur, die ohne Trotz aber in schlichter Festigkeit nur ihrem ureignen Gesetz lebte, doch lange Jahre bedurften, um den Dichter des „Erbförsters“ zu zeitigen. Gustav Freytag hat in seinem Otto Ludwig geltenden eingehenden und außerordentlichen feinsinnigen Aufsatz ausgesprochen, daß „das Schaffen dieses Dichters wie sein ganzes Wesen ähnlich der Art eines epischen Sängers war aus der Zeit, wo die Gestalten dem Dichter lebendig mit Klang und Farbe in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt schwebten“ (Freytag, Gesammelte Aufsätze, Band 2, Seite 66), und Heinrich von Treitschke hat in seiner geistvollen und warmherzigen Studie über Lud-

wig dieſe Meinung noch verſchärft, indem er ſagt: „Der erlöſende Ruf, der den harmoniſchen, glücklichen Genius früh auf ein beſondres Gebiet des Schaffens drängt, erklang dieſem ringenden Geiſte nicht. Seine Phantaſie war ebenſo unſtet als vielſeitig; ſein Weſen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunſt noch ungeſchieden durcheinander lagen, und der Menſch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte,“ (H. von Treitſchke, Hiſtoriſche und politiſche Aufſätze, 5. Auflage, Band 1, S. 438). Liegt dieſen Urteilen der unabweisbare Eindruck zu Grunde, daß Otto Ludwig ſtärker und unbedingter unter der Herrſchaft einer ganz elementaren Phantaſie ſtand, als die meiſten neueren Dichter, daß er die Vorgänge ſeiner Erfindungen in ſcharfer Deutlichkeit wie in farbigem Glanze vor Augen ſah, daß er nach innerm Muß ſeine Geſtalten mit vollſaftigem warmem, unmittelbarem Leben erfüllte und tränkte, ja daß die Gewalt dieſer lebenſchaffenden Phantaſie ſich mächtiger erwies, als ſeine theoretiſchen Einſichten und ſeine überſtrenge künſtleriſche Selbſtzucht, ſo laſſen beide Ausſprüche doch die Verſchiedenheit der Zeiten und die beſten Reſultate von Ludwigs Entwicklung zu ſehr außer Augen. Der Thüringer hatte allerdings mit dem Waldhauch ſeiner Berge und mit allen frühen Eindrücken ſeinen reichgemeſſenen Anteil am epiſchen Phantaſieleben ſeines Stammes erhalten, doch der Kraft und Luſt, die ſich am bunten Reichtum des Lebens genügen läßt, war von Jugend auf eine beſondre, ganz perſönliche Kraft gepaart, die zugleich in die Tiefen des Lebens ſtrebte und dieſe Tiefen in Geſtalten und Handlungen voll dramatiſcher Spannung und Stärke zu offenbaren trachtete. Das Vorhandenſein dieſer Kraft und die Ahnung, daß ihm jeder Boden für ihre Schulung und Bethätigung fehlte, hatte Ludwig von dem geraden vorwärtsweiſenden Zug der dramatiſchen Poeſie,

der schon in den Dichtungen seiner Eisfelder Singspiele, in den ältesten rohen Skizzen zur „Agnes Bernauer“ und zum „Burgund“ oder „Eckart“ unverkennbar ist, immer wieder abgelenkt, hatte immer neue Pläne zu erzählenden Dichtungen und Prosaerzählungen aller Art gezeitigt, bis sich dann nach jeder Unterbrechung und Pause der Drang zu dramatischer Gestaltung unwiderstehlich wieder geltend machte. Ohne Anschauung eines größeren Theaters, lebendiger und bedeutender Wirkungen der Oper wie des Schauspiels war ihm die zu frischem Wagnis anregende Wechselwirkung mit der Bühne, wie sie Lessing und Schiller in der Jugend zu teil geworden war, wie sie vollends alle englischen Poeten des Zeitalters der Elisabeth erfahren hatten, allzulange versagt geblieben. Wenn Ludwig im Jahre 1848 gegen seinen alten Ambrunn bemerkte, „es hat den Teufel, in solchem kleinen Ländchen geboren zu sein,“ so war dies ebenso sehr, ja mehr ein Stoßseufzer des Künstlers als des Politikers. Die mannichfachen Irrtümer über die besten Wege zu einem früh ins Auge gefaßten Ziel, die hemmenden und verzehrenden Zweifel an sich selbst, die abnormen Vorstellungen von einem reinsten und höchsten poetischen Wirken in der Abgeschiedenheit eines Dorfschulhauses hatten einen Teil ihrer Wurzeln in den eng begrenzten und doch romantisch eigentümlichen Lebensverhältnissen, in denen der Dichter empor gewachsen war, einen andern Teil im Gefühl berechtigter, unüberwindbarer Gegnerschaft zur „praktischen“ Kunst des Tages, zu den Typen neuerer dramatischer Poesie, die er vorfand, als er in Leipzig und Dresden dem Theater näher trat. Es war und blieb ihm gewiß, daß das echte Drama echteres und volleres Leben fordre, als er in den meisten dramatischen Versuchen der Gegenwart wahrnehmen konnte, er befestigte sich mit jedem eignen Anlauf tiefer in der Überzeugung, daß weder

die geschickte Architektur eines Werkes, die französische Kunst leblosen Szenenbaues und unwahrer Szenensteigerung, noch die Durchgeistigung des Schauspieles mit Tendenzen, mit Zeitgesinnungen und allgemeinen Gedanken dem Wert und der Wirkung ganzen und warmen Lebens gleichkomme. Auch in den ersten vierziger Jahren, wo neben Shakespeare und Lessing die Romantiker noch starken Einfluß auf ihn hatten, wie die ältern Bernauerbearbeitungen, wie das Lustspiel „Hanns Frei" und noch spät „Das Fräulein von Scuderi" bezeugen, wo er noch keineswegs ein „Realist" geheißen werden durfte, gebrach es keiner seiner Jugendschöpfungen an Realität, an einer Fülle unmittelbarster Wirklichkeit und warmer Lebensempfindung. Obschon Ludwig nicht sowohl von der Musik her (denn die Poesie war das erste und letzte in ihm) als vielmehr über die Brücke der Musik hinweg zur „Litteratur" kam, und darin den Musiker nicht verleugnete, daß es ihm wichtig und unerläßlich blieb, jede seiner Erfindungen in eine durchklingende Grundstimmung gleichsam einzutauchen, so hatte doch sein Gestaltungstrieb sehr früh die Versuchung zum lyrischen Drama überwunden. Die Fragmente und Entwürfe einiger unvollendeten Operndichtungen, ein lyrisches Drama „Libussa" aus der Mitte der dreißiger Jahre lassen erkennen, daß diese Versuchung an ihn herangetreten, aber vor dem stärkern Drang, Gestalten zu schaffen, vor der plastischen Deutlichkeit und innern Lebendigkeit dieser Gestalten rasch gewichen war. Von der ersten Ausführung des „Engels von Augsburg" bis zur endgiltigen Gestaltung des „Erbförsters" ließen sich in dem, was er „sein Handwerk" nannte, in der dramatischen Praxis Ludwigs Vor- und Rückschritte wahrnehmen, was bei den widerspruchsvollen Forderungen der „praktischen Bühne" unvermeidlich war. — Aber sieghaft, im beständigen Wachsen blieben sein Bedürfnis,

ſein inneres Muß, alle Schöpfungen mit dem warmen Odem der Wirklichkeit zu durchhauchen, der lebendigen Natur ihre geheimſten Zauber abzugewinnen und ſie in ſeine Geſtalten zu bannen. So mächtig war dies Bedürfnis, daß er darüber die Gefahr, vom Andrang wahrer und gelebter Einzelheiten überwältigt zu werden, ſich an die Wiedergabe einer freilich unerſchöpflichen Lebensfülle zu verlieren, gering anſchlug. Unverkennbar beſtand zwiſchen dem Grundtrieb ſeines perſönlichen Lebens und dem ſeiner poetiſchen Natur eine nahe Verwandtſchaft. Wie Ludwig gegenüber der zerſtreuenden Haſt der modernen Weltbewegung das Bedürfnis der innern Sammlung ſo über alles hinausſtellte, daß er dadurch der Iſolierung anheimfiel, ſo zwang es ihn ſowohl der zur mechaniſchen Eintönigkeit gewordnen theatraliſchen Komponier- und Szenierkunſt, als der redneriſchen Geiſtreichigkeit die Gewalt unmittelbaren Lebens entgegenzuſetzen, auch wenn die „Technik des Dramas“ darunter leiden mußte.

Während Ludwig ſolchergeſtalt auf Wegen die von der ausgefahrnen und vielbetretenen Heerſtraße der Tageslitteratur weit wegführten, den freien und überzeugenden Ausdruck ſeiner poetiſchen Individualität ſuchte, hatte ſich im Kampfe mit widerſtrebenden Verhältniſſen und der vorherrſchenden Zeitbildung ſeine Welt- und Kunſtanſchauung voll entfaltet. War er zur ſtillen Beſchaulichkeit des Idylls gleichſam erzogen worden, blieb die möglichſte Ruhe, das beſchränkteſte Gleichmaß des äußern Daſeins ein Verlangen ſeiner nie zur vollen leiblichen Geſundheit erſtarkenden Natur, ſo hatten ſein geiſtiger Blick und ſein poetiſcher Drang jede Enge der Sinnesweiſe, jede kümmerliche und kleinliche Auffaſſung des Lebens früh überflogen. Der weltumſpannenden Weite ſeiner Einbildungskraft, die in ſeinen zahlreichen dramatiſchen Plänen und Anfängen ſichtbar wird, paarte ſich allerdings im Einklang mit der

ſubjektiven Natur des Dichters ein unüberwindlichen Mißtrauen gegen den Schein der Dinge, ihm fielen das große und das ſchlichte Heldentum unbedingt is eins zuſammen, aber in Ludwigs Auffaſſung unſcheinbaren gleichwohl echten Lebens, in ſeiner Vertiefung der einfachen ungeteilten Empfindung, in ſeiner Bevorzugung lautloſer vor der lauten Opferfähigkeit lag ein Zug zur Größe. Daß dieſer Zug zur Einſeitigkeit führen könnte, wußte der Dichter recht wohl, mußte ſich indes angeſichts der Tendenzpoeſie der vierziger Jahre, ihrer Überhitzung, ihrer Lüge zur entſchiednen Geltendmachung ſeiner innerſten Empfindung, ſeiner Lebenswahrheit gedrungen und geſtimmt fühlen. Je näher er der herrſchenden Litteratur ins Auge ſah, um ſo entſchiedner ſtieß ihn die von der Natur losgelöſte Willkür, der Mangel an ſchöpferiſcher Luſt, der immer ſtärkere Widerſpruch eines anſpruchsvollen Pathos mit ſeelen- und lebensloſen Scheingeſtalten und ſchließlich die politiſche Frivolität ab. Ein Brief den er Anfang 1848 an Karl Schaller ſchrieb, drückt es deutlich und kräftig aus, wie ihm bei alledem zu Mut war:

„Preiſe dich glücklich, daß du die gerühmte neue Litteratur nicht in der Nähe ſiehſt, ihr Charakter iſt Charakterloſigkeit. Man hat auch einen Namen gefunden, die Sache zu beſchönigen; darin iſt unſre Zeit ohne Widerſpruch groß. Sonſt regelte man ſein Handeln, Wünſchen u. ſ. w. nach den Geſetzen der Vernunft; heutzutage ſchmiedet man die Grundſätze nach ſeiner Bequemlichkeit um, wir wollen totale Freiheit und mißbrauchen das Wenige, was wir davon haben; ob wir dadurch dokumentieren, daß wir verdienen, frei zu ſein? Ein Menſch, den man ſonſt charakterlos, geſinnungslos genannt hätte, der heißt heutzutage ein „Talent.“ Dadurch, daß man dem Dinge einen Namen gegeben hat, hat man ausgeſprochen, daß ein Menſch eben keines Charakters bedürfe. Wer die

wahre Freiheit ſucht, müßte doch zuerſt darauf hinwirken, ſich ſelbſt frei zu machen, d. h. ſein Leben zum vollſten Ausdruck der Geſetzmäßigkeit zu machen. Lieber Gott, wenn die Freiheit, die wir erhalten ſollen, denen gleicht, die ſich das Anſehen geben, ſie uns zu verſchaffen, ſo möcht ich meinem Vaterunſer noch eine achte Bitte hinzufügen: „und behüte uns vor der Freiheit.“ Wiewohl ich, wie du weißt, nichts andächtiger verehre, als die wahre Freiheit. — Betrachte einmal das junge Deutſchland, welches jetzt die Krone deutſcher Litteratur repräſentiert. Sie fingen im Politiſchen an, warfen mit Wolfgang Menzel im Bunde Goethe aus der Litteraturgeſchichte hinaus, das will ſagen: ſie wollten; darauf ſattelten ſie plötzlich um, bekriegten Menzel, und wer war nun ihr Panier? Der Goethe, den ſie erſt verfolgt, ſie denunzierten nun den Menzel wie vorher den Goethe, und zwar um des Verbrechens willen, welches ſie ſelbſt mit begangen. — — — Eine litterariſche Verbindung, ich will ſie die Jungböhmen nennen, arbeiten daran, in dem eigentlichen Böhmen einen Deutſchenhaß zu improviſieren. Einen davon kenne ich ſelbſt; ein wohlgenährter gehäbiger Jüngling und dazu ſelbſt ein Deutſchböhme. Dieſen fragt man, wozu der Haß doch eigentlich dienen ſollte, er ſagt: die Nationalböhmen liegen im Schlafe, ſie müſſen aufgeregt werden, und dies zu bewerkſtelligen iſt das nächſte Mittel, den alten hiſtoriſchen Deutſchenhaß wieder in ihnen zu erwecken. — — — Iſt es nun, nachſichtigſt beurteilt, nicht eine wahre Gewiſſenloſigkeit, dieſe Haßerregung? Welches Unglück von Millionen kann die Folge ſein von dieſem Unternehmen, welches die Unternehmer ſelbſt nur aus Langerweile und um einen Namen zu erwerben beginnen! — — Wie kommt dieſes Unheil in die Poeſie und Litteratur? Man will Namen erwerben, Geld verdienen. Die meiſten heutigen Poeten ſind keine gebornen; es ſind geborne

Politiker, Volksredner, Glücksritter, die sich der Sprache, die wahre Dichter einst so kultiviert, daß sie, wie Schiller sagt, selbst dichtet und denkt, zu ihren Zwecken bedienen. Eine Rotte Bilderstürmer, die aus der ausgeplünderten Kirche kommend sich und andre mit den Bilderrahmen um die Köpfe schlagen. — — Die Litteratur ist wirklich ein Markt geworden. Und es macht sich nur komisch, wenn unsre Freiheitsdichter sich wie eine Art Märtyrer darstellen, als gingen sie in den Tod. Das Heldentum ohne Gefahr ist etwas Lächerliches. Der Dichter, der nicht mit in das Modehorn bläst, der ist ein Märtyrer heutzutag, denn von ihm kauft kein Verleger etwas. Diese Freiheitsgöttin thront auf dem Geldsacke der Buchhändler, die jetzt alle „in Liberalismus" machen; dieser Liberalismus ist eine Ware. Und das Publikum? — Teils lassen sie sich durch diese Komödianterei blenden (die etwas Unsittliches hat, wenn sie nicht durch und durch unsittlich ist), teils denken die Leute heutzutage von der Litteratur eben wie von ihren eignen Geschäften, und warum solltens die Poeten nicht machen wie sie selbst? Wenn man sein Fabrikat nicht macht, wies die Kunden wollen, so verkauft man nichts, und verkaufen will man doch, deshalb arbeitet man ja. Alex. Dumas ist doch gegen unsre deutschen Fabrikanten noch ehrlich, wenn er vor Gericht angiebt, wie viel Bogen Ware er im Monat liefern kann. Er macht kein Geheimnis daraus, daß die Industrie seine Göttin ist. Der Deutsche ist nicht naiv genug seine Erbärmlichkeit selbst einzugestehn, er muß einen Vorwand haben, und wenn auch kein Mensch daran glauben sollte. Und das soll eine Zeit des Fortschrittes sein? Warum nicht. Im Worte Fortschritt liegts nicht, daß man gerade die Richtung zum Bessern eingeschlagen haben muß. Mir scheint unser Zeitalter ein überschnell alterndes."

Es hätte der Wehen und Stürme der Revolution kaum bedurft, um Ludwig in seiner zum Abscheu gesteigerten Abneigung gegen die Hohlheit der Tendenzlitteratur zu bestärken. Daß er der politischen Lyrik, wo sie echte Leidenschaft, tiefes, vaterländisches Gefühl atmete, das Lebensrecht nicht absprach, bewiesen seine eignen Gedichte aus dem Jahre 1848, die sich den funkelndsten Perlen der deutschen politischen Lyrik anreihen. Was er mit wachsender Überzeugung befehdete und zu überwinden trachtete, war die flache Vermessenheit, mit der man die Dichtung ihres natürlichen Bodens, ihrer Wurzeln beraubte und für alle erdenklichen, außerhalb der Kunst liegenden Zwecke die Formen der Kunst mißbrauchte. Freilich wußte Ludwig gut genug, daß es sich hier nur um einen Schein handle, daß diese zeitgemäßen Schauspiele eben keine Dramen, diese Tendenzromane keine Romane seien, aber er wußte auch, daß das Publikum im ganzen am Schein hing und den Unterschied nicht erkannte.

Erhebung, Enttäuschung und jeder Eindruck der Jahre 1848 und 1849 aber hatten entscheidend auf Ludwigs Lebensauffassung, sein sittliches Gefühl, seine dichterischen Vorsätze eingewirkt. Der herbe Schmerz um die deutsche Zerrissenheit, dem sich ein wehmütiges Erstaunen über die sinnlose Vergeudung von Kraft und guten Willen, ein bittrer Zorn über die ungesunde und unselige Zerrüttung in Geistern und Gemütern paarte, zwang den Dichter zu tiefster Einkehr in sich selbst. Ihm wars, als ob die Zeit und alles, was er um sich sah und erlebte, ihn zur Zusammenfassung aller Kräfte mahnten. Das dunkle Gefühl eines Gegensatzes seiner männlich ernsten, tief ethischen Natur nicht nur zur eiteln Frivolität des Tages, sondern auch zu der Anschauung, die die Welt des Schönen von der Welt der Wirklichkeit trennte, des Gegensatzes zum Prinzip des Weiblichen in Leben und Kunst, das er seit manchem Jahr

in sich trug, ward jetzt durch Erlebnisse und Nachdenken genährt, nahm mehr und mehr von seinem ganzen Wesen Besitz und entschied über Richtung und Ziel seiner Bestrebungen. Selbst in der Dichtung Goethes und Schillers empfand er nicht mehr die erlösende Kraft, die alle Gebildeten des deutschen Volkes aus den Fesseln dürftiger, enger und zumeist unwürdiger Lebenszustände befreit, ihnen Mut der eignen Empfindung und freudigen Schwung gegeben hatte, sondern grollte mit der weiblichen Weichheit unsrer klassischen Kunst, gab der „nicht sowohl Idealisierung als Sentimentalisierung der Geschichte“ schuld, daß wir „uns in ein wirklich politisches Leben nicht zu finden wissen.“ Die „unnatürliche Scheidung, die Goethe und Schiller und auf ihren Spuren die Romantiker in das Leben gebracht, indem sie das Ästhetische, das Schöne vom Guten und Wahren trennten und aus der Poesie eine Fata Morgana machten, eine geträumte Insel voll Traumes, die den Menschen, der sie sieht, mit der wirklichen Welt (der sie die Poesie entzogen, um sie dorthin zu bannen!), mit der Welt und sich selbst entzweit und ihm mit dem Heimatgefühl in dieser zugleich die Thatkraft raubt, die unnatürliche Scheidung, die unsrer Bildung den weiblichen Charakter aufprägte, habe ich für mich durch das Verständnis Shakespeares überwunden, und mein ganzes Streben ist, mit allen meinen geringen Kräften meine Heilung auch auf andre Kranke zu übertragen.“ Kein Zweifel, daß Ludwig hier mit der Einseitigkeit des schaffenden Künstlers, der ein vollberechtigtes Neues erkannt hat und will, auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zurücksah, kein Zweifel, daß er von der Schuld kleiner Nachahmer und verworrener Epigonen den herrlichen Meistern einen viel zu großen Teil zuwälzte, aber ebensowenig läßt sich zweifeln, daß er aus dem tiefsten Verlangen seiner schöpferischen Natur

wie seiner ethischen Überzeugung heraus und mit reiner opferwilliger Seele den Kampf aufnahm. Sein Wirklichkeitsdrang, sein sittlicher Ernst blieben mit dem glühenden Leben der Einbildungskraft, dem feinen Verständnis der menschlichen Leidenschaften im Gleichgewicht; seine strenge Wahrhaftigkeit besiegte die Gefahren, die ihm aus der gewaltigen Kraft seiner Situationsdarstellung erwachsen konnten. Jene Geistreichigkeit, die den Boden des Gewissens und der Charakterwürde unter den Füßen verloren hatte, galt ihm nichts. Er war weit entfernt davon, der Poesie einen nüchtern nützlichen Dienst im Gefolge der Moral oder des praktischen Bedürfnisses anzumuten, er unterschied sich durch die poetische Mitempfindung der Leidenschaft, das innere Miterleben aller menschlichen Gefühle wie durch die Kraft seiner Phantasie und seines Gestaltungsvermögens weit von den kahlen und schalen Moralpredigern, die im Grunde auch nur Tendenzschriftsteller sind. Er selbst erkannte damals einen verwandten Zug zu Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) in sich, aber seine gewissenhafte Reinheit, seine tiefe Welterkenntnis hatte im Grunde mit der polternden Kanzelderbheit des wackern und kräftigen Pfarrherrn von Lützelflüh nur wenig gemeinsam; er schätzte an dem schweizerischen Erzähler einen Wirklichkeitssinn und den Blick für verborgne Züge der Natur, die er selbst in erhöhtem Maße besaß. Alles in allem: Otto Ludwig vergaß niemals, daß der Dichter frei über die ganze Breite und Tiefe der Welt schaltet, daß in seiner Darstellung alle Erscheinungen ihr Lebensrecht haben, aber ein starkes Gefühl, daß er verantwortlich sei und bleibe für das Licht, das aus seiner Seele auf die Erscheinungen fällt, war in ihm erwacht und pulste fortan hörbar durch seine Schöpfungen hindurch.

Beim Vergleich der verschiednen Umgestaltungen und Bearbeitungen, die der Plan zum Drama „Die

Wildschützen“ oder „Wilm Berndt“ zwischen 1846 und 1849 erfuhr, mit der ersten Niederschrift des Trauerspiels „Der Erbförster“ zeigt sich sehr deutlich, wie ohne jede Verkümmerung des dichterischen Wuchses der rein poetischen Eigenschaften, ja im Wachsen dieser der ethische Grundzug in Ludwigs Individualität und Lebensanschauung beständig stärker wurde. Von Haus aus war die Gewalt und Eigenart der Stimmung, die uns in und aus dieser bürgerlichen Tragödie ergreift, schon vorhanden, mit Recht durfte Ludwig (am 27. Juli 1847) an Ed. Devrient schreiben: „Der Berndt und sein Mädchen sollen ein paar Figürchen werden, die dem Herzen wohlthun. Das Heimlichste des Zusammenlebens, das Ergreifendste, was Geschick und Leidenschaft weben können. Und dem Ganzen über die Schulter sehend der grüne rauschende Wald.“ Mit der Charakteristik, der größern Plastik aller Gestalten, namentlich aber der des Erbförsters gewann auch der ethische Gehalt der Schöpfung; als Ed. Devrient am 1. Juli 1849 an Ludwig schrieb: „Wenn ich an die erste Form zurückdenke, in der ich den Hauptcharakter kennen lernte, bin ich erstaunt und erfreut über die große Gewandtheit und Erfindungskraft, welche Sie in der Umbildung und Sammlung des Stoffes gezeigt haben,“ hätte er hinzufügen dürfen, daß die Handlung, wie äußerlich bewegt sie auch jetzt noch sei, in eben dem Maße an Klarheit und Verinnerlichung gewonnen habe, als die Hauptgestalt zum Typus des Gemüts- und Instinktmenschen ward, der sich äußerlich bis zur abstoßenden Starrheit verhärtet, aber innerlich die verderblichste Empfindlichkeit und weichste Reizbarkeit bewahrt. In diesem Typus wiederum erkannte Ludwig im Sturmjahre 1848 einen scharfen Spiegel des eignen von unbewußten zerstörenden Leidenschaften bewegten Volkes, und je individueller er die Gestalt belebte, um so höher wuchs ihre Allgemeinbe-

deutung. Indem aus dem urſprünglichen Gemeindebrauer Wilm Berndt von Rodenwalde der Erbförſter Chriſtian Ulrich herauswuchs, wandelte ſich mit dem Charakter des Helden auch die ganze Atmoſphäre der Tragödie. Der dünkelvolle Rechthaber Wilm Berndt, dem der Ohm ſeiner Frau mit einigem Recht ins Geſicht ſchleudern durfte: „Warum will Berndt Geld? Weil die Seinen hungern? Dummes Zeug, was iſt das weiter? Um Brot arbeitet ſo einer nicht. Aber prozeſſieren muß er doch! Was geht euch Weib und Kind an? Das Recht iſt euer Weib und Kind; das Recht, das heißt euer Eigenſinn! Euer Eigenſinn iſt euer Weib und Kind!“ bildete ſich in der Phantaſie und dem tiefſten Gemüt des Dichters zu einer Geſtalt um, an der ſich wärmſter, innerer Anteil nehmen ließ und zeigt ſo die durchaus verſchiednen Stufen der Entwicklung, auf denen der Dichter 1846 und 1849 ſtand.

Die gewiſſe Annahme ſeines bürgerlichen Trauerſpiels „Der Erbförſter“ am Dresdner Hoftheater brachte einen entſcheidenden Umſchwung in Otto Ludwigs perſönlichen Verhältniſſen hervor und entriß ihn — zur Genugthuung des treuen Ratgebers Eduard Devrient — der Einſamkeit, in die er ſich abermals tief eingeſponnen hatte. Im September 1849 ſiedelte Ludwig wiederum nach Dresden über, wo er in einem beſcheidnen noch beſtehenden Gaſthof, dem „Trompeterſchlößchen“ am Dippoldiswalder Platz, Quartier nahm. Die Thatſache, daß die angeſehene Hofbühne ein größeres Werk des ſeither ungenannten Dichters unter Einſatz ihrer beſten Kräfte zur Darſtellung zu bringen beabſichtigte, genügte, um die wahre Teilnahme und die flüchtige Neugier der kunſtſinnigen und theaterliebenden Kreiſe Dresdens auf den Neuankömmling zu lenken. Der Winter von 1849 auf 1850 führte Ludwig mit einer ſtattlichen Reihe von Perſönlichkeiten zuſammen, davon wenigſtens einige mit ihm in dauernder

und förderlicher Verbindung blieben. Eduard Devrient zeigte ſich unermüdlich wie in Empfehlung des neuen Dramas ſo auch in der Vermittlung neuer Beziehungen. Und der Dichter ſelbſt fühlte, daß er ſich einem lebhaften Verkehr mit Gleichgeſinnten und Gleichſtrebenden nicht ferner entziehen dürfe. Die tagebuchartigen kurzen Aufzeichnungen in ſeinem Hauskalender von 1850 gewähren ein farbiges und deutliches Bild ſeines Dresdner Lebens unmittelbar vor und alsbald nach der Aufführung ſeines „Erbförſters.“ Auch in den Briefen an ſeine Braut hat Ludwig neben aller Sehnſucht nach dem Meißner Idyll von erfreulichen Begegnungen und Ausſichten zu berichten. Am 17. Januar lernte er an einem Tage Guſtav Freytag und Berthold Auerbach kennen und berichtete darüber (an Emilie Winkler, Dresden, 14. Januar 1850): „Ich war im Begriff, von Devrient aufzubrechen, als plötzlich Freytag in einem Fiakerſchlitten ankam. Wir wurden einander vorgeſtellt. Freytag wußte ſchon manches von mir, Devrient hatte ihm öfter von mir geſchrieben. Es war nicht viel Zeit zu verlieren, Freytag, der noch zu Auerbach wollte, fuhr wieder ab; Devrient und ich machten uns zu Fuße nach dem Theater auf. Unterwegs merkte ich, daß ich keine Brille bei mir hatte, und kehrte um. Wie ich dieſe geholt hatte und in das Theater kam, Parterreloge 9, fand ich Freytag ſchon drinnen vor. Nicht lange darauf kam auch Auerbach. Freytag ſagte ihm, wer ich ſei, und wir ſtellten uns nun ſelbſt einander vor. Auerbach erzählte mir, er habe ein Stück, welches aber des Stoffes wegen nicht auf die Bretter kommen werde. Daß er das auf den Stoff ſchob, verdenke ich ihm nicht, wiewohl ich weiß, daß Devrient und Freytag mit der Form desſelben unzufrieden ſind. Als berühmter Mann kann er einem, den er zum erſtenmal ſieht, nicht ein ſolch Geſtändnis machen. Wenn die beiden mit einander ſprachen, war mirs, als ſähe ich Klaus und

Klajus aus meinem Schulmeiſterleben. Freytag lang, ſchmal, blond, dagegen Klaus, wollte ſagen Auerbach klein, rund, beweglich, behaglich und außerordentlich gutmütig. Der erſte iſt ein Schleſier, dem harten Dialekt nach, der andre ſchien mir ein Wiener, bis mir einfiel, daß er ja vom Schwarzwald ſtamme. Devrient hörte die zwei erſten Aufzüge (von Freytags Schauſpiel „Graf Waldemar") in unſrer Loge mit an, dann ging er heim ſeines Katarrhs zu warten, weil er, wie er zu Freytag ſagte, ſeine Stimme mir ſchuldig ſei. Wir ſprachen nur von ihm, und zwar alle in demſelben Geiſte; er iſt auch eine ſeltne Erſcheinung in unſrer frivolen Welt: durch und durch brav, edel, wahr und im edelſten Sinne fromm. — Mit uns war noch eine Dame in unſrer Loge, die bald aus unſern Geſprächen erriet, daß der Dichter des Stückes zugegen. Auch Bürck, der Bayer Mann, kam zu uns, er war langweilig und trocken gegen die beiden andern gehalten Wie das Stück zu Ende, und wir der Dame Raum zum Gehen gaben, reichte ſie Freytag die Hand, in dem ſie ſagte: „So danken wir bei uns in Ungarn." Was uns alle freute. Die etwas zuſammengeſunkne Geſtalt des ſonſt ſo friſchen und humoriſtiſchen Freytag beimAnhören ſeines Stückes und Auerbachs gutmütiges ſo zuſagen tröſtendes Zunicken bei beſonders gelungnen und durch Applaus des Publikums anerkannten Stellen erinnerte mich wieder an die Szene im Schulmeiſterleben, wo Klajus verzweifelt an der Wirklich keit und Klaus ihn aufrecht erhalten will."

Nicht jeder Tag konnte Ludwig Bekanntſchaften ſo bedeutſamer Art wie die mit den beiden hervorragenden Schriftſtellern bringen, aber doch waren die Monate, in denen der „Erbförſter" vorbereitet und endlich einſtudiert, auch das Bühnenmanuſkipt gedruckt wurde, reich an ungewohnten Abwechslungen und neuen Eindrücken. Er beſuchte häufiger als je zuvor das Theater, er ließ

den Meyerbeerschen „Propheten“ — die große „Sensation“ jener Tage — an sich vorüberrauschen, er hörte mit seiner von Meißen herübergekommenen Braut am 13. Februar ein großes Konzert im Hoftheater und entzückte sich in diesem zum erstenmale an Franz Schuberts verschwenderisch reicher C-dur-Symphonie; er faßte den kühnen (bald wieder fallen gelassenen) Plan seine alten Novellen in zwei Bänden herauszugeben er lernte bei Devrient den Maler Pecht kennen und suchte seine alten Künstlerfreunde Ludwig Richter, Öhme und Langer auf, er sah in seinem bescheidnen Zimmer im Trompeterschlößchen jetzt jeden Tag neue Gesichter und fand sich auf einmal und noch bevor der „Erbförster“ eine Wirkung gethan hatte, als den Mittelpunkt eines kleinen Kreises jüngrer Männer voll Talent und Enthusiasmus. Von allen, die ihm damals in den ersten Zeiten begegneten, in denen der Name „Otto Ludwig aus Eisfeld“ in weitere Kreise hinausklang, haben nur wenige die bedeutenden Eindrücke, die sie von der eigentümlichen großgearteten Natur des Dichters empfingen, einer spätern Aufzeichnung für wert gehalten. Ein erfreuliches Zeugnis von der tiefen Wirkung der Persönlichkeit Ludwigs ist in den schlichten und kurzen Erinnerungen eines hochstehenden evangelischen Geistlichen, des gegenwärtigen Oberhofpredigers und Oberkonsistorialpräsidenten Dr. E. J. Meier erhalten, der damals Kandidat des Predigtamts war und zu Ludwig in nähere Beziehungen trat. Dr. Meier erzählt:

„Otto Ludwig gehört zu den edelsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt, und ich werde nie den Zauber vergessen, mit dem mich, den jungen Theologen, im vollen Drang der jugendlichen Entwicklung, seine Gestalt ergriffen, als ich (durch meinen unvergeßlichen Freund Heydrich ihm empfohlen) ihm zuerst nahe trat, und er mich im Trompeter-

schlößchen in seiner bescheidnen Dichterherberge empfing. So sehr mich die hohe geistige Überlegenheit des Mannes, die aus seinen Augen blitzte und aus seinen Worten strahlte, mit ehrerbietiger Scheu erfüllte, so ungemein zog mich seine schlichte Einfachheit mit dem Stempel der wahren Größe eines echten poetischen Genius und seine herzgewinnende Milde an, die aus dem Ton seiner Stimme so überaus wohlthuend sprach. In ihm waren Dichter und Mensch in seltner Weise vereint. Mit glücklich divinatorischem Blick erfaßte er die Idee einer jeden Sache in ihrem innersten Kern und schaute alle Dinge mit poetischem Auge an, auch das scheinbar Unbedeutende und Zufällige wußte er in einen höhern Zusammenhang zu rücken und es oft überraschend in einem neuen Lichte zu zeigen, nicht minder aber war er als ein echter Dichter eine kindliche Natur. In keinem Menschen habe ich wieder so, als in Otto Ludwig, heterogene Eigenschaften vereinigt gesehen, einerseits den schärfsten kritischen Verstand, die grübelnde Reflexion, die nicht ohne Freude am dialektischen Spiel unerbittlich die Konsequenzen eines Gedankens bis aufs äußerste verfolgte, und in der er nicht selten fast grausam seine eignen Schöpfungen zersetzte, anderseits eine wahrhaft kindliche Naivität und die treuherzige Einfalt eines deutschen Gemütes mit ihrer ganzen Traulichkeit und Innigkeit. Durch seine Welt- und Lebensanschauung ging ein stark deterministischer Zug, und doch war er vollkommen frei von dem Schatten des Determinismus, von einem weltschmerzlichen Pessimismus, so nahe die Versuchung dazu bei seinem langen und schweren Leiden lag; seine kerngesunde, kräftige Thüringer Natur schützte ihn davor und bewahrte ihm die dankbare Freude an jeder edeln, menschlichen Interesses würdigen Erscheinung. Einen so durchdringend scharfen und sichern Blick er für die Thorheiten und Verirrungen im menschlichen Leben hatte, und so

meisterhaft er es verstand, sie bis ins kleinste Detail hinein mit mikroskopischer Genauigkeit zu zeichnen, so war doch sein Urteil frei von aller verletzenden Satire; die Schärfe seines Blicks wie seines Urteils war mit dem liebenswürdigsten Wohlwollen und edler Milde vereint, die auch die Schwächen der Menschen freundlich zu deuten wußte. Ludwig war mit dem Kopf ein Heide, ein starker Skeptiker mit einer ausgeprägten Neigung, die Widersprüche in der Welt und im Menschen zu erkennen und hervorzuheben; mit allem Behagen einer spekulativen Natur verfolgte er die Probleme des menschlichen Lebens, aber so skeptisch sein Kopf war, so fromm war im tiefsten Grunde sein Gemüt, mit dem Herzen war er ein Christ. Wie in allen Stücken war er auch in religiöser Beziehung eine Thüringer Natur mit einem kräftig protestantischen Bewußtsein, mit tiefer und lebhafter Freude an seinem größten Landsmann Dr. Luther und dessen männlicher, kerngesunder Frömmigkeit. Noch sehe ich sein Auge leuchten, wenn er von ihm sprach und etwa in Verbindung mit ihm von Shakespeare, als dem im eminentesten Sinne protestantischen Dichter.

Um einiger charakteristischen Äußerungen Ludwigs zu gedenken, so beschränke ich mich aus der reichen Fülle derselben auf einzelne mir persönlich am nächsten liegende. Als ich ihm auf seinen Wunsch meine erste Kandidatenpredigt vorlas über die merkwürdige Stelle im Ev. Joh. 2, 23 bis 25, verbreitete er sich über den eigentümlich „gebildeten" Stil, in welchem der Verfasser das vierte Evangelium geschrieben habe und der einen hohen Geist verrate; außerdem stimmte er lebhaft dem in der Predigt ausgeführten Gedanken zu, daß gegenüber Christus und seiner völlig einzigartigen Erscheinung niemand neutral bleiben könne; darin liege seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine Erhabenheit über alle Heroen der Geschichte. Als ein-

mal vom Kirchengehen die Rede war, meinte er, daß er bei heiterm Himmel nie gern zur Kirche gegangen sei, zu rechter Andacht in der Kirche gehöre ihm ein bedeckter Himmel, in die dunkle Welt hinein müsse das göttliche Licht leuchten. Daß der Geistliche jeden Sonntag zu predigen habe, hielt er für eine zu große Aufgabe; der Geistliche solle nach der eigentlichen, tiefern Auffassung seines Berufs ein Prophet sein und als ein Prophet zum Volke reden, was er unmöglich alle Sonntage könne. Am liebsten dachte er sich einen Geistlichen betagt, mit weißem Haar, mit dem Gepräge eines der Wege Gottes kundigen, aus dem Schatz reicher Erfahrung heraus redenden Weisen, hierin übereinstimmend mit Fritz Reuter, der gelegentlich einmal ausspricht, daß keinem Stande des Altwerden so gut stehe, als dem geistlichen Stande. Nach einer Himmelfahrtspredigt sprach er einmal ergreifend schön von dem tiefen Ernste des Gedankens, daß der Mensch sein eignes Schicksal, Himmel und Hölle in seiner Brust trage. Als ein weiser Mentor warnte er vor geheimen unüberwundnen Zweifeln, durch deren in ernstem Kampfe gewonnene Überwindung die echte Frömmigkeit nur erstarke. Wiederholt sprach er von der Schwierigkeit, mit welcher der Redner wie der Dichter zu ringen habe, den innersten Gedanken und Empfindungen entsprechenden Ausdruck und Gestalt zu geben. Wenn man nur, pflegte er zu sagen, alles, was man drinnen hat, so aus dem Kopfe und aus dem Herzen heraus dem andern in seinen Kopf und in sein Herz hineingeben könnte, wie mans drinnen hat!

Als ich noch im Flügelkleide des jungen Theologen einhergehend in das erste geistliche Amt eintrat, begleitete er mich in dasselbe mit dem für ihn, den Realisten, charakteristischen Wunsch und der Hoffnung, daß ich ein rechter Arbeiter im Weinberge des Herrn sein werde, insonderheit in dem Sinne, daß ich

auch nach Winzerart die saure Mühe nicht scheue, die Reben vom Ungeziefer zu säubern.

Über sein Leiden sprach er in spätrer Zeit wohl wiederholt, aber nie mit einem bittern Wort, auch als es immer stärker wurde und ihn, wie er wohl scherzend äußerte, zu einem firsternartigen Dasein verurteilte. Bewundernswert war der Gleichmut, die männliche Ergebenheit, mit der er sein Leiden trug, und die nicht selten von einem Anflug jenes echten Humors begleitet war, hinter dem der tiefe Ernst steht. Das Andenken des hochbegabten Dichters und wahrhaft edeln Menschen wird nie in mir verbleichen, und ich werde es immer als ein günstiges Geschick preisen, mit ihm, der mir ein wohlwollender, väterlicher Freund geworden und geblieben war, in Berührung gekommen zu sein."

Während sich um den aus langer Abgeschiedenheit plötzlich Aufgetauchten das Leben bunter und bewegter zeigte, blieben ihm die kleinen Leiden des angehenden Dramatikers nicht erspart. Die ursprünglich auf den 29. Januar 1850 angesetzte erste Aufführung des „Erbförsters" verschob sich von Woche zu Woche, als Ludwig am 10. Februar mit Devrient zur Probe kam, brachte der Regisseur Dittmarsch die Nachricht, daß Frau Bayer-Bürck, die Darstellerin der Försterstochter Marie, plötzlich erkrankt sei, erst am 2. März konnte die Einstudierung ernstlich wieder in Angriff genommen werden. Ludwig erlebte natürlich dabei alle Greuel einer deutschen Theaterprobe, bei der keiner gelernt hat, er trug nur lakonisch in seinem Hauskalender ein: „Ging nicht sonderlich"; Ed. Devrient aber, den die Schweigsamkeit des Dichters ein wenig zur Verzweiflung brachte, bemerkte in seinem Tagebuch unter dem 2. März 1850: „Probe des Erbförster. Ging sehr schlecht, niemand hat seine Schuldigkeit, alle waren in den Rollen unsicher, die Verabredungen waren vergessen. Ludwig war gegenwärtig, er wünschte ein rascheres Zusammen-

ſpiel wie in der Natur; weiter war nichts aus ihm herauszubringen..“ —

Am 4. März fand die erſte Aufführung ſtatt, am 7. und am 20. des gleichen Monats erfolgten Wiederholungen, die letztere ſchon vor leerem Hauſe, beide aber mit ſteigendem Beifall. Der Geſamteindruck war ein ſchwer zu beſchreibender. Kein Zuſchauer und Hörer vermochte gleichgiltig und anteillos zu bleiben, atemlos lauſchte man der Entwicklung, erſchreckt und erſchüttert beugte man ſich unter der Wucht der Kataſtrophe. Doch je willenloſer man ſich der Gewalt der Dichtung gegenüber im Augenblicke gefühlt hatte, um ſo ſtärker opponierte man nachträglich und in der Erinnrung dem „grauſigen“ Trauerſpiel. Wie man im vorigen Jahrhundert zu „Othello“ und „König Lear“ andre verſöhnliche Schlüſſe verlangt und erlangt hatte, forderte man jetzt und vielleicht mit ein wenig größerm Recht einen den ſchauſpielhaften Anfängen des Werkes entſprechenden „glücklichen“ Schluß. Ein Teil der Kritik ließ ſich nicht nehmen, die widerſinnigſten Inhaltserzählungen und Urteile in die Welt hinauszuſchleudern; auch in anerkennenden Beſprechungen wurde die Wirkung der Mängel weit ſtärker betont, als die Wirkung der Vorzüge. Trotz alledem durfte ſich Ludwig eines großen und tiefreichenden Erfolges rühmen. Denn ſein „Erbförſter“ war eben nicht bloß ein neues Stück, ſondern ein litterariſches Ereignis, „Otto Ludwig aus Eisfeld“ nicht bloß ein neuer Name, ſondern eine mächtige, in ſich geſchloſſene Dichtergeſtalt, auf die ſich die Blicke zahlreicher Hoffenden zu richten begannen. Einer dieſer Hoffenden, der ſpäter dem Dichter engverbundne Moritz Heydrich, erzählte faſt ein Vierteljahrhundert nach der erſten Darſtellung des „Erbförſters“ am Dresdner Hoftheater: „Ich war Zeuge jener erſten Aufführung und werde ihren gewaltigen Eindruck nie vergeſſen. Es

war das Wehen eines originalen echt dramatiſchen Dichtergeiſtes. Ein Werk wie aus der Sturm- und Drangzeit, einem langſam heranrollenden majeſtätiſchen Gewitter gleich, plötzlich hervorbrechend, die Landſchaft blitzſchnell ſeltſam beleuchtend, alle ergreifend, erſchütternd. Kein blauer Himmel nachher. Rätſelhaft, geheimnisvoll. Vielen ein völlig unbegreiflicher „Donnerſturm der Phantaſie. Ein Waldtraumbild, und doch volle Wirklichkeit, echtes Leben. Ein Dichterton ſo neu, ſo ureigen, ſo anheimelnd und doch auch ſo furchtbar und unheimlich, abſtoßend und anziehend zugleich. Das Meteor war ſichtbar. Was es war, die Sternkundigen wußten es. — Tags darauf ſuchte ich den kühnen Jägersmann auf und fand in innigem Herzenseinverſtändnis, unwandelbar treuer Freundſchaft das reinſte, befriedigendſte Glück meines Lebens.“ (M. Heydrich, Nachlaßſchriften O. Ludwigs, Bd. 1, S. 77.) Gleich Heydrich ſuchten andre enthuſiaſtiſch empfängliche Naturen, die in Ludwig die Erfüllung einer langgehegten Sehnſucht erblickten, der realiſtiſchen Treue und Friſche ſeiner idylliſchen Lebensbilder wie der Gewalt und Stärke ſeiner tragiſchen Situationen zujauchzten, die Bekanntſchaft des Dichters; unmittelbar nach der Dresdner Aufführung und der Verſendung des Bühnenmanuſkriptes des „Erbförſters“ ſtrömten Ludwig Briefe aller Art zu, in denen ſich die ſtarke Wirkung des Trauerſpiels auf grundverſchiedne Naturen offenbarte. Bei Überſendung des Werkes an Karl Schaller (der jetzt von Eisfeld nach Sonneberg verſetzt war) hatte Ludwig (Dresden, 25. März 1850) dem Jugendfreunde geſchrieben: „Das beiliegende Stück iſt eine Kriegserklärung gegen die Unnatur und konventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoeſie ſowohl als Schauſpielkunſt. Ich habe alle die Kunſtſtückchen, mit denen man das Publikum packt, aus deren immer neuer Zuſammenſtellung man ſeit zwanzig

Jahren, man könnte ſagen ſeit ſechzig Jahren Schau-, Trauer- und Luſtſpiele zuſammengewürfelt, darin über Bord geworfen, Natur, Wahrheit, ſchöne — nicht zu enggenommne — Wirklichkeit ſind meine Kunſtſtücke geweſen, die ich angewandt. Es wird zu kämpfen geben, denn alle dramatiſchen Handwerker hab ich gegen mich, ſogar einen großen Teil des verdorbnen, verweichlichten Publikums; aber namentlich fallen mir die beſſern unter den Schauſpielern zu. Hier iſt es am 4., 7. und 20. aufgeführt worden, der erſte Eindruck war ein merkwürdiger. Dieſe Totenſtille, die erſten Aufzüge enthuſiaſtiſch applaudiert, bei den letzten eine förmliche Angſt, ſonſt das Lärmen der Aufſtehenden, ſchon wenn das Zeichen zum Fallen des Vorhanges gegeben, diesmal noch nachher zwei bis drei Minuten, wo man jeden einzelnen Atemzug hören konnte; es war, als hätten ſie vergeſſen, daß Komödie geweſen und dieſe nun aus war. Die Schauſpieler übertrafen ſich alle ſelbſt, ſie ſpielten alle mit Begeiſterung, beſonders Devrient, mein erſter Verbündeter. In dieſem Spiele war auch nichts Konventionelles, Herkömmliches, ſo wenig als in der Dichtung, ſchlichte und doch ſo furchtbare Wahrheit."

Die gleiche Auffaſſung der Bedeutung ſeiner Schöpfung tönte dem Dichter jetzt in vielſtimmigem Echo entgegen. Noch ehe die Dresdner Aufführung erfolgt war, hatten ſich Heinrich Laube, der ſeit wenigen Monaten das Wiener Hofburgtheater leitete, und Karl von Beaulieu-Marconnay, der wahrhaft kunſtſinnige Intendant des Weimariſchen Hoftheaters, entſchloſſen, den „Erbförſter" auf ihren Bühnen darſtellen zu laſſen; der Eindruck und Erfolg der Wiener wie der Weimarer Aufführungen fielen zu Ludwigs Gunſten ſchwer in die Wagſchale der öffentlichen Meinung.

Über die Wiener Aufführung berichtet Laube ſelbſt: „Das Stück zeigte eine ganz neue, ganz eigentümliche

Kraft. Eine realiſtiſche Kraft, welche mit Romantik verquickt war. — Das Trauerſpiel wirkte bis auf ſeinen Höhepunkt ungemein kräftigend und erfriſchend. Die realiſtiſche Schilderung der Charaktere im Forſthauſe war geiſtig durchhaucht von fein menſchlichen Zügen; die Bewegung des Handlungſtoffes war ganz natürlich und der Atem der Romantik über alledem erſchien anſpruchslos und reizend. — Eben deshalb wurde das Stück auch vortrefflich geſpielt. Denn die Schauſpieler hängen ganz vom Dichter ab. Sie können keine guten Wirkungen erzwingen, wenn dem Dichter nicht der glückliche Zuſammenhang und der überzeugende Ausdruck gelungen iſt und ſie wirken nur dann leicht und ſicher, wenn der Dichter ins Schwarze trifft. Anſchütz als Erbförſter erquickte durch ſolides, wohlthuendes, ganz und gar einfaches Spiel. La Roche gab in dem Waldläufer Weiler ein Meiſterſtück von Genremalerei, Dawiſon brachte die Wut und das innere Entſetzen eines gemißhandelten Jünglings (Andres) genial zur Anſchauung. (Laube, Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutſchen Theatergeſchichte. Leipzig, 1868, S. 177.)

In Weimar, wo ein Veteran echter Schauſpielkunſt, Eduard Genaſt, die Rolle des Erbförſters mit größter Liebe und Hingebung und entſprechendem Erfolg geſtaltete und an Ludwig ſchrieb: „Ihr „Erbförſter“ iſt das beſte Werk der Neuzeit,“ rief die Stimme aller Urteilsfähigen dem Dichter lauten und freudigen Beifall zu; der damalige Erbgroßherzog, jetzt regierende Großherzog Karl Alexander von Sachſen fühlte ſich von der innern Macht und Lebensfülle der Dichtung unwiderſtehlich angezogen; Franz Liſzt, deſſen künſtleriſcher Inſtinkt für wirklich geniale Begabung und ſchöpferiſches Vermögen beinahe untrüglich war, intereſſierte den um ihn verſammelten Künſtler- und Schülerkreis für die neue poetiſche Wundererſcheinung.

Dem nunmehr an drei Hoftheatern gegebnen Bei-

ſpiel folgten während des Sommers und Herbſtes von 1850 eine Reihe von andern Theatern nach, in Stuttgart, München und Karlsruhe ging der Erbförſter alsbald in Szene, zahlreiche Bühnen tröſteten den Dichter einſtweilen mit der „Annahme“ des Stückes. Wo das Trauerſpiel zunächſt nicht dargeſtellt werden konnte, in Leipzig zum Beiſpiel, ſorgten Vorleſungen vor einem größern und empfänglichen Kreiſe für eine wenn auch unzulängliche Bekanntſchaft mit der bedeutenden Schöpfung.

Auf Ludwigs perſönliche Stellung in Dresden wirkten alle dieſe Erfolge zurück. Ihm lag nichts ferner, als die Welt zu ſuchen, doch die Welt ſuchte jetzt ihn. Anfang April wurde er auf Fr. Pechts Vorſchlag mit Einſtimmigkeit zum Mitgliede der Montagsgeſellſchaft erwählt, in der er neben Eduard Devrient und Berthold Auerbach, denen er ſchon näher ſtand, einer kleinen Zahl bedeutender Männer begegnete, zu denen Ernſt Rietſchel, der Bildhauer, die Maler Alfred Rethel, A. von Ramberg, Peſchel und Fr. Pecht, der Rektor des Kreuzgymnaſiums Dr. Julius Klee, einer der geiſtvollſten Philologen und jovialſten Geſellſchafter, der Oberlehrer und Hiſtoriker Dr. Fr. Helbig, einige Ärzte, Anwälte und höhere Regierungsbeamte von tieferer und allgemeinerer Bildung gehörten. Auch der Dichter Robert Reinick, die Maler Bendemann und Hübner ſprachen zuweilen in der Montagsgeſellſchaft ein, die unſerm Dichter Gelegenheit gab, die lange im ſtillen genährte Eigenart wie die Tiefe ſeines Geiſtes, den Reichtum ſeiner ſelbſt erworbnen Bildung in lebendigem Austauſch zu bewähren. Unter allen Verbindungen, die er um dieſe Zeit in Dresden anknüpfte, wurden namentlich die mit dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeſchichten Berthold Auerbach und mit dem jüngern Schriftſteller Moritz Heydrich für Ludwig von Bedeutung. Auerbach, der damals nach den erſten Bänden ſeiner Dorfgeſchichten und namentlich nach der vielgeleſenen Novelle „Die Frau Pro-

feſſorin“ auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, hatte ſich ſoeben nach ſeiner zweiten Heirat mit einer Wienerin, Nina Landesmann, in Dresden niedergelaſſen, wo er bei der Rührigkeit und dem immer regen Anſchlußbedürfnis ſeiner Natur raſch in allen Geſellſchafts- und Kunſtkreiſen heimiſch geworden war. Er hatte vom Tage der erſten Begegnung an für Ludwigs Perſon wie für deſſen echtes und großes und wenigſtens nach einer Seite hin dem ſeinen verwandtes Talent eine warme und werkthätige Teilnahme gefaßt, er empfand augenblicklich, daß ihm die herbe Friſche und Stärke wie die geiſtige Tiefe des Erbförſterdichters eine Fülle geiſtiger Anregungen bot; er ſah auch mit einigem Kopfſchütteln, aber mit der regſten Luſt, Abhilfe zu ſchaffen und behend alles zum Guten zu kehren, wie unbeholfen und unerfahren Ludwig in allen äußern Dingen des gemeinſamen Schriftſtellerberufs war. Bereits am 7. Mai 1850 meldete Berthold Auerbach ſeinem Frankfurter Vetter Jakob Auerbach: „Ich habe hier einen ſchönen Menſchenkreis, und an Otto Ludwig, dem Dichter des „Erbförſter,“ habe ich auch ein Stück Kamerad.“ (Berthold Auerbach, Briefe an ſeinen Freund Jakob Auerbach, Bd. 1, S. 80.) Trotz tiefreichender Unterſchiede und Gegenſätze in ſeinem und Auerbachs Weſen war Ludwig für Auerbachs Freundſchaft von Herzen dankbar, dachte ſehr hoch vom Talent des Freundes, liebte es, mit ihm häufig und zwanglos zu verkehren, und zeigte ſich jederzeit zu tief eingehenden Geſprächen bereit, wenn Auerbach in ſeinen Arbeiten „etwas flüſſig reden mußte.“ In die tragiſchen Erzählungen Auerbachs aus den erſten fünfziger Jahren, „Diethelm von Buchenberg“ und „Der Lehnhold“ iſt ganz erſichtlich, und ohne daß ſie darum minder Auerbach gehören, ein ſtarker Blutstropfen von der tragiſchen Tiefe und Schärfe Otto Ludwigs übergegangen; umgekehrt hatte Auerbach zu dieſer Zeit mit ſeinem freund-

schaftlichen Drängen zum Abschluß, zur äußern Vollendung begonnener Arbeiten auf Ludwig einen günstigen, fördernden Einfluß. War der geistige Austausch zwischen Ludwig und Auerbach der zweier poetischer Großmächte, deren jede der andern eigentümliche Seiten der Natur und des künstlerischen Schaffens zu offenbaren hatte, so blieb im Freundschaftsverhältnis zu Moritz Heydrich Ludwig meist der Gebende, Heydrich der Empfangende. Moritz Heydrich (1820 zu Dresden geboren und 1885 in seiner Vaterstadt gestorben) verdankte seine Bildung dem Thomasgymnasium und der Universität zu Leipzig, an der er Philologie und Philosophie studiert und sich namentlich dem geistvollen Ästhetiker Chr. Hermann Weiße als treuer Schüler angeschlossen hatte. Schwärmerisch für Drama und dramatische Kunst begeistert, hatte er in Hamburg als Schauspieler die Bühne betreten, von welcher Zeit her ihm ein gewißes leidenschaftliches Pathos des persönlichen Auftretens zu eigen blieb, das mit der Schlichtheit seines Wesens und der Gesundheit seiner geistigen Anschauungen in einem gewissen Widerspruch stand. Als wahrhaft begabter Dichter bewährte er sich mit einer vorzüglich gebauten Tragödie „Tiberius Grachus," die 1851 bei ihrer Aufführung im Leipziger Stadttheater mit Recht einen bedeutenden Eindruck hinterließ, und noch glücklicher mit der ihrer Zeit viel aufgeführten Posse „Prinz Lieschen," beinahe der einzigen Posse jener Jahrzehnte, der ein poetischer Gehalt und Hauch zu eigen war. Aber diesen vielversprechenden Anfängen entsprach die spätere Entwicklung des Schriftstellers nicht; körperliche Leiden hemmten — in verhängnisvoller Ähnlichkeit mit seinem größern Freunde — Heydrichs Streben und Schaffen, seine spätern dramatischen Anläufe beschränkten sich auf Operndichtung und Liederspiel. An Ludwig, dem er sich mit allem Feuer seiner Natur und mit der ihn beseligenden Überzeugung angeschlossen hatte,

daß der neue Freund alles das erfülle und vermöge, was er selbst bloß ersehnen und begeistert verkünden konnte, hing er mit unwandelbarer Treue, und er bewährte diese Treue über den Tod des Freundes hinaus in der Mitwirkung an der ersten Ausgabe von Ludwigs Werken und in der Herausgabe der Nachlaßschriften. Da sich Heydrich im Jahre 1852 ein ländliches Grundstück, eine Weinbergshufe in Loschwitz bei Dresden, erwarb und dauernd hier und in Dresden selbst wohnte, so sollte ihm unter allen spätern Freunden Ludwigs der längste Verkehr mit diesem gegönnt sein.

Erweiterte sich solchergestalt der Lebenskreis des Dichters ohne sein Zuthun, und füllte er sich mit neuen Gestalten, so brachte diesem sein „Erbförster" auch eine Erinnerung an die verlassene Heimat. Er hatte nicht versäumt, an Schaller, an Ambrunn und Burkhardt in Eisfeld, an Papa Buck und Dr. Genßler in Hildburghausen, an Ludwig Bechstein und Kapellmeister Grund in Meiningen Exemplare des ersten Druckes seines Trauerspiels zu übersenden. Am Abend des 5. April 1850 ward er durch eine schlichte, aber herzliche Huldigung, eine Adresse von Eisfelder Bürgern überrascht, deren Wärme nachträglich eine Sühne für alle Zweifel und Mißurteile war, die ihn 1842 aus seinem thüringischen Jugendparadies getrieben hatten. Sie lautete:

„Hochgeehrter Herr Ludwig! Schon seit Monaten durch verschiedne Zeitungen in erwartungsvolle Spannung versetzt, hatten wir endlich in diesen Tagen durch Ihre Güte das bis jetzt nur wenigen vergönnte Glück, das Trauerspiel in die Hand zu bekommen, welches Ihren Namen zu den gefeiertsten Lieblingen der Nation reihen wird. Wir haben Ihren Erbförster gelesen und wieder gelesen, wir haben auch durch Vorlesen, so gut es in unsern Kräften stand, den Geist, der in dem Stücke weht, ein größeres Publikum ahnen lassen; wir haben uns endlich die über

das Stück bereits entstandne Litteratur zu verschaffen gewußt. Es ist uns klar geworden, daß der Erbförster das Erzeugnis eines Fürsten der Geister ist, ein Werk, das seinen Meister lobt. Die Saiten des Herzens, die darin angeschlagen werden, haben ihr Echo hier gefunden im Herzen manches Jünglings und Mannes, der, nicht verbildet von der zärtlichen Empfindelei unsrer Tage, die Natur stets als einen willkommenen Gast aufnimmt; diese Klänge haben, wie sie vom Herzen kamen, das Herz gefunden, sie haben das Innere erfaßt, weil sie das Leben deuten.

Wenn wir uns aber nicht darüber zu täuschen glauben, daß im Erbförster manch heimelnder Ton anklingt, daß der frische Tannenwald gemalt ist, als bekränze er ein thüringisches Waldthal, daß das Jägerhaus sein Urbild in unsern Bergen sucht, daß der Förster und seine stämmigen Söhne, die Försterin und ihre liebliche Tochter, daß Weiler und die beiden Wildschützen uns längstbekannte und doch erst erkannte Gestalten sind, so verstatten Sie uns wohl eine freundliche Erinnerung an den Ort, wo Sie Ihre Jugendzeit so hinbrachten, daß Sie auch in der Sonne Ihres Glückes noch gerne an ihn denken, wo Ihnen mancher Freund lebt, den Sie kennen, mancher, den Sie nicht kennen, die aber alle Ihre Freude über das gelungne Werk mitempfinden.

Wenn Ihnen die Anerkennung eines einfachen, naturwüchsigen Sinnes etwas wert ist, so empfangen Sie unsre ungeteilte Hochachtung für das schöne Werk, mit dem Sie in die Welt eintraten, unser Entgegenkommen für das Vertrauen, mit dem Sie der neuen Richtung eine Bahn im Volke brechen wollen, die Sie im Erbförster andeuten, unsern Dank endlich für den Ruhm, den Sie, ein Bürger Eisfelds, auf unsre Vaterstadt häufen, indem Sie sie in die Reihe der Städte stellen, die es sich zur Ehre anrechnen können, daß ein

Mann aus ihnen hervorgegangen ist, den das Volk achtet und liebt.“ —

Der Frühling des Jahres 1850 weckte aufs neue die Sehnsucht nach stiller grüner Umgebung; Ludwig verließ Anfang Mai Dresden und siedelte sich für einige Monate unter den schönen alten Laubbäumen des Buschbades bei Meißen an. Hier besuchten ihn im Laufe des Sommers die neugewonnenen wie die alten Dresdner Freunde, Auerbach und Heydrich, Wilhelm Wolfsohn und Pecht, Oehme und Langer, der ihn vor seinem Weggang aus Dresden gezeichnet hatte. Während der fleißigen Wochen im Buschbad wurde er einigemale zu kurzen Reisen nach Dresden veranlaßt, einmal, um mit Gustav Freytag und dessen Frau einen Mittag in „Stadt Rom“ und einen Nachmittag auf der Brühlschen Terrasse zu verbringen, ein andresmal um Eduard Devrient nach dessen Rückkehr aus Bad Kreuth in Bayern zu begegnen und von ihm über Bedeutung und Wirkung des Oberammergauer Passionsspieles unterichtet zu werden. Als Ludwig Dresden verließ, hatte er den Plan der Tragödie „Der Jakobsstab“ entworfen und mit Devrient eingehend besprochen, während der ersten Wochen im Buschbad beschäftigte er sich mit ihrer Ausführung. Als er auf unerwartete Schwierigkeiten und Zweifel stieß und ungewiß wurde, ob er nach Devrients Wunsche bis zur Winterspielzeit sein Drama vollenden könnte, kam ihm der Einfall, einem oft wiederholten Winke seines dramaturgischen Ratgebers zu folgen und die Tragödie „Die Pfarrrose“ in ein Schauspiel „Die wilde Rose“ umzuschmelzen. Binnen wenigen Wochen löste Ludwig die Aufgabe, die er sich in einem Augenblick gesetzt hatte, wo er den innersten unantastbaren Kern seiner Natur wie seines Talents verkannte. Er konnte alles, nahezu alles, das Höchste wie das Tiefste, wo er mit der ganzen Seele, der ganzen Kraft und Über-

zeugung seiner Phantasie und der zeugenden Wärme seines Gemüts dabei war, aber die Behendigkeit und das Geschick des willkürlichen Machens gebrachen ihm, er verlor die Sicherheit der Selbstkritik, sobald er nicht er selbst sein durfte. Wenn Eduard Devrient nach der Lesung der „Wilden Rose," die er „mit Entsetzen fortgelegt" hatte, in sein Tagebuch schrieb: „Das ist eine Arbeit, wie im Rausch gemacht," traf er den Nagel auf den Kopf; der Zwang, den sich Ludwig bei solcher von außen her angeratener und wider die eigne erste Empfindung streitender Umarbeitung auferlegte, wirkte genau wie ein Rausch, beraubte ihn des freien Gebrauchs seiner besten Kräfte. Die herbe Kritik Devrients über die „Wilde Rose" ließ den Dichter denn auch sehr kühl, um so kühler, als er jetzt, im Herbst 1850, die Gestalten und großen Situationen seiner Makkabäertragödie vor Augen sah. Noch vor der Rückkehr nach Dresden — im November — hatte er eine erste Ausführung seines Stoffes vollendet, die Devrient freilich nur als „Skizze zum Bild" vorgelegt, von ihm aber doch mit den höchsten Erwartungen begrüßt wurde. Der Winter von 1850 auf 1851 nun zeigte sich minder erquicklich als der vorangegangne. Ludwig kämpfte wiederum mit Anfällen seiner alten Übel, auch mit einer tiefen Hypochondrie, die ihn an Eisfelder und Leipziger Zeiten erinnerte. So bereitwillig er sich auf Devrients erstes Andringen gezeigt hatte, die „Makkabäerin" neu zu bearbeiten, so fand er es zunächst unsäglich schwer, dem völlig ungestalteten Plane die volle schaffende Neigung entgegenzubringen. Das tief eigentümliche Motiv der Doppelehe Judahs mit Lea und Thirza und des Todeshasses der ältern gegen die jüngere Frau schien ihm mit Recht so ergiebig als ergreifend; doch gerade dies Motiv erklärte Devrient schlechthin für bühnenunmöglich. Am 22. Dezember seufzte Ludwig in seinem Hauskalender:

„Lese Schuberts Reise in den Orient, bin nicht imstande, an die Makkabäerin zu denken. Sie ist mir wie die ganze Welt zuwider.“ Nach einem Weihnachtsbesuch im Meißen, der ihm das Herz erfrischte und das Auge lichtete, rief er freilich: „In dieser Stimmung würde ich die Makkabäerin in vierzehn Tagen vollenden.“ Während der ersten Monate des Jahres 1851 aber sah sich der Dichter wiederum viel durch Krankheit ans Zimmer gefesselt, am 21. Februar schrieb er dem in Leipzig weilenden Heydrich, daß er sich „körperlich noch immer erbärmlich“ befinde; im März begann er zwar die Ausarbeitung des neuen Makkabäerplanes, mußte sich aber gleichzeitig einer strengen Kur unter Leitung des Medizinalrates Dr. Trinks unterwerfen, die ihn an allem geselligen Verkehr und aller freien Bewegung hinderte und im Arbeiten wenigstens hemmte. Erst im Juli durfte er wieder aufatmen und sich dauernd ins Freie wagen, mietete sich in dem an der Elbe nahe bei Dresden gelegnen Dorfe Übigau eine ländliche Wohnung, in der er vom August bis Oktober verweilte und die zweite Bearbeitung des Makkabäerstoffes, die nun den Titel „Die Mutter der Makkabäer“ führte, glücklich zum Abschluß brachte. Aber stärker als je zuvor empfand er in allen guten und bösen Stunden dieses Jahres, wie unentbehrlich ihm eine feste Sammlung seines Lebens, eine glückliche Häuslichkeit, die endliche Verbindung mit seiner Emilie geworden sei, mit dem Mädchen, die wie niemand sonst sein ganzes Wesen begriff und ehrte, die in äußerer Bedürfnislosigkeit mit ihm wetteiferte, ja ihn übertraf. Als er im November 1851 aufs neue im „Trompeterschlößchen“ zu Dresden Quartier nahm, war der Entschluß gefaßt, sich auch in einer Nußschale dem Meer anzuvertrauen; im Dezember stellte Ludwig das Gesuch um Aufnahme für seine Braut in den herzoglich

meiningiſchen Staatsverband und das Bürgerrecht von Eisfeld; am 27 Januar 1852 fand zu Meißen ſeine Trauung mit Emilie Winkler ſtatt, und Ludwig führte ſeine junge Frau alsbald nach Dresden, wo er zu bleiben beſchloſſen hatte, trotz der Einladung, die ihm um eben dieſe Zeit (auf Anregung des Erbgroßherzogs) von Weimar aus zukam, ſich daſelbſt, „wo man ihn auf den Händen tragen werde," niederzulaſſen, und trotz der Pietät, mit der er ſeinen Gartenbeſitz in Eisfeld feſthielt.

In der Vaterſtadt des Dichters gab ſeine Heirat den Anlaß zu einer Neuaufführung des alten Ludwigſchen Singſpieles von 1837 „Die Geſchwiſter," deren Ertrag zu einer ſilbernen Hochzeitsgabe für das junge Paar verwendet wurde. Den Namen „Otto Ludwig aus Eisfeld" aber trugen fortgeſetzte Aufführungen des Trauerſpiels „Der Erbförſter" in weite Kreiſe; während des Jahres 1851 hatten auch die mittlern und kleinern Bühnen angefangen, das Drama zu erwerben und der „Erbförſter" war in Ulm und Halle, in Graz und Chemnitz, in Hildburghauſen und Meiningen gegeben worden. Überall ſpürten die Empfänglichen, daß der „neue" Dichter eine ungemeine Erſcheinung ſei und eine ungemeine Entwicklung verheiße.

Glückliche Jahre

Wenige Wochen nach seiner Heirat schrieb Otto Ludwig dem alten Eisfelder Freunde und Vertrauten, dem „lieben Ambrosi," der krank gewesen war: „Was machst du? Hast du dir dein Übel und seine Folgen von den Flügeln geschüttelt? Allem Anschein nach ist deine Maladie wenn nicht eine Schwester doch eine Base von meiner gewesen. Ich nehme seit meiner Heirat an Gesundheit zu; es ist doch etwas Schönes um solch liebevolle Pflege, wie sie am Ende niemand als eben eine Frau gewähren mag und gewähren kann. Unsre Wirtschaft hat vor der Hand noch etwas Studentenmäßiges; wir, ich und meine Frau Studentin, stecken zusammen in demselben Zimmer des Trompeterschlößchens, das ich als Junggeselle schon inne gehabt, einem Zimmer, etwa zehn Schritte lang und fünf breit, und einem Kämmerlein, das eben Raum hat für zwei Betten, Koffer, Waschtisch und zwei Leute, die sich freilich mühsam dazwischen und aneinander vorbei bewegen können. Mit Beginn des Frühlings wollen wir uns auf dem Lande ein wohlfeiles Logis einfach einrichten, bis dahin ein Stadtlogis zu mieten wäre thöricht gewesen. — — Das ganze Leben kommt mir heitrer vor, und an Arbeitslust und Vertrauen auf das Gelingen fehlt mirs ebensowenig, als an Lust am Leben und an der Welt. Vormittag wird gearbeitet, nach dem Mittagsessen durchwandeln wir

ein paar Straßen und betrachten uns die Herrlichkeiten in den prachtvollen Gewölben, die eine immerwährende Weihnachtsbescherung scheinen, ohne irgend jemand zu beneiden, der von allem kaufen kann; das Zeug in den Läden kommt uns vor wie die Blumen, die auch nirgends schöner sind als ungepflückt am Baum oder Busche, der sie trägt. Dann wird wieder gearbeitet oder von künftigen Arbeiten gesprochen, und meine Frau stellt mit großem Geschick und gleicher Liebe meinen Registrator, Kopisten und vorläufig mein Publikum vor. An öffentliche Orte kommen wir kaum und vermissen keine Art von Vergnügen, die wir nicht in unsern vier Pfählen finden. Meine Frau geht, und zwar nicht etwa mit Aufopferung, so auf alle meine Lebensbedingungen ein, daß ich schaudern kann, wenn ich mir denke, ich wär an ein Wesen gekommen, wie jetzt fast alle sind; denn das ungeheuerste Vermögen und was sonst wünschens- und erringenswert heißen mag, würde mir keinen Ersatz geben für das Aufgeben dieses meinen geistigen und physischen Bedürfnissen so vollkommen entsprechenden Bei- und Füreinanderseins. — — Ich muß mich einmal nach meiner kleinen Frau Studentin umsehen, die schon eine gute Weile die Feder kaut, die, wie es scheint, nicht mit ihrem vollen Herzen Schritt halten will."

Die Arbeit, bei der dem Dichter seine junge Frau so treulich zur Seite und beistand, war die abermalige und diesmal endgiltige Neugestaltung der Makkabäertragödie. Während dieser ersten Dresdner Monate und auch nachdem das junge Paar im Juni 1852 nach dem Dorfe Strehlen übergesiedelt war, das damals noch nicht als ein halb städtischer Vorort Dresdens galt, ging Ludwig in der Hingebung an den gewaltigen Stoff auf, mit dem er rang, und an dem er nicht verzagte, obschon Devrient und andre Freunde fortgesetzt neue Anforderungen erhoben. Die mehrfache Um-

arbeitung seines ursprünglichen Planes erfolgte nicht mehr in der unangefochtenen Stille, deren sich Ludwig zu Lust und Leid in den Meißner Tagen erfreut hatte, er lebte jetzt nicht umsonst in einem spezifisch litterarischen Kreise, hinter dessen poetischen Kräften allerlei Journalisten und litterarische Neuigkeitsträger standen. Und da der Dichter seit dem „Erbförster" ein Gegenstand der Teilnahme wie der Neugier war, so waren unterschiedliche Fabeln und Schiffernachrichten über seine neue Tragödie in die Welt gegangen, die zu vorzeitigen Anfragen über Erwerb und Aufführung des Stückes führten. Als die verhängnisvollste der vorläufigen Verfügungen über die noch unabgeschlossene und unvollendete Schöpfung muß die Bestimmung angesehen werden, nach der die ausgezeichnete Berliner Schauspielerin Auguste Crelinger (frühere Frau Stich) sich im allgemeinen entschieden hatte, zur Feier ihres Jubiläums am Berliner Hoftheater, zu der sie eine große neue Rolle darzustellen wünschte, die Lea in Ludwigs Dichtung zu wählen. Man sieht leicht, daß dieser mehrfach betonte Wunsch die Darstellerin zu nichts verpflichtete, im Falle die dramatische Arbeit Ludwigs ihren Beifall nicht fand, aber daß umgekehrt der Dichter und sein dramaturgischer Ratgeber bewußt und unbewußt durch den Gedanken an die natürlichen Forderungen der dramatischen Heldenmutter beeinflußt wurden. Otto Ludwig war freilich der letzte Theaterschriftsteller, irgend einem Bühnenheros oder einer Heroine eine Paraderolle auf den Leib zuzuschneiden, allein die Mahnung Devrients, die überragende Bedeutung der Makkabäermutter auf alle Fälle festzuhalten, klangen ihm doch in der Phantasie und in den kritischen Erwägungen nach, die bei der letzten Ausführung des großen dramatischen Planes notwendig waren. Im Verlauf des Juni und Juli 1852 war Ludwig in seiner ländlichen Einsamkeit in Strehlen,

wo er sich so abgeschlossen und verborgen hielt, daß ihn Auerbach auf einer Irrfahrt durch die Dörfer um Dresden fast nur zufällig auffand, voll heißen Eifers mit der Vollendung der großen Tragödie beschäftigt. Am 23. Juli hielt Ed. Devrient die fertige Handschrift in den Händen, beklagte zwar, daß die neue Bearbeitung „viel ältere Schönheiten vertilgt" habe, mußte sich aber eingestehen, daß das Ganze „sehr schön und echt poetisch" sei, und eilte am 26. Juli nach Strehlen hinaus, um noch einige Abänderungen zu befürworten. „Über die Makkabäer verständigten wir uns leicht, er versteht schnell und fein; wir machten die nötigen Verabredungen," heißt es in Devrients Tagebuche vom gleichen Tage. Der Schauspieler, der sich bald in den Intendanten des Karlsruher Hoftheaters verwandeln sollte, unterdrückte daneben die Bemerkung nicht, daß Otto Ludwig in Strehlen „in seiner eignen Weise behaglich wohne," die einem andern minder gefalle. Wer überhaupt auf Äußerlichkeiten achtete, fand in den folgenden Jahren fortgesetzt Gelegenheit, die schlichte Bedürfnislosigkeit des Dichters, die seinen Haushalt wie seine Person durchdrang, zu bewundern oder — je nachdem — zu schelten. Die einfachen Gewöhnungen Ludwigs schlossen für ihn zunächst keine Entbehrung ein, es lebte in ihm der Geist jener Tage fort, in denen er geboren und erwachsen war, und in denen beinahe jedes Haus in Deutschland eine gewisse knappe Begrenzung im Hausrat, in allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des äußern Lebens aufgewiesen hatte. Ludwig fühlte sich so hoch über alle Zufälligkeiten des Besitzes erhoben, lebte in unbeirrbarem Ernst so durchaus seinen geistigen Bestrebungen, daß ihm im großen und ganzen selbst der Vergleich seiner Lebenslage mit der andrer fern lag; er war der höchsten Genüsse so sicher, daß er andre Genüsse kaum je vermißte. Wäre Lud-

wig des eng umschränkten Glückes und Lebensbehagens für die Zukunft sicher gewesen, hätte ihm der bescheidenste Ertrag eines Vermögens oder sonst einer Einnahme, die er lediglich sich selbst dankte, die Fortdauer seiner besondern Art der Existenz unangefochten verbürgt, so würde er mit dem ruhigsten Gleichmut auf alle glänzenden Preise des Lebens verzichtet haben. Denn in seinen Augen hatte neben dem friedvollen, der Natur und den Lebenszwecken des Einzelnen angemessenen Dasein im Hause und in der Familie nur eines Wert: die ernste künstlerische Leistung, die ein Künstler mit gutem Kunstgewissen und mit dem reinen Bewußtsein, zum Besten eines wahren und höhern Lebens in seinem Volke geschaffen zu haben, aus der Stille seiner Werkstatt hinausgehen lassen kann.

Der Dichter der „Makkabäer" durfte, wenn einer, dies gute Gewissen und dies reine Bewußtsein haben und hegen. Die erste wie die letzte Bearbeitung der Tragödie, verschieden in den Motiven und der Führung der Handlung, teilweis verschieden in der Charakteristik der handelnden Gestalten, zeigen doch den einen Grundcharakter mächtigen tiefen Ernstes und eines Schwunges, der den ewigsten und unmittelbarsten Empfindungen des Menschendaseins und eines geschichtlichen Volksdaseins entsteigt. Durchgehends hielt der Dichter die Erkenntnis fest, daß die Familientragödie im Hause des Matthatias der Spiegel der großen Volkstragödie sei, daß sich Leben, Handeln und Leiden ganz Israels in den gewaltigen Konflikten zwischen den höchst individuell gezeichneten Spielern und Gegenspielern einer konzentrierten Handlung wiederhole. Ludwig täuschte sich nicht darüber, daß dem in den biblischen Büchern überlieferten Stoffe ein epischer Charakter anhafte, aber er traute sich die Kraft zu, ihn in ein vollkommen wirksames Drama umzuwandeln. Das Gepräge ernster Würde und einer priesterlichen Hoheit, die der Makkabäergeschichte inne-

wohnt, durfte auch die Tragödie nicht verlieren, und so blieb Ludwig durch alle drei Bearbeitungen bemüht, dies eigentümliche Gepräge zu wahren, und scheute vielleicht nur darum vor einer noch rücksichtslosern Ausscheidung aller überlieferten epischen Elemente zurück, die in den dramatischen Gegensätzen nicht aufgehen wollten. In der ersten Bearbeitung von 1850 trat entschieden der thatkräftige Held Judas gegen die beiden Frauen zurück, deren Zwist sein Leben vergiftet, alles Interesse, alle Spannung richtete sich auf den Konflikt zwischen der hochfahrenden gewaltigen Lea, die jede Schranke weiblicher Demut überschreitet, und der engelhaften Thirza, die sich nur zu sehr innerhalb dieser Schranken hält. Es gelang Ludwig weder völlig, Natur, That, Schuld und Sühne seines Judas Makkabäus in ursächlichen Zusammenhang mit dem Kampfe Leas wider Thirza und der daraus erwachsenden Katastrophe zu bringen, noch vermochte er das mitspielende Volk wirksam zum Untergrunde der tragischen Vorgänge zu machen; die Handlung spielte sich auf dem Hintergrunde einer großen Volksbewegung ab, und die Darstellung dieser erhielt dadurch stellenweise den Schein des Äußerlichen, Opernhaften. Daß sich dieser Übelstand hätte beseitigen lassen, ohne das ursprüngliche Motiv zu opfern, empfand Ludwig sehr stark, aber nachdem er einmal zugestanden hatte, daß die orientalische Sitte der Doppelehe auf unsrer Bühne nicht wohl dargestellt, am wenigsten zum Ausgangspunkt, zur Voraussetzung eines tragischen Konflikts gemacht werden dürfe, war eine tiefgreifende Umgestaltung seines ganzen ursprünglichen Planes unerläßlich. Die Umwandlung Leas aus der Frau in die Mutter des Judas, des Hasses der ältern Gattin gegen die mehr geliebte jüngere, in den Haß der stolzen Mutter eines großen und blühenden Hauses gegen die Sohnesfrau, die ihr des „niedern Hauses niedre Tochter“ bleibt, wurde

bereits in der zweiten Bearbeitung „Die Mutter der Makkabäer“ mit gutem Gelingen vollzogen, aber freilich mußten ganze Szenenreihen voll höchster Poesie dabei geopfert werden, und Ludwig zeigte sich darin seinem dramaturgischen Ratgeber überlegen, daß er nicht glaubte, alles minder Geglückte ausmerzen, alles Gelungne aber gleichwohl beibehalten zu können.

Die „Die Mutter der Makkabäer“ betitelte zweite Gestaltung der Tragödie stand dem Grundgedanken, der Form, in der die Welt Ludwigs größte dramatische Schöpfung besitzt, schon bedeutend näher. Wie der Titel besagt, war auch hier Lea als die eigentliche Heldin der Tragödie, als charakteristische Vertreterin der Besonderheit ihres Volkes im Guten und Schlimmen erfaßt und durchgeführt.

Die Besonderheit der zweiten Makkabäerbearbeitung lag nicht nur darin, daß der Gegensatz zwischen der innern echten Größe, dem männlichen Bewußtsein des heldenhaften Judah und der Scheingröße, der brennenden Eitelkeit des schwächern Eleazar bereits in die Erscheinung trat, sondern vor allem auch darin, daß hier Judah im Beginn an sich selbst und seinem Beruf zweifelt, ja einen Augenblick (am Schluß des ersten Aktes) durch den kühnen Aufbruch Eleazars nach Jerusalem („Was macht den Knaben so selbstgewiß?) an Eleazars Sendung zu glauben beginnt. Die befreiende That, die in der letztgiltigen Bearbeitung vorbereitet erscheint, ist in dieser zweiten Fassung viel mehr Eingebung des Augenblickes. Judah hat noch zu Eingang des zweiten Aktes starke Zweifel an sich selbst, an der Berechtigung seines Kampf- und Thatendranges zu besiegen. Das Verhältnis zwischen Lea und Naemi, der Mutter und der Frau Judahs, war stärker hervorgehoben, mehr detailliert; Naemi erhält mit jedem Blick, jedem Wort ein Maß, an dem sie messen soll, wie klein sie ist. Das junge Weib ist auch nicht wie in der letzten

Faſſung bloß lauter Demut und ſchlichte Liebe, ſondern durch ihre Kindlichkeit ein unbewußtes Werkzeug in den Händen der Simeiten. Alle dieſe Einzelzüge waren ein Verluſt am Reichtum des Details, und doch wußte Ludwig wohl, daß er recht that, die Handlung wie die Charakterdarſtellung auf einfachere Grundzüge zurückzuführen, denen Verſtändnis und Mitempfindung der Zuſchauer raſcher zu folgen vermochten.

In der Bearbeitung und Geſtaltung des Jahres 1852, die geſpielt und veröffentlicht wurde, tritt namentlich der Charakter des Judah in wirkſamer Kraft und großzügiger Feſtigkeit lichtvoller und zwingender hervor. Die Gegenſätze zwiſchen Lea und Naemi, zwiſchen Judah und Eleazar ſind zugleich vereinfacht und doch verſchärft, eine große Anzahl von aufhaltenden und ſchleppenden Details iſt beſeitigt, die ſinnliche Kraft, der dramatiſche Schwung des Ausdrucks durchgängig erhöht — wie der einfache Vergleich der großen Schlußſzenen des zweiten Aktes in der zweiten und der letzten Bearbeitung der „Makkabäer" lehrt. Der zweite und der fünfte Akt wuchſen zu einer Größe und innern Gewalt empor, die ſich nur mit der Größe und Gewalt der höchſten Schöpfungen der deutſchen Poeſie vergleichen ließ. Wenn es Ludwig nicht völlig gelang, ſein Trauerſpiel zu einer ganz einheitlich wirkenden, vom Anfang bis zum Ende in einem Zuge fortreißenden Tragödie umzubilden, ſo trug daran nach unſrer Überzeugung nicht die viel behauptete epiſche Natur ſeines Talents und nicht die Unfähigkeit zur dramatiſchen Sammlung auf einen Kernpunkt die Schuld, ſondern die Ablöſung des Helden der erſten Akte durch die Heldin der letzten Akte. Sollte (wie es urſprünglich geplant war) Lea die Makkabäermutter, deren Hochmut und Ehrgeizſchuld ſo furchtbar gerächt und geſühnt wird, die alleinige Heldin des gewaltigen Werkes bleiben, ſo durfte Judah nicht bis zu der ſelbſtändigen,

alles überragenden Bedeutung emporwachsen, und trieb es umgekehrt den Dichter, die Gestalt des Helden in den Mittelpunkt der Handlung zu rücken, so mußte Judah eine stärkere Schuld am Untergange seiner jüngern Brüder gegeben werden und die schließliche Überwindung seines eifernden Heldentums durch das leidende Heldentum der Glaubensblutzeugen noch überwältigender hervortreten, als es in der abgeschlossnen Dichtung geschieht.

Dergleichen Bedenken mußten sich regen und laut werden, als am Ende des Jahres 1852 und am Beginn von 1853 die große Tragödie auf einigen Bühnen erschien; sie wurden nicht verschwiegen, als Otto Ludwig 1854 die „Makkabäer" im Buchhandel erscheinen ließ. Und doch wogen alle diese Bekenntnisse und Erkenntnisse im Grunde nur für den Dichter schwer; für die aber, die den treibenden Geist, die schöpferische Kraft und die Macht edler Leidenschaft in der Gesammtheit des Werkes zu würdigen vermochten, verschwanden sie in der Beglückung über den gewaltigen Wurf des Dichters, über das, was ihm gelungen war. Die große Spannung und das hinreißende Pathos des zweiten Aktes war freilich erst im fünften Akt wieder erreicht, und es bedurfte großer dramaturgischer und szenischer Kunst, um das allzu Begebenheitliche, namentlich im dritten Akt, in den Fluß dramatischer Handlung zu bringen. Am Burgtheater zu Wien scheiterte bei der ersten Aufführung beinahe die ganze Tragödie an diesem Akte, in Dresden traten die Länge dieses und des vierten Aktes gegenüber dem echt dramatischen Anwachsen und Steigen der beiden ersten und wiederum des fünften Aktes allzu fühlbar hervor, in Berlin errang die Tragödie nur mit dem zweiten Akte einen ganz entscheidenden, unbestrittenen Sieg, überall aber blieb die Empfindung lebendig, daß man etwas durchaus ungewöhnliches, in seiner Ganzheit der einzelnen Zweifel spottendes geschaut habe. Die „Makkabäer"

forderten und ertrugen andre Maßstäbe, als die gewohnten; wer sich bewußt blieb und lebendig mitempfand, wie hoch Erfindung, Handlung, Charakterzeichnung, Leidenschaftsgehalt, künstlerische und ethische Weise dieses Trauerspieles über den zahllosen dramatischen Versuchen und Anläufen der letzten beiden Menschenalter stand, der schob die kritischen Bedenken leicht zur Seite. Emanuel Geibel stand nicht allein, als er (München, 7. August 1855) an Ludwig schrieb: „So lebendig mich der „Erbförster in sich hineinzog, die Kritik hatte mir bis zum letzten Augenblick ausgereicht. Bei den „Makkabäern" war das anders. So lang ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die Empfindung, daß etwas Übermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauder, welcher der Menschheit bestes Teil ist, und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Stück vielfach wieder gelesen, leise und laut, und die Wirkung ist für mich und andre stets dieselbe geblieben. Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgehoben, wie sie selbst bei unsern ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern. Daß mir trotzdem bei nachträglicher Erwägung einzelne Mängel des Stückes nicht entgangen sind, darf ich nun wohl offen hinzufügen. — — — Aber das alles wird von dem inkommensurabeln Etwas der Poesie, die das Ganze durchwebt, sowie von dem reinen Verhältnis zwischen Schuld und Buße überreich aufgewogen. Die deutsche Nation mag darauf stolz sein, daß einer ihrer Söhne dies Werk zu schaffen vermochte, mir selbst ist es ein wahres Stahlbad wider allen litterarischen Pessimismus gewesen. Wo ist denn über-

haupt das Drama, das gar keine Fehler hätte? — — Mir scheint es nicht sowohl darauf anzukommen, daß das absolut Tadellose, sondern daß Großes, Hohes und Lebendiges frischweg geschaffen werde!"

Niemand, der heute diese Zeilen Geibels liest, kann sich des schmerzlichen Bedauerns erwehren, daß der letzte Zuruf des Lyrikers nicht stärkender und entscheidender auf Ludwig gewirkt hat. Für die Zeit, unmittelbar nach dem Erscheinen der „Makkabäer" drückte Geibel genau und glücklich aus, was die freudig beschämt empfanden, die nach dem „Erbförster" die gestaltende Kraft, die Wärme und Frische Ludwigs bewundert, aber gezweifelt hatten, ob dies mächtige Talent sich in die Region des großen Lebens erheben könnte. Hier war die tendenzloseste Verkörperung eines Stückes biblischer Historie, hier war treue Wiedergabe der Eigenart des jüdischen Volkes, und doch nichts von archäologischer lebloser Vergangenheitsschilderung, hier empfingen die ursprünglichsten und ewigsten Leidenschaften und Lebensverhältnisse Gestalt, hier wehte der Odem starker Unmittelbarkeit, der die müßige Frage nach dem Bezug zu Tagesinteressen und Zeitstimmungen hinwegblies, hier gab sich eine Macht der Phantasie, eine Freude an der Verkörperung des ursprünglichen Adels der menschlichen Natur kund, die den Dichter schon jetzt unter die unvergänglichen reihte. Der Begriff des Epigonentums ward gegenüber solcher Schöpfung zum sinn- und wesenlosen Schlagworte.

Die Genugthuung, die Ludwig aus den bestrittenen und unbestrittenen Erfolgen seiner „Makkabäer" zu dieser Zeit erwuchs, wurde durch den Verlust des Freundes beeinträchtigt, der mehr als ein andrer dazu beigetragen hatte, daß der Dichter die Bühne gewann. Eduard Devrient wurde im Herbst 1852 durch den kunstsinnigen und einsichtigen Großherzog Fried-

rich von Baden als Generaldirektor zur Leitung des Karlsruher Hoftheaters berufen. Ließ er sich auch, sobald er dort fest im Sattel saß, die Einführung der Werke Ludwigs angelegen sein und brachte bereits im April 1854 eine Aufführung der „Makkabäer," von der er sich selbst sagte: „Alle voll von der Sensation, welche die Aufführung hervorgebracht; das wäre denn einmal gelungen und ganz," und: „Wie sehr mir das heutige Stück am Herzen liegt, merkte ich an der kindischen Freude, die mir jedes Garderobestück machte, das guten Effekt versprach. Die Vorstellung ist das Bedeutendste, was wir bis jetzt geleistet. Wie ist der Geist der Totalwirkung schon in das Personal gedrungen, wie bildeten und lösten sich die Gruppen, und wie lohnte sich meine Sorgfalt an Kostümen. Eine malerische Situation über die andre. Es war eine vollkommen gerundete Vorstellung, lebendig, zuschlagend, glänzend und von großem Eindruck." Doch wog der Gewinn eines Theaters mehr für den Dichter den Weggang Devrients nicht auf. Seinem unabläſſigen Drängen, seiner festen, sogar einseitigen Beharrlichkeit, mit der er Ludwig immer wieder auf die Bedürfnisse, die berechtigten wie die unberechtigten, doch überlieferten Forderungen des Theaters hinwies, seiner Sorge, den Freund nicht allzusehr in das Einsiedlertum geraten zu lassen und ihn zu geselligen Abwechslungen zu veranlassen, ja zu nötigen, dankte der Dichter zu einem guten Teil die Lage, in der er jetzt war, und die Aussichten, die vor ihm standen. Ludwig wußte dies so wohl, daß er Devrient am Liebsten nach Karlruhe nachgezogen wäre und sich eine Zeit lang ernstlich mit dem Plane der Umsiedlung nach Süddeutschland trug. Devrient fand es leider unmöglich, aus der Ferne und brieflich in ähnlicher Weise auf Ludwig einzuwirken, wie es in Dresden geschehen war.

Von dieser empfindlichen Lücke abgesehen stand

Ludwig zu dieſer Zeit ebenſo im Vollgenuß ſeines jungen Familienglücks wie ſeines jungen Ruhmes. Im Jahre 1852 war ihm ſein erſter Sohn geboren worden, der den Vornamen des Vaters, Otto, erhielt, während der zweite, 1854 zur Welt gekommene Reinhold, nach dem früh verſtorbnen jüngern Bruder Ludwigs getauft wurde. Sein Familienleben geſtaltete ſich durch das kräftige Emporwachſen dieſer Knaben nach ſeines Herzens Wünſchen. In ſeinen Briefen ſprach er noch immer gelegentlich von der Heimkehr nach Eisfeld, und man kann ſich der Vorſtellung nicht ganz entſchlagen, daß ein erneuter längerer Aufenthalt auf ſeinem prächtig gelegnen, noch ungeteilten Gartengrundſtücke in Eisfeld ihm körperlich wohlgethan haben würde. Anderſeits war ihm Dresden mit ſeinen Umgebungen durch die Erlebniſſe eines Jahrzehnts zur neuen Heimat geworden, und er geſtand ſich ein, daß, wenn auch im Kunſtleben einer größern Stadt unendlich viel Affektation mit unterlaufe, doch ſelbſt dieſe Affektation zum Beweis diene, „daß die Kunſt eine Macht iſt.“ (An Karl Schaller, Dresden, am 12. Juli 1856). Er mochte die künſtleriſchen Eindrücke nicht entbehren; er hatte ſich im ganzen ſein Leben ſo geſtaltet, daß nur das Beſte und Erquicklichſte des Dresdner Kunſttreibens an ihn herankam, daß er näher nur mit einem kleinen Kreiſe verkehrte, das Theater und die Künſtlerwerkſtätten nur beſuchte, wenn er ſich einen innern Gewinn davon verſprechen durfte.

Nachdem Ludwig im Winter von 1852 auf 1853 in einem Gartenhauſe des Kunſtgärtners Seidel gewohnt hatte, deſſen Wintergarten mit tauſend hochſtämmigen Azaleen, Kamelien und Rhododendren ihm einen öfter gerühmten Augenſchmaus bereitet hatte, ſiedelte er im Mai 1853 nach Loſchwitz über, wohin ihn die Hoffnung und der Wunſch zog, im Laufe des Sommers ein neues Drama zu beenden. Geſtalt und Geſchichte der ſchönen Baderstochter von Augsburg ſtanden wieder einmal anſchau-

lich vor seiner Seele, und es drängte ihn, eine neue Gestaltung des Stoffes zu versuchen, mit dem er rang wie Jakob mit dem Herrn: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Der verflossene Winter hatte ihm mancherlei neue Bekanntschaften gebracht; noch im April, kurz bevor er nach Loschwitz ging, führte ihm Heydrich Professor Weiße aus Leipzig zu, der dem Dichter eine ungeheuchelte und tiefe Verehrung entgegenbrachte. Der Verkehr mit Auerbach war um so lebhafter gewesen, als Auerbach damals einen letzten Winter in Dresden zuzubringen und sich im nächstfolgenden Jahre irgendwo in Schwaben anzukaufen beabsichtigte. Zu den häufigern Besuchern gehörte auch Wilhelm Wolfsohn, der sich auf dem Gebiete des Dramas zu versuchen begann und, wie eine Reihe der besten und ernstesten unter den jüngern Poeten, in Ludwig einen Meister ehrte.

Die Arbeit an einer neuen Gestaltung des Bernauerstoffes, die Ludwig sich für die Sommermonate in Loschwitz vorgesetzt, und von der er gehofft hatte, sie in raschem Zuge zu Ende zu führen, wurde weder durch gesellige Zerstreuungen noch durch Krankheit des Dichters, aber durch Bedenken unterbrochen, die Ludwig von außen kamen. Es war die Zeit, wo eine Reihe deutscher Bühnen abwechselnd Friedrich Hebbels „Agnes Bernauer“ und Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ zur Aufführung brachten. Auerbach, der immer Praktische, schüttelte den Kopf zu dem Plane, jetzt mit einer dritten Agnes an die Bühnenleiter heranzutreten, so freudig gerade er als Widersacher Hebbels es gesehen haben würde, wenn Ludwig des letztern Trauerspiel mit einer volkstümlichern Handlung und einem glücklichern Schlusse übertrumpft hätte. Wohl nahm Ludwig nun einen alten Schauspielplan, dessen Anfänge ins Jahr 1846 zurückreichten, „Das Wirtshaus am Rhein oder der tolle Heinrich,“ wieder auf und begann an diesem volkstümlichen Soldaten-

ſtück aus der deutſchen Befreiungskämpfen zu arbeiten, aber er „kam nicht in die rechte Brutglut“ (an Berthold Auerbach, Loſchwitz, 18. Juni 1853). Die Kritiken, die er über die „Makkabäer“ von den verſchiedenſten Seiten vernahm, konnten ihn nicht beirren, denn ſchließlich waren die meiſten ſeiner Beurtheiler geneigt, höher von dieſer Dichtung zu denken, als er ſelbſt es in ſeinem Kunſternſt und ſeiner beſcheidnen Strenge vermochte. Er wurde durch alles, was über die „Makkabäer“ öffentlich geſagt wurde, lediglich in dem ſchon zuvor gehegten Wunſche beſtärkt, mit ſeinem nächſten Stücke einen dramatiſchen Fortſchritt zu beweiſen. Neue Geſtalten drängten ſich ihm aus der geheimnisvollen Tiefe ſeines erregten Phantaſielebens vor Augen; die Geſchichte der Maria Stuart, die er in dieſem Sommer las, zeigte ihm auf der Stelle mit wunderſamer Deutlichkeit die Schottenkönigin, ihren Gemahl Darnley und ihren unheimlichen Geliebten Bothwell und er hätte mit der Ausführung nur anfangen dürfen, wenn er nicht zugleich von dem immer wieder erwachenden Gedanken bewegt worden wäre, ſich durch ein neues eifriges Studium Shakeſpeares, Leſſings und der Alten neue Aufſchlüſſe über tragiſche Stimmung und tragiſche Notwendigkeit zu verſchaffen. In den grübleriſchen Zweifeln, die ihn hierbei überkamen, entſchloß er ſich endlich, „das Dramatiſche vor der Hand beiſeite zu legen“ und „im Roman oder in der Novelle künftigen dramatiſchen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen.“ (An Ed. Devrient, Loſchwitz, Juli 1853.) Er folgte hierin dem freundſchaftlichen Rate Auerbachs, der ihm mit Fug verſprechen durfte, ſeine erzählenden Schöpfungen raſch und zu den vorteilhafteſten Bedingungen unterzubringen. Doch machte er die Erfahrung, daß ſich der Sprung aus dem dramatiſchen ins novelliſtiſche Gebiet keineswegs leicht und raſch vollzog, um ſo weniger leicht, als

die Dramengeſtalten, die „ihren Leib von ihm verlangten," ſich nur allmählich verſcheuchen ließen.

Aus dieſem Sommer, den Ludwig auf der Höhe von Loſchwitz, in einem mitten in Weinbergen, unter Obſtbäumen gelegenen Häuschen verbrachte, aus dem er einen ſchönen Blick auf Dorf, Elbſtrom und Stromthal bis hinüber zu den blauen Höhen im Süden von Dresden genoß, ſtammen auch meine früheſten perſönlichen Erinnerungen an den Dichter. Bald nach Pfingſten 1853 war ich, damals noch ein halber Knabe, den harte Familienſchickſale allzu früh auf eigne Füße geſtellt und auf autodidaktiſche Bildungspfade gedrängt hatten, mit der Empfehlung eines Leipziger Freundes zu Moritz Heydrich gekommen, und dieſer fand ſoviel Wohlgefallen an meiner jugendlichen Zuverſicht und an meinem Enthuſiasmus für die echten poetiſchen Beſtrebungen jener Tage, daß er ſich freiwillig erbot, mich zu Otto Ludwig zu führen. Ich würde, beſcheiden wie ich bei aller Anmaßung der Jugend war, die Bitte um dieſe brennend erſehnte Gunſt, die nach Ludwigs Wünſchen nur wenigen gegönnt wurde, nicht gewagt haben, deren Möglichkeit mir doch auf dem ganzen Wege von der Dresdner Neuſtadt bis zu Heydrichs kleinem Grundſtück vor der Seele geſtanden hatte. Freudig bewegt und nicht ohne Bangen folgte ich meinem Gaſtfreunde allerhand Weinbergswege und ſteile Treppen empor, die ich heute nicht wieder zu finden wüßte, während das Gemach, in dem ich den bewunderten, leidenſchaftlich verehrten Dichter der „Makkabäer" zuerſt erblicken ſollte, mit allen Einzelheiten treu in meiner Erinnerung ſteht. Der lange Sommernachmittag neigte ſich ſchon zum Abend, Ludwig ſtand beim einzigen Fenſter des Zimmers hinter einem Tiſch, auf dem ſich ein Stehpult erhob. Die hohe Geſtalt, in einem hellen, wie mir ſchien leinenen Sommerrock, gegen den ſich das dunkle Haar und der dunkle Voll-

bart des mächtigen Kopfes kräftig abhoben, zeigte damals ebenso wenig als die Züge des männlich schönen Gesichts eine Spur von Krankheit. Ich hatte den Eindruck einer bei äußerster Schlichtheit imponierenden Erscheinung, und die milde Freundlichkeit, mit der Ludwig den jungen Ankömmling aufnahm, gab mir rasch die Sprache zurück, um eine Reihe von Erkundigungen des Dichters nach Leipziger Persönlichkeiten und Verhältnissen beantworten zu können. Wie im Halbtraum suchte ich mir währenddes Haltung, Bewegung, Blick und Ton des Dichters einzuprägen, den ich damals nur eine Viertelstunde zu sehen und zu hören glaubte, Und wie es in solchen Viertelstunden zu gehen pflegt, sah ich mehr, als ich sehen wollte, bald an Otto Ludwigs Haupt vorüber durch das Fenster ins Freie, wo ich grüne Baumwipfel und dahinter farbige Wolkenstreifen wahrnahm, bald auf den Tisch unter seinem Stehpult, wo eine Reihe von Büchern stand, deren Titel ich mir sofort unverlierbar einprägte: Beckers Weltgeschichte, einige Bände Shakespeare in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung, ein Band Goethe und Eduard von Bülows „Novellenbuch." Alles das könnte ich heute noch malen, und genau besinne ich mich, daß mir das Zimmer für Ludwigs stattliche Figur viel zu eng vorkam, während der Dichter freilich mit voller Behaglichkeit die Pfeife, die er bei unserm Kommen in eine Ecke gestellt hatte, wieder in Brand setzte. Das Gespräch nahm bald eine Wendung, die mir sofort einen tiefen Blick in Ludwigs Eigenart und Lebensanschauung gewährte. Es war von einer geistreichen und vielgeschäftigen Dame die Rede, die ich, solcher Erscheinungen noch ungewohnt, allzu jugendlich gepriesen hatte. Plötzlich wandte Ludwig sich mir zu und sagte mit leichtem Kopfschütteln: „Sie wissen, ja Sie ahnen noch nicht, was eine schlichte Natur, ein echtes Weib bedeutet, aber Sie werden es erfahren."

Und im weitern Verlauf derſelben Unterredung fiel das gewichtige Wort: „Ein Auge zu haben, das von keinem, aber auch gar keinem Schein geblendet wird, muß der Dichter als die höchſte Gottesgabe betrachten.“ Ich wußte damals nicht, in welchem Zuſammenhange dieſe und manche verwandte Äußerungen Ludwigs mit ſeiner wachſenden Shakeſpeareerkenntnis und Shakeſpearebewundrung ſtanden.

Moritz Heydrich, der wohl wahrnehmen mochte, wie ſchwer mir der raſche Abſchied von dem kaum erblickten großen Dichter wurde, unterbrach plötzlich die Unterredung mit dem Vorſchlage den Abend in ſeinem Hauſe gemeinſam zu verbringen. Ludwig nickte beifällig, rief ſeine junge Frau herzu und ſtellte mich dieſer vor. Es wurde verabredet, daß Ludwig ſofort mit uns hinabgehen, Frau Emilie aber ſpäter nachfolgen ſollte. Wir brachen alsbald auf, und im Freien hatte ich erneute Gelegenheit, die prächtige Erſcheinung Ludwigs, die ſchlichte Würde ſeines Auftretens zu bewundern. Wir ſollten aber das Häuschen Moritz Heydrichs nicht erreichen ohne daß ſich noch eine ſehr bezeichnende Epiſode abſpielte. Wir waren eben die Treppe neben einem Weinbergsgrundſtück hinabgeſtiegen, als ſich uns ein wunderlicher Geſell in den Weg ſtellte, der mir als „Schriftſteller Koch“ genannt wurde, und der halb vertraulich halb unterwürfig dem ſehr ernſt und gerade nicht ermutigend dreinſchauenden Ludwig eröffnete, daß er bitten müſſe, eine Stunde zu beſtimmen, in der er — Koch — dem Dichter ſeine Tragödie vorleſen könnte. Ludwig bemerkte kurz, daß er in nächſter Zeit ſchwerlich Muße zum Anhören dieſes Werkes finden werde. Der Autor ſchien dieſe Zurückweiſung nicht verſtehen zu wollen und ſagte endlich mit einem gewiſſen zudringlichen Cynismus, daß es ihm eben nur darauf ankomme, bei Theaterdirektionen und Schauſpielern ſagen zu können, daß Otto Ludwig von

ſeinem Werke Notiz genommen habe. „Es iſt ja ein geringer Gefallen, um den ich bitte," fuhr der Herr fort, „und ich weiß ja wohl, daß das Stück keinen Schuß Pulver wert iſt, aber —" „Nun, wenn Sie ſchon wiſſen, daß das Zeug nichts taugt, warum wollen Sie mich noch behelligen?" gab Ludwig ſcheinbar ganz ruhig, aber mit einem eigentümlichen Blick auf den Bittſteller zur Antwort und ließ weiter wandelnd den Verblüfften am Wege ſtehen, indes wir ihm nacheilten. Der kleine Vorfall aber ward Anlaß, daß der größre Teil des Abends in ſehr ernſten Geſprächen über die ſittlichen Pflichten alles Künſtler- und Schriftſtellertums verging, wobei Ludwig anfänglich in ſeiner kurzen, lakoniſchen, andeutenden Ausdrucksweiſe, dann in immer raſcherm Redefluſſe darlegte, daß das mindeſte, was vom Schaffenden gefordert werden müſſe, das eigne Erfülltſein vom Gegenſtande, der eigne Glaube an die Wahrheit des Erſtrebten bleibe. „Das iſt für die Kunſt noch nichts, für das Gelingen keine Bürgſchaft, aber wer ſo anhebt und es ehrlich meint, wird ja meiſt merken, wieviel und wo es ihm fehlt. Schlimm genug, wenn einer Fratzen malt, wo er Geſichter herausbringen will, aber viel ſchlimmer, wenn er weiß, daß unter ſeinen Fingern nichts andres entſtehen kann, und doch drauf lospinſelt, weil er meint, die dumme Welt damit betrügen zu können. Und zudem iſts wunderlich, die Welt iſt gar nicht ſo dumm, und meiſt merkt ſie dem frechen Sudler ab, daß er ſich noch über ſie luſtig macht. Wenn die Leute nur immer den rechten Mut hätten, zu ſagen, was ſie ſehen." Heydrich erinnerte an Anderſens Märchen von den Kleidern des Kaiſers, Ludwig lachte gutmütig und meinte: „Freilich, freilich, es laufen ihrer viele nackt und gerupft umher, die man nicht anrufen darf." — Von dem Nachklang der Begegnung draußen kamen wir an dem frugalen Abendtiſche bald los, es war von

neuern und neusten Dichtungen die Rede, Ludwig sprach schwere Bedenken über den unerhörten Erfolg des Redwitzschen Gedichtes „Amaranth“ aus. „Welch eine Verweichlichung, Versüßlichung und Verbildung des Publikums gehört dazu, um einem so schwächlichen Werke eine solche Auflagenzahl zu sichern! Die Dichter sollen und müssen jetzt acht haben, auf dem Wege der Verwöhnung und der Nachgiebigkeit gegen die Launen der Unnatur keinen Schritt mehr zu thun — es sind der Schritte schon zuviel zurückgelegt worden.“ Dazwischen fiel durch den Hauswirt veranlaßt, der auf seinem Klavier die Ouverture zur „Entführung aus dem Serail“ spielte, die Rede auf Mozart, und ich, der damals noch nichts von Ludwigs musikalischer Vergangenheit wußte, hatte Gelegenheit, über die Vertrautheit des Makkabäerdichters mit Mozarts dramatisch-musikalischen Schöpfungen zu erstaunen. Dann kam eine Stunde, in der wir alle einsilbiger wurden, Ludwig schweigend durch das offne Fenster in die stille Nacht hinaussah. Als er sich mit seiner Frau zum Heimgang nach seiner Wohnung erhob, reichte er mir herzlich die Hand, und behielt meine Hand einige Minuten in der seinen: „Gute Nacht, und weil Sie morgen schon reisen, leben Sie wohl. Sein Sie tapfer, und wenns sein kann, auch heiter.“ Der Welt- und Seelenkundige hatte mir in den wenigen Stunden, in denen ich kein Wort von meinen persönlichen Schicksalen gesprochen hatte, doch rasch abgelauscht, daß es meiner Jugend an Heiterkeit gebrach.

Einen unauslöschlichen Eindruck, der kräftigend und erhebend wirkte, nahm ich aus dieser Begegnung mit hinweg, noch nach Monaten konnte ich merken, daß jedes von Ludwigs Worten, selbst ein ganz leichthin zufällig gesprochnes, als ein Gewicht in meine Brust gefallen war. Erst zwei Jahre später war es mir vergönnt, bei einem Winteraufenthalt in Dresden

Ludwig wiederzuſehen, von ihm freundlich aufgenommen zu werden. Jede Stunde, die ich dann in ſeinem ſchlichten Arbeitszimmer in dem Gartenhauſe der äußern Rampiſchen Gaſſe, in dem er jahrelang wohnte, bei ihm zubrachte, und in der er mich durch ſeine ruhige Güte zu zutraulicher Mitteilung meiner Meinungen, Wünſche und Pläne zu veranlaſſen wußte, ward lehrreich und erziehend; ich ſchaute mit Verehrung auch dann zu ihm empor, wenn ich ihn im Augenblick nicht völlig verſtand. Als ich ihm 1858 meinen erſten größern poetiſchen Verſuch, die erzählende Dichtung „Jeruſalem," zugeſandt hatte und nun im Sommer 1858 wieder zu ihm kam, bangte ich vor ſeinem gleichwohl heimlich erſehnten Urteil dermaßen, daß ich mir wenigſtens für den erſten Beſuch dies Urteil noch erſparen wollte. Ich führte deshalb einen Freund, von dem ich Ludwig ſchon früher geſprochen hatte, und der ihn zunächſt als Landsmann intereſſierte, den geiſtvollen Muſiker Felix Dräſeke bei ihm ein. Dräſeke, ein Enkel des gefeierten Kanzelredners Biſchof Dräſeke, war in Koburg geboren, und ſein Vater lebte als Superintendent in dem Eisfeld nahegelegnen koburgiſchen Städtchen Rodach. Ludwig verriet in einer Folge von Fragen ſeine fortdauernde Teilnahme an Zuſtänden und Menſchen ſeiner Heimat. Er erzählte Dräſeke auch, daß er noch immer einen Garten in Eisfeld beſitze (es waren die letzten Monate, in denen er das ſo lang bewahrte und im Herzen gehegte Kleinod ſein nennen durfte), aber dann ſprang er auf Kunſtfragen über und äußerte ſich zunächſt über die muſikaliſchen Erſcheinungen des Tages. Er verhehlte ſeine beharrlich feſtgehaltene Gegnerſchaft gegen Wagner, die unſern Ohren nicht lieblich erklang, auch heute nicht, forderte aber unſern Widerſpruch lächelnd heraus und hielt uns nur ſoweit Widerpart, als nötig war, um alles zu erfahren, was wir dachten. Plötzlich ſetzte er

die Pfeife ab, der er, Dräſeke oder mir zuhörend, kleine ſtoßweiſe Wolken entlockt hatte, und ſagte mit dem tiefſten Ernſt: „Sie ſollen recht haben, der Mann hat aus ſich gemacht, was irgend in ſeiner Natur lag, doch Sie werden erleben, wie der Rauſch, in den er die Jüngern verſetzt hat, notwendig endet. Aus Mozart konnte ein Beethoven herauswachſen, das war natürlich, organiſch, und für die Kleinern wie Hummel und Reichardt blieb auch noch Raum. Ihr Wagner aber hat die Muſik in eine Sackgaſſe geführt, aus der ſobald kein Herauskommen iſt.“ Dann, als ob er nicht wünſchte, das Thema weiter zu verfolgen, ſprach er von den geheimnisvollen Nachwirkungen künſtleriſcher Irrtümer überhaupt, und auf einmal ſahen wir uns mitten in der Dekompoſition und Kritik des Schilleriſchen „Wallenſteins.“ Eine Stunde und länger entrollte der Dichter ein Bild des geſchichtlichen Wallenſtein, wie er ihn ſah, und hielt den Schilleriſchen dagegen. Wie oft habe ich in den letzten Jahren beim Leſen und Enträtſeln der Niederſchriften von Ludwigs „Shakeſpeareſtudien“ an jenen Abend zurückdenken müſſen, an dem es mir dem feſſelnden Zauber von Ludwigs Rede gegenüber mehr und mehr zu Mute wurde, als ob der unheimliche kaiſerliche Feldherr im Scharlachmantel, wie ich ihn auf dem Bilde im Friedländer Schloſſe ſo oft geſehen hatte, aus einer der Ecken des Gemachs hervortreten müſſe. So ganz erfüllt war der Dichter von ſeinem Gegenſtand, daß kaum eine Unterbrechung im lebendigſten Fluß ſeiner Rede eintrat, daß er, wenn ſie eintrat, längſt an dem kalten Pfeifenrohr ſog, und daß er die modulationsreiche, mild gedämpfte Stimme mehr als einmal zu gewaltiger Kraft ſteigerte. Als wir, wunderbar bewegt, endlich an den vergeſſenen Aufbruch und Abſchied dachten, wandte er ſich plötzlich noch einmal zu mir und ſagte ein wenig zögernd: „Sie haben mir Ihr Gedicht

„Jeruſalem“ geſchickt, ich habe es geleſen. Sie beherrſchen die Sprache recht ungewöhnlich. Und auch ſonſt — in der Beſchreibung vom Tempelbrand und in dem Pſalm, da iſt etwas!“ Er wünſchte Dräſeke und mir gute Nacht, und wir gingen davon. Mir aber klang ſein Urteil nach, und ich war weit davon entfernt, mir an ſeinem milden Lobe genügen zu laſſen. Die unausgeſprochene Kritik hatte ich ihm, während er ſprach, von der klaren Stirn und aus den dunkeln auf mich gerichteten Augen geleſen, er fand das Gedicht zu rhetoriſch und deſkriptiv und vermißte den echt epiſchen Ton. Das Nachdenken über den Sinn ſeiner wenigen Worte ward mir fruchtbar; ich erfuhr übrigens nur, was alle jüngern Männer, denen Otto Ludwig ernſtliche Teilnahme gönnte, mit ihm erlebt haben. Er wußte wie wenige durch die einfachſten Winke, durch ein plötzliches Licht, in das er Thun und Laſſen des andern rückte, die ſtärkſte Nachwirkung zu erreichen; ohne daß ein ſcharfes Wort fiel, empfing man den Eindruck ſchärfſter Beſtimmtheit der Forderung und des Urteils; wer überhaupt ein künſtleriſches Gewiſſen hatte, dem wurde es ſicher durch Ludwig geweckt. — So oft ich in den folgenden Jahren an ſeine Thür klopfte, ſo oft ging ich mit dem Gefühl innerlicher Bereicherung wieder von dannen. Alles, was er ſprach und oft nur leiſe andeutete, quoll aus der Tiefe des Lebens, nichts erſchien unbedeutend oder gehaltlos. Ich konnte damals, in den letzten fünfziger und erſten ſechziger Jahren, nicht ahnen, daß mir über ein Vierteljahrhundert ſpäter vergönnt ſein würde, das Lebensbild des Dichters zu zeichnen, aber ſo eindrucksvoll, ſo charakteriſtiſch war jede Begegnung, jede Unterredung, ſo gut ließ ſich jede im Herzen und im Gedächtnis bewahren, daß mir viele Jahre ſpäter aus Briefen und Tagebuchblättern doch immer das unvergeßliche mächtige Haupt lebendig hervorſchaute und

die gewinnende Stimme wieder herausklang. Ich besuchte Ludwig zuletzt, als ich im Sommer 1862 von Jena aus, wo ich damals meinen Studien oblag, zur Feier des großen Festes zu Ehren Julius Schnorrs von Carolsfeld, das im Park von Siebeneichen stattfand, auf einige Wochen nach Dresden gekommen war. Ich mußte dem Dichter, der damals schon schwer leidend war, und den ich im Gärtchen vor seinem Hause im Lehnstuhl traf, von den Vorbereitungen viel erzählen, die die jüngere Künstlerwelt, und darunter mehr als einen seiner jüngern Freunde, in große Bewegung versetzten. Er kannte den Schauplatz, auf dem das von mir gedichtete allegorische Festspiel in Szene gehen sollte, aus seinen Meißner Tagen genau, freute sich unsers entschlossenen Eifers, unterdrückte aber schließlich die Bemerkung nicht: „Das heißt nun Ehre und Dank der Welt! Da hat der alte Meister zehn Jahre seines Lebens aufgewandt, um die Bilderbibel zu vollenden, und nun muß er euch jungen Leuten noch einen Tag herhalten, damit ihr euern Spaß habt.“ Ich erwiderte ihm zwar mit großem Feuer, daß wir nichts wollten, als ein lebendiges, weithin sichtbares Zeugnis unsrer Verehrung ablegen, aber ich hatte die bestimmte Empfindung daß es unmöglich sein würde, ein Ludwigfest zu feiern, auch wenn der vor mir sitzende kranke Mann ganz gesund wäre und alle seine begonnenen Schöpfungen vollendet hätte. — Als ich im Herbst 1864 nach Dresden zurückkehrte, war Ludwig schon so leidend, daß er nur selten Besuche annehmen konnte, und so sah ich ihn erst auf dem Totenbette am Morgen vor seiner Bestattung wieder. — —

Um die gleiche Zeit, um die meine persönlichen Erinnerungen an Otto Ludwig anheben, lernten ihn trotz seiner Zurückhaltung auch andre näher kennen, denn für gewisse Überzeugungen stand der Dichter der „Makkabäer“ im Mittelpunkte der lebendigen und emporstrebenden Litteratur. Der Sommer von 1853

brachte Ludwig eine Freude, die mit seinen Heimat- und Jugenderinnerungen zusammenhing. Sein alter Ambrosius, der Eisfelder Amtsregistrator, hatte sich auf den Weg gemacht, um sich persönlich von der Lage seines ehemaligen Schülers und vom Wohlbefinden seines Patchens (Ludwigs Erstgebornem) zu überzeugen. Er wurde mit Jubel bewillkommt, und Ludwig zeigte ihm nach Kräften persönlich die Kunstschätze und Herrlichkeiten Dresdens und fühlte sich durch ihn noch einmal versucht, an eine wenigstens zeitweilige Rückkehr nach Eisfeld zu denken. — Ein ganz andrer Besuch fand sich im September ein, und über diesen berichtete Ludwig an den inzwischen längst heimgekehrten Ambrunn: „Nicht zu vergessen, daß Liszt aus Weimar Heydrich und mich in Loschwitz besucht hat. Tags darauf waren wir bei einem Herrn Pohl (dem Musikschriftsteller Richard Pohl), einem seiner Verehrer in Dresden, wo wir nebst noch zwei intimern Freunden Liszt und den alten berühmten Geigenvirtuosen Lipinski fanden. Hier spielte Liszt uns einiges. Einige Tage später war er wieder hier in Loschwitz und spielte auf Heydrichs altem Kasten. Ich wünschte dich zu uns, ich glaube kaum, daß es je wieder einen solchen Klavierspieler geben wird. In Dresden hat er nicht weiter gespielt, als bloß vor uns.“ (An Ambrunn, Loschwitz, 24. September 1853.)

Im Oktober 1853 bezog Ludwig die schon mehrerwähnte Dresdner Stadtwohnung Äußere Rampische (jetzt Pillnitzer) Straße 35, die den Vorteil großer Stille und eines zwischen dem Haupthaus und dem vom Dichter bewohnten Gartenhaus gelegnen Gartens darbot. In dieser Wohnung wurde ihm 1854 sein zweiter Sohn Reinhold geboren, dessen Pate Moritz Heydrich war. In ihr entstanden die letzten Schöpfungen, deren Vollendung Ludwig von seinem dunkeln Geschick gegönnt wurde, sie war die Werkstatt voll ange-

hauener Blöcke, die Entstehungsstätte einer so gewaltigen Reihe begonnener, nur zum Teil ausgeführter, selbst in ihrer Unfertigkeit geheimnisvoll anziehender und imponierender Werke, wie die deutsche Litteratur keine zweite aufzuweisen hat.

Im Winter von 1853 auf 1854 begann Ludwig zunächst die thüringische Erzählung „Die Heiterethei" zu entwerfen, die er dann im Sommer 1854 unter fortgesetztem freundschaftlichem Ermahnen und Drängen Auerbachs zu Ende führte. Es waren Heimaterinnerungen aller Art, die bei der Komposition und Ausführung dieser Erzählung aus lange verborgen und gleichsam erstickt gewesenen Quellen über ihn hinrieselten und strömten, und in denen er sich der alten Lust des Detaillierens umso unbefangner überließ, als die plötzliche Befreiung von den strengen Forderungen des Dramas wie berauschend auf ihn wirkte. Die Geschichte der Heiterethei und des Holderfritz, eines einfachen, schönen Menschenpaares, das halb durch den angebornen Trotz braver, tüchtiger und vollsaftiger Naturen, halb durch den kleinstädtischen Klatsch auseinander gehalten wird, wirkt in all ihrer Breite doch nicht ermüdend, weil die hunderte der Einzelzüge, die den Fluß der Erzählung aufhalten, vom goldensten Gemüt erhellt werden. Der „höchste Aufwand von psychologischer und ethnographischer Treue" den H. von Treitschke in seiner Charakteristik Ludwigs der Geschichte, die er dürftig schilt, zum Vorwurf macht, schloß doch die volle und echte Künstlerarbeit ein, durch die alles in Fleisch und Blut lebendig geschauter Gestalten verwandelt wird. Ludwig lag nichts ferner, als der Dorfgeschichtenmode zu huldigen, aber er hatte die Empfindung, daß es der Poesie nicht unwürdig sei, verschwindende Sitten und Zustände, in denen zweifellos manches Stück Menschenschicksal befangen und beschlossen war, noch einmal abzuspiegeln und festzuhalten. Auerbach, der

vergebens zuerſt die Cottaiſche Buchhandlung für den Verlag der Ludwigſchen Erzählung zu intereſſieren ſuchte, vermittelte den Ankauf der fertigen Novelle bei dem Verleger der „Kölniſchen Zeitung," in deren Feuilleton die „Heiterethei" vom Neujahr 1855 an zum Abdruck gelangen ſollte. Es war immerhin ein Entſchluß der Zeitung, der ihr Ehre machte, denn eine Feuilletonerzählung im Sinne der meiſten Redactionen und Leſer war die Thüringer Geſchichte wahrlich nicht.

Wie wenig Ludwig ſelbſt ſein eigenſtes Bedürfnis nach dem Schönen und nach dem Charakteriſtiſchen in der humoriſtiſchen Erzählung befriedigt hatte, verrät ein ausgeführtes Planheft zu „König Darnley" aus dem Juni 1854. Wären die Forderungen des Lebens an den Dichter, der jetzt ſein kleines Vermögen nahezu erſchöpft hatte, nicht allzu dringend geweſen, ſo würde er verſucht haben, an dem genannten dramatiſchen Plan, ſeiner „Maria Stuart", feſtzuhalten. Da er aber aus Erfahrung wußte, welche Kluft bei ihm den erſten feurigen Anlauf und die völlige bühnenmäßige Ausgeſtaltung trennte, ſo legte er den Plan nach einigen Monaten wieder beiſeite und gab dem wohlgemeinten Drängen Auerbachs, den von verſchiednen Seiten an ihn geſtellten Aufforderungen zu Erzählungen nach. Die „Heiterethei" erhielt ihr Widerſpiel in der humoriſtiſchen Novelle „Aus dem Regen in die Traufe," die Ludwig Laiſtner viele Jahre ſpäter bei ihrem Abdruck im „Neuen Deutſchen Novellenſchatz" die „in ſich vollendetſte und gattungsmäßigſte von Ludwigs novelliſtiſchen Arbeiten" nannte; im Verlauf des Jahres 1855 aber gelang Ludwig Entwurf, Ausführung und Abſchluß ſeiner großen tragiſchen Novelle „Zwiſchen Himmel und Erde," die weiten Lebenskreiſen die Krone aller ſeiner Schöpfungen geblieben iſt.

Die in ihrer Art einzig daſtehende Erzählung Ludwigs ſollte dem Dichter nicht nur den weitreichend-

sten und nachhaltigsten Erfolg bringen, sondern auch ebenso der Gegenstand eines leidenschaftlichen Enthusiasmus wie einer gereizten Polemik werden. Während die unbefangnen und einigermaßen ernsten Leser der tiefen und erschütternden Dichtung sich willig dem Eindruck der eigenartigen Erfindung, der meisterhaften Charakterdarstellung in den Gestalten der ungleichen Brüder, des blinden Vaters der beiden und der von ängstlicher Gewissenhaftigkeit und frecher Gewissenlosigkeit um die Wette geopferten Christiane überließen, stritten die naturalistisch Gestimmten mit einer Art Fanatismus für die Äußerlichkeiten der Erzählung, die genauen Schilderungen des Schieferdeckergewerbes und die Haarschraube des Federchensuchers Apollonius, und empörten sich umgekehrt die angeblichen Vertreter des alten Idealismus der deutschen Litteratur gegen die Ausmalung der Zurüstungen auf Dach und Turm der Kirche und gegen einen Helden, der im Augenblick, wo die innerlich heiß Geliebte in seine Arme sinkt, von der dunkeln Vorstellung ergriffen wird, als könnte er ein Tintenfaß über Wäsche oder ein wertvolles Papier gießen. Auch die Genießenden und den ganzen mächtigen Gehalt der Dichtung Erkennenden empfanden den Druck der Enge, in die so gewaltige Leidenschaften zusammengepreßt sind, und spürten etwas vom Grauen des Alpensteigers, dem die starren Felswände immer drohender über das Haupt wachsen, während sich der Abgrund zu seinen Füßen bergetief öffnet. Doch wer hätte sich leugnen können, daß das Leben solche Konflikte einschließt, wer in Abrede stellen mögen, daß der gewagte Stoff dem Dichter Anlaß gegeben hatte, die volle Energie seiner Leidenschaftsergründung, die Tiefe und Wärme seiner Belebung des Einfachen und Unscheinbaren, die nur ihm gehörige Erhabenheit im Schlichten zu entfalten? Paul Heyse, dem niemand weder Mangel an Schönheitssinn noch feines Gefühl für das psychologisch

Mögliche abſprechen wird, ſchrieb (München, 3. Dezember 1856) an Ludwig: „Ich habe nun doch darauf verzichten müſſen, teuerſter Herr Ludwig, Sie in dieſem Sommer von Angeſicht kennen zu lernen. — Es iſt mir herzlich leid, daß ich es nicht zwingen konnte. Wie wenig von dem, was ich Ihrer Novelle verdanke, wird Ihnen aus dieſen Zeilen entgegenſehen. Und doch war ſie in der Stille unſers märkiſchen Idylls wochenlang unſer Geſpräch und verleidete uns außer den Seldwylern alles andre, was ſich für Roman oder Novelle ausgeben wollte. Ich habe Ihnen damals über manches Einzelne ſchreiben wollen. Da ich aber die Vormittage an meiner Eſſe ſtand und Verſe ſchmiedete und die Nachmittage verrauchte, verſchlief, verthat — ohne ſie darum im mindeſten „dreifach zu verachten“ — ſo blieb zum Glück keine Zeit, Ihnen und mir mit nichtsnutzigen kleinen Bemerkungen läſtig zu fallen. Ein Gefühl, das unſern Frauen bei aller herrlichen Größe des Werkes, die ſie nicht genug anſtaunen konnten, zu ſchaffen machte — und wahrſcheinlich teilen ſie es mit den meiſten ihres Geſchlechts — hatte mich nicht von fern angewandelt. Daß der Held Ihrer Geſchichte ſein Geſchick zu erfüllen hat und eine abſolute, menſchliche, ideale Entwicklung des Verhältniſſes über die Grenzen ſeiner Natur hinausgegangen ſein würde, war mir außer allem Zweifel. Darum aber ſchien mir Ihre Dichtung eine ſo echte und ganze Novelle. — Ich kann mich noch jetzt, wenn ich der Höhepunkte Ihres Werkes gedenke, ſogar phyſiſch auf die Erſchütterung zurückbeſinnen, mit der mich das wunderbare Schickſal anrührte. Wie Orgelmuſik, in welche ſich vom Chor herunter Poſaunen miſchen, durchdröhnte michs feierlich und gewaltſam und melodiſch zugleich. Dergleichen iſt wohl in Proſa nie erſchaffen worden.“

Daß auch Naturen, die das Geheimnis der Ludwigſchen Subjektivität nicht mit Künſtlerſinn zu deuten

wußten, von der Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde“ ähnlich ergriffen wurden, dafür ließen ſich mannigfaltige Zeugniſſe beibringen. Ich erinnere mich eines Abends, an dem mir Otto Ludwigs wackrer Freund, der Rektor Klee in Dresden, von der Aufnahme des Buches in ſeinem Hauſe erzählte. Bei ihm lebte noch ſeine alte Mutter, die ſchon ſeit Jahren wenig mehr und faſt nie etwas neues las. Auf das Drängen des Sohnes entſchloß ſie ſich, die „Schieferdeckergeſchichte“ zu leſen, und ſie, die alte Frau, die ſich ſonſt an wenigen Seiten genügen ließ, durchlas in ſtundenlangem Schweigen, empfindlich gegen die leiſeſte Störung, das Werk. Und als ſie geendet hatte, ſagte ſie dem Sohne wie aus einem tiefen Traum auffahrend: „Das iſt aber ſeltſam. Die Erzählung iſt doch etwas ganz andres — aber ich bin ſo ergriffen geweſen, als damals, wo ich zum erſtenmale den Werther Goethes las.“ Mit untrüglichem Inſtinkt hatte die Greiſin herausgefühlt, daß der geheimnisvolle Strom echten Lebensblutes, höchſter poetiſcher Unmittelbarkeit, der aus der Wertherdichtung heraus die Herzen aller Leſer geſchwellt hatte, auch durch dieſe Kleinſtadtgeſchichte vom Thüringer Wald rann.

Ludwig ſelbſt wäre der letzte geweſen, der eine unbegrenzte Verehrung für ſeine Dichtung in Anſpruch genommen hätte. Er räumte brieflich und mündlich ein, daß das Schickſal des Apollonius das Schickſal des Übergewiſſenhaften ſei, er gab zu, daß der Kern der Tragik dieſes Lebens in der ſcheuen und kleinlichen Verſchämtheit des Helden liege, die ihm im Anfang Chriſtianen gegenüber den Mund ſchließt, dem Bruder Fritz den Betrug und frechen Seelenraub erſt möglich macht; er meinte ſelbſt, daß die trübe Reſignation des Schluſſes nicht für alle gelten könne und nur für Apollonius das ſittlich notwendige bleibe. Er hätte H. v. Treitſchke nicht widerſprochen, wenn dieſer

geltend machte, daß die dargeſtellten rein menſchlichen Empfindungen von kleinſtädtiſch konventionellen Begriffen durchſetzt ſeien. Gleichwohl hätte er erwidern dürfen, daß dieſelbe Unfreiheit des Denkens und der Sitte, aus der heraus Apollonius den ethiſchen Konflikt löſt, in den er gedrängt iſt, das unwandelbare Geſchick eines größern Teiles der Menſchheit iſt, und daß es ſchwere Bedenken hat, dem Dichter die warme Teilnahme und die geſtaltende Freude juſt an dieſem Teile unterſagen zu wollen. Ludwig war nur zu geneigt nachdem er ſich theoretiſch in das Weſen des Epiſchen vertieft hatte, den freien Zug und Fluß des Begebenheitlichen in ſeiner Meiſtererzählung zu vermiſſen und ihre dramatiſche Spannung und Gewalt als einen Fehler zu betrachten. Ohne Frage enthält „Zwiſchen Himmel und Erde“ ſtärkere dramatiſche Elemente, als ſie der rein epiſche Stil fordert, und iſt es gewiß, daß die Szenen auf dem Turm, wo der alte Nettenmayer Fritz zum Sturz in die Tiefe nötigen will, und der letzte Zuſammenſtoß der Brüder ſo gut wie der entſcheidende Bruch der Eheleute am Bett des toten Kindes gewaltig wirkende Teile einer bürgerlichen Tragödie ſein würden. Da jedoch andrerſeits niemand im Ernſt die Verwandlung der Erzählung in ein Drama, die theatraliſche Darſtellung der innern Kämpfe des Apollonius und der erlöſenden That im Gewitterſturm fordern wird, ſo liegt in „Zwiſchen Himmel und Erde“ einer jener Stoffe vor, die nicht rein in dem Begriff einer Gattung aufgehen. Wer mit uns der Meinung iſt, daß, obſchon der Dichter ſich wohl hüten ſoll, die Grenzen unnötigerweiſe zu verrücken oder gemiſchte Wirkungen zu ſuchen, doch das Leben und die Poeſie eher waren, als die poetiſchen Gattungen, und daß die Erweiterung einer Form, ſo oft ſie aus dem unwiderſtehlichen Drange echter Lebensdarſtellung erwächſt, nicht verneint werden darf, kann auch einer Schöpfung wie „Zwiſchen

Himmel und Erde“ weder das Lebensrecht noch den Kunstwert absprechen.

Die rasche Abkehr Ludwigs von seiner Erzählung, die trotz ihres tragischen Stoffes, ihrer düstern Grundfärbung und ihres trüben Ausganges ungewöhnliches Glück machte und zwei Jahre nach ihrer ersten Veröffentlichung (Frankfurt a. M., 1858) bereits in zweiter Auflage erscheinen konnte, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde, wurzelte nicht bloß in der tiefen Bescheidenheit des wahren Künstlers, der das Beste was er gethan hat, für nichts erachtet dem gegenüber, was noch zu thun bleibt; nicht bloß in dem Wunsche, zu seinen eigentlichen Aufgaben, den dramatischen, zurückzukehren, sondern auch in den frühesten Wirkungen seiner Shakespearestudien. Es war nicht eine Redensart, wenn er schon 1853 an Eduard Devrient schrieb, daß die erneute kritische Beschäftigung seine Ansprüche an sich selbst bis zum Schwindeln erhöht hätte. Er ließ die Zuversicht nicht fahren, daß er über kurz oder lang allen diesen Ansprüchen mit lebendigen Schöpfungen genügen könnte, aber er empfand eine innere Notwendigkeit, sich ungeachtet der Einnahmequelle, die ihm die Novellistik durch Auerbachs freundschaftlichen Beistand und durch den ungeahnten Erfolg der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ eröffnet hatte, ganz wieder auf das dramatische Gebiet zu beschränken. Ludwig konnte jetzt im Sommer 1856 um so weniger ahnen, daß das letztgenannte Werk auch die letzte seiner abgeschlossenen Schöpfungen bleiben sollte, als er um diese Zeit noch entschlossen war, die kritischen Studien, die ihn mehr und mehr zu fesseln begannen, neben der schöpferischen Thätigkeit zu betreiben. Am 28. März 1856 war er vom Kabinetssekretariat des Königs Max von Bayern benachrichtigt worden, daß ihm der kunstsinnige Fürst auf ein Jahr ein Stipendium von siebenhundert Gulden (vierhundert

Thalern) verliehen habe, das er vom 1. April an beziehen ſollte. Offenbar hatten Ludwigs einflußreiche Freunde, Geibel zumal, dem König davon geſprochen, daß der Dichter mit einer dramatiſchen Geſtaltung der Geſchichte der Agnes Bernauer beſchäftigt wäre, von der man ſich außerordentliches verſprechen dürfte, und an deren Vollendung Ludwig durch materielle Sorgen behindert würde. Der König, der ſich für die von Hebbel (1852) unternommene Bearbeitung dieſes tragiſchen Stoffes lebhaft intereſſiert und ſpäter die Aufführung von Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ angeordnet hatte, ohne ſeine Erwartungen von beiden Werken erfüllt zu ſehen, knüpfte in Gedanken die Entſchließung ſeiner Hilfe für Otto Ludwig allzuſehr an die Ausführung gerade des Werkes, von dem man ihm geſprochen hatte. Ludwig fühlte bei dem Gedanken an materielle Sorgloſigkeit ſeine Schwingen wachſen; mit der Nachricht von der königlichen Penſion zugleich ſchrieb er (1. April 1856) an Heydrich: „Es ſcheint, mein ganzer Dichtdrang iſt wieder aufgewacht. Und der iſt notwendig, mich über die Kluft, die zwiſchen Theorie und Praxis, zwiſchen Kritik und Schaffen befeſtigt iſt, wieder zurückzuflügeln und mir den Abſtraktions- und Reflexionsſtaub abzuwaſchen, der mir fingerdick auf den Flügeln liegt.“ Doch ſo mutig er begonnen hatte, ſo zuverſichtlich er noch ein paar Monate ſpäter war, „eine Inſel der Poeſie in ſich zu entdecken, die die Zeit und andre Dinge verſchüttet hatten,“ ſo hemmten zwei Umſtände die wirkliche Vollendung des abermals neu entworfnen und in Angriff genommenen Dramas. Zuerſt ward es der Dichtung verhängnisvoll, daß dem Dichter im Überreichtum ſeiner Phantaſie zwei ganz verſchiedne Geſtaltungen des Stoffes, zwei in Empfindung, Anſchauung, Handlungsführung und Charakterdarſtellung gegenſätzliche Dramen aufgingen, denen nur die eine Thatſache der Ehe des Herzogsſohnes mit der

Baderstochter gemeinsam war. Um die Gestalt der Agnes aus der bloß rührenden Figur der Volksballade in eine tragische Heldin zu verwandeln, gedachte der Dichter seinem „Engel von Augsburg" einen Kern von Eitelkeit und Ehrgeiz zu geben, aus dem die Schuld mit überwältigender Gewalt aufsprießen und den frevelnd rasch geschlossenen Bund zerstören mußte, wofür sich Ludwig wiederum zwei Möglichkeiten mit erschreckender Deutlichkeit und bis in die kleinsten Züge darstellten. Er führte die überreich detaillierte, jedes Motiv durch ein neues Motiv noch stützende Handlung (die durch das bedenkliche Spiel mit dem Zauberspiegel, zu dem in der Exposition Agnes sich verleiten läßt, und das Gegenspiel der Isotta, dem complicirten Intriguenstück verzweifelt nahe gerückt und nur durch die Tiefe der Leidenschaft und die Lebensfülle in den Hauptcharakteren wieder darüber erhoben wird) bis zum dritten Akte durch, ohne die Stimme in sich selbst, die nach der einfachen, dem Stoff allein gemäßen Behandlung als Liebestragödie rief, völlig zum Schweigen bringen zu können. Sodann wurde der Dichter im Herbst 1856 von einem neuen Krankheitsanfall, einem Vorboten des spätern schweren Leidens heimgesucht, der ihn in der Arbeit an seiner Tragödie unterbrach. Und so wenig er daran dachte, sie aufzugeben, die Unterbrechung vielmehr wie eine „in ein Außending umgesetzte Gewissensmahnung" aufnahm, so war er doch für den Augenblick unfähig, sich sofort in eine neue, innerlich gleichwohl schon vollbrachte Umdichtung des ganzen Dramas hinüber zu schwingen.

Auch jetzt noch drängte es ihn, sich über seine Studien, die ihn durch Wochen und Monate fesselten, mit frischer poetischer That empor zu heben. Dem Jahre 1857 gehören zwei der eigentümlichsten und vielverheißendsten dramatischen Pläne Ludwigs an, die innerliche Gestaltung des Trauerspiels „Genoveva," der neben

den umfangreichen Planheften ein höchst lebendiges und farbenreiches Bruchstück von seelischer Tiefe und kräftigem Leben entstammte, und die großangelegte ebenso leidenschaftlich gespannte als farbenreiche Tragödie „Marino Falieri," deren ausgeführte mächtige Anfänge das tiefste Bedauern wecken, daß Ludwig auch diese nicht weiterzuführen vermochte, nachdem in ihrer Gestaltung eine Unterbrechung durch Krankheit eingetreten war. Dies wiederholte aus der begonnenen Ausarbeitung einer Dichtung mit einem schmerzlichen Ruck Herausgeschleudertwerden erzeugte bei Ludwig die Vorstellung, daß er sich in Besitz einer so sichern, so unfehlbaren Technik, eines so einfachen, nie versagenden dramatisch-theatralischen Apparats setzen müßte, daß es ihm in Zukunft nicht schwer fallen könnte, in den Pausen verhältnismäßiger Gesundheit und Kraft je ein dramatisches Werk im raschesten Zuge auszuführen. Die nächste Folge dieser Vorstellung war es, daß in den folgenden Jahren, den letzten in denen der Dichter eine längere Reihe gesunder, glücklicher Tage sah, die Shakespearestudien wieder in den Vordergrund seines Denkens und seiner Arbeit traten. Die Vertiefung in die Kunst Shakespeares sollte dem ernsten hochstrebenden Dichter der Gegenwart den Schlüssel zum Geheimnis ganzer und unfehlbarer dramatischer Wirkung gewinnen helfen. Mit täglich wachsendem Vertrauen auf die heilende und fruchtbringende Kraft dieser Studien überließ er sich ihnen nicht ausschließlich, aber monatelang; in grüblerischem Nachsinnen, in unabläßiger Leküre der Shakespearischen Dramen; in tagebuchartigen Niederschriften verfolgte er einen Weg, an dessen Ende er ein lichtes Ziel, eine völlige Erneuerung, eine Wiedergeburt seines dichterischen Menschen winken sah, wie er an Emanuel Geibel schrieb:

„Der Willkür des falschen Idealismus zu entfliehen war ich dem Naturalismus in die Hände geraten. Die

großen Mängel meiner frühern Verſuche ſchrieben ſich von einem Fehler her, in den ich gerathen war, um einem andern zu entgehen. Natürlich, daß ich, ſobald ich jene Fehler erkannte, ſie zu vermeiden ſtrebte. Ich ſah aber bald ein, daß mir dies nicht gelingen würde, ehe ich nicht die Urſache derſelben entfernt hätte. Da dieſe nun als bereits in die innerſte Natur meines poetiſchen Erfindens und Schaffens übergegangen ſich erwies, blieb mir nur die Wahl, in meinem alten Irrwege fortzugehen, der, wie ich wohl begriff, endlich aus aller Poeſie in die gemeinſte Wirklichkeit führen mußte, oder meine ganze Natur zu revolutionieren. Die letztere Partie zu ergreifen war aber nur dann möglich, wenn ich eine längere Pauſe in der Produktion machen durfte. Ich darf auch wohl ſagen, daß ich mit Energie den Prozeß der Wiedergeburt begann und in ſeinem Verfolge mir weder Trägheit noch Mangel an Ausdauer vorzuwerfen habe, denn die mannigfachen Störungen durch Kränklichkeit zu verhindern hing nicht von meiner Willkür ab."

An Julian Schmidt, an Rektor Julius Klee, an G. Freytag, an alle Freunde, mit denen er dauernd oder ab und zu in Briefwechſel ſtand, ſelbſt an ſeinen alten Ambrunn in Eisfeld teilte er die Hoffnungen mit, die ihn in dieſen erſten Jahren erfüllten und in längern Zwiſchenräumen auch in der ſpätern Leidenszeit wieder aufflammten.

Leider begann ſich um den Ausgang der fünfziger Jahre der Lebenshorizont unſers Dichters mit immer dichtern, den hellen Lebensmut verdunkelnden Wolken zu umziehen. In ſeinem häuslichen Leben, das bei der Beſchränkung des mäßigen Weltverkehrs, den er bis zu Ausgang der fünfziger Jahre unterhielt, mehr und mehr zu ſeinem ganzen Daſein wurde, fühlte er ſich völlig befriedigt und glücklich. Noch im letzten Briefe, den er an K. Schaller richtete, durfte er ausrufen:

„Tausend Grüße von meiner Frau, die in Gesundheit unverändert, an Seelengüte und allen häuslichen Tugenden fortwährend wächst und mir trotz Sorge und körperlichen Schmerzen, die nicht klein, das Wort ermöglicht, daß ich nicht glaube, es könne jemand glücklicher sein als ich." Zu seinen schon kräftig und frisch heranwachsenden Knaben hatte sich, nachdem ein 1856 gebornes, Alma getauftes Mädchen ihm und seiner Gattin schon nach wenigen Monaten wieder entrissen worden war, 1858 wieder ein Töchterchen gesellt, die den Namen einer der rührendsten und lichtesten, dem Sinne Ludwigs und dem Grundton seiner Natur innerlichst verwandten Shakespearischen Frauengestalten, Cordelia, erhielt und deren Taufpathen Gustav Freytag und Frau Therese, Eduard Devrients Gattin wurden. Mit inniger Freude nahm Ludwig wahr, daß seine Kinder die Gesundheit der Mutter als Lebensmitgabe erhalten hatten, und in treuherziger, innerlicher Teilnahme belauschte er die Spiele, die kindlichen geistigen Regungen seiner „Teufelchen," wie er sie wohl scherzend nannte. Er verlor den Ernst und den pädagogischen Takt, der ihm angeboren war, und den er im Verkehr mit so manchen Erwachsenen unabläßig bethätigte, den eignen Kindern gegenüber nicht. Aber wer ihn mit seinen Kleinen sah, empfand doch, daß der warme Odem weicher Zärtlichkeit für die Seinen die Seele des starken Mannes durchdrang, und alle, die ihn so zuerst kennen lernten, bewahrten die Einzelheiten davon wie einen Gewinn des eignen Lebens. Wer ihn kannte, der pries, wie Julian Schmidt das Gemüth, die Augen und die Gesundheit der Seele, die dem Dichter die Augen für jeden Quell der Freude offen hielten, auch wenn er viel entbehrte. In der That drückten neben dem wachsenden körperlichen Leiden schwere Lebenssorgen, Sorgen, die der Hinblick auf seine so fröhlich gedeihende Familie nicht mindern konnte, auf

den Dichter. Die bayrische Pension war nicht über das Jahr hinaus erstreckt worden, auf das sie ursprünglich gewährt worden war. Auch wenn Ludwig nicht in die Shakespearestudien gebannt, in ihnen gefangen gewesen wäre, so hätte er jetzt längst erkennen müssen, daß seine Art des Dichtens, seine Forderungen an sich selbst jenen litterarischen Erwerb, der die Sicherheit seines eignen Daseins und die Zukunft seiner Familie verbürgt hätte, schlechthin ausschlossen. Die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde," die erfolgreichste aller seiner Arbeiten, hatte ihm doch nur wenige hundert Thaler eingebracht. Am Ende des Jahres 1858 sah er sich genötigt, sich des so lange festgehaltnen, mit seinen Erinnerungen und mit dem bescheidnen Selbstgefühl, doch einen Fleck Erde sein zu nennen, verknüpften Besitztums, seines Gartens in Eisfeld, zu entäußern. Sein alter Schul- und Spielkamerad Johannes Recknagel, der ihn wie jeder Eisfelder, der nach Dresden kam, im Jahre 1857 besucht hatte, war der glückliche Erwerber des Gartens, auf dem schon längst, durch das Bedürfnis des Dichters und seines Haushalts veranlaßt, mancherlei Lasten ruhten. Für Ludwig war es ein tiefer Schnitt ins Leben, daß er das Grundstück, das er freilich seit nun sechzehn Jahren nur im Traum mit Augen erblickt hatte, dessen Bild sich aber mit tausend geheimen Fäden aus seinem frühern in sein gegenwärtiges Dasein hinüberspann, fortan missen sollte. Die wenigen tausend Gulden, die der Garten ihm brachte, der letzte Rest seines Vermögens, konnten voraussichtlich die Sorge nur eine gewisse Zeit von der Schwelle des Dichters fernhalten, und Ludwig hoffte um so zuversichtlicher, daß ihm in dieser Zeit gelingen würde, ein großes Drama zu vollenden, als sich eben jetzt mitten zwischen den Shakespearestudien der poetische Trieb in seinem Blute mit

Macht wieder zu regen begann, und er Mut faßte, noch einmal, ein letztesmal die Bernauertragödie zu beginnen und auszugeſtalten. Und diesmal ſollte es dem innerſten Weſen und Sinn der Volksüberlieferung, dem eigentlichen Kern der ganzen Bernauergeſchichte entſprechend wiederum eine verwegne Liebestragödie werden, die Darſtellung und der tragiſche Ausgang „einer waghalſigen Liebe, deren ſüße Frucht am Rande einer Schlucht gepflückt wird," die Liebe zweier heißblütiger Menſchen, „die ſich gegen den Weltwillen verbinden, aber an ihm ſcheitern, denen die Gefahr den Liebesmut zum Trotz erhebt," ſollte es die Darſtellung einer frevelhaften aber ſchönen Liebe auf dem Hintergrunde einer heißblütigen Zeit voll ſinnlicher Kraft und gewaltiger Leidenſchaft werden. In voller Reife war der Dichter zu dem Gefühl und der Anſchauung zurückgekehrt, die ihn in früher Jugendzeit mit einer gewiſſen Beſeligung erfüllt hatte. Wer den allein abgeſchloſſenen erſten Akt dieſer letzten Geſtaltung mit dem immerhin genialen und farbenreichen Fragment von 1856 vergleicht, dem bleibt kein Zweifel, daß die mächtig ſich regende Phantaſie dem Dichter den rechten Weg wies, und daß einzelne Wendungen und Ausdrücke, in denen das allzu ausſchließliche Studium Shakeſpeares zu Tage trat, leicht zu beſeitigen geweſen wären.

In dieſem Sommer von 1859 nahm das Leben des Dichters noch einmal einen frohern und wechſelreichern Aufſchwung. Das Gaſtſpiel der genialen Wiener Tragödin Julie Rettich, die nicht verſäumte, die Bekanntſchaft des Dichters der „Makkabäer" zu ſuchen, führte Ludwig wiederholt ins Dresdner Hoftheater, die Geſpräche mit der bedeutenden Frau wirkten erfriſchend und anregend, und ſo wenig Ludwig den Enthuſiasmus der Wiener Hofſchauſpielerin für Friedrich Halm teilen konnte und mochte, ſo empfand er

die poetiſche Tiefe, die gewaltige Darſtellungskraft der Künſtlerin in ihren Geſprächen. Sie konnte ihm berichten, daß am Wiener Burgtheater die Wiederaufnahme ſeiner beiden Trauerſpiele, des „Erbförſters“ und der „Makkabäer“ bevorſtehe, ſie konnte, was wenige Zeit ſpäter auch durch ihren jungen, für Ludwig leidenſchaftlichen erglühten und begeiſterten Kollegen Joſef Lewinsky geſchah, im Namen Laubes die Bitte an Ludwig richten, dem Burgtheater bald ein neues fertiges Werk aus ſeiner Feder zur Darſtellung anzuvertrauen. Damals durfte Ludwig im Nachklang der erlebten frohen Tage und mancher neuerweckten Hoffnung an Ambrunn berichten: „Für mich ſcheint ſich in nicht zu weiter Ferne endlich eine heitere Ausſicht in die Zukunft zu eröffnen. Darüber ſchreibe ich dir bald mehr. Werde mir nicht krank; bleibe jung, lieber Ambroſi, denn wir müſſen noch ſehr vergnügt mit einander ſein. Ich freue mich ſchon auf meine künftige Arbeiten; ich bin wie eine rechte Mauſekatze, die, wenn ſie recht Mäuſe fangen ſoll, nicht durch den Hunger ſondern durch einen gewiſſen Übermut getrieben werden muß. Alle Arbeit läßt ſich erzwingen und kann durch Anſtrengung geraten, nur nicht die Art Arbeit, die ſchlecht iſt, wenn ſie Anſtrengung verrät, die nur, indem ſie des Arbeitenden Heiterkeit und Behagen wiederſtrahlt, gut ſein kann.“ (An Ambrunn, Dresden, 13. Oktober 1859.) In jenen Tagen und unter dem friſchen Eindruck der günſtigen Nachrichten die er über die Aufführungen des „Erbförſters“ (am 29. September) und der „Makkabäer“ (am 15. Oktober) erhielt, geſtand der ſich niemals Überſchätzende ſich dennoch ein: „Ich habe Grund, überzeugt zu ſein, daß ich nun nach gewiſſenhaften Studien weiß, was zu einem geſunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wiſſens ſicher zu ſein. Nur

ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit, und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollte. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindung und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich von dem niederhaltenden Gewichte befreit wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät." (Ludwigs Hauskalender für 1859)

Niemand, dem das Herz für die Größe und Würde der deutschen Litteratur warm schlägt, und vollends niemand, der Otto Ludwig in der Geschichte seines Lebens kennen gelernt und erkannt hat, wird eine Niederschrift wie diese ohne ein Gefühl tiefer Trauer lesen. Es bleibt eine jener Unbegreiflichkeiten, für die man umsonst nach einer Erklärung sucht, daß es den zahlreichen und einflußreichen Freunden des Dichters nicht gelang, seine bescheidnen Wünsche nach mäßiger Sicherung seines Daseins, nach sorgenloser Entwicklung zu erfüllen. Wieder und wieder fragt man sich, ob es unter der ganzen Zahl der kunstsinnigen deutschen Fürsten keinen gab, der dem Dichter durch ein Jahrgehalt die so heiß ersehnte Unabhängigkeit des Geistes und das heitere Gleichmaß der Tage gewähren konnte, das er trotz Krankheit und innern Kämpfen gewonnen haben würde, wäre er nur von den äußern Bedrängnissen seines Lebens befreit worden? Wenn Dichterpensionen je einen Zweck und Sinn gehabt haben, so hätte dem Schöpfer der „Makkabäer" und der unvergänglichen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" eine solche zu teil werden und zu gute kommen müssen; auch nur *ein* vollendetes, abgeschlossenes Werk Ludwigs hätte die Verleihung reich aufgewogen. Bei den bescheidenen, auf das Notwendigste beschränkten Ansprüchen des Dichters und seiner Familie an das Leben würden wenige hundert Thaler jährlich, in einer Form dargeboten, die den berechtigten Stolz Ludwigs geehrt

und sein Zögern in der Ausführung und Vollendung seiner dramatischen Pläne angespornt hätte, hingereicht haben, das letzte Jahrzehnt des Dichters zu erhellen und zu erquicken. Selbst wenn sich Ludwigs eigne Empfindung getäuscht und die sein Leben wie sein Schaffen bedrängende Krankheit keine frische Entfaltung, keine endgiltige Gestaltung der Schöpfungen mehr zugelassen hätte, die seine reiche Phantasie fort und fort erzeugte, so hätte er schon mit dem bis dahin Geleisteten die Ehre und die Hilfe eines solchen Jahrgehalts wohl verdient gehabt. Es läßt sich nicht sagen, daß es in engern Kreisen an Verständnis für den Wert des Mannes und des Talents, an menschlich warmer Teilnahme für die Lage des Dichters gefehlt hätte. Vor allen Berthold Auerbach, Gustav Freytag und Julian Schmidt bemühten sich angelegentlich, Ludwig ein regelmäßiges Einkommen zu sichern. Die eben ins Leben tretende Schillerstiftung und die Tiedgestiftung beeiferten sich, aus ihren damals noch schmalen und beschränkten Mitteln dem Dichter ihren Beistand zu bieten. Auch der große, vom Prinzregenten und nachmaligen König Wilhelm von Preußen gestiftete Schillerpreis wurde Ludwig 1861 nachträglich für seine „Makkabäer" zuteil. Schützte dies alles den Bedrängten vor der schlimmsten Not und den härtesten Entbehrungen, so kamen diese Beihilfen doch anfänglich zu unregelmäßig, waren zu unzulänglich, um ihren eigensten Zweck zu erreichen und ihn wirklich vor den dunkeln Gespenstern der Lebenssorgen zu bewahren. In Ludwigs Gestirnen stand es leider geschrieben, daß er auch in der härtesten Lebensprüfung die stille Größe seiner Natur und die makellose Reinheit seines Charakters erweisen sollte.

Leiden und Scheiden

Seit dem Beginn und namentlich seit dem Ausgang des Jahres 1860 wurden die Krankheitsanfälle, denen Ludwig auch in den glücklichsten Jahren seines Lebens nur allzu häufig ausgesetzt gewesen war, nicht nur häufiger, sondern verwandelten sich in einen dauernden Zustand des Leidens, der der Familie wie den Freunden des Dichters Anlaß zu Bekümmernissen und ernsten Befürchtungen gab. Hielt Ludwig selbst die Hoffnung aufrecht, wenn nicht völlig gesund zu werden, doch arbeitsfähig und lebensfrisch in seinem Sinne zu bleiben („Die Schmerzen haben mich viel gehemmt aber sie haben mich auch viel gefördert, sie haben mich genötigt, was von moralischer Kraft in mir ist, zusammennehmen zu lernen; sie haben mir gezeigt, daß alles Glück ist, was man dazu macht, und daß die besitzenswerteste Kunst die ist, die das vermag!"), flößten einzelne Wochen und Monate entschiedner Besserung auch seiner besorgten Umgebung wieder frohere Zuversicht ein, und blieb während der fünf Leidensjahre die geistige Klarheit und Frische, die milde, ernste Ruhe des Kranken immer gleich bewundrungswürdig, so war es doch im ganzen überschaut ein erschütternder, das tiefste Mitleid erweckender Zerstörungsprozeß, dem die Natur des Dichters nach wenig mehr als einem Lustrum erlag. Die Krankheit zeigte gleich ihren frühern Vorboten ein wunderlich wechselndes Gesicht und behielt vom ersten

bis zum letzten Tage entschieden etwas Rätselhaftes. Ludwigs Arzt Dr. Ayrer in Dresden erstattete darüber bald nach dem Tode des Dichters (im „Dresdner Journal“ 1865, Nr. 79) einen Bericht, von dem ein Teil auch in der biographischen Skizze Heydrichs (Nachlaßschriften Bd. 1, S. 118) mitgeteilt worden ist, und aus dem zunächst hervorging, daß Ludwig erst im Mai 1862 ärztliche Hilfe („aus mangelndem Vertrauen in den Erfolg ärztlicher Leistungen“) in Anspruch genommen hatte. „Er klagte damals über unerträgliche Schmerzen, welche plötzlich eingetreten waren und sich auf die Gegend beschränkten, die der Lage der Leber entspricht und mit Schwellung derselben sich kombinierten. Ähnliche, doch keineswegs von gleicher Intensität begleitete Anfälle hatte Ludwig schon öfter gehabt. — Es war die Krankheit, die unter dem Namen Skorbut bekannt, bei Ludwig mit allen ihren Symptomen in intensiver Weise auftrat. Große Blutaustritte, durch sie bedingt, in der Umgebung der Gelenke, vornehmlich der Fußgelenke, und in ihnen selbst machten die Bewegung unmöglich. Da dieser Zustand häufig als Lähmung bezeichnet wurde, hatte damals die irrige Meinung Fuß gefaßt und hat sich auch nach seinem Tode noch verbreitet, er leide an einer Rückenmarksaffektion. Ganz allmählich nahmen zwar die charakteristichen Zeichen dieser Krankheit ab, kehrte auch infolge der Resorption der Blutflüssigkeit die Beweglichkeit der Glieder zurück, doch unter augenscheinlich fortschreitendem Siechtum des Körpers und nur um neuen Leiden Platz zu machen. In bunter Aufeinanderfolge traten die mannigfachsten zwar momentan nicht lebensgefährlichen, doch quälenden Leiden ein, so zwar, daß mit der Besserung des einen schon das Herannahen des andern bemerkt wurde. Er äußerte deshalb in unter diesen Umständen wunderbar humoristischer Weise, „daß sich seine Krankheit in den

Schwanz beiße.“ — „Meine Ansicht, daß er an Gallensteinen leide, wiewohl die Diagnose bei dem Fehlen einzelner fast stets bei dieser Krankheit sich einstellender Erscheinungen nicht als völlig gesichert anzusehen war, wurde durch die vielen bei der Sektion in den größern Gallenwegen der Leber und im Parenchym der Leber vorgefundnen Gallensteine bestätigt. Am ältesten ist die Gallensteinerkrankung; mit ihrem Auftreten im Organe der Leber geht häufig mangelhafte Beschaffenheit des Blutes Hand in Hand. Hieraus erklären sich leicht die Erscheinungen des Skorbut. Ebenso stehen nicht unwahrscheinlich die rheumatischen Leiden mit der ersten Affektion in innerm Zusammenhange, die ihm jedenfalls die quälendsten Stunden seines Lebens verursachten. Am heftigsten entwickelte sich der Rheumatismus am linken Kniegelenke, das bald bis zum doppelten Umfang anschwoll. Nicht allein, daß jede, auch die geringste passive Bewegung, ja Berührung des kranken Körpergliedes plötzliche, mit Zuckungen des Körpers verbundne Nervenschmerzen hervorriefen, auch ohne nachweisbare Ursache erschienen dieselben und tagelang in intensivster Weise und in nur durch kurze Pausen unterbrochnen Anfällen. — Lange noch, wie diese akuten Erscheinungen ihre Kraft verloren, schilderte er das ihm so entsetzliche Gefühl, seine Gliedmaßen als ihm nicht angehörige, von ihm getrennte Objekte betrachten zu müssen. Dieser Zustand war ihm deshalb so fürchterlich, weil, wie er sagte, mit ihm das Aufhören des „Menschseins“ beginne. Zu einer Zeit war Ludwig durch eine Entzündung des Herzbeutels, eine Krankheit, die häufig Begleiterin der rheumatischen Affektion ist, in Lebensgefahr. Während dieser Periode und der folgenden, welche einen fortschreitenden Verfall der Körperkräfte zeigte, war Ludwig im allgemeinen arbeitsunfähig, nur momentan hatte er Schaffungskraft; ja es mußten sogar längere Besuche

ſeiner Freunde, längere Geſpräche beſchränkt werden, da eigentümliche nervöſe Aufregungen ihnen ſtets folgten.

Keineswegs äußerte er ſich in kleinmütigen Klagen über ſeine Leiden, vielmehr wird mir die Energie Ludwigs ſtets unvergeßlich bleiben, jahrelang einen Zuſtand ohne Murren zu ertragen, in welchem unter unſäglichen Schmerzen die Herrſchaft über den Körper geſchwunden, das Bewußtſein aber klar war, daß der rege Geiſt durch die Reaktion körperlicher Krankheit zunehmend getrübt werden mußte. — Während das unbedeutendſte Leiden eines ſeiner Familienglieder ihm die quälendſten Nächte bereitete, fügte er ſich geduldig ſeinem trüben Loſe. Dieſe Energie ſchöpfte er nicht allein aus ſeiner ihm natürlichen geiſtigen Stärke, ſondern auch aus ſeiner echten, im reinſten Herzen wohnenden Frömmigkeit, die ſo oft und ſo ſchön aus ſeinen Worten hervorleuchtete.“ —

Der Bericht des Arztes giebt weder ein vollſtändiges Bild der Krankheit des Dichters, noch erklärt er die Folge geheimnisvoller und rätſelhafter Erſcheinungen, die im Verlauf der Jahre 1860 bis 1865 bei und an Ludwig ſichtbar und fühlbar wurden. Doktor Ayrer fügte ſelbſt dem ſchon mitgeteilten hinzu, daß im Laufe der Zeit „Kongeſtionen nach dem Kopfe, Verdauungsſtörungen, Herznervenzufälle, Schmerzen infolge des faſt bewegungsloſen Liegens ſeines immer mehr abmagernden Körpers, katarrhaliſche Erſcheinungen“ eintraten, und bemerkte, daß ihm nicht entgangen ſei, „daß ein nervös erregtes Leben des Geiſtes und Gemütes in einem männlich kräftig gebauten, doch unleugbar den Typus des Leidens tragenden Körper waltete.“ Wer könnte zweifeln, daß dieſe wachſende geiſtige Erregtheit ihre Wurzel in dem raſtloſen Drange des Dichters nach ſchöpferiſcher Bethätigung ſeiner Kraft und der beſtändig wieder ſchmerzvoll empfundnen

Unmöglichkeit hatte, sich diesem Drange unbekümmert zu überlassen? Wenn Ludwig am 30. Dezember 1860 an Heydrich melden mußte, daß seine Augen so unbrauchbar seien, daß er beim Lesen „die Wirkung des weißen Papiers nicht ertragen könne, welche die Buchstaben grün macht und übereinander steigen läßt," wenn Auerbach ihn um Pfingsten 1863 schmerzlich resigniert sagen hörte: „Mein Unterleib verlangt Bewegung, meine Füße werden davon krank, und also gehts nicht," und ihn in einem Zustande fand, bei dem er mit der rechten Hand gar nichts halten konnte, „mit der linken höchstens ein Blatt Papier. Lesen kann er nicht, vorlesen lassen auch nicht, nichts als rauchen aus seiner langen auf dem Boden aufgestellten Pfeife" (Berthold Auerbachs, Briefe an Jakob Auerbach. Band 1, Seite 260); wenn einzelne Besucher mitten im lebhaften Gespräch mit ihm schon aufs tiefste seine leibliche Hinfälligkeit schmerzlich empfanden, so waren das zunächst nur besonders ungünstige Momente, die von vielen bessern unterbrochen wurden. Bleibend aber war vom leidvollen Beginn bis zum erlösenden Ausgang dieser Leidensjahre die eigentümliche Erkrankung seines Nervenlebens, die keine andre geistige Fähigkeit aufzuheben schien, als die Willenskraft, die an einer bestimmten Stelle einsetzen, abschließen und zu einem Ziel gelangen kann, bleibend der Bruch zwischen der Macht der Phantasie und der Ohnmacht des Arbeitsvermögens, bleibend auch die tief einsiedlerische Stimmung, die ihn selbst in den Wochen und Tagen, wo er allenfalls das Haus noch hätte verlassen und mit der Welt in Berührung treten können, in sein Zimmer und das Gärtchen vor seinem Hause bannte. Noch 1860 besuchte er in langen Zwischenräumen eine Theatervorstellung oder ein Konzert, entzückte sich am seelenvollen Spiel Clara Schumanns, oder sah mit zweifelndem Erstaunen die wunderliche Umdeutung, die ein Schauspielvirtuose wie Bogumil Dawison mit

Shakespeares charakteristischem Shylock vornahm. (In den „Shakespearestudien" schrieb er darüber: „Gesehen Davisons Shylock. Eine fast edle tragische Gestalt ohne Jüdeln. Wie er die Rolle zu tief, nahmen die andern ihre zu flach, wodurch alle Haltung verloren ging.") Nach 1861 setzte er kaum je den Fuß über die Pforte des Hauses hinaus, in dem er wohnte.

Nur die Nächststehenden seiner zahlreichen Besucher, die auch an schmerzvollen Tagen und solange es irgend anging Zutritt zu ihm fanden, wußten um 1861 und 1862 schon, wie krank Ludwig war. Viele andre konnten sich bei der wunderbaren Frische seines Geistes, der Vielseitigkeit seiner Theilnahme an allen höchsten und tiefsten Fragen der Kunst, bei dem Reiz der ungeminderten Schlagkraft und bei dem Ausdrucksreichtum seiner Gespräche noch jahrelang über seinen Zustand täuschen. Das Bedürfnis des Dichters, sich über seinen Zustand zu erheben, gab ihm eine Stärke, angesichts deren Fremde und Fernstehende unbedingt darauf vertrauten, daß Ludwig nach vorübergehenden Leiden in neuer Gesundheit und Schaffenskraft erstehen werde. Im eingehenden Gespräch mit ältern und jüngern Freunden vergaß er nicht nur selbst, was ihm die Schwingen lähmte, er machte es auch andere vergessen. Berthold Auerbach in seinen Briefen an seinen Vetter Jakob, Josef Lewinsky in den pietätvoll aufgezeichneten und später veröffentlichten „Gesprächen mit Otto Ludwig" haben davon Zeugnis abgelegt; ein deutliches Bild, wie die endliche Welt mit ihrer Unzulänglichkeit und Qual vor dem Unendlichen, das in seiner Anschauung und Seele lebte, zurücktreten mußte, gewähren auch die Erinnerungen des Dr. Hermann Lücke — gegenwärtig Professor der neuern Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule und Kunstakademie zu Dresden —, der seit dem Anfang der sechziger Jahre zu jenem kleinen Kreise jüngerer Künstler und Gelehrten gehörte, der

ſich den ältern unverändert treuen Freunden Ludwigs angeſchloſſen hatte, und zu dem unter andern die Maler Leonhard Gey und Ernſt Schaller (der talentvolle, leider früh geſchiedne Sohn von Ludwigs Jugendfreund Karl Schaller) gerechnet werden müßen. Profeſſor Dr. Lücke berichtet:

„Während meiner Studienzeit in Leipzig war unter dem tiefen Eindruck der Dichtungen Otto Ludwigs der Wunſch auf das lebhafteſte in mir rege geworden, den Dichter perſönlich kennen zu lernen. Die Erfüllung meines Wunſches verdankte ich meinen verehrten Lehrer Chr. Herm. Weiße, der Otto Ludwig befreundet war. Seit dem Frühjahr 1860 bis nahe an die Zeit von Ludwigs Tode war mir das Glück, mit ihm perſönlich zu verkehren, vergönnt. Mit tiefſter Dankbarkeit, mit dem Gefühl innerer Erhebung, aber auch mit tief ſchmerzlichen Empfindungen denke ich an dieſe Zeit zurück. Denn eine Zeit unſäglich ſchweren Leidens war für den edeln Dichter der größte Teil dieſer letzten Jahre.

Unauslöſchlich iſt mir ſein Bild in die Seele geprägt. In ſeiner ganzen Erſcheinung lag etwas ſo Ungewöhnliches und Eigenartiges, daß jeder beim erſten Blick von ihr gefeſſelt ward: eine hohe, etwas gebeugte Geſtalt, das große Haupt von langem, ſchwarzem Haar umrahmt, der Bart bis auf die Bruſt herabreichend, die Stirn über den ernſten tiefliegenden Augen hochgewölbt, trotz des Leidens beinahe faltenlos klar. Die Stimme hatte einen eigentümlich weichen, gedämpften Klang. Die tiefe Innerlichkeit ſeiner Natur gab ſich in jedem ſeiner Worte zu empfinden.

Als ich ihn kennen lernte, geſtattete ihm ſein Leiden noch freie Bewegung; von Zeit zu Zeit konnte er noch kleine Spaziergänge unternehmen, auf denen ich ihn bisweilen begleitete. Später feſſelte ihn die Krankheit immer häufiger ans Zimmer, in den letzten an-

derthalb Jahren vermochte er das Siechbett nicht mehr zu verlassen.

Auch in dieser letzten Passionszeit war er mit poetischen Plänen unausgesetzt beschäftigt. Eine Welt von poetischen Gedanken trug er noch in sich, die ans Licht wollte. Wenn der Dämon der Krankheit ihm einige Zeit Ruhe ließ, da erhob sich seine schöpferische Kraft wohl plötzlich und staunenswert mächtig, da entquollen ihr Bilder von überraschendem Glanz und Töne von wundervoller Tiefe und Innigkeit. Manches von dem, was er in dieser letzten Zeit geschrieben hat — namentlich einige Stellen in dem dramatischen Fragment „Tiberius Gracchus" —, gehört ja zum Schönsten, was wir von seiner Hand besitzen. Alles aber blieb Bruchstück. Wer vermochte die innere Qual dieses edeln, mit dem hinsiechenden Körper vergeblich ringenden Geistes ganz nachzuempfinden. Er war noch so reich an großen Entwürfen, er hatte der Welt noch so viel zu sagen, und ihm war auferlegt, zu verstummen. Bewundrungswürdig war sein Dulden. Sein schwerstes und tiefstes Leiden hat er still in sich verschlossen; selten sprach er von seinem körperlichen Zustande; ein Wort der Klage habe ich nur einmal aus seinem Munde vernommen.

Schon lange bevor seine Krankheit in das letzte, gefährliche Stadium eintrat, waren seine Nerven so empfindlich und reizbar geworden, daß er, der musikalisch so Hochbegabte, auf das Anhören von Musik völlig verzichten mußte. Für diese Entsagung vermochte er sich freilich, wie er selbst sagte, schadlos zu halten. Er besaß die Partituren zu allen Mozartschen Opern, zur Bachschen Matthäus-Passion, zu Haydns und Beethovens Symphonien und zu zahlreichen andern Musikwerken. In den letzten Jahren waren sie auf einem Regal dicht an seiner Lagerstätte aufgestellt. Das Lesen der Partituren ersetzte ihm, wie er ver-

ſicherte, faſt vollkommen den Genuß einer orcheſtralen Aufführung. Noch in der letzten Zeit traf ich ihn mehrmals bei ſolcher Lektüre; von der auf ſeinem Bette liegenden Partitur aufblickend, ſagte er lächelnd, er habe ſich ſoeben ein ſchönes Konzert veranſtaltet.

Mit der ſchlichteſten Liebenswürdigkeit war er jederzeit, wenn ſein Zuſtand nur einigermaßen erträglich war, bereit und geneigt, im Geſpräche ſich mitzuteilen. Immer und ſofort wendete er die Unterhaltung auf Gegenſtände von ernſter Bedeutung. Bisweilen ſprach er zögernd, ſtockend, nach dem rechten Wort, ſuchend; dann folgte in der Regel plötzlich ein Ausdruck von ſchlagender, glänzender Bildlichkeit, der den Gegenſtand, um den es ſich handelte, in überraſchendes Licht ſtellte. In der Zeit meiner erſten Beſuche beſchäftigten ihn vornehmlich die Shakeſpeareſtudien; manches Geſpräch hatte nur Shakeſpeare zum Inhalt. Der Stil der großen Tragödie war damals das Ziel, auf das Ludwig ſein ganzes Denken und Dichten gerichtet hatte; an Shakeſpeare ſtrebte er die künſtleriſchen Geſetze dieſes Stils zu ergründen. Mit beſonderer Vorliebe, in immer neuen geiſtreichen Wendungen, kam er in der Unterhaltung auf Shakeſpeares ſtaunenswerte Kunſt im poetiſchen Ausdruck der Affekte und Leidenſchaften zu ſprechen; in der Wirklichkeit äußre ſich der Affekt in der höchſten Steigerung eigentlich nur in Interjektionen; Shakeſpeare mache den Affekt auch in ſolchen Momenten beredt, und bewunderungswürdig ſei, wie die poetiſche Sprache, in die er den Naturlaut überſetze, ſo völlig den Klang, die Färbung des Naturlauts behalte; die verſchiedenartige Bewegung der Affekte ſpiegle ſich ſelbſt im Rhythmus des Verſes. In dem erſten Monolog Hamlets bewege ſich der Vers ſtoßweiſe, in kurzen Intervallen, wie das Atmen des Seufzenden. Von ſich ſelbſt ſagte Ludwig, er ſei im Ausdrucke des Affekts früher häufig zu natura-

liſtiſch lakoniſch geweſen. Dieſer Lakonismus wirke beklemmend, während jene poetiſche Beredſamkeit, indem ſie zur Mitleidenſchaft hinreiße, zugleich eine befreiende Wirkung ausübe. Die dichteriſche Kunſt Shakeſpeares in der Sprache, in der Zeichnung der Charaktere, in der Führung der Handlung, das eigentlich Künſtleriſche in Shakeſpeare war der Punkt, auf den es Ludwig abgeſehen hatte, und aus ſeinen ſchon früher veröffentlichten Shakeſpeareſtudien iſt ja bekannt, mit wie genialem Scharfblick er hier überall in die Tiefe drang, wie geiſtvoll er die wichtigſten Momente in Shakeſpeares Kunſt erläutert hat. Freilich wohl hat ihn die Bewunderung Shakeſpeares in der Beurteilung andersgearteter Geiſter vielfach auf das offenbarſte ungerecht gemacht. Auch iſt wohl richtig, daß er ſich bei dieſen Studien nicht ſelten mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit in ein grübleriſches Sinnen verlor, das für ihn ſelbſt etwas Lähmendes hatte. Eine Zeit lang hatte ſich das Leidenſchaftliche ſeiner Natur ſozuſagen in die Reflexion geworfen, ſodaß ſeine produktive Kraft darunter zu leiden begann. Er ſelbſt bekannte, er habe ſich an dem großen Problem zu Zeiten müde geſonnen. Den unermeßlichen Gewinn, den er aus dieſen Studien geſchöpft hatte, ſollte er in einem vollkommen abgeſchloſſenen Werke nicht mehr zu verwerten imſtande ſein. In ſchmerzlichſter Erinnerung ſind mir die Worte, in denen ich Ludwig — es war in den letzten Jahren — jenes einzige mal über ſeinen Zuſtand klagen hörte. „Ich fühle“, ſagte er, „daß ich nichts mehr werde vollenden können; die Mittel, die Inſtrumente habe ich in der Hand und kann ſie nicht anwenden.“

Von ſeinen Arbeiten wendete ſich das Geſpräch nicht ſelten auf das Gebiet der bildenden Kunſt. Das Intereſſe an ihr war in Ludwigs Natur tief begründet. Staunenswert feſt und ſicher waren die Ein-

drücke, die er von Werken der Malerei ſowohl, wie der Plaſtik empfing. Sein Formengedächtnis war von merkwürdiger Kraft. Die Dresdner Galerie hatte er, als ich ihn kennen lernte, wegen ſeines körperlichen Befindens lange Jahre nicht beſucht, gleichwohl bewahrte er von einer überraſchend großen Zahl von Gemälden die beſtimmteſte, bis in die einzelſten Züge deutliche Vorſtellung. Er hatte die Gemälde, wie er ſagte, auswendig gelernt. Häufig war der Eindruck, den er von bildneriſchen Werken hatte, ſo ſtark, daß er ſie lange in der Deutlichkeit von Hallucinationen vor ſich ſah. Von Rubens berühmter Kreuzabnahme, von der ihm ein Freund eine Photographie gebracht hatte, erzählte er, daß ſich ihm das Bild beim Leſen lange Zeit wie körperlich zwiſchen Schrift und Auge gedrängt und die Zeilen des Buches verdeckt habe. — Als ein Zeugnis für die ungewöhnliche Stärke ſeines Farbengefühls kann ſchon jenes intereſſante Bekenntnis Ludwigs über das „Formen- und Farbenſpektrum“ gelten, in dem er in den Shakeſpeareſtudien die Entſtehung ſeiner poetiſchen Geſtalten ſchildert. Die großen Koloriſten der italieniſchen und niederländiſchen Schule hat er ſtets am meiſten bewundert. Von Tizians Gemälden in der Dresdner Galerie war die ſogenannte „Geſegnete“, von der er eine treffliche farbige Kopie beſaß, ſein Lieblingsbild. Er erzählte, es habe ſich ihm oftmals von ſolchen koloriſtiſchen Meiſterwerken die farbige Stimmung gleichſam abgelöſt, ſie ſei gewiſſermaßen ſelbſtändig geworden und habe ſeine Phantaſie auf das mannigfachſte poetiſch befruchtet.

Die Gabe des künſtleriſchen Sehens, die bei Ludwig in ſo hohem Maße entwickelt war, hatte, wie natürlich, zu ihrer Vorausſetzung eine tiefe Empfänglichkeit für alle Eindrücke der äußern Welt. Sein realiſtiſcher Blick, die Schärfe der Beobachtung von

Menſchen und Dingen, die aus ſeinen Dichtungen in ſo packenden Zügen ſpricht, dieſe geiſtige Energie in der Erfaſſung der Außenwelt erſcheint doppelt bewundrungswürdig, wenn man weiß, wie ſehr er von Jugend auf geneigt war, einſam und auf ſich ſelbſt zurückgezogen zu leben. Mit der Natur und der ganzen Außenwelt ſtand dieſer uomo singolare, wie die Italiener der Renaiſſance ihn genannt haben würden, in einem — man möchte ſagen — geheimnisvoll innigen Verkehr; ein wunderbar inniges „Mitleben mit und an allen Dingen," wie es Jacob Burkhardt an einem großen Meiſter der bildenden Künſte rühmt, war die Quelle, aus der das intenſive Leben ſeiner dichteriſchen Schöpfungen floß. — Von den Eindrücken ſeiner Jugendzeit in der thüringiſchen Heimat ſagte er, ſie ſeien ihm eine Fundgrube von dichteriſchen Motiven, die ſich nicht ausſchöpfen laſſe. Bisweilen — es iſt das öfters bemerkt worden — hat man bei Ludwigs Dichtungen den Eindruck, als wolle die Macht der Empfindung, die wie ein heißer Strom in ihnen pulſiert, die künſtleriſche Form gleichſam zerſprengen. So mächtig ſeine Geſtaltungskraft war, bisweilen ſcheint es, als habe er ſeine eigne Empfindung und die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie nicht mit voller künſtleriſcher Freiheit zu beherrſchen vermocht. Schiller bemerkt einmal in einem Briefe an Goethe, daß die Iſoliertheit und Eingeſchloſſenheit der Exiſtenz, die dichteriſchen Naturen den Ernſt, die Tiefe und Innigkeit der Empfindung bewahre, ſie nicht ſelten hindre, zu einer vollen Freiheit und Ruhe der künſtleriſchen Geſtaltung zu gelangen. Vielleicht darf man ſagen, daß auch Ludwigs dichteriſches Schickſal von Anfang an auf ähnliche Weiſe bedingt war." —

Hermann Lückes Aufzeichnungen ſpiegeln treu den Eindruck, den die mit Ludwig näher Verkehrenden auch in deſſen Leidensjahren fort und fort empfingen. Nur

ſelten getrübte Klarheit des Geiſtes, männliche, klaglose Ergebung in ein Geſchick, von dem Julian Schmidt mit allem Recht ſagen mochte, daß „der gute Weltgeiſt mit Ludwigs Gliedmaßen abgeſchmackte Experimente vorgenommen habe," und unabläſſige geiſtige Arbeit, ſo lange, ja oft länger als ein Widerſtand gegen die Wucht körperlicher Schmerzen und Ermattung möglich war, blieben die Mittel, durch die ſich der Dichter als eine lebendige, in ihrem verengten Kreiſe mächtig wirkſame Perſönlichkeit aufrecht erhielt. Als geiſtige Arbeit aber nahmen die Shakeſpeareſtudien um ſo mehr von Ludwigs Zeit und vom Reſt ſeiner Kraft Beſitz, als die eigentümliche Art, in der er ſie betrieb, ſich mit den wechſelnden Zuſtänden ſeines kranken Körpers und mit den längern Unterbrechungen, zu denen er gezwungen war, am eheſten vereinigen ließen. Die Niederſchriften, die er ſchon im Jahre 1855 begonnen und von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr fortgeſetzt hatte, wuchſen im letzten Luſtrum ſeines Lebens unabläſſig an, und ſo oft er auch jetzt noch den Vorſatz faßte, ſie mit der ſchaffenden Thätigkeit zu vertauſchen, ſo emſig er Seiten auf Seiten in den kritiſchen Betrachtungen der Studien ſelbſt oder neben ihnen, in beſondern Planheften, mit detaillierten Entwürfen künftiger dramatiſcher Werke in immer enger und gedrängter werdender Handſchrift bedeckte, ſo entzog er ſich damit dem dämoniſchen Einfluß einer ihn beherrſchenden krankhaften Vorſtellung je länger um ſo weniger. Nicht das war das Ängſtliche bei dieſen unabläſſig erneuerten Bemühungen, daß ſich dem Dichter die Wertverhältniſſe aller andern Dichtungen gegenüber Shakeſpeares gewaltiger Kunſt verrückten, daß er vielleicht nur darum oder doch mit darum Gervinus Buch über Shakeſpeare ſo hoch pries, weil dieſer in ähnlicher Einſeitigkeit befangen war —, was Ludwig an Genuß und Erkenntnis andrer Dichter verlor, ge-

wann er vielleicht doppelt an Genuß und Erkenntnis Shakeſpeares. Auch das Bedenken war gering anzuſchlagen, daß er bei dem raſtloſen Umwandeln des britiſchen Dichterkoloſſes auf Seitenpfade geriet, die nicht ſeine eigenſten Wege waren, und daß er uns gelegentlich „durch einen Erklärungsverſuch befremdet, der eine fertige hiſtoriſch-philologiſche Bildung verlangt, alſo der Intuition des Künſtlers allein nicht gelingen kann.“ (H. v. Treitſchke, Aufſätze, Bd. 1, S. 455) Das wäre doch immer nur ein Mangel der „Shakeſpeareſtudien“ geweſen, der vor der Veröffentlichung beſeitigt, oder wenn nicht beſeitigt, erörtert werden mochte. Die krankhafte Vorſtellung lag darin, daß ſich Ludwig mit jeder neuen Einſicht in die Kompoſitionsgeheimniſſe Shakeſpeares gedrungen fühlte, eine neue Umwälzung ſeines eignen poetiſchen Menſchen vorzunehmen, daß ihm unter dem Gewicht der grübleriſchen Reflexion über Shakeſpeare und ſeine Vollendung zu Zeiten die einfache Wahrheit entſchwand, daß auch im kunſtvollendetſten und muſtergiltigſten Dichter ein flüchtiges und flüſſiges Element, ein ſubjektives Etwas bleibt, das wohl empfunden und genoſſen, aber in keine äſthetiſche und dramaturgiſche Formel gebannt werden kann, das ſich der greifbaren und praktiſchen Verwertung entzieht. Wenn irgendwo, ſo machten ſich die Wirkungen der Krankheit in der an Eigenſinn grenzenden Beharrlichkeit geltend, mit der von Vierteljahr zu Vierteljahr der kranke Dichter zu ſeinen Shakeſpeareſtudien zurückgriff und immer aufs neue erwartete, den Zielpunkt für dieſe Studien zu finden, der natürlich immer weiter hinausrückte und noch in grauer Ferne lag, als der Sterbende die letzten Blätter mit kaum leſerlichen Unterſuchungen über die Skala von Vorſtellung, Gefühl, Bewegungsdrang und Handlung bei Shakeſpeare oder über die Cäſuren der Shakeſpeariſchen Verſe bedeckte. Die ohnehin zu ſtarke Neigung Ludwigs zur Selbſt-

beobachtung, zur kritiſchen Belaurung ſeiner ſchöpferiſchen Regungen wurde durch die Beſchäftigung mit den Shakeſpeareſtudien und den in jedem Augenblick wachen Vergleich der erſt in der Phantaſie entſtandenen und noch nicht verkörperten Werke mit Shakeſpeares Dichtungen ſehr weſentlich geſteigert.

Der einſame Denker glich zuletzt in ſeinem Verhältnis zu Shakeſpeare einem Bergmanne, der bis in die letzten Tiefen, die erſchloſſen und erſchließbar ſind, hinabgeſtiegen, ganz wohl weiß, daß er den Glutkern der Erde nicht erreichen noch erſpähen kann, der aber ein geheimes Gelüſt, auch dies zu verſuchen, nicht überwinden will. Bei jeder neuen Ausfahrt bringt er noch koſtbares Metall zu Tage, das er unbefriedigt um ſich her häuft; aber alsbald treibt es ihn wieder hinab, den unmöglichen Verſuch zu erneuern. Man darf wohl ſagen, daß dieſe grübleriſche Luſt mit dem Wachſen der Krankheit gleichfalls wuchs, was freilich nicht hinderte, daß Ludwig an einzelnen Tagen die ganze Gefahr, die ihm daraus erwuchs, vollkommen überſah und in einzelnen Monaten mit der Macht ſeiner Phantaſie den übermächtig gewordnen Reflexionstrieb vollſtändig beſiegte. Zu Anfang der ſechziger Jahre faßte er den Plan, ſich durch eine Redaktion und Veröffentlichung der Hauptgedankenzüge und der Hauptreſultate ſeiner tagebuchartigen und ungeordneten Niederſchriften von ihnen zu erlöſen; da aber auch dieſe Arbeit eine längere ſchmerzensfreie Zeit erfordert hätte, als ihm damals zu teil wurde, ſo unterblieb auch dies, und Ludwig verſenkte ſich immer von neuem in ſeine Forſchungen und Betrachtungen, die, ihm unbewußt, ſogar die Färbung ſeiner Geſundheitsumſtände annahmen. Fühlte ſich der Leidende einigermaßen friſcher und freier, ſo durchdrang der urſprüngliche Gedanke die Shakeſpeareſtudien, daß ſie Hilfsmittel und Handhaben ſeiner künſtleriſchen Selbſtbildung werden ſollten; überwältigte den

Dichter das Bewußtsein seines aussichtslosen Siechtums, so deuchte ihm wohl gegenüber der Herrlichkeit und staunenswerten Vollendung des Shakespearischen Dramas alles eigne Schaffen, namentlich in so ungünstiger Zeit, der helle Überfluß. Doch ist es bezeichnend ebensowohl für die unverwüstliche Macht des schöpferischen Triebes in Ludwig, wie für die Klarheit, zu der sich sein Geist immer wieder durchrang, daß gerade in den letzten beiden Leidensjahren sich schöpferische Anläufe zwischen die immer grüblerischer und unlösbarer werdenden Fragen drängten, die dem rastlos sinnenden Kranken aus jeder neuen Lektüre des „Othello" oder „Coriolan" hervorquollen.

Der objektive Werth der „Shakespearestudien", die Fülle der in ihnen aufgespeicherten genialen Erkenntnisse und tiefreichenden Beobachtungen, wird durch die schmerzliche Einsicht nicht gemindert, daß sie für den Dichter persönlich nicht erfüllten, was er ursprünglich von ihnen gehofft hatte. Denn für gewisse Geister und Bildungsrichtungen stehen die kritischen Untersuchungen und Offenbarungen Ludwigs selbst höher, als seine dichterischen Schöpfungen. Ein Ehrenplatz in der dramaturgischen und aesthetischen Litteratur mußte ihnen bei ihrer ersten Veröffentlichung sofort eingeräumt und wird ihnen nie wieder bestritten werden. Wenn Ludwig in spätern Jahren selbst Hoffnungen für seine Familie auf diese geistige Hinterlassenschaft setzte, so täuschte er sich wahrlich nicht über den Reichthum ihres Inhalts, sondern allein über die Empfänglichkeit weiter Kreise für diese wunderbaren Zeugnisse tiefsten Künstlerernstes und schöpferischer Kritik.

Im Beginn der Leidensjahre wachte bei Ludwig gelegentlich noch der Wunsch auf, sich durch Verzichtleistung auf seine höchsten künstlerischen Forderungen dem Druck der Sorge zu entwinden, der außer dem Druck der Krankheit auf ihm und seiner Familie lag. Dann

ſchrieb er wohl mitten in die Shakeſpeareſtudien hinein: „Ich bin auf einen Entſchluß gekommen, der mir wieder neuen Lebensmut bringen muß, wenn es mir gelingt, über die Kluft glücklich hinüberzukommen, die tiefer und weiter vor mir gähnt als vorher. Es geht ſo nicht länger fort. Ich muß wenigſtens ſo lange meine Arbeit zu einem Geſchäfte machen, bis ich ein Kapital erarbeitet, groß genug, um dann mit Gemütsruhe wieder an ein wirklich Dichterwerk zu gehen. — Was ich poetiſch wollte, liegt vom Zeitgeſchmacke des Augenblicks ab, iſt aber in einem tiefen, noch nicht genug erkannten Bedürfniſſe des Jahrhunderts begründet und müßte ſich allmählich ſiegend durchſetzen. Aber nicht, wenn das allzu augenblickliche Anpochen der Not Stimmung und Kraft, die ohnehin meine Kränklichkeit mir ſparſam zumißt, paralyſiert, und die Nötigung, zu borgen, den ganzen Menſchen, den poetiſchen zumeiſt, vor ſich ſelbſt erniedrigt. — Das geht nicht mehr. Ich muß es wagen, meine poetiſche Kraft in Gefahr zu ſetzen und meine höchſten Pläne für immer aus den Augen zu laſſen. — Geſetz: „jeden Tag muß ich, ſei es an Erzählendem oder Kritiſchem, ſoviel niederſchreiben, daß ich wenigſtens zwei bis drei Thaler damit erwerbe.“ Doch unmittelbar neben der Niederſchrift dieſes Vorſatzes ſteht das erſchütternde Bekenntnis: „Auf dieſe Weiſe, wie hier neben, mache ich, wenn ich wohl bin, Rechnung ohne den Wirt und vergeſſe, wie wenig ich auf Fortdauer dieſes Wohlſeins rechnen darf. Dies ſchrieb ich vorgeſtern, und heute bin ich kaum imſtande, mich nur wach zu halten, ſo hat Rheuma mir den Kopf bis in den Nacken eingenommen; vorgeſtern beſaß ich geiſtige Gewandtheit, der keine Wendung zu ſchwer erſchien, eine ganze Arbeit überſah ich in Klarheit bis in das kleinſte Detail, heute kann ich mich kaum entſinnen, wovon die Arbeit überhaupt handelt, und aus dem vergeblichen Sinnen wird immer wieder wacher

oder wirklicher Schlaf, gänzliche Gedankenlosigkeit. O, das ist schlimm für Frau und Kinder; es wäre es noch mehr für mich, wenn ich mir die Sache klar vorstellen könnte." (Shakespearestudien, Bd. IV der Handschrift, S. 99) Ungefähr um diese Zeit richtete Ludwig einen längern Brief an den Dresdner Verlagsbuchhändler Kunze, in dem er den Plan darlegte, aus der Fülle seiner dramatischen Entwürfe ein Novellenbuch zu gestalten und so gleichsam den umgekehrten Weg Shakespeares einzuschlagen, der aus Novellen Dramen herausgebildet hatte. Zwar fuhr Auerbach auf der Stelle mit freundschaftlichem Eifer dazwischen und schrieb ihm: „Thu ja nie etwas derartiges ganz allein für dich, du weißt, daß du es dabei immer verfehlt hast, und daß ich Glück für dich hatte, und ich bin, wo ich sei, nach wie vor bereit, dein curator bonorum oder Kommissionär zu sein, wie du es nennen willst." (Auerbach an Otto Ludwig, Berlin, 10. April 1861) Er ermahnte zu gleicher Zeit den Freund, sich wiederum der Erzählung zuzuwenden: „Ich habe dich ja immer beim Dramatischen festhalten wollen, du bist der einzige, der Theater und Poesie einen könnte; aber wenns nicht geht, dürfen wir uns nicht ewig mit Intentionen tragen, wir müssen dem zur Hand sein, was der Tag giebt und erheischt." Doch Ludwig überzeugte sich rasch, daß die Novellen, die er seinen dramatischen Entwürfen und Bruchstücken abgewinnen konnte (er begann wirklich, Agnes Bernauer wie er sie schaute, in erzählende Form zu gießen), nicht einmal das ärmliche Bedürfnis des Augenblicks decken würden, und mußte sich eingestehen, daß ihm für die moderne Erzählung das Detail des gewöhnlichen Lebens ganz fremd, bis zum Lächerlichen fremd geworden sei. Selbst Auerbach mußte sich, als er 1863 den schon erwähnten mehrtägigen Pfingstbesuch in Dresden und bei Otto Ludwig abstattete, überzeugen, daß es nutz-

los ſei, den ſchwer Leidenden zum Arbeiten in ſeinem Sinne, unmittelbar für die Buchdruckerpreſſe, aufzuſtacheln. „Wenn ich Ludwig reden höre,“ meldete er ſeinem Vetter, dem Frankfurter Rabbiner, „meine ich, er müßte das diktierend zu einer Arbeit zuſammenbringen können, und doch kann er nicht, und wenn ich ihn drängte und weiter drängen will, halte ich bald wieder inne und lenke ein, ich meine, ich ſehe die Schmerzenszüge ſeiner Seele, die ſolche Zumutung doppelt ſchwer empfindet.“ (Berthold Auerbachs Briefe an Jakob Auerbach, Bd. I, S. 264)

Wohl hatte angeſichts dieſer Lage Auerbach mit dem Stoßſeufzer recht: „Was iſt Leben? Es iſt der Frühling ſo hell, und da liegt der herrliche Freund, und hat das herrlichſte Empfinden in ſich, und kann es nicht artikuliren,“ aber auch der kranke Dichter war im Recht, wenn er, wie die Dinge einmal lagen, den Reſt ſeiner Kraft und die ſchmerzfreien Tage, auf die er noch hoffte, nur mehr für ſeine dramatiſchen Pläne einſetzen wollte. So oft es ihm gelang, den Ring der Reflexion zu ſprengen, den ſein Shakeſpeareſtudium beengend, ja manchmal preſſend um ihn legte, ſo oft waren es dramatiſche Handlungen und dramatiſche Geſtalten, die er vor Augen ſchaute, und denen er in ſtummer Freude am erſtehenden Leben folgte, bis die Bilder wie die Geſtalten ihm wieder entſchwanden und ihm nur Hoffnung auf ihre Rückkehr ließen. Auch die wenigen äußern Eindrücke, die noch in ſein ſtilles Krankenzimmer drangen, ſchloſſen meiſt eine Mahnung in ſich, daß ſein Talent dem darniederliegenden deutſchen Drama großes verheißen habe. Die letzte Freundſchaft, die Ludwig gegen den Ausgang ſeines Lebens hin ſchloß, war die mit Joſef Lewinsky, einem der Darſteller, die es ganz begriffen haben, daß die große Schauſpielkunſt nur im engſten Bunde mit der ſchöpferiſchen Dichtung gedeiht, und

deſſen enthuſiaſtiſche Bewunderung Ludwigs nicht ſporadiſch müßig, ſondern unabläſſig und werkthätig war. Wenn ihm Lewinsky im Winter 1862 nach einer Neuaufführung der „Makkabäer“ im Wiener Hofburgtheater meldete: „Mein teuerſter Freund! Soeben komme ich aus dem Theater, und trunken von der Schönheit des heutigen Abends, erhoben von dem ungeheuern Eindruck, welchen die „Makkabäer“ auf die gedrängte Menge der Zuſchauer hervorgerufen, kann ich in der Freude meines vollen Herzens es nicht über mich gewinnen, davon zu ſchweigen. Und ſo ſage ich Ihnen denn, daß Ihr Werk heute das Haus bis an den Giebel füllte, und die Menſchen halb in der Luft ſchwebend Ihr großes Wort vernahmen und durch das ganze Stück hindurch mit einem wahren Enthuſiasmus erfüllt waren, und der rieſenhafte fünfte Akt der weihevollen Stimmung die Krone aufſetzte. Ach, warum kann ich Sie und Ihre liebe Frau an ſolchen Abenden nicht herzaubern“ (Lewinsky an Otto Ludwig, Wien, 21. Dezember 1862), wachten bei Ludwig die ſehnſüchtigen Wünſche nach freiem Schaffen wieder auf. Und wenn der warmherzige Künſtler die ſchönen Kinder des Freundes grüßen und ihnen ſagen ließ, „ſie mögen Gott täglich bitten, daß er ihrem Vater Kraft und Geſundheit gebe zu ihrem Heile und zum Heile des ganzen deutſchen Vaterlandes; ich bitte meinen Gott oft darum“ (Wien, am 10. Februar 1863), ſo wallte wohl in Ludwigs Seele ein Hoffen auf, daß er Kraft auch ohne Geſundheit an den Tag legen könnte, und er ließ dann im Geiſte die Reihe ſeiner ältern und neuern dramatiſchen Pläne an ſich vorüberziehen, die keineswegs in den verſtaubten Planheften endgiltig begraben waren, ſondern von Zeit zu Zeit auferſtanden.

An die Ausführung gewiſſer Entwürfe aus der Zeit vor den „Makkabäern“ dachte Ludwig jetzt wohl nicht mehr, „Jud Süß“ oder „Der Jakobsſtab,“ „Armin“

und „Der Sandwirt Hofer“ lagen hinter ihm. Aber die beiden am weiteſten vorgerückten ſeiner unvollendeten Tragödien „Agnes Bernauer“ und „Marino Falieri“ traten immer aufs neue wieder in ſeine Phantaſie; an den beiden gewaltigen und vielleicht eigentümlichſten Plänen zum „Albrecht von Waldſtein“ und zur „Maria Stuart“ (König Darnleys Tod) konnte er niemals aufhören zu ſchaffen, und ihre Geſtalten beunruhigten ſelbſt Ludwigs Träume. Dazu hatten ſich in den erſten ſechziger Jahren die gleichfals mit Herzblut getränkten, in der raſtloſen Phantaſie des Dichters vielmals wiedergebornen, in der reflektierenden Erwägung immer wieder umgebildeten Schauſpielpläne „Die Freunde von Imola“ und „Camiola“ („Die Kaufmannstochter von Meſſina“) geſellt.

Im Jahre 1862 war in Eisfeld der alte langjährige Vertraute Ludwigs, L. Ambrunn, geſtorben. In dankbarer Anhänglichkeit hatte Ludwig, dem das Briefſchreiben bis zuletzt ein Opfer war, dem Alten fortgeſetzt über ſeine Erlebniſſe und Pläne berichtet, ja mit rührender Sorgfalt ſelbſt deſſen kleinſtädtiſchen Neuigkeitsdurſt befriedigt und ihm zum Beiſpiel längere Beſchreibungen des Dresdner Schillerfeſtes von 1859 oder der feierlichen Beſtattung Ernſt Rietſchels im Februar 1861 gemacht. Auch noch unmittelbar vor dem Tode des alten Freundes, als ihm der Sohn Ludwig Ambrunns, Chriſtian Ambrunn, vom Zuſtande ſeines Vaters Meldung machte und ihn fragte, ob er mit dieſem noch etwas in ſeinen Vermögensangelegenheiten zu ordnen hätte, antwortete Ludwig (Dresden, 20. Febr. 1862) nur: „Wir wollen uns über ihm vergeſſen und wünſchen, daß er ſchmerzlos und ohne Kämpfe vollends verlöſche. Um dazu mein Scherflein, ſo wenig es iſt, beizutragen, ſchließe ich einen Brief ein, der an ihn gerichtet iſt und keinen andern Zweck hat, als dazu zu helfen, daß unſer guter Papa in

heitern Gedanken entschlummere. — Allerdings habe ich noch keine Rechnung von ihm über die Verwaltung meines Vermögens, welche ihm bis zum Verkauf meines Gartens überlassen war. Ich möchte aber nicht, daß er durch ein derartiges Verlangen über die wahre Natur seines Unwohlseins aufgeklärt würde und in seinem still allmählichen Übergange gestört." So liebevoll und mild besorgt um das Befinden aller andern, ihm Nahestehenden, blieb Ludwig auch in seinen schweren Leidensjahren. Immer wieder erhob er sich um der Seinigen willen über die Mutlosigkeit, die im Gefolge seiner Krankheit eintrat, und nur dem verschwiegnen Papier der Shakespearestudien vertraute er Aussprüche wie „Eigentlich wohl ist der Mangel an Selbstvertrauen der Hauptgrund, warum ich nichts vor mich bringe. Dieser Mangel ist der Begleiter meines chronischen Übels." (Shakespearestudien, Bd. IV der Handschrift, Seite 57)

Es kann zu nichts frommen, die Einzelheiten des Ganges seiner Krankheit aufzuzählen. Der kümmerlichen Genesung folgte fast regelmäßig der schwerere Rückfall. Er blieb bemüht, die besorgt teilnehmenden Freunde über die augenblickliche Lage zu beruhigen, wie er denn an Lewinsky schrieb: „Meine Übel sind einzeln genommen alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausierend, ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer andern Schar abgelöst wird. So, stets absorbiert und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere."

In trübem Gegensatz zu diesen Beschwichtigungsworten, aus denen gleichwohl ein tiefes seelisches Leid herausklingt, stehen einzelne Aufzeichnungen der letzten

„Hauskalender“ des Dichters. Am 1. Februar 1863 ſchrieb er, daß er „auf Stühlen liegen müſſe,“ am 12. des gleichen Monats, daß er nunmehr das Liegen auf dem Sofa ertragen könne, am 12. September: „Um dieſe Zeit bin ich zum erſtenmale wieder aufgetreten, die erſten Tage einen Gang um den Tiſch gethan, von zwei Stöcken und meiner Frau gehalten, weil ich das Gleichgewicht zu finden noch nicht vermochte.“ Aber auch dies Wiederauftreten ſollte nur wenige Monate währen, mit dem Eintritt des Jahres 1864 trat die letzte Periode ſeiner Krankheit ein, in der er das Lager nicht mehr verlaſſen konnte — das Leiden war durch die unabläſſigen Wiederholungen bedenklich und gefährlich geworden. Jetzt erſchien der ſchöne ſtattliche Mann als die Leidensgeſtalt, deren ſich die Beſucher der letzten Jahre erinnern. Auerbach fand ſchon 1863: „Der großartige Kopf iſt noch ganz wie ehedem, das volle lange Haar, die Löwenmähne, an den Füßen aber ſieht es aus, wie wenn man Hoſen über zwei Stöcke zöge.“ Heydrich ſchilderte die prachtvoll gewölbte, nunmehr tief durchfurchte Stirn, das dunkle bis zuletzt volle Haar, die milden, treuherzigen Augen des echten Rembrandtkopfes, „die der hinfälligen edeln Geſtalt etwas unbeſchreiblich Hoheitsvolles und Verklärtes“ gaben, Rektor Klee ſagte: „Sein Kopf ſieht immer aus, als ob er jedes Gedankens an Schwachheit und Kleinheit ſpotte.“ Wie echt und typiſch der Ausdruck des tragiſchen Dichters in dieſem Kopfe vorherrſchte, davon ſollte mir im Frühling 1890 auf einer Reiſe in Italien die wunderſamſte Offenbarung zu teil werden. Als ich mit meiner Frau durch die Säle des Nationalmuſeums (Museo borbonico) in Neapel ging, fiel mir plötzlich eine Büſte in die Augen. Indem ich den Blick meiner Frau nach ihr lenkte und ſie fragte: „Wer iſt das, oder wer ſcheint das zu ſein?“ gab ſie mir ohne Beſinnen zurück:

Otto Ludwig! Als wir nun erſt den Katalog befragten, erwies ſich, daß wir eine Euripidesbüſte vor uns hatten!

Daß es immer einſamer um den Kranken wurde, ſchloß nicht aus, daß er ſich nach wie vor, ſo oft es der Arzt nur geſtattete, des geiſtig lebendigen Verkehrs mit den bewährten Freunden erfreute. Die Abgeſchiedenheit Ludwigs vom Leben der Welt und ſelbſt vom Leben der Stadt, in der er weilte, hinderte es nicht, daß ihm von allen Wiſſenden und Klarſehenden eine tiefe Bedeutung für das Geſamtleben zuerkannt wurde. Die bloße Exiſtenz eines Dichters von ſeiner innern Macht und ſeiner künſtleriſchen Anſchauung blieb ein Zeugnis dafür, daß der deutſchen Litteratur trotz verhängnisvoller und ungünſtiger Zeitumſtände weder das künſtleriſche Gewiſſen noch die Kraft ſelbſtändigen Geiſteslebens völlig abhanden gekommen ſei. Die Umſtände fügten es außerdem, daß der kranke Dichter auch für Dresden einer der letzten Vertreter des glücklichen und unvergeßlichen Aufſchwungs der vierziger und fünfziger Jahre geworden war. 1859 hatten Berthold Auerbach und Bendemann, 1861 hatte Gutzkow Dresden verlaſſen, 1861 war Ernſt Rietſchel geſtorben; es ging mit dem kurzen Glanze der Tage König Friedrichs Auguſts immer raſcher zu Ende, und Otto Ludwig war in ſeiner ſchlichten Hoheit eine der lebenden Erinnerungen an dieſe ſchönen und verheißungsvollen Zeiten. So lange ſein lebendiges Wort zu den ernſtern Naturen ſprach, die ihn in ſeiner Einſamkeit aufſuchten, wirkte er auch auf ſeine unmittelbare Umgebung.

Auch ein Wohnungswechſel blieb ihm in der letzten Zeit nicht erſpart; im Oktober 1864 ſiedelte er nach der Pillnitzerſtraße 27 f, vor dem Schlage, über. Damals war es, wo er eine Kiſte voll größtenteils älterer Handſchriften, nachdem er ſie flüchtig durchgeſehen hatte, von den Seinigen verbrennen ließ. Auf Heydrichs Fürbitte für die Er-

haltung dieſer Handſchriften erwiderte er, ein Wort wiederholend, das er ſchon oft gegen ſeine Gattin gebraucht hatte: „Die Seelen aus meinen Dramenplänen ſtehen nachts an meinem Bett und fordern ihr Leben von mir. Dem muß ich ein Ende machen. Ich bin zu krank, ich kann den Seelen ihren Leib nicht mehr ſchaffen.“

In der neuen Wohnung erneuerte ſich das alte Leben wie das alte Leiden, körperlich zum Tode erſchöpft, aber geiſtig ſtark rang er gegen die Wogen, die über ihm zuſammenſchlagen wollten. Ohne Trotz und ohne Bitterkeit, noch immer bereit, am innern Leben, am beſſern Glück der andern reinen und wackern Anteil zu nehmen! Ludwig Richter ſchreibt in ſeinem Tagebuche von 1865: „Heydrich, obwohl unwohl, holt mich zur Klamm ab und erzählt mir eine hübſche Äußerung Otto Ludwigs über mein Holzſchnittblatt „Johannisfeſt,“ an dem er ſeine beſondre Freude hatte. Ja, der alte Burſche mit der Roſe auf der Mütze, der ſich über die Kinder freut und in ſeiner wackligen Figur doch noch ſeine Amtswürde zeigt, das iſt die hohe Einfalt der Natur.“ (Lebenserinnerungen eines deutſchen Malers, Fünfte Aufl., 1890. Bd. 2, S. 139) Und Heydrich ſelbſt fügt der Erzählung von dieſem Vorgang in ſeiner biographiſchen Skizze in den „Nachlaßſchriften“ (Bd. 1, S. 113) hinzu: „Das iſt noch einer, ſo ſprach er zu mir, der den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden kann. Nach ihm wirds keiner mehr ſo können. Sieh da, und mit knöchernem Finger zeigte er auf das Johannisfeſtbild des Meiſters — nie ein Strich zu viel, nie einer zu wenig. Das iſt die echte Beſcheidenheit in der Kunſt.“

Die Äußerung Ludwigs wurde an ſeinem letzten Geburtstage, im Februar 1865, zwölf Tage vor dem Tode des Dichters gethan. Als er ſie that, war er nicht nur wieder bei ſeinen Shakeſpeareſtudien, deren

letzte Blätter er der treuen Gattin diktierte, sondern ein wunderſames freundlich-feindliches Geſchick hatte ihm einen letzten Aufſchwung ſeines poetiſchen Genius gegönnt. In den letzten Monaten ſeines irdiſchen Lebens geſtaltete er den Plan einer neuen großen Tragödie „Tiberius Gracchus“ und vollendete den wunderbar ſchönen und ergreifenden erſten Akt dieſes Werkes, der weihevoll wie der Torſo einer mächtigen Statue zu Häupten des Sarkophags eines geſchiedenen Bildners ſteht und als unvergängliches Zeugnis für das letzte edle Ringen des Dichters erſcheint. Todesahnung, Todeswehmut in goldenſter Faſſung zittert durch die Verſe:

Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege ſtand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von ſchönern Tagen;
So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schweſtern eben noch geflüſtert,
Das niemand fallen ſieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin ſcheid ich mit der Sonne!

Wie eine Verkündigung des eignen „klaglos heiligen“ Endes haucht es uns aus der Rede Tibers an. Am 25. Februar 1865 ſchloß der Dulder, der bis zuletzt ein Dichter im höchſten Sinne des Wortes geblieben war, die Augen. Am 28. Februar morgens ward er auf dem Trinitatisfriedhof der Altſtadt Dresden beſtattet. An ſeinem Grabe vereinten ſich ſeine Freunde und Verehrer aus allen Lebenskreiſen Dresdens, Guſtav Freytag und Berthold Auerbach waren von Leipzig und Berlin herbeigeeilt, dem geſchiednen Freunde die letzte Ehre zu erweiſen. Ed. Duboc und Heydrich ſprachen Gedichte zu ſeinem Gedächtnis; alle Teilnehmer dieſer Totenfeier fühlten in dem Ernſt jener Wintermorgenſtunde, wie viel dem Toten, den man hinabſenkte, das Leben ſchuldig geblieben ſei.

Die treuen Freunde Ludwigs, vor allen Joſef Lewinsky, Guſtav Freytag, Max Jordan, Eduard

Duboc und andere blieben auch der Familie, was sie dem Dichter gewesen waren, standen der tiefgebeugten Wittwe als teilnehmende und treue Berater zur Seite.

Die Hinterlassenen Ludwigs waren später auf die bescheidnen Erträge der vereinzelten Wiederaufführungen seiner Dramen „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer“, auf die geringen Einnahmen der ersten Ausgabe der „Gesammelten Werke“ 1870, der Shakespearestudien 1872 und auf eine mäßige Pension der deutschen Schillerstiftung, die berechtigste, die die Schillerstiftung jemals verliehen hat, angewiesen. Seine Wittwe Frau Emilie Ludwig und seine Tochter Cordelia, die das musikalische Talent des Vaters geerbt hatte, aber leider schon in den ersten Jahren ihrer mit Eifer und Erfolg betriebnen musikalischen Studien diesen in Folge einer Überanstrengung bald nicht mehr in dem Maße obliegen konnte, wie dies zu künstlerischer Entwicklung erforderlich gewesen wäre, leben dem Andenken des Gatten und Vaters in Dresden, an der Stätte, an der Otto Ludwig die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit und seiner Erfolge verbracht hatte. Ludwigs beide Söhne Otto und Reinhold führte ihr Geschick im Gegensatz zu dem Vater, dessen Leben bei weltgroßem Blick und weltweiter Phantasie in räumlicher Enge verlief, in transatlantische Fernen. Otto Ludwig, der ältere Sohn, der schon als Kind einen unbesiegbaren Trieb in die Ferne zeigte und nur auf Wunsch seiner Mutter das Gymnasium absolvierte, konnte in spätern Jahren dem innern Drange nicht länger widerstehen und siedelte, nachdem er sich vorübergehend in Portugal aufgehalten hatte, nach Porto Alegre in Brasilien (Rio Grande do Sul) über, woselbst er in dem ersten dortigen Handelshause eine seinen Neigungen und Talenten entsprechende Stellung einnimmt; der jüngere, Reinhold Ludwig, der auf der Universität Leipzig die Rechte studiert und das juri-

stische Examen wohl bestanden hatte, wandte sich gleichfalls nach der Hauptstadt der halbdeutschen Provinz Rio Grande do Sul. Reinhold Ludwig legte dort, als der erste Deutsche, die Prüfungen der brasilianischen Rechtsgelehrten ab und entfaltete als hochgeachteter Rechtsanwalt, als energischer Verfechter der deutschen Interessen in der „v. Koseritz deutschen Zeitung", desgleichen als Deputirter zum brasilianischen Congreß eine große juristische und politische Wirksamkeit. So wunderbar von denen des Vaters verschiedne Wege die Söhne einschlugen, so scheint doch ein Teil der reichen Talente des Vaters auf sie übergegangen zu sein; in den publizistischen Arbeiten Dr. Reinhold Ludwigs lebt etwas von der Kraft und der Schärfe des Stils, die des Vaters Prosa auszeichnet; seine eigne musikalische Begabung bewährte er in der Komposition einer Messe, die in Porto Alegre aufgeführt wurde, wie er es sich auch kräftig angelegen sein ließ als Bahnbrecher der klassischen Musik in seiner neuen Heimat zu wirken.

Im Jahre 1866 errichtete zunächst Otto Ludwigs kleine Vaterstadt Eisfeld am ehemals Ottoschen Hause in Eisfeld eine Gedächtnistafel mit der Inschrift: „Otto Ludwig von hier, geb. den 12. Februar 1813, gestorben 25. Februar 1865, verlebte an dieser Stätte seine Jugendjahre. Gewidmet von dessen Vaterstadt." Neuerlich ließ der kunstsinnige Landesherr seines Geburtslandes, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, eine Büste des Dichters in den Anlagen des Parks zu Meiningen aufstellen. Das eigentliche Denkmal blieben und bleiben die Werke des Dichters. Der ersten Ausgabe „Otto Ludwigs gesammelte Werke mit einer Einleitung von Gustav Freytag" (4 Bände, Berlin, 1869—1870) folgten die „Nachlaßschriften Otto Ludwigs" herausgegeben von Moritz Heydrich (2 Bände, Leipzig, 1874). Umfassender, vollständiger als diese

Ausgaben versucht die vom Verfasser dieses Lebensbildes in Gemeinschaft mit Erich Schmidt herausgegebene neue Ausgabe von „Otto Ludwigs Gesammelten Schriften“, der dies Lebensbild vorangestellt ist, dem Dichter ein litterarisches Gedächtnismal zu errichten, das lebendig von der Größe seines Talents wie seiner Persönlichkeit zeugt. Denn von dem Dichter, der aus der innersten Wahrheit seines gesamten Lebens und Schaffens heraus seinem Freunde Lewinsky in der Scheidestunde sagen durfte: „Sein Sie stets bedacht, in Ihrer künstlerischen Anschauung von der Natur auszugehen. Die Natur ist so namenlos reich in jeder Beziehung, und in ihren Ideen so einfach; wir müssen nur lernen, diese Einfachheit zu erkennen und die in ihr liegende Schönheit zu sehen,“ wird das tiefsinnige Wort Fichtes vom großen Schriftsteller für und für gelten „Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage.“

Berichtigung

Der Titel der Seite 113 erwähnten in Herloßsohns „Komet“ für 1840 abgedruckten Novelle Ludwigs lautete dort nicht: „Die Emanzipation der Dienstboten“ wie angegeben steht, sondern: „Das Hausgesinde.“

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL

UCD LIBRARY
DUE JUN 30 1979

UCD LIBRARY
DUE APR 6 1981
MAR 12 1981 REC'D

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAV

Book Slip–50m-9,'70 (N9877s8)458—A-3

Digitized by Google

Nº 759834

PT2426
A1
1891
v.1

Ludwig, O.
Gesammelte Schriften.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

3 1175 00245 5171

Digitized by Google